Reden, Abhandlungen und Briefe

von

J. B. STALLO.

NEW-YORK.
E. STEIGER & Co.
1893.

LG
S7825r

Reden,

Abhandlungen und Briefe

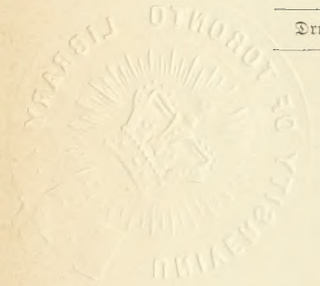
von

J. B. Stallo.

411318
9.4.43

New-York.
E. Steiger & Co
1893.

Druck von A. Dölter, Emmendingen (Baden).



Dem ehrwürdigen Vertreter

deutscher Bildung, deutschen Biedersinns und deutscher Sitte

in der neuen Welt

Gustav Körner

in aufrichtiger Verehrung

zugeeignet.

Vorwort.

Die vorliegende Auswahl aus den Reden, Abhandlungen und Briefen, die ich seit dem Jahre 1855 zu verschiedenen Zeiten in deutscher Sprache gehalten und geschrieben habe, ist auf das Andringen einiger Freunde veranstaltet worden. Ich habe diesem Andringen nur zögernd und mit starkem Widerstreben Folge gegeben. Denn, was hier in dauernder Form einem größern Publikum unterbreitet werden soll, ist zu großem Theil als das flüchtige Erzeugniß des Augenblicks und der besondern Veranlassung im Hinblick auf die Bedürfnisse und Interessen enger Kreise entstanden, und trägt außerdem vielfach das Gepräge von Stimmungen, die mir seit längerer Zeit fremd geworden sind. Dazu kommt noch, daß die Gegenstände, womit sich diese Reden und Schriften beschäftigen, mit wenigen Ausnahmen außerhalb des Bereichs meines gewöhnlichen Gedankenlebens liegen, und daher auch für mich nur eine beschränkte und vorübergehende Bedeutung hatten. Aus diesen Gründen schien es mir sehr bedenklich, längst verklungene Worte und von den Stürmen der Zeit verwehte Blätter ältern Zeitgenossen in's Gedächtniß rufen oder die Aufmerksamkeit der Jüngern dafür in Anspruch nehmen zu wollen.

Nun sind aber in den letzten Jahren mehrere der von mir erörterten Fragen plötzlich wieder auf die Tagesordnung gekommen, und der Sinn auch derjenigen meiner Mitbürger, die der Diskussion dieser Fragen bisher nur geringe Theilnahme

entgegenbrachten, ist endlich für ihre Bedeutung erschlossen worden. Ich rede hier besonders von den Fragen, die auf unser Schulwesen, auf die Stellung der Deutschen zu den Anglo-Amerikanern, auf den Schutzzollunfug und die andern Uebergriffe der Staatsgewalten auf die Gebiete des freien Verkehrs und der freien Selbstbestimmung, auf die Neugestaltung der Elemente unseres politischen Lebens u. s. w. Bezug haben. Es mag sein, daß das, was ich vor Jahren über diese Dinge zu sagen hatte, auch jetzt noch zeitgemäß ist und zur Klärung der Begriffe der jüngern Generation beitragen kann. So habe ich mich denn entschlossen, die Reden und Briefe aus den Jahren 1872, 1876, 1880 und 1884 zu sammeln, und — auch hierin den Wünschen der Freunde Rechnung tragend — mit einigen Reden und Schriften vermischten Inhalts aus früherer Zeit zu einem Bande zu vereinigen.

Zu bemerken ist, daß die Rede über „Pseudoreform" im Jahre 1872 zu St. Louis in englischer Sprache gehalten, aber gleichzeitig mit dem englischen Text in einer von mir selbst besorgten deutschen Uebersetzung gedruckt wurde. Ich habe sie mit aufgenommen, weil die Kenntniß ihres Inhalts für das Verständniß der spätern Reden und Briefe unerläßlich schien.

Die Schlußbetrachtungen über die politischen Zustände im October 1892 sind bisher nicht veröffentlicht worden.

Florenz, Ende October 1892.

J. B. Stallo.

Inhalt.

Seite.

I. Thomas Jefferson 1
II. Alexander von Humboldt 21
III. Die englische Sprache 50
IV. Der Materialismus 77
V. Die Naturwissenschaft und ihre Grundanschauungen . . 103
VI. Drei Sängerfestreden 148
VII. Das Bibellesen in den Staatsschulen 175
VIII. Der Nativismus in den Staatsschulen 186
IX. Der deutsche Unterricht in unsern öffentlichen Schulen . 197
X. Ein Votum über die Negerstimmrechtsfrage 211
XI. Ein Brief über Frauenemanzipation 232
XII. Garibaldi 256
XIII. Aufforderung zur Gründung eines deutschen Regiments . 263
XIV. Deutschland's Sieg 270
XV. Dr. Max Lilienthal 274
XVI. Politische Reform 278
XVII. Pseudoreform 305
XVIII. Die politische Sachlage 1876 348
XIX. Für Tilden 436
XX. Der Fluch der bösen That 465
XXI. Die Präsidentenwahl 1880 471
XXII. Die Schutzzollfrage 490
XXIII. Politische Zustände im October 1892 512

Druckfehler.

Seite 50, Zeile 5 von oben statt Onitlines lies Ontlines.
Seite 155, Zeile 5 von unten statt Branden lies Bränden.
Seite 258, Zeile 12 von oben statt Wirren lies Sbirren
Seite 301, Zeile 16 von oben statt schreibe lies schriebe.
Seite 400, Zeile 16 von oben statt Freemann's lies Freeman's
Seite 469, Zeile 5 von unten statt Valadolid lies Valladolid.

I.

Thomas Jefferson.

Worte zu seiner Geburtsfeier, gesprochen in der Turnhalle zu Cincinnati, am 2. April 1855.

Meine Herren!

Sie haben die schöne Sitte eingeführt, die Geburtstage der Gründer unserer Republik zu Festtagen zu machen, und ihre Feier in würdigerer Weise zu begehen, als durch das Knattern chinesischer Feuerwerke auf den Straßen. Es ist mir erfreulich, daß auch die Gedächtnißfeier Thomas Jeffersons, dessen Principien sowohl wie sein Geburtstag bei den Eingeborenen dieses Landes in Vergessenheit gerathen zu sein scheinen, dabei eine Stelle findet; und ich entspreche gern Ihrer Aufforderung, durch einige Worte der Erinnerung an sein Wirken das Meinige zu dieser Feier beizutragen, wiewohl ich im Drange meines Berufslebens darauf verzichten muß, Ihren Erwartungen oder den Anforderungen des Gegenstandes genügen zu wollen.

Das Leben eines geschichtlich bedeutenden Menschen gestaltet sich nur im Rahmen seiner Zeit zu einem sprechenden Bildniß, und seine Biographie ist nichts weiter als die dargestellte Wechselwirkung zwischen ihm auf der einen Seite, und seinem Volk und seinem Jahrhundert auf der andern. Wie sich sein Zeitalter in ihm gespiegelt, — wie er hinwiederum seiner Mit- und Nachwelt den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt: das sind vorzugsweise die Fragen, die wir an den Biographen eines historisch unsterblichen Mannes zu richten haben.

So ist Jefferson für uns nur ein Wandgemälde an den Coulissen der amerikanischen Revolution und der folgenden ersten

Acte der republikanischen Weiterbildung. Der Versuch zu einer Charakteristik dieses „Vaters der Demokratie" bedingt daher eine flüchtige Umschau in unserer Revolutionsgeschichte.

Betrachten wir zunächst die amerikanische Revolution von ihrer negativen Seite, als einen Abfall nämlich der Colonieen von ihrem Mutterlande England, so erscheint sie uns als ein Glied in der Kette von Ereignissen, worin der Geist und die Bedeutung der Zeit, worein sie fällt, sich ausgeprägt haben. Das Drama unseres Befreiungskriegs spielte bekanntlich in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts; und dies Jahrhundert war eine Periode des Verfalls, der Verwesung, der allgemeinen Auflösung. In Deutschland schwand damals der letzte Schatten des alten Reichs; Polen wurde getheilt und hörte auf, unter den Völkern Europas zu existiren; der Friede zu Paris und Hubertsburg zerstörte Frankreichs Seemacht und Handel und raubte ihm seine Besitzungen in Amerika. Das Papstthum wurde in die Schranken seiner geistigen Gebieterschaft zurückgescheucht; Clemens XIV. wurde sogar gezwungen, den Jesuiten-Orden aufzuheben und somit die stärkste Veste seines Absolutismus in die Luft zu sprengen, — lauter äußere Symptome eines Zerstörungsprocesses, an die sich die Rebellion der amerikanischen Colonieen, welche auch das stolze, bis dahin unerschütterliche Albion in diesen Proceß hereinzog, würdig anschloß. Unendlich wichtiger aber, unendlich bedeutender für die folgenden Jahrhunderte, war eine Reihe von Vorgängen ganz anderer Art. Aller Orten begann die religiöse oder vielmehr philosophische Kritik ihre Arbeit. In Frankreich stürzten die Encyclopädisten die mittelalterlichen Tempel; Männer wie Hume und Gibbon dachten und schrieben auf der britischen Insel; Geister wie Kant und Lessing wirkten in Deutschland. Die Menschheit war offenbar im Begriff, in ein neues Stadium zu treten. Ueberall rumorten die dienstbaren Geister der neuen Zeit, und in jeder Ader fühlte man das Pulsen einer ungewohnten, wiedergebärenden Lebensregung.

Inmitten dieser Bewegungen entzündete sich das Feuer des Unabhängigkeitskriegs, obwohl die amerikanische Revolution keineswegs eine unmittelbare Folge der weltgeschichtlichen Gährung war, die in Europa Alles wirr durcheinander trieb. Diese Gährung erreichte ihren Höhepunkt erst mehrere Jahre später in der französischen Revolution, jenem furchtbar prächtigen Geisterbrande, der den abendlichen Horizont des letzten Jahrhunderts mit seiner schaurigen Gluth erleuchtete. Unsere amerikanische Revolution war ihrem Ursprung nach in der That Das, als was sie in der That bezeichnet wird: nicht sowohl ein Ringen nach Freiheit, als ein Kampf um nationale Unabhängigkeit. Die amerikanischen Colonisten wollten zwar Freiheit; aber sie verstanden darunter nur Gleichberechtigung mit den Bewohnern der britischen Insel; sie strebten nichts Höheres an, als was, nach ihrem eigenen Ausdruck, das uralte Erbrecht der Briten gewesen war. Sie wollten sich selbst besteuern, ihre innern Angelegenheiten selbst regeln, ihre Rechtsstreite vor ihren eigenen Gerichtshöfen erledigen, wo es sich um ihr Leben oder um ihre Habe handelte, aus ihrer eignen Mitte die Geschworenen bestellt wissen. Deßwegen standen sie auch auf dem Boden der Geschichte, nicht auf den Höhen der Vernunft. Es war durchaus nicht das neu erwachte Bewußtsein der ewigen Menschenrechte, das sie zum Aufstand brachte; sie empörten sich weder gegen abgelebte religiöse Vorurtheile, noch gegen veraltete politische Systeme. Die Vernunft, vor deren Götterbildniß die Franzosen gleich im Beginn ihrer Revolution Jubelhymnen anstimmten, wurde erst spät, durch Paine, ein Schlagwort diesseits der Atlantis. Es war nicht der Schauer des kreisenden Weltgeistes, der die Amerikaner ergriff, sondern einfach die Wuth, mit der von jeher jeder Brite sich gegen gewaltsame Eingriffe in die Rechte seines Eigenthums oder seiner Person wehrte. Für den größten Theil der Colonisten hatten die damaligen Denker noch vergebens gedacht; fast noch zur Zeit der Revolution roch es in den Thälern Neu-Englands nach den Scheiterhaufen, wo

man die Hexen verbrannte, und die so vielfach verfolgten Quäker waren die Einzigen, die das Princip der religiösen Freiheit in seiner ganzen Tragweite anerkannten.

Die unmittelbaren Veranlassungen des Unabhängigkeitskriegs kennen Sie Alle; es ist nicht meine Aufgabe diesen Abend, auf eine Schilderung dieses Kampfs weiter einzugehen. Die Colonisten sträubten sich Anfangs nur gegen Theesteuern, Stempelacte und derartige Bagatellen; aber sie sträubten sich dagegen im Bewußtsein des Rechts, und dies wurde der treibende Keim ihrer spätern revolutionairen Thätigkeit. Das Recht hat mit der Wahrheit dieses goldene Verdienst gemein: so wie die unbedeutendste Wahrheit, wenn man sie nur fest im Auge behält, gegen allen Irrthum zum Prüfstein werden kann, so trägt auch das unscheinbarste Recht, wenn es einmal erkannt ist, als nothwendige Folgerung die ganze Welt menschlicher Urrechte, die wir die Freiheit nennen, in sich. Das bewährte sich sichtlich bei den amerikanischen Colonisten. Sie wurden bald, ohne es zu wissen, über ihren anfänglichen Standpunkt hinausgetrieben. Der Congreß, der im Jahre 1775 zusammengetreten war, ohne etwas Anders zu wollen, oder eigentlich zu etwas Anderm befugt zu sein, als die verbrieften Rechte der Colonisten zu überwachen und für ihre Wahrung die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, erließ schon am 4. Juli des folgenden Jahres ihr Manifest, worin er nicht nur Amerika, sondern auch den Menschen für frei erklärte.

Vor dieser Zeit war man noch immer auf geschichtlichem Boden geblieben. Man dachte nach wie vor an magna charta, an einheimische Parlamente, an selbstaufgelegte Steuern, an das Recht zu ebenbürtigen Geschwornengerichten. Da ernannte man das Comité zur Abfassung der neuen amerikanischen magna charta, und Thomas Jefferson, das jüngste Mitglied dieses Comité's, redigirte das Programm der künftigen revolutionairen Bewegung: die Unabhängigkeitserklärung. Statt aller historischen Citate aus den Urkunden altenglischer Privilegien

schrieb er Eingangs dieser Erklärung nach der Einleitungsformel die schlichten Worte: „Wir halten diese Wahrheiten für selbsteinleuchtend: daß alle Menschen gleich geboren und mit unveräußerlichen Rechten begabt sind, worunter das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück."

Das war nicht mehr das Murren unzufriedener Colonisten, die sich von ihren Stammgenossen nicht übervortheilen lassen wollten; das war ein gründlicher, tiefer Athemzug aus der Brust freier, selbstbewußter Menschen. Das war nicht mehr der über's Meer gezogene Nationalgeist, der hier ächtbritisch polterte, sondern der erste sonore Laut des Genius der vernunftgemäßen Freiheit. Von nun an hörte man (um mit dem Dichter zu reden)

„kein Sturmgeläute mehr des Pöbels;
Des Geistes Glocken tönten hell zusammen,
Der Zukunft Morgengruß."

Mit der Unabhängigkeitserklärung und den sie begleitenden und zum Theil dadurch veranlaßten Reden und Schriften gewann die amerikanische Revolution einen wesentlich neuen Character. Es kam ein durchaus anderer Geist über das kleine Colonistenvolk, ein Geist, den Männer wie Adams und Hamilton nicht mehr zu beschwören vermochten, als er auch zu Hause, in den neuen Staaten, aufzuräumen begann, nachdem er sich mit der englischen Tyrannei abgefunden hatte. Der Kampf, der sich auf dem atlantischen Meer und an der atlantischen Küste entspann, wurde nun ein Kampf zwischen der alten und neuen Welt in ganz anderem Sinn, als er es früher gewesen; es hieß nicht mehr: hie Yankees, hie Briten, sondern es war die erste und wichtigste Waffenprobe zwischen den bepanzerten Schaaren der alten Weltordnung und der leichten Vorhut des neugeworbenen Eroberungsheeres der Vernunft. Drüben stand das versteinerte und verknöcherte Mittelalter mit seinen Autoritäten von Gottes Gnaden, mit seinen verbrieften Herkömmlichkeiten, mit seinen kirchlichen und politischen Systemen; — hüben, in

den lauen Lüften des jungen Völkerfrühlings und im Sonnenglanz der Aufklärung, flatterten die Fähnlein der jugendlichen Ideen, in welchen wenigstens die Ahnung einer schöneren Zukunft ausgesprochen war. Der Bannerträger aber der Freiheit vor den amerikanischen Reihen war unser Jefferson. Er war es, der die höheren geistigen Interessen aller Völker mit in's Spiel zog und die zur Entscheidung obschwebende Frage aus einer nationalen in eine prinzipielle übersetzte. Und das war Jefferson's Beruf und seine Bedeutung: für Amerika der Dolmetscher der europäischen Geistesentwicklung zu sein und mit dem Lichte der philosophischen Erkenntniß die revolutionairen Elemente der neuen Welt in Flammen zu setzen. Er war der Sendbote von dem Olymp der neuen Gedankendynastie, die auf dem jungfräulichen Boden Amerikas die erste Huldigung entgegen nehmen sollte.

Dennoch lag in der Persönlichkeit Jefferson's gar Nichts, was ihn auf den ersten Blick als den Träger einer hohen geistigen Weihe kenntlich gemacht hätte. Sein Aeußeres zeigte nichts Priesterliches; selbst „die Grazien waren an seiner Wiege nicht gestanden". Es war eine gewöhnliche, sogar etwas schlotternde Figur, mit einem von röthlichem Haar beschatteten Antlitz ohne besondere Würde, das einem hellen, scharfblickenden Auge seine ganze Anziehung verdankte. Er war weder ein großer Denker, noch ein begeisterter Dichter; er gebot weder über das Genie des Feldherrn, noch über die Gewalt der Rede; er war nicht einmal, wie Paine, ein bedeutender Schriftsteller. Trotz alledem war er von seinem frühesten Mannesalter an eine der hervorragendsten Gestalten seiner Zeit und sein Einfluß wurde nicht nur gefühlt, sondern sein Wirken wurde auch auf's Entschiedenste anerkannt. Er war der Gründer einer starken, dauernden Partei, die sich unter der offenen Opposition fast aller gefeierten Staatsmänner und Krieger jener Periode, und ohne daß Washington seinen beifälligen Silberblick auf ihr ruhen ließ, bildete, — einer Partei, die ihn zweimal zum Präsidenten

wählte, und zwar das letzte Mal mit einer so überwältigenden Mehrheit, daß seine Wahl gewöhnlich als einstimmig angeführt wird. Außerdem war er vorher Mitglied seiner vaterländischen Gesetzgebung sowie mehrerer Congresse, amerikanischer Gesandter in Frankreich, Staatssecretär u. s. f. gewesen und hatte das Amt eines Gouverneurs von Virginien bekleidet.

Das Alles erscheint uns übrigens viel weniger räthselhaft, wenn wir die Eigenheiten des amerikanischen Volkes nicht aus den Augen verlieren. Die amerikanische Revolution z. B. paßt ganz zu einem solchen Agitator. Wir vernehmen hier nicht, wie später in Frankreich, das tumultuarische Hinbrausen des entfesselten Volkssturms, — wir sehen keine Orgien der Freiheit, keine Saufgelage der Vernunft, keine wilden Tänze um aufgesteckte Jakobinermützen, keinen bacchantischen Jubel um die Bildsäulen neuer Göttinnen, keinen Korybantenlärm vor vergötterten Krüppeln, die man heute jauchzend auf den Händen trug und morgen in den Rachen der Guillotine warf; — die amerikanische Revolution war im Allgemeinen geräuschlos, gemessen und ruhig, wie jeder wahrhaft entschlossene Kampf, und das Toben des revolutionairen Sturms war nie laut genug, um die Stimme des kalt berechnenden Verstandes zu übertönen. Bei einem solchen Volke brauchte man weder ein Marat noch ein Barbaroux zu sein, um ein volksthümlicher Charakter zu werden. Jefferson war vorzugsweise zum Lenker der amerikanischen Bewegung geeignet. Er war, obwohl der Abkömmling einer Familie aus dem halbceltischen Wales, seinem Namen, seinen Verbindungen und seinem Temperament nach ein Angelsachse, und verstand wenigstens, wenn er ihn nicht grade theilte, den Hang aller Angelsachsen zum handgreiflich Praktischen. Nichts desto weniger haftete sein Blick nicht erblindend am Einzelnen, sondern folgte unverwandt den Bahnen des ewigen Rechts. Er suchte nie auf einmal mit der geschichtlichen Vergangenheit zu brechen; er fügte sich den gebieterischen Ansprüchen des Gegebenen; — aber er hielt dabei fest zu der Lehre: den Leben-

den gehört das Leben; die Vergangenheit hat kein Recht an die Kräfte der Gegenwart; jedes Zeitalter ist sich selbst Gesetz. Er war kein Himmelsstürmer, der die Welt plötzlich auf den Kopf stellen wollte; aber er huldigte dem Motto: „zeigt mir, daß etwas theoretisch richtig, und ich werde auch zeigen, daß es praktisch ausführbar sei." Obwohl er, mit Franklin, immer auf den unmittelbaren praktischen Erfolg bedacht war, und mit Dickinson und Jay die Mittel für die momentane Ausführung wohl zu Rathe hielt, so war ihm dennoch die Frage, ob Etwas rathsam, klug, „politisch" sei, stets eine rein logische Frage; er glaubte nicht daran, daß der Unsinn je praktisch sein könne. Er wußte recht gut, daß mit einer bloßen Phrase oder mit dem Geschrei: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", sich kein Volk frei machen läßt; aber er wußte eben so gut, daß man sehr wohl sich seine Tabakspreise selbst festsetzen und seine Schuldscheine auf ungestempeltes Papier schreiben kann, ohne darum der politischen Bevormundung entgangen zu sein. In Frankreich hätte man ihn vielleicht für einen Kleinigkeitskrämer, einen zweiten Necker gehalten; in Amerika, bei den englisch gesinnten und gestimmten Föderalisten, galt er für einen Visionair. Er war der erste oder wenigstens weitaus entschiedenste Radikale unter den amerikanischen Staatsmännern, vorausgesetzt, daß wir dies vielfach mißbrauchte Wort auf seine wahre Bedeutung zurückführen; daß wir nämlich mit Radikalismus die Lehre bezeichnen, welcher gemäß nur das ein Recht hat zu bestehen welches sich vor den Schranken der Vernunft über dies Recht ausweisen kann. Jefferson war in diesem Lande der Erste, der die Doktrin der Freigesinnten auf allgemeine Grundsätze zurückführte; noch heut zu Tage spricht jeder Stumpredner, wenn er sich sonst abgespult hat, von „Jefferson'schen Principien", und glaubt damit allein den Text zu allen möglichen Freiheitspredigten ausgesprochen zu haben. Er respectirte den biblischen Ebraismus der Neu-England-Staaten, und fügte sich sogar bei einer Gelegenheit, als man darauf bestand, eine Spur des

mosaischen Wiedervergeltungsrechts im virginischen Staatsgesetzbuch beizubehalten; er achtete die Ueberzeugungen Anderer, so wenig er sie auch theilte; er wußte, daß man die geistig Befangenen nicht dadurch zur Vernunft bringen kann, daß man ihnen die Köpfe abschlägt. Bei alledem war er aber, wie Franklin und Paine, ein sogenannter Ungläubiger, ein Deist im Sinne jener Zeit, und scheute sich nicht (was noch jetzt in Amerika viel heißen will) diese Ueberzeugungen offen zur Schau zu tragen und nach Kräften dafür Propaganda zu machen. Jefferson, so freisinnig und radikal er auch war, war kein Danton oder Desmoulins unter Cordeliers und Jakobinern, kein Vergniaud unter Girondisten; er gründete keine Clubs, um in ihnen als hirnwüthiger Rhetor zu glänzen; er zog das Volk an sich heran, und bildete es zu einer großen republikanischen Partei, die sich bestimmter Zwecke bewußt war, und sie mit aller Geduld der Besonnenheit allmälig zu verwirklichen suchte. Jefferson's Hirn war keine Hexenküche der Revolution, wo die Elemente zu neuen Gährungen, zu nie endenden Orgasmen zusammengekocht wurden, damit der Wirbel in den Gemüthern der Menge ewig fortwirbele; es war vielmehr eine läuternde Retorte für die Freiheitsinstincte seiner Zeit, die als helle Gedanken wieder daraus emportauchten und unmittelbar als Keime des Glücks sich in den Boden seines Vaterlandes senkten, um dann bald als die schönen, naturwüchsigen Früchte der Religions- und Preßfreiheit, der Redefreiheit, der Volkserziehung, der demokratisch gleichen Gerechtigkeitspflege u. s. w. heranzureifen.

Es fehlt mir die Zeit, auf Jefferson's Arbeiten zwischen der Zeit der Unabhängigkeitserklärung und der Annahme der neuen Verfassung näher einzugehen. Bekanntlich war er nicht Mitglied der Convention, welche unsere jetzige Verfassung formulirte; er war damals in Frankreich. Den Grundton dazu hatte er indeß schon früher angegeben, und ohne ihn wäre sie gewiß weniger republikanisch ausgefallen. Bezeichnend aber für seine Freiheitsliebe sind die Einwürfe gegen diese Verfassung in

ihrer ursprünglichen Form, die er noch von Paris aus in mehreren Briefen laut werden ließ, und wofür er von den Föderalisten so heftig angegriffen wurde. In einem Brief an Madison (datirt: Paris, December 20., 1787) sagt er: „Ich will Ihnen jetzt erklären, was mir [in der neuen Verfassung] nicht gefällt. Zuerst die Weglassung einer Aufstellung von Grundrechten, worin klar und ohne Sophismenkram die Freiheit der Religion, die Freiheit der Presse, Schutz gegen stehende Armeen, Einschränkung der Monopole, die unablässige Anwendung der Habeas Corpus Gesetze und das Recht zum Verhör vor Geschworenen festgestellt sind. — Der zweite Zug, der mir mißfällt, ist das Abgehen von dem Grundsatz des Amtswechsels, besonders in der Präsidentschaft." In Bezug auf diesen letzten Punkt schreibt er ausführlicher in einem zweiten Briefe an Washington (Paris, Mai 2., 1788): „Die fortlaufende Wiedererwählbarkeit des Präsidenten gefällt mir nicht. Ich fürchte, daß dieses Amt zuerst ein lebenslängliches und dann ein erbliches werde. Ich war ein Feind der Monarchie, ehe ich nach Europa ging; ich bin es zehntausendmal mehr, seit ich die Monarchieen mit eigenen Augen gesehen habe. Es giebt in ihnen kaum ein Uebel, welches sich nicht auf den König als seinen Quell zurückführen läßt, und kaum eine Spur des Guten, welche nicht aus den wenigen Fibern von Republikanismus, die sich in ihnen vorfinden, hergeleitet werden kann. Ich kann ferner mit Fug und Recht behaupten, daß es in Europa kein gekröntes Haupt giebt, dessen Talente oder Verdienste es berechtigen würden, von einer amerikanischen Gemeinde als Kirchenvorsteher gewählt zu werden."

Der erste dieser Entwürfe wurde später, wie Sie wissen, durch die Hinzufügung einer „bill of rights" beseitigt, so daß unsere Verfassung ihren eigentlich principiellen Zug, der sich im Lauf der Jahrhunderte bei allen Veränderungen, die sonst nothwendig werden mögen, erhalten wird, abermals unserm Jefferson verdankt. Der zweite Einwurf wurde durch das Beispiel des

edlen Washington, der als Mensch und Patriot eine Stelle einnimmt, die er als theoretischer Politiker schwerlich verdient hätte, entkräftet. Washington weigerte sich, das dritte Mal wieder als Kandidat für die Präsidentschaft aufzutreten, und ich hoffe, daß man von dem so entstandenen Brauch nie abgehen wird.

Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß Jefferson's Besorgnisse damals ungegründet waren. Die Idee eines Geburtsadels lag den Amerikanern durchaus nicht so fern; hat sich doch selbst in unsern Tagen dies alte Gespenst in der Form des nichtswisserischen Nativismus ungescheut wieder betreten lassen. Zu jener Zeit aber machte man mit der Gründung einer erblichen Aristokratie wirklich den Anfang. Die Auszeichnungen des Ordens der Cincinnati, der aus den hochgestellten Kriegern und Staatsmännern der Revolution bestand, sollte auf die erstgeborenen Söhne der Mitglieder übergehen. Sogar Washington schwankte, fragte aber Jefferson um Rath, und dieser war es auch hier, der mit seiner scharfen Kritik diesem neuen Nagewurm am Leben der Republik die Todeswunde versetzte.

Besonders interessant ist der energische Kampf Jefferson's gegen die sogenannten Fremden- und Aufruhrgesetze, so wie seine Stellung zu den Eingewanderten und zu den Bürgern anderer Nationen. Gewiß hätte sich sein Auge minder sehnsüchtig dem Lichte seines letzten vierten Juli (seines Sterbetages) zugewandt, wenn er hätte ahnen können, daß die Kinder seiner Zeitgenossen schon in unsern Tagen wieder auf den Standpunkt der alten Juden zurücksinken und sich als die Auserwählten, die Privilegirten der Freiheit geriren würden, wie die Stammgezeichneten Israel's sich als die Auserwählten Jehovah's betrachteten, — daß sie nur *den* als ebenbürtig anerkennen würden, dessen Vorfahren mit durch's rothe Meer der Revolution gegangen. Jefferson hätte sich entsetzt vor dem Gedanken, aus dem Besitzthum der Freiheit ein Feudallehen zu machen; sie war ihm das gleichmäßige Erbe aller vernunftgeweihten Menschen, ohne Unterschied der Nation oder Race. Die junge atlantische

Welt, zu deren geistiger Zukunft er den Grundstein legen half, war ihm nie etwas anders, als der von allen Seiten zugängliche Schauplatz des neuen Drama der Civilisation, in dem die Freien jedweden Ursprungs den Chor bilden, und der Mensch, ohne Rang und Zuthat, die Heldenrolle übernehmen sollte. Er wußte, daß wir armen Kinder Europas ein wenigstens eben so gutes Vermächtnißrecht an die Freiheit haben, als die Abkömmlinge Neu-Englands oder Virginiens; daß unsere Vorfahren, wenn sie auch nicht auf Bunker Hill gefochten, doch auf mancher älteren Wahlstatt für die Gewissensfreiheit ihr Blut vergossen und in den Geistesmühen mancher durchwachten Nacht die Gedanken zu Tage gefördert hatten, ohne welche der amerikanische Unabhängigkeitskrieg schwerlich die Dämmerungsstunde einer Republik geworden wäre.

Die nothwendigen Grenzen meiner kurzen Anrede verbieten es mir, andere, nicht minder wichtige Punkte, wie z. B. das eifrige Wirken Jefferson's gegen den Sklavenhandel und gegen die Ausbreitung und den Fortbestand der Sklaverei, die Gründung der republikanischen, später demokratischen, Partei, seine warme Theilnahme an der französischen Revolution, so lange sie noch nicht ausgeartet war, seine Rührigkeit in der Verbreitung der Schriften von Thomas Paine und so Vieles mehr, zu erörtern. Man bekommt indeß nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der Wirksamkeit Jefferson's, wenn man ausschließlich die allgemeinen Annalen der amerikanischen Föderativstaaten zu Rathe zieht. Man muß auch dem Gange seiner Bemühungen in seinem Geburtsstaate folgen, um sich zu überzeugen, wie sehr er verdient, der Vater der Demokratie genannt zu werden.

Diejenigen, welche zwischen dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und den europäischen Revolutionen Parallelen zu ziehen versuchen, setzen in der Regel voraus, daß in Nordamerika mit dem bloßen Sichlosmachen von der englischen Herrschaft Alles geschehen war, und daß es hier keinen alterthümlichen Schutt,

wie er in Europa den Aufbau neuer Staatsgebäude hindert, wegzuräumen gab. Es ist die von Göthe ausgesprochene Idee:

„Amerika, du hast es besser,
Als Europa, das alte,
Hast keine verfallenen Schlösser,
Und keine Basalte."

Es ist allerdings wahr, daß unsere Berge wenige Ruinen alter Zwingburgen aufzuweisen haben; aber, so wie Göthe sich irrte, wenn er meinte, wir haben keine Basalte, so irrt man sich auch in der Annahme, die junge amerikanische Demokratie habe damals ohne allen Widerstand auf flacher Erde die Bahn ihres Fortschritts betreten können. So war z. B. in Virginien das Feudalwesen mit allen seinen Eigenthümlichkeiten eingewurzelt; man hatte dort das Recht der Erstgeburt und der Grundbesitz war nur innerhalb vieler Beschränkungen veräußerlich; die Eigenthümer gehörten zum Theil altadeligen Familien an, deren aristokratisches Gebahren durch die Negersklaverei vor der Lächerlichkeit geschützt wurde; die bischöfliche Kirche war endlich nicht nur die herrschende, sondern hatte als Staatskirche gesetzliche Autorität. Und merkwürdig genug: nach erfolgtem Bruch mit England standen nicht nur die Royalisten, die ihre Sympathieen, wenn nicht ihre Kräfte, der englischen Partei zuwandten, sondern auch die anerkanntesten Patrioten auf Seite der Opposition gegen alle Neuerungen. Nur Wenige hatten den Muth, sich zur Fahne der Reform zu bekennen, die Jefferson gleich im Jahr 1776 in der virginischen Gesetzgebung aufpflanzte. Aber Jefferson ließ sich nicht abschrecken; er arbeitete unermüdlich und griff Alles, was die Probe des gesunden Menschenverstandes nicht aushalten konnte, schonungslos an. Zuerst machte er den Boden in dem Sinne frei, daß er, ohne Rücksicht auf alte Familienrechte, unter allen Bedingungen veräußert werden konnte und so dem Menschen dienstbar wurde, statt daß der Mensch früher an ihn gebannt gewesen war. Dann schaffte er das Recht der Erstgeburt ab; — Pendleton meinte, man sollte

wenigstens, wie die alten Ebräer, dem ältesten Sohn ein doppeltes Erbtheil geben; Jefferson aber erwiederte mit ächt franklin'scher Einfalt, wer nicht einen doppelten Magen und zwei Paar Arme zum Arbeiten besitze, der habe auch kein Recht zu doppeltem Erbe. — Weit wichtiger aber war die von Jefferson bewerkstelligte Trennung der Kirche vom Staat und die allmähliche Einführung des Princips der unbedingten Religionsfreiheit. Wir Jüngern, namentlich wir Deutschen, bei denen die Denkfreiheit das immer und zu allererst, statt wie bei den Engländern und Franzosen das zuletzt erkannte und erstrebte Recht ist, haben kaum eine Vorstellung davon, wie wenig jene Zeit, die von dem Feuerschimmer zweier großen Revolutionen im Namen der Freiheit beglänzt wurde, sich mit diesem einfachen Grundsatz der Religionsfreiheit befreundet hatte. Nur bei wenigen der damaligen Denker und Dichter findet sich dieser Grundsatz vor; bei den Engländern gab es unter den Freisinnigsten sogar nur Einige, die ihn erkannt hatten, und im ganzen 18. Jahrhundert ließ sich kein englisches Wort dafür vernehmen, das sich im Entferntesten mit den markigen Sätzen des alten frommgläubigen Milton vergleichen ließe. Und Rousseau, dessen Verdiensten für die religiöse Befreiung Frankreichs Schiller eine eigene Ode widmete, worin es hieß:

„Neu und einzig, eine Irresonne
Standest du am Ufer der Garonne,
Meteorisch für Franzosenhirn —"

der „aus Christen Menschen werbende" Rousseau hatte die klaren Gedanken seines Landsmanns Descartes so wenig erfaßt, daß wir im 4. Buch seines ‚Contrat social' noch ein eigenes Kapitel über die Staats-Religion vorfinden, worin er den Hobbes lobt, weil dieser ganz richtig „die beiden Köpfe des Doppeladlers, Staat und Kirche, zu einem umgeschaffen", und eine absolute Vereinigung Beider vorgeschlagen habe. Es heißt in diesem Kapitel unter Anderm: „Es giebt ein rein staatliches Glaubensbekenntniß, dessen Artikel zu bestimmen eine Befugniß der

souveränen Gewalt ist. Diese Gewalt kann zwar Niemanden zwingen, daran zu glauben, *aber sie kann doch jeden Ungläubigen aus dem Staate verbannen. Und wenn Jemand offen von seinem früher abgelegten Bekenntniß abtrünnig werden sollte, so kann er mit Tod bestraft werden.*" Und noch in unserm Jahrzehnt lebt (um Anderer nicht zu erwähnen) der Philosoph Auguste Comte, dessen „positive Philosophie" man als die höchste Höhe der menschlichen Erkenntniß anpreist, dessen Doctrin vom „Leader", dem freisinnigsten englischen Journal, und dem „Westminster Review", der radikalsten englischen Quartalschrift, gepredigt wird, — dessen System von dem Republikaner Lewes bearbeitet und von der demokratisch-abolitionistischen Miß Martineau populärisirt worden; und dieser Comte noch zählt in den letzten beiden Bänden seines weitschweifigen Werkes die Gewissensfreiheit unter die Phantasmen einer geisteskranken Gesellschaft! Da ist es wohl kein Wunder, daß Jefferson nur sehr langsam mit diesem Princip durchdringen konnte. Er mußte sich zuerst damit begnügen, die dissentirenden Bewohner Virginiens von der Steuer freizumachen, die sie bis dahin zur Erhaltung der anglikanischen Priesterschaft hatte zahlen müssen, und es währte viele Jahre, ehe es in den Gesetzbüchern deutlich zu lesen war, daß religiöse Ueberzeugungen Sache des Einzelnen und nicht des Staats seien.

Ein anderer, ebenfalls äußerst wichtiger Grundsatz wurde von Jefferson im Jahre 1779 in einem Gesetze festgestellt, worin das Recht der Auswanderung entschieden ausgesprochen war. Bis dahin galt die altenglische, in England und den meisten Ländern des Continents noch jetzt bestehenden Maxime, daß Niemand sich eigenmächtig von seinem heimischen Staatsverbande losreißen könne. Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß unser höchstes Bundesgericht nie die Frage, ob hier das Recht der Expatriation bestehe, hat entscheiden wollen, obwohl diese Frage mehr als einmal direkt vorlag. Trotz dem,

daß kraft unsers ausdrücklichen Statuts tagtäglich Eingewanderte ihrer landesherrlichen Hörigkeit abschwören, sind unsere Richter noch im Zweifel, ob unser Congreß hierin nicht den Verrath zum Landesgesetz erhoben habe!

Jefferson's Vorschlag, die Sklaverei in Virginien dadurch aufzuheben, daß die nach einer gewissen Zeit geborenen Schwarzen frei sein sollten, schlug leider fehl; aber der Versuch ist darum nicht minder bezeichnend für seine Gesinnung. Seine vielfachen Aeußerungen über die Negersklaverei sind ein ganzes Evangelium des Humanismus, das hoffentlich auch unter den Abkömmlingen seiner eigenen südlichen Landsleute einst eine zahlreiche Jüngerschaft finden wird.

Zu Jefferson's größten Verdiensten gehören seine Leistungen auf dem Gebiete des Erziehungswesens; — doch ich muß mit diesen Einzelheiten abbrechen. Sie sehen, Jefferson war kein Phrasenheld der Freiheit, wofür er an vielen Orten gilt, im Gegensatz zu Washington und Franklin; Niemand floskulirte und schauspielerte weniger als er. Er hatte Ideale, aber er schwärmte dafür nur in der unverdrossenen Arbeit für ihre thatsächliche Verwirklichung bis in die fernsten Details, und er könnte in dieser Beziehung sehr Vielen unserer deutschen Patrioten zum Muster dienen. Er gehörte nicht zu denen, die vor lauter Wald die Bäume nicht sehen; er hatte keine Visionen, wenn es galt, an einem bestimmten Fleck das Rechte und Nothwendige zu thun; er war der nie rastende Architekt der Republik, der nicht nur die Grundrisse zeichnete, sondern es sich auch nicht verdrießen ließ, Maaß und Form der einzelnen Theile bis auf die letzten Verzierungen anzugeben, und bei der Beischaffung der Bausteine mit Hand anzulegen. Er war der Männer Einer, die

„Gedankengold
Zu prägen wissen mit der Thaten Stempel."

Soll ich endlich den Grundcharakter seiner Lehre und Wirksamkeit in einem einzigen Wort zusammenfassen, so weiß ich

dafür keinen andern Namen, als den des Individualismus, dessen triviale Formel: „diejenige Regierung ist die beste, welche am wenigsten regiert", wenn man sie als bloße Minimtheorie deutet, übrigens sehr mißverstanden werden kann; — wir kommen dabei jedoch auf einen Gegenstand, der, um klar zu werden, einer besondern Ausführung bedürfte, wozu jetzt nicht die Zeit ist.

Ueber das Privatleben Jefferson's ist nur wenig zu sagen. Jefferson war auch darin groß, daß er mehr heftige Gegner hatte, als irgend Einer seiner Zeitgenossen; und seine Feinde fluchten nicht nur seinem öffentlichen Wirken, sondern lästerten auch auf alle Weise seinen persönlichen Charakter. Er hatte das Glück, seine öffentlichen Bestrebungen noch am Abend seines Lebens von der heranwachsenden Generation auf's Glänzendste gewürdigt und gerechtfertigt zu sehen, — eine Genugthuung, auf die so mancher Andere hat verzichten müssen. Ob dies für ihn eben ein Gewinn oder Verlust war, — ob durch seine Erfolge ein gewisses Haschen nach Popularität ihm wirklich eigen wurde, wage ich nicht zu entscheiden. Die Stellung eines Volksabgotts ist jedenfalls eine sehr mißliche. Es liegt etwas unendlich Friedebringendes in dem Bewußtsein, verkannt zu werden, besonders von der lärmenden Menge, die schon der alte Heraklit sehr gut verstanden zu haben scheint, indem er sagt: „Die Hunde bellen eben an, wen sie nicht kennen." Das erhabenste Wort, das die Geschichte ihren Märtyrern in den Mund legt — erhabener noch, als das „sancta simplicitas" des Huß, Angesichts des Scheiter tragenden Bäuerleins — ist mir eine Antwort Mirabeau's, der doch sonst wohl der Reinste nicht war: „Gebt meinen Namen der Schande, nur laßt die Freiheit siegen." Man kann für seine Ueberzeugungen den Kopf unter das Beil legen, aber es heischt höhern Muth, an diesen Ueberzeugungen auch dann noch festzuhalten, wenn man weiß, dadurch bei der Mit- und Nachwelt ein Geächteter zu werden.

Man muß bei der Beurtheilung Jefferson's nach den

Stimmen seiner Zeitgenossen nie vergessen, daß er als ein Ungläubiger galt, und daß das Wort „infidel" noch jetzt bei der Mehrzahl der Amerikaner mit allen Vokabeln, womit man die Verworfenheit bezeichnet, gleichbedeutend ist. Ich zweifle nicht daran, daß in wenigen Jahren auch das Privatleben Jefferson's in den reinen Linien der Wahrheit und in lichteren Farben dem Volk vor die Seele treten, und daß man der Reinheit seines Charakters die Verehrung so wenig wie der Größe seines Geistes die Bewunderung versagen wird.

Ich bin übrigens weit entfernt, Jefferson's Leben in jeder Beziehung als ein Muster, seine Gesinnungen als das Höchste, und seine politischen und religiösen Ueberzeugungen als ein Unüberschreitbares hinzustellen. Der Geist der Geschichte arbeitet nicht nach Schablonen, und es wird im Auftrag der Weltregierung keine Modezeitung herausgegeben, nach deren Mustern Menschenleben und Menschengeister zuzuschneiden sind. Es ist unsere Aufgabe, auf dem von Jefferson Gegründeten, wenn es anders auf dem Urfels der Wahrheit ruht, fortzuarbeiten, Unhaltbares zu beseitigen, Falsches zu berichtigen; ja, wenn es sein müßte und wir uns überzeugt hätten, daß der Plan seiner Schöpfung ein verfehlter war, so wäre es an uns, das Gebäude niederzureißen und ein besseres an seine Stelle zu setzen. Aber ich fürchte, daß die nächste und dringendste Arbeit die sein wird, das amerikanische Volk auf den Standpunkt zurückzuführen, den ihm Jefferson angewiesen hatte. Es sind fast dreißig Jahre seit seinem Tode verflossen und ich finde wenige Anzeichen, daß seine Ideen in das Mark und Blut dieses Volkes übergegangen seien. Blicken wir auf unsere gegenwärtige Republik, — welch ein Schauspiel! Statt der offenen Debatte und freien Wahl haben wir Verschwörungen von Nichtswissern und Nichtssagern, — Vorurtheile statt der Grundsätze, — dumpfen Fanatismus statt der hellen Begeisterung. Wo die Göttin der Freiheit in geheimen Spelunken statt in den freien Tempelhallen des Lichts verehrt wird, da ist schon aller Glanz an ihrem Diadem er-

loschen, und es währt nicht mehr lange, so liegt es zerbrochen zu ihren Füßen. Noch entmuthigender aber ist die Anschauung, welche offenbar fast allem unserm jetzigen politischen Treiben zu Grunde liegt. Wir haben hier thatsächlich keine Grundrechte mehr; die „bill of rights" ist längst ein todter Buchstabe geworden. Der Begriff der Republik bei den Amerikanern ist wesentlich der eines Polizeistaats; die Regierung ist Alles, das Volk nichts; der Einzelne ist, Dank unsern Maine-Gesetzen und ähnlichen Statuten, weder in seinem Hause noch in seiner Haut frei. Sogar die Verdauungsfunktion ist ein Theil der Staatsverwaltung geworden; der Kreislauf des Bluts wird nicht mehr von den Kräften des eigenen Organismus, sondern von der großen Dampfmaschine des Staats getrieben, und zu den Schlägen des Pulses wird uns von dem polizeilichen Nachtwächterspieß der Takt angegeben. Im Interesse des freien Staats knebelt man den freien Menschen, und im Namen der Tugend macht man alle Tugend unmöglich: denn wo der Zwang anhebt, da hört die Tugend auf. Noch ekelhafter, als von der Seite des Unsinns, der hier zu Tage liegt, ist dieses Treiben von der Seite des heuchlerischen Fanatismus, der dabei zum Vorschein kommt. Ich habe vorhin die eigenthümliche Ruhe und den trocknen Ernst des Amerikaners hervorgehoben; so wie aber diese Charakterzüge schwinden und in ihr Gegentheil umschlagen, wird er zum widerwärtigsten Zerrbild eines vernünftigen Wesens, das aus den Formen der Natur zusammengeflickt werden kann. Es liegt etwas Großes in dem pythonisirenden Cordelier oder in dem rasenden Jakobiner, und für einen Danton wird der Tempel der Geschichte stets eine Nische haben; aber für einen „Engel Gabriel" als Apostel der Freiheit und einen Bill Poole als ihren Märtyrer gibt es nur eine passende Walhalla, — — Barnum's Museum, deren als Literat berühmt gewordener Besitzer sich hoffentlich auch bemüßigt finden wird, ihr würdiger Biograph zu werden.

Doch, meine Herren, verzweifle ich nicht. Zwar meinte Lenau:

„Dem Einzlen ist, was er versäumt, verloren,
Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt;"

und er wurde darob wahnsinnig. Ich glaube und hoffe aber, daß in unsern Tagen, wo die Mnemosyne der Menschheit in der Presse ein so zuverlässiges Archiv gefunden hat, uns keine wesentliche Errungenschaft auf die Dauer mehr verloren gehen wird. Vielleicht soll uns durch die jetzigen Zustände des amerikanischen Volks die Lehre werden, daß keine Republik sturmfest auf bloßen Instinkten ruhen kann; daß der Baldachin der Freiheit sich nur von den Lichtsäulen der philosophischen Erkenntniß emporheben läßt. Wenn diese Vermuthung gegründet ist, so ist es an Ihnen, meine Herren, und an allen Zöglingen deutscher Forschung, die Geistesarbeit unseres Mutterlandes auch hier rastlos fortzusetzen und das amerikanische Banner mit andern Sternen zu besäen, als die sind, welche jetzt die mitternächtlichen Nichtswisserlogen beleuchten. Zwar ist's ein dichter Nebel, der sich auf unsere Fluren gelagert; es ist eine schwarze Nacht, die auf unsern Landen schlummert; aber wir gedenken der Worte des Dichters:

„Eins nur weiß ich, und dies Eine gibt mir Muth und Zuversicht:
Keine Nacht war noch so dunkel, der nicht obgesiegt das Licht;
Keines Winters Eis so feste, daß der Lenz es nicht durchhieb;
Keines Kerkers Wand so ewig, daß die Zeit sie nicht zerrieb."

II.

Alexander von Humboldt.

Eine Gedächtnißrede, gehalten im Nationaltheater zu Cincinnati, am 19. Juni 1859.

Sie sind gekommen, mit mir die Gedächtnißfeier eines Mannes zu begehen, dessen Auge vor wenigen Wochen, in einer andern Hemisphäre, in unserm alten Vaterlande, sich auf immer geschlossen hat. Dieselbe Stunde, in welcher der Genius dieses einen Lebens seine Fackel senkte, hat ohne Zweifel — nach dem Gesetz, welches mit mathematischer Unerbittlichkeit über die Sterblichen waltet — Hunderte von Andern ihrem Ende zugeführt, deren Namen längst verklungen sind, und deren Gedächtniß nur noch in den engen Schreinen einsam trauernder Herzen aufbewahrt wird. In eben dem Augenblicke, in welchem Humboldt sein Haupt zur Ruhe legte, hat gewiß mancher müde Pilger seinen Stab sinken lassen, an welchem jetzt die nachdrängende Menge der Lebenden theilnahmelos vorübergeht. Nur an dieses *eine* Sterbelager unter so vielen heften sich die trüben Blicke der Mitwelt; nur *dieser* Lippen letztes Zucken zittert von Berlin aus nach allen Richtungen hin die Telegraphendrähte entlang, als Trauerbotschaft für alle Zeitgenossen; nur dieses einen Mannes letzter Athem zieht als leiser Hauch der Wehmuth durch die Seele jedes Menschen, der das Recht beansprucht, sich im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts einen Lebenden zu nennen. Ueberall, wo die Nachricht von dem Tode Alexanders von Humboldt einem menschlichen Blicke begegnete, oder die Kunde von diesem Ereigniß an ein menschliches Ohr drang, in der Klause, wie auf dem geräuschvollen Markte des Lebens,

unter wildem Kriegslärm wie bei der emsigen Rührigkeit friedlicher Arbeitsstätten, ist es für einige Minuten still geworden in der Menschenbrust, und in den Tiefen des Gemüthes haben sich die Gedanken, auf einen Augenblick wenigstens, zur Andacht einer stillen Feier gesammelt. Und aller Orten, wo sich im Drange der Zeit eine Gruppe zu bilden Gelegenheit fand, ist es laut geworden von Stimmen, die stammelnd oder beredt das Inhaltswort des eben erloschenen Lebens auszusprechen suchten.

Es scheint fast überflüssig, Ihnen über den Grund dieser allgemeinen Theilnahme an dem Hintritt Humboldt's Rechenschaft geben zu wollen. Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, durch deren Tod sich ganze Völker verwaist fühlten, — Patriarchen der Menschheit, bei deren Bestattung die Bewohner ganzer Continente Familientrauer anlegten, — hohe Verwandte aller Geister und aller Herzen, bei deren Scheiden vom Leben Tausende zumal von dem Gefühl ergriffen wurden, als hätte ein Vater oder Bruder ihnen sein letztes Lebewohl zugerufen. Zu diesen großen Menschen, durch deren unbestatteten Sarg nicht die Wohnung weniger hinterlassener Angehöriger, sondern die Erde zu einem Trauerhause wird, zählen wir unsern Humboldt. Und doch gehörte er zu denen nicht, vor welchen von jeher die Menge in Ehrfurcht sich zu beugen gewohnt war. Er war kein Feldherr, der massenhafte Völkerzüge erobernd in ferne Länder führte; unter den Insignien, die man seiner Bahre nachtrug, war nicht das Schwert des Helden, welches in mörderischen Schlachten geblitzt und vom Blute Erschlagener geraucht hatte. Aber auf seinem Sarge fehlte doch nicht der Lorbeer; auch er war erobernd vorgedrungen in entlegene Gebiete, wo er sich jeden Zoll Boden zu erkämpfen hatte, wenn auch nicht mit dem Schwert, und hatte gesiegt im Streite mit Mächten, die sich ihm feindlich gegenüberstellten, wenn auch nicht in der Schlachtordnung eines Kriegsheers. Und, er hatte wahrlich gerechtere Ansprüche auf den Lorbeer des Eroberers und den Kranz des Siegers, als sein Zeitgenosse, der mit ihm in demselben Jahre

— 32 Tage früher — geboren war, — Napoleon. Ueber die Geschicke der Menschen wird nicht in den blutgetränkten Ebenen der Lombardei entschieden, sondern auf den Hochalpen des Gedankens; nicht mit dem Pulver, welches sich in einer Kanone oder Muskete entzündet, sondern mit der Idee, die den Kopf des Denkers entflammt, kommt das Feuer aus, welches mit seiner Brunst eine alte Welt verzehrt, um einer neuen Platz zu machen. In höheren Regionen, als in den Thälern des Po und Ticino, wo eben jetzt, wie vor einem halben Jahrhundert, Kelten und Germanen um die Herrschaft streiten, wird ohne Kanonendonner und Trompetenruf, ohne Waffengetöse und ohne das Gestöhne fallender Krieger eine Schlacht der Geister geschlagen; und nicht dem Sieger von Mailand oder Marengo, sondern dem Sieger in jenem Kampf der Ideen gehört die Herrschaft der Welt. In solcher Geisterschlacht aber war unser Humboldt ein siegreicher Feldherr, auf dessen Grabe seine überlebenden Kampfgenossen mehr Trophäen niederlegen konnten, als je bei der Todtenfeier eines kriegerischen Heerführers zur Schau getragen wurden.

Nicht den Purpur eines Königs trug Alexander Humboldt — und dennoch war er ein Fürst! Er war von legitimerem Königsadel, als die Hohenzollern und Wittelsbacher, die ihn mit ihren Bändern und Orden ehren zu können glaubten, und gebot über weitere Lande, als die Kronenträger, welche ihre Wappen an die Grenzpfähle heften und ihre Fahnen von den Burgen wehen lassen. Während des letzten Vierteljahrhunderts, welches Humboldt in Berlin zubrachte, wohnte die Majestät nicht im Schlosse Friedrich Wilhelm's des Vierten, sondern in dem kleinen, zweistöckigen Hause an der Oranienburger Straße. Und wenn Humboldt seine Vasallen um sich hätte versammeln wollen, — die Kurfürsten und Pfalzgrafen alle der europäischen Wissenschaft, die gewiß mit ungeheuchelter Ehrfurcht seinen Sessel umstanden hätten, — hätte wohl ein Kaiserpalast eines so glänzenden Hofes sich rühmen können?

Auch kein kirchlicher Machthaber war er, zu dessen Füßen sich Millionen in den Staub warfen. Aber er war in anderem und besserem Sinne ein Herrscher über die Geister; seine Silberlocken bildeten eine schimmerndere Tiara, als die der Gregore und Innozenze zu Rom, und seine Schreibfeder war ein gewaltigeres Zepter, als der Krummstab des Völkerhirten in der Siebenhügelstadt!

Die Lichtstrahlen der Erkenntniß, deren selten oder nie so viele sich um ein Haupt gesammelt haben — das war Humboldt's Königskrone; die bescheidene Würde des schlichten Mannes, der in rastloser Arbeit es wohl selbst vergessen, daß auch seine Ahnen ihm einen Stammbaum zu vererben hatten — das war sein Fürstenmantel: — kein schöneres Diadem hat je eines Mannes Schläfen umschlossen, und kein prächtigerer Hermelin sich über eines Mächtigen Schultern gelagert!

Doch, nicht preisen allein soll ich den hohen Todten, sondern, wenn auch mit unsicherer Hand, einige Züge seines Geistes zu einem Bild zusammenstellen, und, wenn auch mit schüchterner Stimme, den Genius seines Lebens bei seinem großen Namen rufen. Was war Humboldt für seine Zeit und für die nachkommenden Jahrhunderte, und welches Postament gebührt ihm im Tempel der Geschichte?

Wenn ich Jeden von Ihnen einzeln aufforderte, die Bedeutung Humboldt's mit zwei Worten auszusprechen, so würde ohne Zweifel die einstimmige Kunde also lauten: „er war die verkörperte Wissenschaft unserer Zeit." Während nun mit diesen Worten allerdings der Schlüssel zu einer Würdigung des herrlichen Mannes gegeben ist, so ist es dennoch unsere Aufgabe, den wahren, ganzen Sinn dieser Worte uns zum Bewußtsein zu bringen, und uns über die Stellung der Wissenschaft zum Menschenleben und somit über die Ansprüche ihrer Priester an die Theilnahme des Menschenherzens klar zu werden. Was also ist die Wissenschaft Ihnen und mir, und welche Beziehungen haben ihre Jünger zu den Schicksalen der Menschen?

Zur Beantwortung dieser Fragen könnte ich mich in dem vorliegenden Falle selbst an die dunklen Gefühle auch der bescheidensten unter Humboldt's Verehrern wenden, welche über diesen Gegenstand nie ernstlich nachzudenken Gelegenheit gehabt haben. Sie Alle ahnen es, daß Ihre Verehrung sich noch durch etwas Anderes zu rechtfertigen habe, als durch die Dankbarkeit für irgend eine Leistung, wodurch der Menschheit ein Gebrechen zur Kraft, eine Arbeit zur Lust, ein trüber Tag zum heitren Fest umgeschaffen worden ist. Der Arbeiter unter Ihnen feiert in Humboldt nicht den Erfinder eines neuen Werkzeuges, oder eines bisher ungekannten technischen Verfahrens. Der Kaufmann preist in ihm nicht blos den praktischen Himmelskundigen, der durch seine astronomischen Bestimmungen dem bangen Seefahrer neuer Gestirne freundliches Geleite gesichert, nicht den unermüdlichen Beobachter, der an der Seine und Spree, wie auf den Andes und dem Altai die geheimen Züge der Magnetnadel belauscht, nicht den kühnen Segler, der durch unbekannte Gewässer die ersten Furchen gezogen, nicht den unerschrockenen Reisenden, der auf früher unerklommenen Bergesgipfeln und in unwegsamen Pässen der Gefahr Trotz geboten. Der Botaniker schätzt in ihm nicht allein den Pflanzenkundigen, der sein Herbarium oder die Pharmakopoe mit neuen Gewächsen bereichert hat; wie der Chemiker nicht allein den Mitarbeiter Gay-Lussac's an eudiometrischen Versuchen, wie der Physiker nicht nur den geistvollen Forscher im Bereiche des Galvanismus, wie der Physiolog nicht vorzugsweise einen der ersten Pioniere auf seinem jungen Gebiet, wie der Geognost und Mineralog nicht den Mitbegründer und regen Förderer der Gesteinlehre und Petrefactenkunde, und wie der Bergmann nicht den Vorläufer des Sir Humphry Davy in der Erfindung einer Lampe zur Verhütung der Grubengaserplosionen. Der Gelehrte überhaupt bewundert in Humboldt nicht den Vertreter irgend eines besonderen Zweiges des Wissens, nicht den Förderer einer bestimmten Richtung des Forschens, nicht den Entdecker einzelner

Gesetze, nicht den Siegelbewahrer weniger Geheimnisse, deren Verständniß der Masse noch unzugänglich ist. Allerdings wird das Alles bei der Begründung seines Ruhmes auch mit in Betracht gezogen; die Ehrfurcht aber, welche wir vor Humboldt hegen, erklärt sich nur daraus, daß er Einer derjenigen war, in denen sich der Menschengeist in seiner größten Fülle offenbart, — Einer von denen, von deren Lebenszeit für den Fortschritt des Gedankenlebens der Erde die Epochen gezählt werden, und bei deren Erscheinen unser Geschlecht die Feste seiner geistigen Wiedergeburten feiert. Nicht die Vielseitigkeit der Kenntnisse ist maßgebend für den Werth eines geistig großen Mannes, sondern die Höhe der Erkenntniß; nicht der Umfang des von ihm vor Andern Gewußten, sondern die perspectivische Tiefe des Bewußtseins, zu welchem das Gewußte sich einigt und sammelt. Die Heldengestalten der Wissenschaft finden sich nur da, wo der ganze Gesichtskreis des Wissens sich erweitert, wo der Mensch ein größeres Stück des Universums in sich aufnimmt und verarbeitet, und wo es sich mächtiger — höher und tiefer — zu wölben beginnt in der Gedanken lichtvollen Räumen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Werth Humboldt's für unser Jahrhundert unberechenbar. Die Welt der Ideen, welche in Humboldt's Geiste sich zu einem Gesammtbilde zusammenfaßten, und der Reichthum an Thatsachen, deren Besitz ihn zum Krösus seiner Zeit machte, bilden die Grundlage einer ganz neuen Lebensanschauung, zu deren Aufnahme von jetzt an alle Köpfe sich werden bereit halten müssen. Es ist eine nur selten verstandene Wahrheit, daß die Grundsteine jedes Palastes und jeder Hütte, worin die Menschen bisher ihr inneres Leben untergebracht haben — sei es nun ein philosophisches Lehrgebäude oder ein theologisches Dogmensystem —, bei tieferem Nachgraben sich ausweisen als die Kenntnisse und Meinungen von der gegenständlichen Welt, von der Natur und ihrem Wesen und Walten, welche zur Zeit der Entstehung dieser Gebäude gang und gebe waren. Auch bei den prachtvollsten, mit allen Blumen der orien-

talischen Phantasie durchwirkten Teppichen christlicher und vorchristlicher Religionssysteme stellt es sich heraus, — besonders wenn die Teppiche etwas fadenscheinig werden — daß die Fäden zu dem Zettel aller dieser Gewebe gesponnen sind aus kindlich alterthümlichen Vorstellungen von der körperlichen Welt; und wenn dieser Zettel mürbe und brüchig wird, so fällt natürlich auch der Einschlag auseinander. Der Nachweis hiervon, welcher sich ohne Schwierigkeit bis in die äußersten Einzelnheiten führen ließe, wäre sehr lehrreich; wir müssen uns aber hier auf das Allgemeinste beschränken. Ich erinnere nur an die dem Moses irrthümlich zugeschriebenen Schöpfungsurkunden, welche noch jetzt einen wesentlichen Bestandtheil des gewöhnlichen Glaubensinhalts ausmachen. Ohne auf die Widersprüche einzugehen, in welche die dort zu Tage tretenden Vorstellungen mit den vor der neueren Naturwissenschaft über allen Zweifel erhobenen Thatsachen sich verwickeln — Widersprüche, welche wegzuklügeln einfach ein wahnsinniges Unterfangen ist —: sehen wir einen Augenblick zu, welche Bewandtniß es hat mit dem Kern aller den Vorstellungen des Alterthums entsprungenen Glaubenskreise. Den Alten war das Weltall ein in bestimmte Grenzen eingeschlossenes Ganze, von welchem die Erde — nach den Vorstellungen der Meisten sogar ein beschränkter Theil der Erde — das Centrum bildete. Die Erde und ihre Bewohner waren ihnen die ruhende Mitte, um die Alles, nicht nur die physischen Körper, wie Sonne und Sterne und Mond, sondern auch alle geistigen und göttlichen Interessen, sich drehte, wovon Alles ausging, worauf Alles sich bezog, und wodurch auch das Ewige und Unsterbliche erst Sinn und Bedeutung erhielt. Bei den Griechen und Römern hatten die unsterblichen Götter geradezu ihren Sitz auf einem Bergkegel in Hellas oder Kleinasien; und wenn auch in den jüdischen und später in den christlichen Glaubenskreisen der Gottheit die Räume des Himmels zur Wohnung angewiesen wurden, so betraf doch die Summe ihrer Rathschlüsse, ihr Wachen und Sorgen, ihr Lieben und

Leiden die Erde und ihre sterblichen Bewohner. Der Himmel war nur ein Zelt, welches über die Erde gespannt war; die Gestirne wurden nur um der Erde willen geschaffen; die Sonne diente nur der Erde zur Leuchte. Nur in einem Garten der Erde blühte der Baum der Erkenntniß; nur auf der Erde ereignete sich der Sündenfall; nur um der sündigen Erdbewohner willen wurde der Gottheit Sohn von einer Tochter der Erde geboren, und nur *auf* der Erde und *für* die Erde vollzog sich ein für allemal der Akt der Erlösung durch den Menschentod eines Gottes. Nehmen Sie diese alte, von uns Allen jetzt als irrthümlich erkannte Voraussetzung: „die Erde sei der Angelpunkt der Schöpfung und der wesentliche Schauplatz der göttlichen Thätigkeit" weg, und setzen Sie an die Stelle dieser Voraussetzung die Lehren der neuen Astronomie: „die Erde sei nur ein Tropfen im Meere des Alls, nur ein Stäubchen, welches in den weltenerfüllten Räumen der Unendlichkeit wie ein Nichts verschwinde, — nicht die Gestirne drehen sich um die Erde, sondern eben diese Erde schließe sich nur dem Gefolge vieler ähnlicher Körper an, die alle sich um die Sonne bewegen, welche selbst wieder um einen höheren Mittelpunkt ihre Bahnen beschreibe," — setzen Sie, sage ich, diese Thatsachen an die Stelle der alten Meinungen, so haben Sie das ganze Glaubenssystem, welches auch noch über unser Jahrhundert seinen langen Schatten wirft, in seinen Grundvesten erschüttert. Als am 4. Dezember 1563 auf der letzten großen Kirchenversammlung zu Trient die Akten geschlossen wurden, und die 255 anwesenden Geistlichen ihr schließliches Anathema schleuderten gegen diejenigen, welche über Ablaß und Fasten, Heiligenverehrung und Fegefeuer anders dachten, als sie, und als diese Geistlichen wähnten, sie hätten den Bestand ihrer Kirche gesichert, wenn sie nur einige in den Fenstern gebrochene Scheiben ersetzten und ein paar an ihrem Dach schadhaft gewordene Stellen flickten, da bedachten sie nicht, daß gerade zwanzig Jahre vorher — in eben dem Jahre, in welchem man sich zur Eröffnung des Tri-

dentinischen Concils vorbereitete — ein Mann, der noch den Talar des Priesters trug, der Canonicus Nikolaus Kopernik, ein Buch hatte drucken lassen („sechs Bücher über den Umlauf der himmlischen Körper"), womit dem großartigen Prachtbau, den man so eben zu Trient neu auszuschmücken und zu meubliren sich anschickte, der Eckstein und das Fundament weggerissen wurden. Der gute Domherr zu Frauenburg, der sein Buch noch dazu dem damaligen Papst Paul III. zugeeignet hatte, ahnte wohl nicht, daß er unter allen Ketzern, die je gelebt, der größte war, daß er aus der Sternenschrift einen protestantischeren Satz herausgelesen hatte, als irgend eine der 95 Theses, die sein Zeitgenosse, der deutsche Reformator, an die Kirche zu Wittenberg geheftet! Als die Idee von der Bewegung der Erde zuerst in dem Gehirn des damals unbekannten Gelehrten sich regte, da barst nicht nur das Ptolomäische System aus seinen Fugen, sondern auch das scheinbar unerschütterliche System der Dogmen; es wankte nicht nur der Boden unter den Füßen des schweigsamen Beobachters an der Weichsel, sondern auch, und noch weit mehr, der Fels Petri unter dem Schemel des Statthalters zu Rom; es fing an zu wirbeln nicht nur im Planetensystem, sondern auch in den Köpfen. Und kein Machtwort konnte diesem Wirbel Einhalt thun. Sechs und sechszig Jahre nach dem Buch des Copernicus erschien das unsterbliche Werk unseres Kepler, die „Neue Astronomie," — dann Newton's „Principia" — dann die „Mécanique Céleste" von Laplace, — dann Gauß' „Theorie der Bewegungen der Himmelskörper," — hundert anderer Bücher zur neuen Bibel der Welt nicht zu gedenken, — und endlich, in unserem Decennium, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts — der Kosmos Alexander's v. Humboldt*).

*) Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß der hier ausgesprochene Gedanke einer durch die Copernicanische Lehre eingeleiteten Umgestaltung der herrschenden jüdisch-christlichen Welt- und Lebensanschauung durchaus nicht neu ist; er ist seit den Tagen des Giordano Bruno, unter

In welche Formen und Formeln auch der Glaube der Zukunft, in welchem die Menschen selig werden sollen, und aus welchem sie im Leben Muth und im Sterben Trost zu schöpfen haben, sich ergießen möge: dieser Glaube wird die Weltanschauung, welche uns im „Kosmos" entrollt wird, zum Hintergrunde haben.

Ich hoffe nach dieser beiläufigen Auseinandersetzung auf Ihr Einverständniß rechnen zu dürfen, wenn ich Einrede erhebe gegen das Vorurtheil, die Naturwissenschaft habe nur äußere, zufällige und unwesentliche Beziehungen zum Leben des Menschen, und diene nur dazu, der Befriedigung unserer materiellen Bedürfnisse vorzuarbeiten, oder höchstens die Formen des Daseins zu adeln und zu schmücken. Die Naturwissenschaft will etwas Höheres, als unsere Neugier befriedigen oder unsern Hunger; sie forscht nach ganz anderen Dingen, als nach interessanten Thatsachen, oder merkwürdigen Gesetzen, oder sinnreichen Abkürzungsmitteln der Tagesarbeit um Brod. Jede, auch die scheinbar geringfügigste Untersuchung auf dem Gebiete der Natur wird veranlaßt von dem Drange des Geistes, die Welt zu erfassen in ihrem ganzen einheitlichen, vernunftgesetzlichen, inneren Leben. Jede Erfahrung, die der Naturforscher sammelt, jede Erscheinung,

---

dessen philosophischen Betrachtungen er überall im Vordergrunde steht, wiederholt zu mehr oder minder deutlichem Ausdruck gekommen. Unter den Deutschen, die ihn sich und ihren Zeitgenossen zum klaren Bewußtsein gebracht haben, ist vor Allen Goethe zu nennen, und nach ihm Karl Snell, mit dessen Ausführungen die meinigen sich mehrfach berühren. Goethe's Worte mögen, da sie kurz sind, hier eine Stelle finden:

„Unter allen Entdeckungen und Ueberzeugungen mußte Nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Copernicus. Kaum war die Welt als rund erkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auch auf das ungeheure Vorrecht verzichten, der Mittelpunkt des Weltalls zu sein. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen, denn was ging nicht Alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetisch religiösen Glaubens!"

die er einem allgemeinen Gesetz unterordnet, ist ein Beitrag zur Lebensgeschichte des einen Alls. Durch das Mikroskop, welches zur Beobachtung einer Pflanzenzelle dient, wie durch das Fernrohr, welches auf einen Nebelfleck in einem fernen Sonnensystem gerichtet ist, sieht noch ein anderes Auge als das des Pflanzenphysiologen oder Astronomen, welcher nur für die kleinen Zwecke seiner Fachwissenschaft Ausbeute erwartet, — dasselbe Auge, welches, mit Archimedes im Sande die Zirkel beschauend, im Vorausblick das ganze damals noch unentdeckte Gebiet der höheren Mathematik durchschweifte, und welches lange nachher neben Newton wieder aufblitzte, als dieser den historisch gewordenen Apfel fallen sah: das Auge des ewig sinnenden Geistes der Jahrtausende, dem es nicht darum zu thun ist, ein paar zufällige Probleme zu lösen, sondern das alte Räthsel zu entziffern, welches die Geschlechter der Menschen als heiliges Vermächtniß auf einander vererben. Und wenn der Mineralog oder der Chemiker in seine Tabellen eine neue Krystallform oder eine weitere atomische Formel einträgt, so wird im Auftrage eines Dritten mit unauslöschlichen Zügen eine Notiz eingezeichnet in ein unzerstörbares Buch: im Auftrage nämlich eben desselben uralten, unsterblichen Geistes, der einem späteren Jahrhundert in dem neuen Krystall die Mutterform eines noch ungebornen großen Gedankens und in der chemischen Formel den noch unverstandenen Ausdruck einer tiefen Wahrheit überliefern will. Wenn wir uns nun Humboldt vergegenwärtigen — ihn, dem kein Zweig des Forschens fremd blieb, der von seiner Höhe alle Gebiete des Wissens überschaute, der fast bei jeder Idee seines Zeitalters Geburtshelfer und bei jedem Versuch und jeder Entdeckung Zeuge war —: ist es nicht, als hätte jener Geist, der mit den wechselnden Generationen nicht stirbt, sondern in ihnen sich nur verjüngt, dem Verfasser des „Kosmos" seinen Griffel in die Hand gedrückt, damit er als Protokollführer die neu gewonnenen Offenbarungen im Gedenkbuch der Menschen niederschreibe?

Genug davon. Werfen wir jetzt einen Blick auf die neun und achtzig Jahre, durch welche sich die rothe Lebenslinie Humboldt's hinzieht. Humboldt wurde bekanntlich am 14. September 1769 geboren. Das ist ein bedeutungsvolles Datum in einer großen Zeit. Nicht weit von der Geburtsstätte Humboldt's, dem Schlosse Tegel bei Berlin, lebte damals noch — und noch beinahe 17 Jahre später — der große Friedrich der Zweite, und ruhte aus von den Thaten, deren Ruhm für die Wiege jedes in der Periode geborenen Preußenkindes ein Angebinde wurde, und ihm als Mahnung diente, auch von ihm habe die Zeit und das Vaterland Großes zu fordern. Zu Königsberg schrieb Immanuel Kant seine „Kritik der reinen Vernunft," die 11 Jahre nach Humboldt's Geburt herausgegeben wurde, — ein Blitzstrahl des Geistes, der die von Humboldt und seinen Zeitgenossen einzuathmende Luft zu reinigen bestimmt war. Mit einer ähnlichen Reinigungsarbeit war gleichzeitig Lessing beschäftigt, der in demselben Jahre starb, in welchem Kant's Kritik gedruckt wurde. In Frankfurt saß eben der zwanzigjährige Jüngling Wolfgang Göthe zwischen alchymistischen Töpfen und machte Vorstudien zu seinem „Faust"; in Schwaben lernte der zehnjährige Knabe Friedrich Schiller Griechisch und Latein beim Pfarrer Moser, und im Fichtelgebirge lebte der sechsjährige Jean Paul das erste Kapitel der wundersamen Geschichte seines inneren Lebens, die er uns als „Professor dieser seiner eigenen Geschichte," wie er sich selbst nennt, so trefflich erzählt hat. Gottlieb Fichte hatte so eben sein sechstes Jahr überschritten, und stand wohl noch in der Lausitz am Webstuhl seines Vaters; Hegel, — der es wohl verdient unter Humboldt's Zeitgenossen nicht zuletzt genannt zu werden, denn auch er dachte den Gedanken des „Kosmos," einer „begriffenen Welt" — sollte erst im folgenden Jahre, 1770, geboren werden. Wieland, Herder, Voß, Jacobi, die Mitglieder des Göttinger Bundes, und so viele Andere, deren zu erwähnen hier nicht der Ort ist, — sie Alle standen im kräftigsten Jugend-

oder Mannesalter, und gaben Zeugniß von der ungeheuren Kraft, welche sich in jener goldenen Zeit unseres Volkes erschließen sollte. Noch zweier Namen sei hier insbesondere gedacht, die auch in der flüchtigsten Lebensskizze Alexander's v. Humboldt nicht fehlen dürfen: Georg Forster's, der zu jener Zeit, 14 Jahre alt, mit seinem Vater Reinhold in London lebte, und mit diesem kurze Zeit darauf den englischen Seefahrer Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt begleiten sollte; und vor Allen Wilhelm's v. Humboldt, des zwei Jahre älteren Bruders unseres Alexander, der auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung ꝛc. fast eben so Wichtiges geleistet, wie Alexander auf dem Felde der Naturkunde.

Das war Alexander Humboldt's Eintritt in's Leben; das waren die Gestirne seines Horoskops, die zur Stunde seiner Geburt am Firmament auftauchten oder culminirten. Sein eigentlicher Eintritt in die Wissenschaft erfolgte erst 16—20 Jahre später. In Betreff seiner Jugendjahre kann ich hier nur kurz bemerken, daß seine Erziehung eine sorgfältige war, daß er schon früh durch den bekannten Dr. Heim, und später durch Willdenow, zu botanischen Studien veranlaßt wurde, daß er zugleich mit seinem Bruder Wilhelm zu Berlin und Frankfurt a. O. die Grundlagen einer klassischen Bildung gewann, und in Göttingen, der letzten Universität, die er besuchte, mit zwei Männern bekannt wurde, deren Umgang und Einfluß sich für sein ganzes Leben geltend machte: mit Blumenbach und Georg Forster! Das Universitätsleben der Gebrüder Humboldt ging in demselben Jahre zu Ende, in welchem die französische Revolution ausbrach, — das Gewitter, wozu es lange zuvor in französischen und nichtfranzösischen Köpfen gewetterleuchtet hatte. Daß der Blitz dieses Gewitters auch bei den Gebrüdern Humboldt einschlug, unterliegt nach den Aeußerungen Beider über Staats- und Völkerleben, in denen sie sich trotz ihrer nahen Beziehungen zum preußischen Hof immer durch Freisinn und Freimuth ausgezeichnet haben, keinem Zweifel. Der

sanguinischere Wilhelm ging sofort nach Paris, während der ruhigere Alexander sich zu einem naturwissenschaftlichen Ausfluge rüstete, welchen er 1790 mit Georg Forster rheinabwärts, durch Holland nach England machte. Die Frucht dieser ersten Reise war Humboldt's Werk: „Mineralogische Betrachtungen über einige Basalte am Rhein," welches für den Ernst der geognostischen Studien, wie das später nach dem Aufenthalt in Freiberg geschriebene Buch über die kryptogamische Flora in Freiberg von den gründlichen botanischen Vorarbeiten des zukünftigen großen Reisenden Zeugniß ablegen. Ich kann auf die Reisen nach Ober-Italien (in Gesellschaft von Freiesleben und von Hasten), auf den Besuch der Freiberger Bergakademie, wo damals Werner, der Gründer der Geognosie, wirkte, und wo Humboldt mit Leopold v. Buch zusammentraf, auf den Aufenthalt in Jena, wo er mit seinem Bruder Wilhelm und mit Schiller und Göthe schöne Tage verlebte und mit Göthe zusammen unter Loder's Leitung Anatomie trieb, u. s. w., u. s. w. nicht eingehen.

Im Jahre 1798 ging A. Humboldt nach Paris, dem Ausgangspunkt seiner großartigen wissenschaftlichen Thätigkeit. Wie fördernd und anregend für Humboldt dieser erste Aufenthalt in Paris werden mußte, wird uns erst recht anschaulich, wenn wir uns unter den Persönlichkeiten umsehen, welche zu jener Zeit die Hauptstadt von Frankreich zur Hauptstadt der Welt machten. Dort weilte noch der Geist d'Alembert's, der wenige Jahre vorher gestorben war; dort herrschte noch die gerechte Entrüstung über den Vatermord, den die Revolution 1793 und 1794 an Bailly und Lavoisier begangen. Dort lebte der große Mathematiker Lagrange, der bescheidene und liebenswürdige Verfasser der „analytischen Mechanik" und der „Theorie der analytischen Funktionen"; dort schrieb Laplace an seiner „Mechanik des Himmels," von der im folgenden Jahre die beiden ersten Bände gedruckt wurden; dort wirkten Carnot, der Begründer der Geometrie der Lage, Montucla, der Geschichtsschreiber der Mathe-

matik, Delambre, der Astronom und Geschichtsschreiber der Astronomie; dort arbeitete der geniale Mathematiker und Physiker Borda, der nachmalige Lehrer und Freund Humboldt's; dort waren Monge, Fourier, Malus, Berthollet, Geoffroy St. Hilaire, Larrey, beschäftigt mit den Vorbereitungen zu der großen egyptischen Expedition; dort rechnete, beobachtete und lehrte der rastlose Lalande; dort ließ Jussieu eben sein natürliches Pflanzensystem an's Licht treten; dort traf Humboldt den jungen Gay-Lussac, mit dem er nachmals seine Analysen der Luft machte, und den mit ihm im selben Jahre zu Mömpelgard im Würtembergischen geborenen und mit Schiller auf der Karlsschule in Stuttgart erzogenen Cuvier, den eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen Zoologie; dort waren Fourcroy, Decandolle, Haüy, Brongniart, Saussure, und so Viele mehr, die zu neuen Gebäuden der Wissenschaft Grundsteine legten. Mit diesen Titanen kam Humboldt zu wetteifern, und unter ihnen sich die Anerkennung der Ebenbürtigkeit zu erringen.

Um für die Würdigung der Arbeiten Humboldt's einen Standpunkt zu gewinnen, ist es nöthig, für einen Augenblick die damaligen Zustände der Naturwissenschaften in's Auge zu fassen. Die Astronomie ging schon ihrer theoretischen Vollendung entgegen; Laplace baute eben aus ihren bis dahin erkannten Lehrsätzen den prachtvollen Krystallpalast, die „Mécanique céleste," wozu namentlich Euler (der auch noch ein Zeitgenosse Humboldt's war, — er starb nämlich 1783), die Bernoulli, D'Alembert und Clairaut wichtige, die Prinzipien Newton's ergänzende Vorarbeiten geliefert hatten. Das bekannte „Problem der drei Körper" war 1747 von D'Alembert und Clairaut zugleich annähernd gelöst worden, und so die Theorie der Mondbewegungen und planetarischen Störungen begründet; D'Alembert und Euler hatten die Lehre von der Präzession vervollständigt; die Erscheinungen der Ebbe und Flut waren von Cassini u. A. erklärt; die Figur der Erde, welche lange vorher von Richer und Halley oberflächlich aus der veränderlichen Schnelligkeit der

Pendelschwingungen in verschiedenen Breitengraden angegeben worden, war durch die in Lappland und Peru ausgeführten Gradmessungen genauer bestimmt; die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts war seit Römer bekannt, und die Aberration und Nutation seit Bradley erklärt und beobachtet. Dollond hatte das achromatische Fernrohr erfunden, wozu Clairaut und D'Alembert die Formeln angaben, und Herschel hatte 1789 sein 40 Fuß langes Teleskop construirt.

Auch die allgemeine Mechanik hatte mit der Astronomie einen hohen Grad der Ausbildung erreicht. Ohne auf Einzelnheiten einzugehen, will ich hier nur auf einige Gesetze von großer Tragweite hinweisen, deren Entdeckung größtentheils in die Mitte und letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt und für diese Zeit charakteristisch ist: das bekannte, nach seinem Entdecker so genannte D'Alembert'sche Prinzip, das von Leibnitz entdeckte so wichtige Prinzip von der Erhaltung der lebendigen Kräfte, das Prinzip der Erhaltung der Schwerpunktsbewegung, das Prinzip der sich erhaltenden Gleichheit der durchlaufenen Räume (eine von Euler, Darcy und Bernoulli gemachte Erweiterung des zweiten Kepler'schen Gesetzes), Maupertuis' vielangefochtenes Prinzip der kleinsten Wirkungen, und endlich Laplace's hochwichtiges Gesetz von der Unbeweglichkeit der Ebene der größten Flächen. All' dieses Forschen und Wissen aber, so sehr es auch von der Großartigkeit der Bestrebungen jener Zeit Zeugniß ablegt, betraf, wie Sie sehen, nur die Lehre von den Bewegungen und dem Gleichgewicht der Körper überhaupt, der Massen, abgesehen von ihrer innern Natur, ihren Bildungsprozessen und Entstehungsgesetzen. Das Skelett gleichsam des Universums war mit farblosen Linien gezeichnet; aber Muskel- und Gefäßsystem, Blut- und Nervenleben waren zu großem Theil noch unbeobachtet, unerklärt und unverstanden. Die eigentlichen physikalischen Disziplinen erwarteten noch ihren Copernicus, ihren Kepler und Newton; die Physik stand noch auf einer niedern Stufe; in der Optik war es noch unentschieden, ob die Corpusculartheorie, oder

die von Huyghens begründete Wellentheorie den Vorrang behaupten sollte, indem die darüber entscheidenden Phänomene, wie z. B. die Interferenz, noch nicht entdeckt waren; die Lehre von dem Magnetismus und der Elektricität lag noch sehr im Argen, obwohl die betreffenden Grunderscheinungen bekannt waren; der Galvanismus war eben erst, in 1791, entdeckt, und von Volta zum Gegenstand der näheren Untersuchung gemacht worden, und die Beziehungen zwischen Elektricität und Magnetismus sollten erst ein Vierteljahrhundert später, von Oersted, Ampère u. A. erkannt werden. Die Wärmelehre hatte ihre größten Fortschritte noch zu machen, und es dauerte noch viele Jahre, ehe Fourier seine Theorie dem Druck übergeben konnte; die Chemie hatte sich so eben aus ihrer Larvenform, der Alchymie, herausgeschält, und suchte nach festem Boden, auf welchem sie die Mauern ihres Lehrgebäudes aufführen konnte. In der Geognosie und Geologie drehte sich noch Alles um den Streit zwischen dem Werner'schen Neptunismus und Hutton's Vulkanismus, der ja auch im zweiten Theil von Göthe's „Faust" Spuk treiben hilft. Die Botanik hatte zwar schon das Linné'sche, wie die Anfänge des natürlichen Systems, aber es gab weder eine eigentliche Pflanzenphysiologie noch eine Pflanzengeographie; in der Zoologie und vergleichenden Anatomie waren die Studien Cuvier's, Geoffroy St. Hilaire's, Meckel's, Oken's und Anderer kaum begonnen. Die Zeit aber für die Befruchtung aller dieser bis dahin fast brach liegenden Felder des Wissens war gekommen; die Witterung war günstig, Samen und Geräthe fehlten nicht, und an Arbeitern war kein Mangel. Den Physikern stand die mathematische Analyse zu Gebote — die Differential- und Integralrechnung, welche durch ihre Biegsamkeit auch den verwickeltsten Untersuchungen sich anzuschließen geeignet war. Für die Zwecke der Beobachtung waren außerordentlich viele Werkzeuge bereits geschaffen; man hatte — um nur Einiges zu erwähnen — die Luftpumpe, Barometer, Thermometer, Hygrometer, das Mikroskop, verschiedene magnetische und elektrische

Apparate, viele Erbstücke der Alchymie, die sich auch von dem Chemiker recht gut gebrauchen ließen, u. s. f. Was indeß die Hauptsache war: man hatte die Methode des Experiments — die Methode, die Natur gewissermaßen auf die Seite zu rufen und ihr Gewissensfragen vorzulegen, oder (um mich eines juristischen Bildes zu bedienen) die Methode, mit der Natur ein Kreuzverhör vorzunehmen, eines Verfahrens, welches für unser Zeitalter charakteristisch ist, und dem die physikalischen Wissenschaften ihre glänzendsten Errungenschaften verdanken.

So ausgerüstet, konnten die Forscher, welche gegen das Ende des letzten Jahrhunderts zugleich mit Humboldt durch den Urwald der irdischen Erscheinungswelt Bahnen zu öffnen begonnen, an die Arbeit gehen. Dabei hatten sie noch den Vortheil, daß sie sich gegenseitig ihre Werkzeuge leihen, und sich von den verschiedensten Punkten aus einander unterstützen konnten. Die einzelnen Wissenschaften sind nämlich nicht nur innig mit einander verwandt, sondern ihre Operationen greifen auch auf's Ueberraschendste in einander über. Erlauben Sie mir, Ihnen dies an einem sehr einfachen Beispiele klar zu machen. Die Meisten von Ihnen werden gewiß stutzen, wenn ich Ihnen sage, daß sich mit dem Fernrohr eine chemische Analyse ausführen läßt. Und dennoch ist es so. Ich habe schon erwähnt, daß Humboldt in Paris mit Gay-Lussac eudiometrische Versuche anstellte, d. h. Versuche, die elementare Zusammensetzung der Luft zu ermitteln, — eine damals nicht leichte Aufgabe. Der Sauerstoff und der Stickstoff waren als die Hauptingredienzien der Luft schon bekannt; aber wie viel von jedem darin enthalten war, das war eben die Frage. Nun waren gleichzeitig die Astronomen Arago und Biot mit der Bestimmung des Lichtbrechungscoefficienten verschiedener Luftarten beschäftigt, — mit der Untersuchung, um wie viel der Lichtstrahl bei seinem Uebergang von einem Medium in das andere, — von einer Luftart z. B. in die andere oder in eine Flüssigkeit — von der geraden Linie abgelenkt wird. Sie bestimmten diesen Brechungscoefficienten

für die Luft, dann für den Sauerstoff, dann für den Stickstoff; und nun erklärten sie den Chemikern: in hundert Theilen Luft sind 27—28 Theile Sauerstoff enthalten! Und die Chemiker und Physiker brauchten diese Schuld nicht unbezahlt zu lassen; sie konnten auf Grund ihrer Versuche über chromatische Polarisation den Astronomen die Eröffnung machen, daß das Sonnenlicht nicht von einer weißglühenden festen Masse, sondern von einer gasförmigen Hülle herrühre!

Hier sind wir nun an dem Punkte angekommen, wo es meine Aufgabe wäre, Ihnen von den riesigen Arbeiten eine Schilderung zu entwerfen, welche unter den oben kurz angegebenen Voraussetzungen und mit den von mir oberflächlich bezeichneten Mitteln theils von Humboldt selbst, theils auf seine Anregung hin von Andern, während der letzten sechszig Jahre ausgeführt worden sind. Allein ich müßte auf einen Versuch der Lösung dieser Aufgabe selbst dann verzichten, wenn ich ihr gewachsen wäre, schon des kleinen Rahmens wegen, in dem ich meine Zeichnung unterzubringen habe. Sie werden sich daher mit wenigen Andeutungen über Humboldt's Wirksamkeit begnügen müssen. — Das für gewöhnliche Menschen geltende Gesetz, daß in der Concentration die Kraft liege, und daß man sich, um Großes zu leisten, beschränken müsse, fand an Humboldt eine Ausnahme. Er war in allen Gebieten des Wissens bewandert, ohne darum ein bloßer Polyhistor zu sein; er war in allen Kreisen der Forschung thätig, nicht als Dilettant, sondern als zünftiger Arbeiter; in allen Gebäuden der Wissenschaft war er heimisch, nicht als Gast, sondern als Herr des Hauses. Derselbe Humboldt, welcher den Kosmos schrieb, hatte die genauesten astronomischen Beobachtungen gemacht, die zuverlässigsten chemischen Analysen ausgeführt, die minutiösesten physiologischen Versuche angestellt, — er hatte Pflanzen gesammelt und geordnet, die Lagerungsfolgen der Gesteine ermittelt, Gebirgshöhen gemessen, magnetische und astronomische Meridiane bestimmt, Pendelschwingungen gedeutet und Temperaturverhältnisse festgestellt.

Fernrohr oder Mikroskop, Pendel oder Wage, Sextant oder Barometer — wenn er zu ihnen griff, waren sie in der kundigen Hand eines Meisters. Wohl nie hat sich eine solche Tüchtigkeit im Einzelnen mit so großer Vielseitigkeit der Bestrebungen vereinigt gefunden. Die teleskopische Weite seines Blicks that der mikroskopischen Schärfe seines Auges nicht den mindesten Eintrag. Wie sehr dies den Werth seiner Leistungen steigern mußte, ist kaum zu schätzen. Diese Allseitigkeit seiner Begabungen war es eben, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, nicht nur die Grenzen der einzelnen Gebiete weiter hinauszurücken, sondern auch die auf allen übrigen Gebieten gewonnenen Resultate innerhalb dieser Grenzen zu verwerthen. Humboldt studirt die Pflanzenwelt nicht nur als Botaniker, sondern auch als Geognost, als Geograph, als Astronom; er handhabt seine Bouſſole oder sein Thermometer nicht nur im Interesse der Physik, sondern auch im Interesse der Gesteinlehre, der Erdbeschreibung und der Pflanzenkunde. Wenn er an den Ufern des Orinoco oder Maranon eine Pflanze untersucht, so sieht er nicht nur nach den Staubfäden ihrer Blüthe, sondern auch nach den Gestirnen; er bestimmt nicht nur ihren Platz im Linnéschen oder Jussieu'schen System, sondern auch ihren Ort nach Zonen und geographischen Linien, nach Isothermen und Thal- oder Bergeshöhen. Wenn er auf dem Rücken des Altai sein Zelt aufschlägt, und darunter sein Deklinatorium aufstellt, so deutet ihm die Richtung der Nadel nicht nur auf den magnetischen Pol — auf den Punkt, wo die magnetischen Meridiane sich schneiden, — sondern auch auf *den* Punkt, wo alle Richtungen der Wissenschaft sich kreuzen, und alle Strahlen der Erkenntniß in einem Brennpunkt zusammenfallen. So sieht er alle Naturerscheinungen in ihren gegenseitigen Beziehungen, und in ihrem äußern und innern Zusammenhange. Wie eine bestimmte Pflanzenphysiognomie sich nur auf *diesem* besondern Boden, in *dieser* Höhe und unter *diesem* Himmelsstriche gestalten konnte, wie sich die Bedingungen des organischen Lebens in der dort hausenden Thier-

welt ausprägen mußten, wie endlich dies Gepräge sich mit innerer Naturnothwendigkeit sogar in dem auf solchem Boden gedeihenden Völker- und Staatsleben wiederfindet: das Alles ist Humboldt offenbar. Er lehrt uns verstehen, wie nur inmitten der tropischen Pracht der Natur in Hindostan die Veden wie die Ramayana und Mahabarata entstehen konnten, wie nur im Dickicht der tropischen Wälder ein Kalidasa seinen Vikrama oder Sakuntala zu dichten vermochte, wie dagegen in dem wälderarmen aber sonnenheitern Iran und Turan die Zierlichkeit, die Grazie und der Witz eines Ferdusi oder Hafiz ihren natürlichen Tummelplatz finden, — wie so Alles, von der Pflanzen- und Thierform bis zum Geist der Völker, von der Glut der Vulkane bis zur Glut der dichterischen Phantasie, sich gegenseitig bedingt und von einander abhängig ist! Für Humboldt wird jedes Einzelding im Universum zur Fackel, welche auf alle übrigen Dinge ihren Schein entsendet und hinwiederum von ihnen beleuchtet wird. Während viele andere Gelehrte von dem, was sie zu Tage fördern, eingeengt werden wie von einer Ringmauer, die ihnen die Aussicht versperrt, ist für Humboldt jedes neue Resultat eine Stufe, auf welcher er zu höheren Standpunkten emporsteigt. Er ist wesentlich ein Bergerklimmer; wie er einst von der Höhe des Guangamarca seinen Blick über die wechselnden Pflanzengürtel, über die Grenzen arktischer und tropischer Landschaften hinüber schweifen ließ in die purpurnen Gefilde des stillen Meeres, so überblickt und beherrscht er fortwährend von der hohen Warte seiner Weltanschauung die weiten Regionen des Wissens. Von da aus umzeichnete er die Erde mit seinen Isothermen, Isotheren und Isochimenen, dort wurde er der Schöpfer der Pflanzengeographie, dort entstand in seinem Geiste die Idee des unsterblichen Werkes, welches er uns als sein Testament hinterlassen hat — des Kosmos!

Aber nicht nur das Zusammenwirken der Erscheinungen, die gegenseitigen Beziehungen der Dinge in ihrem Nebeneinander, fesselten die Aufmerksamkeit Humboldt's; er erfaßte

diese Dinge und Erscheinungen auch in der Geschichte ihres Entstehens, in ihrer Stufenentwickelung und dem Prozeß ihres Werdens. Er wußte wohl, daß jedes Naturding nicht nur ein Produkt seiner Umgebung ist — der Sonne, die es bescheint, der Luft, die es umhaucht, des Bodens, in dem es wurzelt, — sondern auch das Resultat und der Abschluß einer Reihe von Entwickelungsvorgängen, in denen sich das Gesetz seines Lebens in gestreckten Zügen auseinanderbreitet. Und in dem Nachspüren und Verfolgen dieser Entwickelungsstufen ist Humboldt unerreichbar. Wer den Kosmos gelesen und nur einen Blick in seine übrigen Schriften gethan hat, weiß, mit welcher Liebe und Beharrlichkeit er sich in die Vergangenheit, nicht nur des Völkerlebens, sondern auch des Erdenlebens versenkt, wie er bei allen Stadien verweilt, auf jeder Stufe sich umsieht, jede Phase scharf in's Auge faßt, und auch hierbei wieder die gegenseitige Abhängigkeit der gleichzeitig hervortretenden Erscheinungen zur Geltung bringt. Ich erinnere nur des Beispiels wegen an die wundervolle „Geschichte der physischen Weltanschauung" im zweiten Bande des Kosmos, und den dort entwickelten Zusammenhang zwischen den geistigen und geographischen Gesichtskreisen der Menschen — an die herrliche Schilderung, wie zuerst, in der potamischen oder Fluß-Epoche, wo die Menschen an den Ufern der Flüsse, auf dem Festlande sich bewegen, die Beschränktheit ihrer physischen Bewegungen sich wiederspiegelt in der Beschränktheit ihrer geistigen Anschauungen; wie dann, in der Mittelmeer-Epoche, mit dem Verkehr sich auch die Begriffe erweitern, bis endlich in der oceanischen, mit Columbus anbrechenden Periode der Flug der Gedanken so kühn wird wie der Flug der Segel über die pfadlose Fläche der Atlantis! Wenn man diese und ähnliche Kapitel im Kosmos liest, so fühlt man, wie Humboldt so ganz untertaucht in die Urzeiten, in die er uns versetzen will, und wie vollständig gegenwärtig ihm die Vergangenheiten sind, die er uns wieder heraufbeschwört. Man hat Humboldt, oder vielmehr sein Jahrhundert, glücklich

gepriesen um der 90 Jahre willen, die ihm beschieden waren; wenn aber das Alter eines Menschen gemessen wird nicht nach den Erdumläufen, die sich zwischen seiner Geburt und seinem Tode vollziehen, sondern nach dem, was er durchlebt und mit seinem Geiste durchwandert — wenn seine Jahre gezählt werden, nicht nach seinen äußern, sondern nach seinen innern Erlebnissen: dann ist Humboldt nicht blos neun Decennien alt geworden; dann war er so alt wie die Menschengeschichte, — in gewissem Sinne sogar so alt, wie die Geschichte der Erde. Er hatte nicht nur die Zeiten eines Plinius oder Eratosthenes erlebt, sondern auch die Urperioden in der Gestaltung unsers Planeten, welche dem Erscheinen des Menschen auf seiner Oberfläche vorausgegangen sind. Humboldt erlebt es als Gedankenzeuge mit, wie die Sphären unseres Planetensystems sich nacheinander aus ihrem Urdunst hervorarbeiten, wie ihr Schwung sich regelt, und ihre Umlaufsbewegungen den Bahnen der Ellipse folgen lernen; er ist zugegen, wo die maßlosen Wallungen des ungeheuren Feuerballs, aus dem sich mit der Zeit die schönen Formen der Erde herausgestalten sollen, sich beschwichtigen und zur Ruhe kommen; er sieht zu, wie die Massen erstarren, wie die erste Pflanze keimt, wie im Urmeer die Wimper der ersten Qualle flimmert; er folgt den ersten Strahlen des Lichts, welche sich in den Silurischen Gewässern brechen und in den großen Augen der Trilobiten sich Organe schaffen; bei dem grellen Schein der elektrischen Fackel, die aus den schweren Gewitterwolken der Steinkohlenperiode durch den heißen Qualm der kohlensäureschwangern Atmosphäre geschleudert wird, beobachtet er den Ichthyosaurus, der an den schlammigen Ufern des eben aufgetauchten InselLandes emporkriecht; er lauscht in den Urwäldern des Oolith's dem frühesten Trompetenruf der Schöpfung, dem schrillen Laut der ersten Vögel und dem dumpfen Flattern des Pterodactyls; er sieht im Schatten der riesigen Farn und Cycadeen der Wealden-Epoche dem Titanenkampfe des Iguanodon und Hylaeosaurus zu; — er begleitet die in ihren Geburts-

wehen begriffene Erde von Stufe zu Stufe, von Periode zu Periode, wo neben jeder niedern Pflanzengattung allemal eine höhere aufblüht und eine verwickeltere Thierform die einfachere verdrängt, wo die unklaren, chaotischen Formen sich allmählich zu harmonischen Gebilden verklären: bis endlich die Atmosphäre der Urwelt heiter genug, ihr Klima mild genug, ihre Lüfte lind genug geworden sind, dem letzten, herrlichsten Kind der Natur, dem Menschen, zur Wiege zu dienen, — bis am Ende der bewußtlos auf einander folgenden Stadien dieses langen Entwickelungsgangs das Licht hervorbricht, wozu sich in allen diesen Stadien nur das Brennmaterial angesammelt hatte — das stille Flämmchen des ersten menschlichen Gedankens! Und wenn nun auf unserm Planeten das Leben der Menschen sich zu entfalten beginnt, da ist Humboldt wieder der allgegenwärtige Zeuge seiner Entwickelungen, von den ersten Vorstufen der Cultur bis zu den letzten Ausgängen der Civilisation. Er wohnt mit unter den Zelten der ersten Nomadenvölker auf den Hochebenen Asiens; er schließt sich der dorischen Wanderung, wie dem kühnen Zuge der Argonauten nach Kolchis an; er fährt mit dem Samier Colaus über die Säulen des Herkules hinaus, und macht die Expedition Alexanders nach Vorderindien mit so gut wie Aristoteles*); er lehnt sich mit Columbus an den Mast seines Schiffes, als dieser mit seinem Späherblick das Ziel seiner Hoffnungen, das westliche Land, begrüßt, und theilt die Nachtwachen des Copernicus auf seiner armseligen Warte unter dem nordischen Sternenhimmel! Fürwahr, es ist ein langes Leben, welches Humboldt gelebt! — und wir können hinzufügen: es ist ein langes, unsterbliches Leben, welches in der Geschichte seiner wartet! Wo immer einer unserer Urenkel die Pfade des Forschers betritt, wird er Humboldt's Spuren treffen; wo in den spätesten Jahrhunderten ein junger Architekt der Wissenschaft seine Säulen aufrichtet, wird er auf Humboldt's Grundsteine stoßen; wo ein kühner Segler das Inselmeer der

*) Der sie bekanntlich auch nur im Geist mitmachte.

Erfahrungen oder den Ocean der Ideen durchschifft, wird Humboldt's Hand mit am Steuerruder sein, und wo es hell wird in eines Menschen Kopfe, da werden auch Strahlen von Humboldt's Geiste sich darin wiederfinden!

Sie erlassen es mir wohl, nach diesen wenigen Fingerzeigen auf Humboldt's geistige Größe auch die hohen Tugenden aufzuzählen, die sein Privatleben auszeichneten. Nur eines Zuges sei hier gedacht, der über das Bild seines Lebens den Hauch unendlicher Liebenswürdigkeit verbreitet — seiner seltenen Bescheidenheit. Nirgends findet man ihn in eine der Prioritätsstreitigkeiten verwickelt, welche bei Gelehrten so häufig sind; wenn er einen neuen Standpunkt, oder eine neue Thatsache, oder ein neues Gesetz entdeckt, so ist er der Erste, welcher das Verdienst davon einem Vorgänger zuschreibt, der vielleicht lange vorher von derselben Entdeckung eine dunkle Ahnung gehabt. Ueberall und immer ist er bereit sich unterzuordnen: hier seinem Freunde Gay-Lussac, — dort seinem Freunde Arago, — einmal seinem Freunde Leopold von Buch, — dann seinem Freude Carl Ritter. Seinen Freunden, sage ich, denn er hat wohl nie einen Mitarbeiter gehabt, der nicht auf immer sein Freund geworden wäre. Nur ein Beispiel. In seiner Einleitung zu Arago's Werken findet sich eine Stelle, wo er eines Ausflugs erwähnt, den er mit Arago und Biot nach London gemacht, um dort Pendellängen zu vergleichen. Er spricht dabei von einer Beobachtung (über den Einfluß metallischer und nicht metallischer Körper auf die Oscillationen der Magnetnadel), die zur Entdeckung des Rotationsmagnetismus führte, vergißt aber nicht, ausdrücklich die Bemerkung hinzuzufügen, obwohl er dabei zugegen gewesen, habe Arago allein die Beobachtung gemacht. Und das Wörtchen „allein" (lui seul) wird mit großer, gesperrter Schrift gedruckt!

Mit dieser Bescheidenheit hängt ein anderer Zug zusammen, der ihm die Liebe und Dankbarkeit Aller sicherte: seine Unermüdlichkeit im Aufsuchen und Hervorholen vergessener oder ver-

grabener Verdienste und Leistungen. Wenn irgendwo ein verschüchterter Eremit des Geistes, von seinen Zeitgenossen ungesehen und unbewundert, den Gedanken der Welt nachhing, oder ein stummer Wächter auf einsamer Zinne die Räthsel des Lebens in der goldenen Schrift der Natur zu lesen sich bemühte, wenn in seinem engen Verschlag ein Weiser sann, ein Forscher suchte, ein Arbeiter beobachtete und sammelte: da zog gewiß Humboldt ihn und seine Arbeiten an's Licht, gab seinen Erfahrungen Form und seinen Gedanken Worte, und führte so den Speichern der Menschheit die Schätze zu, welche ohne seine Hülfe vielleicht auf immer in finsterem Schacht versteckt geblieben wären!

So flechten wir denn in den Lorbeerkranz, den wir Humboldt's geistiger Größe weihen, auch die Immortellen unserer Dankbarkeit und Liebe! Er war nicht nur ein *großer*, er war auch ein *guter*, oder — um Alles mit einem Worte zu sagen, — ein ganzer, ein *gesunder* Mensch. Wo er auf Erden weilte, da wurde es nicht nur sonnig und heiter von den Strahlen seines Geistes, — da wurde es auch grün von der Flut seiner Milde, und duftig von dem Blüthenhauch seiner lebendigen Phantasie. Unter dem Sonnenbrand der Erkenntniß waren bei ihm die Quellen des Gemüths nicht versiegt; er hatte, um mit Schiller zu reden, „des Wissens Gut nicht mit dem Herzen gezahlt."

Ich fühle sehr wohl, wie wenig es mir gelungen ist, im Vorhergehenden meinem Gegenstande gerecht zu werden. Nichtsdestoweniger bin ich stolz darauf, hier, auf amerikanischem Boden, in der Sprache, in welcher Humboldt seinen „Kosmos" geschrieben, der Ehrfurcht, die Sie und ich vor seinem Namen hegen, Worte geben zu dürfen. *Auf amerikanischem Boden*: denn dieser Boden ist wesentlich eine Errungenschaft des weltumfassenden Geistes, der einen Humboldt, wie einen Columbus gen Westen getrieben, abgesehen davon, daß Humboldt mit Recht

der wissenschaftliche Entdecker Amerika's genannt worden ist, und außerdem im buchstäblichen Sinne einen großen Theil unsers Continents hat entdecken helfen. In deutscher Sprache: denn obwohl Humboldt's Leben wie sein Ruhm so wenig von den Grenzen einer bestimmten Nation eingeengt wird, wie sein Streben von den Schranken einer einzelnen Disciplin, — obwohl sein Name in allen Ländern, von allen Völkern, in allen Zungen gefeiert wird, — war er dennoch ein Deutscher, nicht weil seine Wiege unter deutschem Himmel stand und sein Sarg in deutscher Erde ruht: sondern weil sein Geist einen deutschen Stammbaum hatte. Nur aus dem Volke, für welches zunächst Kant und Hegel gedacht und Schiller und Göthe gedichtet, konnte ein Humboldt hervorgehen, und nur dieses Volk erkennt in Humboldt's Anschauungen und Ideen die Formen seines eigenen Geistes. Freilich, je höher ein Geist, desto mehr ragt er über die Zufälligkeiten der Geburt und äußern Umgebung hinaus; — aber desto tiefer treibt er auch seine Wurzeln in das Erdreich, welches ihm in seiner Keimperiode die erste Nahrung geboten. Jedenfalls steht ein großer Mensch nicht in so äußerlicher, zufälliger Beziehung zu seinem Volke, daß dieses, mit „dem Recht, seinen Verlust zu beweinen," auch die Pflicht, dem Juwel seines Ruhms eine angemessene Fassung zu geben, „der Welt zurückgeben" könnte. Humboldt ist darum nicht minder eine unveräußerliche Zierde des deutschen Volks, weil die Welt an seinen Gütern reich und an seinen Ideen geistig frei wird, wie die Palme nicht aufhört, als unverleihbarer Schmuck der tropischen Landschaft dazustehen, weil die Bewohner aller Zonen sich von der Milch ihrer Nüsse nähren.

Allein vergessen wir nicht, daß auch für uns das Wort wahr ist: „noblesse oblige" — der Adel verpflichtet —; daß wir uns das Recht, der Welt zu verkünden, Humboldt sei gleichen Stammes mit uns gewesen, erst zu verdienen haben. Schon leben auf dieser bürgerlich freien westlichen Erde, in der nord-

amerikanischen Republik, Millionen von Deutschen, denen Allen wenigstens ein Theil der Familienschätze unsers Volks mitgegeben worden ist, welche Alle die Aufgabe haben, den Samen der deutschen Cultur in amerikanische Furchen einzustreuen, und den Urwald so gut mit deutschen Ideen zu lichten, wie mit deutschen Aexten. Zwar sind die hiesigen Deutschen dieser Aufgabe nicht uneingedenk gewesen — daß wir uns heute hier versammeln, ist auch ein Beweis davon —; aber noch fehlt auf amerikanischem Gebiet ein würdiger Sammelplatz für unsere geistigen Kräfte, ein Herd deutscher Bildung und deutscher Gedanken, eine Hochschule, in welcher die Weltanschauung eines Humboldt in einem Kreise tüchtiger Vertreter der Wissenschaft unmittelbar lebendig wird. Man hat während der letzten Jahre in fast allen größern Städten der Union deutsche Banken errichtet, um den Wechselverkehr mit dem alten Vaterlande zu ermöglichen oder zu erleichtern; ich gebe den wohlhabenden Gründern dieser Institute zu bedenken, daß es uns noch an einer Anstalt fehlt, auf welcher die Ideen ihren Cours haben, und welche dafür sorgt, daß die Wechsel der deutschen Wissenschaft nicht mit Protest zurückgehen. Vor Allen aber lege ich es Ihnen an's Herz, den Stammvätern eines neuen Geschlechts auf dem verheißungsvollen Boden dieser jungen Welt, daß es an der Zeit ist, der höhern Begabung auch Ihrer Kinder in unserer Mitte eine Entwickelungsstätte zu schaffen, eine Pflanzschule zukünftiger Humboldt's, die auch den Namen eines „Deutsch-Amerikaners" zu Ehren bringen. Es handelt sich dabei jedoch keineswegs blos um die Erziehung unserer Kinder, sondern noch weit mehr um die direkt und indirekt dadurch zu bewerkstelligende Erziehung des Volks, um die Vermittelung zwischen der Arbeit unserer Denker und Forscher und der Arbeit und dem Leben der Massen. Wenn einst für diese Vermittelung die Organe geschaffen sind, — wenn die bürgerliche Freiheit als eine Geburt der geistigen Freiheit anerkannt wird, und die Fackeln des Patriotismus sich an der Erkenntniß entzünden, wenn der Geist der

Humboldt und Göthe, der Schiller und Fichte sich mit dem Geiste Washington's und Jefferson's vermählt und die angelsächsische Thatkraft die Weihe der deutschen Gedankentiefe nicht verschmäht, wenn in dem Jubel unserer Unabhängigkeitsfeste die großen Worte unserer Denker vernehmbar werden, und der Flügelschlag des politischen Enthusiasmus von der Atmosphäre der Ideen getragen wird: dann wird auch in der socialen und politischen Welt die Idee des „Kosmos" ihre Verwirklichung finden:

„Dann wird ein Tag sein, da wie eine Rose
Des Volkes inn're Schönheit sich entfaltet
Im regen Wechselspiel der freien Geister."

III.

Die englische Sprache.

Deutsch-Amerikanische Monatshefte, Januar 1864.

G. P. Marsh, Lectures on the English language. New-York, C. Scribner.
Schele de Vere, Outlines of Comparative Philology. New-York, G. Putnam & Co.

Unter den cisatlantischen Lesern der „Monatshefte" sind gewiß Wenige, die sich nicht mehr oder minder mit dem Gegenstande der nachstehenden Betrachtungen beschäftigt haben. Jeder Deutsch-Amerikaner ist, in größerem oder geringerem Maße, auf die Arbeit angewiesen, wo nicht in den Geist der englischen Sprache einzudringen, so doch ihre Formen beherrschen zu lernen. Die Sprache der Engländer ist in Nordamerika, für den Augenblick wenigstens, die Sprache des staatlichen Lebens, des geschäftlichen Verkehrs, und zu großem Theil des geselligen Umgangs, — die Sprache der Tribüne, des Markts und des Empfangzimmers. Wer in der hiesigen Welt handelnd auftreten, in dem Strom des amerikanischen Lebens eine bemerkbare Welle bilden will, muß sich den herrschenden Ausdrucksformen des Landes anbequemen. Die englische Sprache ist hierlands das allgemeine Circulationsmittel der Ideen, die Münze, in welche unsere Begriffe umzuprägen sind, um auf den großen Markt gebracht zu werden, das geistige Geld, wodurch wir den Austausch unserer Gefühle und Anschauungen unter der Menge vermitteln. Wir mögen auf den Sprachinseln der Studirkneipe oder Familienstube deutschen Gedanken nachhängen und unsern Regungen in vaterländischer Rede Ausdruck geben; wir mögen in engen Kreisen Deutsche sein: so wie wir hinausgehen in die Welt, brauchen wir eine englische Zunge und ein englisches Ohr.

Was auch der Metallgehalt unserer Gedanken sein mag, wir sind gezwungen, sie dadurch zur Geltung zu bringen, daß wir dem edlen Gold oder schlechten Topfmetall unsers Geistes die Signatur und Randumschrift der englischen Sprache geben.

Die Arbeit, in dieser Weise das ganze Buch unserer Persönlichkeit förmlich zu übersetzen, ist eine keineswegs leichte oder erquickliche. Jede fremde, nicht angeborene, Form ist eine Fessel. Man fühlt sich (um ein anderes Bild zu gebrauchen) immer unbehaglich, wenn man seinen gewohnten alten Flaus ausziehen, und ein neues, für fremde Glieder zugeschnittenes Gewand anlegen soll. Das Kleid der englischen Sprache aber kommt uns, wenn es uns zuerst geboten wird, vollends vor, wie eine Narrenjacke; es ist, verglichen mit dem in einem Stück gewirkten vaterländischen Kaftan, aus so vielen und vielfarbigen Lappen zusammengeflickt, es zeigt eine so große Anzahl schiefer, nach allen Richtungen verworren durcheinander laufender Nähte, es hat einen so barocken, theils alterthümlichen, theils modernen Schnitt, daß wir uns nur mit Widerstreben herbeilassen, unsern innern Menschen in dieser Umhüllung zur Schau zu tragen. Ohne Bild, in dürren Worten gesagt: die englische Sprache ist eine Mischung von so vielen fremden und einheimischen Elementen, sie erscheint auf den ersten Blick so regellos in ihren Lautformen und Bildungsgesetzen, so voll Willkür in Accent, Schreibweise und Aussprache, daß es uns eben so schwer wird, ihr Geschmack abzugewinnen, wie sie uns anzueignen.

Solcher und ähnlicher Art sind die Eindrücke, welche die englische Sprache auf uns macht während der ersten Versuche, uns mit ihr auseinanderzusetzen. Wenn wir indeß bedenken, daß diese Sprache das Ausdrucksmittel zweier mächtiger, gebildeter und freier Nationen ist, die Sprache außerdem des Weltmarkts und der großen Industrie, die Sprache ferner, worin die Dichtungen eines Shakespeare und Milton, wie die Gedanken eines Hobbes und Hume entstanden und aufbewahrt sind, so können wir uns der Ahnung nicht erwehren, daß bei tieferer

Einsicht manche dieser Eindrücke sich als Vorurtheile erweisen werden. Es giebt nun kein anderes Mittel, über diese Vorurtheile hinauszukommen, als zu untersuchen, wie diese Sprache entstanden ist. „Tout comprendre, c'est tout pardonner", sagt die Französin Mad. de Staël, — ähnlich wie der Engländer Pope: „whatever is, is right" und der Deutsche Hegel: „was da ist, ist vernünftig", und (können wir hinzusetzen) darum auch schön. Wenn wir eingesehen haben, aus welchen Ur- und Uebergangsformen die englische Sprache sich zu ihren gegenwärtigen Gestaltungen hervorgearbeitet hat, werden wir uns mit Vielem versöhnen, was uns Anfangs unschön und wunderlich erschien. Es ist mit der Sprache, wie mit allen andern Dingen, in deren Natur und Wesen man erst dann Einsicht bekommt, wenn man sie in ihrem Werden, in ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung erfaßt hat. Jede Sprache ist in ihren Eigenthümlichkeiten der Ausdruck, nicht nur des Lebens und Charakters, sondern auch der innern und äußern Geschichte des Volks, welches sich ihrer bedient, dessen geistige und gemüthliche Innerlichkeit sich darin verkörpert. Noch mehr: die Sprache ist der Reflex, der Widerschein und Widerhall der geographischen, namentlich der klimatischen Besonderheiten des Landes, worin sie ihren Ursprung hat; durch die Laute jeder Sprache weht die Luft des Festlandes oder der Insel, worauf sie sich gebildet hat. Wollten wir daher über das Wesen, die Berechtigung und den Werth der englischen Sprachbildung vollständige Rechenschaft geben, so müßten wir nicht nur die Gesetze der Sprachbildung überhaupt entwickeln, sondern auch eine Reihe von geographischen, ethnologischen und geschichtlichen Studien vornehmen. Das ist jedoch nicht unsere Aufgabe. Wir sind Laie in der Sprach- wie in der Geschichtsforschung. Wir wollen nur in aller Bescheidenheit auf einige Epochen der englischen Geschichte, auf einige Züge des englischen Charakters, auf einige Nebel des englischen Himmels flüchtige Steiflichter werfen, um zu sehen, in wie weit sich die Eigenheiten der Sprache damit in Zu-

sammenhang bringen und daraus erklären lassen. Was wir zu bieten haben, sind eigentlich nur Excurse über einige Kapitel der oben citirten Werke von Marsh und De Vere, von deren Inhalt wir uns den freiesten Gebrauch zu erlauben gedenken.

Die Wiege der englischen Sprache ist bekanntlich eine Insel im Norden Europas, deren Haupttheil noch jetzt England heißt. Ueber die Urbewohner dieser Insel haben wir sehr unsichere Kunde; wir wissen blos im Allgemeinen, daß sie zu dem einst weit verzweigten Stamme der Kelten*) gehörten. Von der Sprache dieser Urbewohner finden sich in dem jetzigen Englisch nur noch wenige erkennbare Elemente vor, wie die Namen einiger Provinzen und Flüsse, z. B. Kent, die Thames und einige vereinzelte Ausdrücke, wie flannel, basket, crook, mattock, bran, mop, rail, darn etc.**) Die erste Mischung, wovon die Sprache uns Zeugniß giebt, erlitt dieses keltische Urvolk um's Jahr 55 v. Chr. in Folge des Einfalls der Römer unter Cäsar. Obwohl die Römer mehrere Jahrhunderte blieben, so sind dennoch sehr wenige sprachliche Spuren ihrer damaligen Anwesenheit auf uns gekommen. Das Wort Colonia kommt in einigen Zusammensetzungen vor, wie in dem Worte Lincoln — Lindi colonia; ähnlich das Wort Castra, Lager, in der Form Chester oder Cester, Gloucester, Winchester, Leicester [Glevae castra etc.]. Auch das englische Wort street rührt wahrscheinlich aus der alten Römerzeit, — strata [via]. Von

*) Wir reden natürlich salvo jure der Ethnologen, die in neuerer Zeit im Interesse des Weltfriedens beflissen sind, die Kelten zur Menschengeschichte hinaus zu demonstriren, d. h. sie in andere Stämme aufgehen zu lassen. Ueberhaupt bezeugen wir hier ein für allemal den Herren Ethnologen und Philologen unsere devoteste Reverenz; was wir sagen, wird vorbehaltlich ihrer tiefern Einsicht gesagt.

**) Garnett (philological essays p. 161 seq.) zählt über 300 englische Wörter auf, denen er eine keltische Abstammung zuschreibt; sie sind aber großentheils Provinzialismen, und bei vielen andern ist der keltische Ursprung sehr zweifelhaft.

diesen Ueberbleibseln der römischen Eroberungszeit sind diejenigen lateinischen Vokabeln wohl zu unterscheiden, welche später durch die christlichen Missionäre in England eingeführt, oder indirekt durch die Normannen, Gelehrten u. s. w. verschleppt wurden. Wir kommen darauf später zurück.

Die wichtigste und für die Sprache folgenschwerste Epoche in der Geschichte England's beginnt um die Mitte des 5ten Jahrhunderts. Damals erschienen nämlich an den Ufern der britischen Insel die ersten Horden jener grobknochigen, vollblütigen, blondhaarigen und blauäugigen Gesellen, welche mit ihren Nachkommen, obschon wahrscheinlich Sendlinge verschiedener, an der Küste der Nordsee hausender Stämme, später unter dem gemeinschaftlichen Namen Angelsachsen bekannt geworden sind, einem Namen, der noch jetzt für Alles, was rüstige, verwegene Thatkraft bedeutet, bezeichnend ist. Die Sage erzählt, daß zuerst im Jahre 449 die Jüten unter den Recken Hengist und Horsa herüber kamen, und sich in Kent wie auf der kleinen Insel Wight festsetzten; daß dann 491 die Sachsen, aus der Gegend des jetzigen Holstein, folgten, und Sussex, Essex, Wessex und Middlesex, d. h. Südsachsen, Ostsachsen, Westsachsen und Mittelsachsen gründeten; daß um 527 ein Trupp Angeln, aus dem heutigen Schleswig, den Nachzug bildete, und in Norfolk und Suffolk, Nordvolk und Südvolk, Wohnsitze nahm; und daß hinterher zu verschiedenen Zeiten noch Skandinaven, Friesen, Deutsche u. s. f. gelandet seien. Diese Einzelnheiten sind indeß Nichts weniger als geschichtlich erwiesen, und für das Urkundliche, was wir darüber besitzen, ist wieder der Wortschatz der angelsächsischen Sprache das einzige Archiv. Unter der angelsächsischen Sprache verstehen wir diejenige Sprache, welche von den Bewohnern der englischen Insel vom 6. bis zum 11. Jahrhundert gesprochen wurde, — natürlich in wechselnden Formen. Diese Sprache hat, in ihren Wurzeln sowohl wie in ihren Endungen, die auffallendste Aehnlichkeit mit den nördlichen Dialekten der deutschen Sprache: daraus folgt, daß

das Volk, welches sie einführte, deutschen oder sächsischen Ursprungs, wenigstens deutscher oder sächsischer Familie, war. Bei alledem aber unterscheidet das angelsächsische Idiom sich von den deutschen Urdialekten durch seine vielfach dunkle Etymologie — d. h. dadurch, daß vielen seiner Wurzelwörter die Familienähnlichkeit und der Stammbaum fehlt —, durch verstümmelte Beugungen, durch verworrene und systemlose Wortfolge u. s. w.: daraus schließen wir, daß es eine Mischsprache, und aus dem Durcheinander mehrerer Stämme hervorgegangen war. Die deutschen oder sächsischen Elemente endlich herrschen über die skandinavischen vor: daraus ist zu entnehmen, daß die Sachsen den Jüten, Friesen, Angeln u. s. w. an Zahl, oder an Intelligenz, oder an beiden, überlegen waren.

Auf die Eigenheiten des Angelsächsischen können wir nicht näher eingehen. Es verräth in seinen Stammformen die genaueste Verwandtschaft mit dem Deutschen. Es hatte eine eigentliche Flexion mit Wandlung der Stammlaute wie der Endungen, sowohl in den Haupt- und Beiwörtern, wie in den Zeitwörtern, und zeichnete sich dadurch vor dem modernen Englisch aus. Es hatte einen Pluralis in en, wovon sich im heutigen Englisch nur wenige Spuren (wie z. B. oxen) erhalten haben. Wie sich von selbst versteht, erlitt es im Laufe der Zeit, noch vor dem Einfall der Normannen, mehrfache Veränderungen.

Für die Angelsachsen und ihre Sprache war es schlimm, daß sie auf ihrer Insel von allem Verkehr mit dem europäischen Festland abgeschlossen waren. Sie kamen als rohe, heidnische, abergläubische Barbaren herüber, und ihre erste Beschäftigung, Kelten todt zu schlagen, war eben nicht geeignet, sie zu entwildern und zu humanisiren. Außerdem waren sie von Haus aus ein Räubervolk, und verstanden Nichts besser, als sich aus den Schädeln ihrer Feinde an deren Blut, und aus großen Humpen an Meth und Bier zu bezechen, und dabei sich weidlich unter einander herumzuraufen, wenn sie mit ihren Feinden fertig

waren. Von staatlicher Ordnung und nationaler Einheit konnte dabei keine Rede sein. Mit der eigentlichen süd-europäischen Cultur kamen sie in keine unmittelbare Berührung. Die Missionäre brachten ihnen freilich das Christenthum und mit ihm einige Keime der Civilisation; aber ehe diese Keime zur Entfaltung kamen, ehe der Angelsachse seiner rohen, zerfahrenen Kraft die Stärke der Intelligenz und darum der nationalen Einheit zugesellen konnte, brachen die Normannen in's Land. Diese Normannen waren, wie schon ihr Name „Nordmänner" besagt, auch aus dem Norden Europas, wie die Angelsachsen selbst, und, wie diese, ein urwildes und eroberungssüchtiges Volk. Sie waren indeß früh nach dem Süden hingerathen, hatten dort die gebildetern, aber verluderten Gallier unterjocht, aber (wie es in solchen Fällen immer geht, wenn die nervige Kraft über die entnervte Intelligenz obsiegt) ihre Sprache angenommen. Diese von den Galliern an ihre nordischen Eroberer übergegangene Sprache war und ist, wie bekannt, ein Zweig des romanischen Sprachastes, d. h. einer von den vielen durch allerlei Verhunzungen modernisirten Abkömmlinge der alten markigen Sprache der Römer. Jene Sprache hatten die Normannen weiter ausgebildet, hatten sie schreiben gelernt und so fixirt, hatten sich eine ziemlich reiche Literatur geschaffen, und nebenher ein geordnetes und gegliedertes Staatswesen mit festen Rechtsformen gegründet. Es war dasselbe Geschlecht, welches in den Kreuzzügen unter Gottfried von Bouillon und Tankred nach dem Orient abenteuerte, und in Sicilien die bekannte normännische Dynastie gründete.

Diese Normannen kamen im Jahre 1066 unter Wilhelm, der seitdem der Eroberer heißt, nach England. In der Schlacht von Hastings wurden die Angelsachsen geschlagen, und die Normannen bemächtigten sich des Landes. Wir haben diese geschichtlichen Einzelnheiten im Fluge berührt, weil es für das Verständniß der englischen Sprachentwickelung von der größten Wichtigkeit ist, das Verhältniß der Normannen zu den Angel-

sachsen scharf in's Auge zu fassen. Als die herrschende und an Bildung hoch über den Angelsachsen stehende Klasse bildeten die Normannen in England natürlich den Hof, den höhern Adel und die Beamtenwelt; sie führten den Krieg, gaben und handhabten die Gesetze, kurz, verwalteten das Reich. Die Angelsachsen, als das unterjochte Volk, trugen die Ketten und Lasten, bauten das Feld, hüteten die Rinder, Schweine und Schafe, und zahlten die Steuern. In Folge dessen nun wurde das Normännisch-Französische die Sprache des Hofs, des Palastes, der Burg, des Gerichtssaals, des Kriegszelts und Heerlagers. Angelsächsisch hingegen blieb die Sprache des stillen, häuslichen Herds, des Landlebens, des Ackerbaus und der Viehzucht, der gemeinen bürgerlichen Gewerbe, der gewöhnlichen Pflichten und Sorgen, Leiden und Freuden des allgemein menschlichen Lebens. Es bedarf nur einer oberflächlichen Untersuchung, um das Alles an den jetzt noch bestehenden englischen Sprachformen nachzuweisen. Das Reich heißt englisch realm (alt-französisch royaulme), die Regierung government, die Verwaltung administration, die Verfassung constitution, der Adel nobility, der Herrscher sovereign, der Unterthan subject, die Unterthanentreue fealty u. s. w. — Alles romanische, französische Ausdrücke. Die höchsten Würdenträger des Reichs führen die französischen Namen duke, marquis, count, viscount, baron u. s. f.; die sächsischen Titel earl und lord bezeichnen ursprünglich den niedern Adel. Nur der König heißt nach wie vor King, weil der normännische Usurpator, wie alle Eindringlinge, darauf Anspruch machte, der legitime Nachfolger des von ihm verdrängten Vorgängers zu sein. Das englische Wort für Beamte ist officers — französisch officiers. Der Herr nennt sich master und seinen Diener servant; man sieht, daß der die Sprache diktirende Herr ein Franzose war. Die Mitglieder der Landstände heißen members of parliament; die Parlamentsvertagung heißt adjournment, die Verhandlung proceeding, ein Erlaß act, ein Beschluß resolution, ein Antrag motion,

der Ordnung haltende Weibel sergeant-at-arms, wieder Alles französisch, denn, wie gesagt, es sind die Normannen, welche den Angelsachsen die Gesetze geben, und auch sie sind es, die über das angelsächsische Volk zu Gericht sitzen. Unmittelbar nach der normännischen Eroberung (bis zum 25. Regierungsjahre Eduards I., 1297) war die Gesetzessprache Englands ein schlechtes Latein. Vom Jahre 1297 ab bis zum dritten Jahre nach dem Antritt Heinrichs VII., 1487, bildete Normännisch-Französisch das Juristenkauderwelsch und die Sprache des Gesetzes. Erst nach dieser Zeit wurde Englisch die offizielle Sprache der Gesetzgebung und Gerichtsverwaltung. Daher hat noch jetzt Alles, was sich auf den Gerichtshof und das Rechtswesen bezieht, einen lateinischen oder französischen Klang. Das Rechtswesen der Verein. Staaten (Louisiana und Texas in gewissem Sinne ausgenommen) gründet sich, wie bekannt, auf das englische sogenannte Gemeinrecht; und man kann unsere gerichtlichen Apparate und Prozeduren gar nicht in englischer Sprache beschreiben, ohne Phrasen zu machen, worin fast jedes Wort französisch ist. In court or at chambers judges, chancellors, surrogates preside; attorneys, counsellors, advocates, solicitors, barristers, appear, argue, plead; juries render verdicts for damages; judgments are recorded, decrees entered, executions issued, levies made etc., — da ist Alles auf den Nagel französisch. Wer das Glück gehabt hat, sich in der Geschäftsstube eines Advokaten oder im Gerichtszimmer einige praktische Unterweisungen im hiesigen Recht geben zu lassen, dem sind sicherlich schon die Haare zu Berge gestanden bei der Aufzählung der vielen Formen des common law, in denen der plaintiff dem defendant (beides französische Ausdrücke) auf's Kollet steigen kann. Actions sounding in contract or tort, assumpsit, account, trover, detinue, replevin, ejectment etc., — da ist kein ehrlich sächsisch Wort darunter. Die vielen sonstigen verballhornisirten halbfranzösischen und lateinischen Redensarten, womit der englische lawyer seinen

Redestrom zu kräuseln versteht, hier zur Erläuterung anzuziehen, wäre überflüssige Mühe.

Sehr bezeichnend ist es, daß das Angelsächsische in dem Juristenwörterbuch in zwei Namen — John Doe und Richard Roe — vertreten ist, welche in den Klagen wegen Liegenschaften als fingirte Kläger und Beklagte stehende Figuranten sind, und seit Jahrhunderten in den englischen Repliken und Dupliken sich dieselben stereotypen Grobheiten sagen. Man ersieht daraus, daß der Normanne den Angelsachsen das glorreiche Privilegium einräumte, nach dem bekannten Bilde als Parteien die Hörner und den Schwanz der Kuh zu halten, welche eben von den Gerichtsbeamten und Advokaten gemolken wurde.

Hätten wir Zeit, jetzt noch die Burg oder den Palast des englischen d. h. normännischen Adels zu durchwandern, so würden wir finden, daß wieder Alles — Waffen, Kleidung, Möbel, Koch- und Tischgeräte, der Inhalt des Kellers wie die Last der Tafel — mit französischen Namen belegt wurde, deren man sich bis auf den heutigen Tag bedient.

Ganz andere Laute dagegen schlagen an unser Ohr, wenn wir uns in die bescheidene Behausung des Volks, an die Stätten der Arbeit, auf das Feld oder in den Wald begeben. House ist ganz unser deutsches „Haus“; field unser Feld, wood (wold) unser Wald, home unser heim, hearth der deutsche Heerd, kitchen die Küche. Wenn ein norddeutscher Bauer nach England käme, und hörte von summer and winter, spring and harvest, sunshine and rain, green grass, yellow hay, ripe corn, rye and wheat, hemp and flax, mowing and sowing, ploughing and thrashing, hauling and loading, spade and harrow, waggon and cart, earth, water, stone, straw u. s. w. u. s. w., er würde glauben, sich in einer benachbarten Provinz seines Vaterlandes zu befinden. Die Erzeugnisse des Ackerbaus, das Wild des Waldes, die Früchte des Gewerbfleißes, Alles das hat in England einen deutschen Namen. Merkwürdig ist dabei, wie in England gewisse Dinge sich in ihren Bezeichnungen

häuten oder mausern, — wie angelsächsische Namen sich im Munde desselben Volks in französische Ausdrücke übertragen. Unsern Lesern ist ohne Zweifel Scott's Ivanhoe bekannt, und sie erinnern sich aus dem ersten Kapitel des Buchs einer Unterredung, worin sich zwei angelsächsische Sklaven über solche Dinge ergehen. Wamba, ein Hausnarr des angelsächsischen Junkers Cedrick, der unter seiner Schellenkappe einen philosophischen und patriotischen Schädel birgt, hält im Rodewald dem Schweinehirten Gurth einen tiefsinnigen Vortrag über Sprachkunde. „Hör' einmal, Gurth", sagt er, „wie nennst Du das grunzende Vieh, welches da vor Dir auf vier Beinen herumläuft?"

„Swine, Du Narr, swine," antwortet Gurth; „das weiß doch jeder Narr."

„Schön", erwiedert Wamba; „und swine, denk' ich, ist gut sächsisch. Wie nennst Du aber die Sau, wenn sie abgebrüht, geviertheilt, und an den Fersen aufgehangen ist, wie ein Landesverräther?"

„Pork", entgegnet der Schweinehirt.

„Es ist doch sehr brav", meint Wamba darauf, „daß es auch Narren giebt, die das wissen. Pork aber ist ächt normännisch-französisch; so lange also das Thier lebt, und von einem sächsischen Sklaven, wie Du, gehütet wird, geht es unter einem sächsischen Namen, aber es wird allsofort normännisch, wenn es in die Burg getragen, und vor den Edelmann auf den Tisch gesetzt wird. Was denkst Du denn davon, Freund Gurth, he?"

„Es ist leider zu wahr", gesteht Gurth kopfschüttelnd, „wie es auch immer in deinen verrückten Schädel hineingekommen sein mag."

„Ich will Dir aber noch mehr sagen", fährt Wamba fort; „da ist der alte rathsherrlich dicke Ochs, der führt einen ehrlichen, sächsischen Namen, so lange er unter eurer Obhut ist; aber er spreizt sich alsbald als beef — boeuf —, als ein flotter

Franzose, wenn er den edlen Kauwerkzeugen vorgestellt wird, von denen er die Ehre haben soll, verspeist zu werden. Eben so wird das Herrchen Kalb, calf, zu veal — Monsieur le veau — aufgestutzt, sobald es nicht mehr von euch sächsischen Knechten gefüttert, sondern von den normännischen Herren großmüthig verzehrt wird."

Soweit unser Philosoph mit der Schellenkappe. Er hätte indeß fortphilosophiren, und an weitern Beispielen dasselbe nachweisen können. Das Schaf hat den klassisch sächsischen Namen sheep; so wie es aber dem Küchenmeister (den die Normanen sicherlich aus Frankreich mitbrachten, denn in der Kochkunst haben die Franzosen von jeher Großes geleistet) in die Hände fällt, wird es mutton (mouton). Aehnlich heißt das Rothwild sächsisch deer; als Braten aber auf der Tafel, als solide Unterlage für eine Flasche Burgunder, venison. In gleicher Weise verhält sich fowl zu pullet, steer und cow zu beef, und so fort.

Die englischen Namen für künstliche oder seltene Leckerbissen sind in der Regel französischen Ursprungs. Pasteten und Konfekt heißen pastry und candy. Salmon, sturgeon, lamprey, trout etc. sind französische Wörter. Das Brod aber, der Kuchen und das Fleisch — bread, cake, meat, flesh — bleiben sächsisch; natürlich auch der Nationaltrank der Angelsachsen, das Bier. Beiläufig gesagt, ist es charakteristisch, daß die Sprache auch von der nationalen Virtuosität der Engländer im Fleischessen Zeugniß ablegt; der Engländer sagt nämlich meat and drink, wo wir von Essen und Trinken sprechen. Wenn der Engländer von den festen Bestandtheilen seiner Nahrung redet, so denkt er vor allen Dingen an das Ochsenfleisch.

Kehren wir indeß zu unserm eigentlichen Thema zurück. Wie der Hirt und der Feldbauer, so war natürlich auch der gewöhnliche Handwerker in England zu den normännischen Zeiten ein Sachse, und die englischen Namen der meisten Gewerbe, so wie die Ausdrücke des gewerblichen Lebens sind durchgehends sächsisch. Der Müller, Bäcker, Weber, Küfer, Sattler, Schmied

heißen englisch miller, baker, weaver, cooper, saddler, smith; und wie die Geräthe des Bauern, plough, harrow, waggon, shovel, spade, flail u. s. w., so haben auch die Werkzeuge hammer, bellows, tongs, saw, ax, last, awl etc. sächsische Bezeichnungen. Der Schneider macht eine Ausnahme — wahrscheinlich, weil damals, wie jetzt, die Franzosen die Mode beherrschten; er heißt tailor (tailleur); aber seine Nadel und sein Zwirn sind wieder sächsisch, needle and thread.

Auch der englische Seefahrer war und blieb ein Angelsachse; das Schiff heißt jetzt noch ship; ebenso sind boat, mast, sail, helm, rudder, cable u. s. w. beinahe gleichlautend mit den entsprechenden deutschen Ausdrücken. In ähnlicher Weise lehrt die Sprache, daß auch in England wie überall, der Bauer und Schäfer die ersten Meteorologen waren; der hierher einwandernde Sachse oder Schwabe bedarf keines Wörterbuchs, um zu wissen, woran er ist, wenn er hört von wind, weather, storm, frost, ice, snow, thaw, heat, cold, day, night, summer, winter, harvest, spring etc.

Die englischen Namen der gewöhnlichen Verwandtschaftsgrade haben alle sächsischen Klang: father, mother, husband, bride, bridegroom, wife, son, daughter, brother, sister etc. Diese Namen umfassen alle diejenigen Verwandten, welche bei einfachen Naturvölkern zu derselben Familie gezählt werden, und gemeiniglich unter demselben Dache wohnen. Die entfernteren Verwandtschaftsgrade hingegen, welche von den Naturvölkern entweder gar nicht oder nur unsicher unterschieden werden, deren Anerkennung und Unterscheidung also schon einige Verfeinerung voraussetzt, werden im Englischen mit französischen oder halbfranzösischen Wörtern benamst, wie z. B. uncle, aunt, cousin, nephew, niece etc.

Alles Vornehme hat in dem englischen Wortschatz einen französischen Typus. Ueberhaupt geht durch die englische Sprache der Zug, daß die gesuchten, pretentiösen, aber darum auch weniger anschaulichen Ausdrücke französisch, die einfachen, derben,

anspruchslosen dagegen sächsisch sind. Feeling ist sächsisch, sentiment französisch, — anger sächsisch, ire romanisch, — wish sächsisch, desire französisch. Ebenso verhalten sich mild und gentle, luck und fortune, sweat und perspiration, heal und cure, love und charity.

Der Umstand, daß die Normannen den Angelsachsen in Wissen und Intelligenz überlegen waren, sowie, daß die Latein redenden Mönche und Priester lange Zeit als Hüter der Wissenschaft dienten, erklärt die Thatsache, daß die Bezeichnungen für Alles, was in der Wissenschaft eine Rolle spielt, oder auf wissenschaftlicher Forschung beruht, französischen oder lateinischen Ursprungs sind. Damit hängt zusammen, daß im Englischen das konkrete Wort, die Bezeichnung der besondern Wirklichkeit, angelsächsisch, das Ergebniß der gedanklichen Verallgemeinerung, die Abstraktion, romanisch ist. Die einzelnen Farben, red, yellow, green, blue, gray ꝛc. verrathen sofort ihre Verwandtschaft mit dem deutschen roth, gelb, grün, blau, grau u. s. w.: aber die begriffliche Zusammenfassung dieser Einzelnheiten, die Farbe heißt color, von dem französischen couleur oder lateinischen color. Einzelne Verbrechen, theft, murder, manslaughter, robbery, sind sächsisch, aber das abstrakte Verbrechen als solches heißt crime, franz. crime, lat. crimen. Auffallend ist hierbei, daß viele Verbrechen, sofern sie bloß als sociale Unordnungen oder moralische Vergehen betrachtet werden, sächsische Namen haben, als Verletzungen des Gesetzes aber französische. Theft, Diebstahl, sobald er Gegenstand gerichtlicher Untersuchung wird, heißt larceny. Der Meineid, false oath, wenn er der gesetzlichen Ahndung verfällt, wird perjury genannt. Der Straßenkrawall, row, heißt im Munde des Staatsprokurators riot.

Wir können uns bei diesen Einzelnheiten, die in's endlose Weite führen, und die der Leser selbst nach Belieben vervollständigen kann, nicht länger aufhalten. Ueber den Charakter der Mischung germanischer und romanischer Elemente in der englischen Sprache ist zu bemerken, daß das Germanische wenig-

stens $^{2}/_{3}$, das Romanische kaum $^{1}/_{3}$ des englischen Sprachschatzes ausmacht; sodann, daß das Romanische zwar als Material in die englische Sprachbildung eingegangen, daß aber die Bildungsform wesentlich germanisch geblieben ist. Das plastische Princip, das innere Leben, der Geist der Sprache hat seine angelsächsische Eigennatur aufrecht erhalten. Die Endungen, Beugungsformen, Partikeln — Bindewörter, Vor- und Fürwörter — sind vorwiegend angelsächsisch. Latein und Französisch sind zwar als Knochen in dem Körper der englischen Sprache vorhanden; aber Muskeln und Bänder, Sehnen und Nerven, — vor allen Dingen das flüssige Blut — sind angelsächsisch. Oder, wie Marsh sich ausdrückt: in dem englischen Sprachgebäude finden sich viele romanische Balken und Steine; aber Nägel und Angeln, der Mörtel und der Plan des Baues rühren von den Angelsachsen her.

Es wird sich bei diesen Erörterungen dem Leser längst die Frage aufgedrängt haben, wie es komme, daß die Normannen, welche doch die Angelsachsen an geistiger, geselliger und politischer Bildung so sehr überflügelt hatten, dennoch mit ihrer Sprache nicht durchdringen konnten, und daß jetzt offenbar das Angelsächsische im Englischen von Tag zu Tag mehr die Oberhand gewinnt. Die Antwort liegt erstens darin, daß jede Sprache mit einer wunderbaren Zähigkeit an dem Boden haftet, dem sie entsprungen ist, oder in dem sie einmal feste Wurzel gefaßt hat, daß sie glebae adscripta, an die Scholle gebunden ist, darauf wuchert, wie Unkraut, und sich nur mit der absoluten Vertilgung des Geschlechtes der Menschen, welche sie reden, ausrotten läßt; dann aber darin, daß die Normannen eben wegen ihrer feinern Bildung und Sitte und des daraus erwachsenden Hochmuths den Angelsachsen so fern standen, daß eine Vermittlung mit ihnen nicht möglich war. Die normännischen Adeligen standen über dem angelsächsischen Volke, und verschmähten es, zu diesem herabzusteigen oder es zu sich heraufzuziehen, — sich mit ihm zu vermählen, zu verschmelzen oder zu verständigen. Wer aber nicht, wie Antäus, von Zeit

zu Zeit wieder mit dem Boden in Berührung kommt, verliert seine Stärke und Lebensfähigkeit. Die drängende Kraft, somit die Zukunft der Nationen, ruht immer im Schooße des Volkes. Dazu kommt noch, daß den armen, bedrückten Angelsachsen, die sonst von allen Würden und Ehren des Landes ausgeschlossen waren, ein Platz in den Domänen der Bildung offen blieb: das Kloster nämlich und damit die Schule. Die Klostergeistlichen (und überhaupt der Klerus), welche zum großen Teil aus der Mitte des Volkes hervorgegangen waren, wurden glühende Verfechter alles ursprünglich Vaterländischen, und pflegten und nährten den angelsächsischen Geist und die angelsächsische Sprache.

Natürlich sind die angelsächsischen und normännischen Elemente nur die Hauptbestandtheile der englischen Sprache; es finden sich darin auch Spuren des Spanischen, Portugiesischen, Italienischen, sogar des Hebräischen (überhaupt Orientalischen) vor, wie es denn bei dem so vielseitigen Verkehr eines Handelsvolkes nicht anders sein kann — abgesehen von der Urverwandtschaft aller semitischen und indo-europäischen Sprachstämme. Es ist mit den Nachforschungen in der Vergangenheit der englischen Sprache, wie mit den Nachgrabungen der Geognosten in unserer Erdrinde; hier findet man französisches Alluvium, dort angelsächsischen Flötzkalk, weiter hinab lateinischen Granit, dazwischen spanische, italienische und portugiesische Wanderblöcke, ganz von unten herauf keltischen Trachyt; einmal begegnen wir einem römischen Dinotherium, dann einem normännischen gepanzerten Saurier oder einem modern französisch glatten Lurch- oder Schlangentypus, zwischendurch allerlei wunderlichen Schnabel- und Beutelthieren: überall aber einer zahllosen Menge angelsächsischer Schalen-, Krusten- und Weichthiere. Die Etymologie der englischen Sprache ist nur zu buchstäblich eine Art philologischer Petrefaktenkunde.

In dem Vorhergehenden haben wir versucht zu zeigen, daß die Sprache der Engländer ein treues Denkmal ihrer Ge-

schichte ist. Es bleibt uns noch übrig, nachzuweisen; wie in dieser Sprache sich auch der allgemeine Charakter des englischen Volkes und Landes ausprägt.

England ist eine vielbuchtige, der Schiffahrt wunderbar zugängliche Insel im Norden Europas, des Hauptherdes der Kulturthätigkeit während des letzten Jahrtausends, und somit seiner Lage nach der natürliche Hauptmarkt der Welt. Diese Insel ist dabei reich an natürlichen Quellen der Macht und des Wohlstands, z. B. an Kohlen und Mineralien. Es ist nun nicht nöthig, nach diesen Prämissen weitläufig auszuführen, warum die von Haus aus starkleibigen und marklebigen Bewohner dieser Insel mit der Zeit ein rühriges, in's Weite strebendes, Handel und Gewerbe treibendes, seefahrendes Volk werden mußten. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die Engländer seit Jahrhunderten die thatkräftigste, unternehmendste, rastloseste und dabei trotzigste Nation der Erde sind. Sie segeln in allen Wassern, handeln nach allen Weltgegenden, machen Eroberungen in allen Ländern, gründen Kolonien aller Orten, bauen Staaten im Osten und Westen, in Indien, wie in Amerika, senden zu Zwecken der Unterjochung ihre bullies wie ihre Missionäre, und machen Propaganda für die Baumwolle wie für das Christenthum. Der oberste Grundsatz ihrer Moral ist, daß der höchste Zweck alles menschlichen Strebens in der Macht und dem Reichthum der Engländer besteht und daß dieser Zweck alle Mittel heiligt; das erste Axiom ihrer Philosophie, daß nichts reale oder ideale Geltung hat, was sich nicht als saldirender Posten in ihr geschäftliches Hauptbuch eintragen läßt. Ein solches Volk hat weder Lust noch Muße, den Mysterien der Schöpfung und dem Urgrund der Dinge nachzugrübeln; es hält sich an die handgreiflichen Thatsachen, und beschäftigt sich nicht mit Flausen und Quisquilien. Es hat sehr wenig Zeit und sehr viel zu thun. Alle diese Züge spiegeln sich auf's Genaueste in der englischen Sprache. Das englische Wörterbuch und die englische Grammatik beweisen, daß

der Engländer so wenig die Gesetze oder das Leben einer fremden Sprache schont, deren Wörter er sich aneignet, wie die Gesetze und das Leben einer Nation, die er sich unterwirft. Die englischen Sprachformen sind kurz, gedrängt, prägnant. Auf eine Verstümmelung mehr, auf ein paar weggestutzte Silben weniger, kommt es dem Engländer nicht an. Die Sprache ist ihm nur das mechanische Mittel zu dem äußern Zweck der Verständigung und Mittheilung; er will mit einem möglichst kleinen Aufwand von Sprachkräften möglichst viel leisten. Man sehe sich einmal die englischen Zeitwörter an: das deutsche haben, kommen, sehen, hören, gehen, heißt englisch have, come, see, hear, go. — die Endsilbe fällt weg und das Wort wird einsilbig. Der Deutsche sagt gewinnen, gebieten, gebären, sein englischer Vetter win, bid, bear; statt dreier Silben hat dieser nur eine. Nicht anders ist es mit den Wörtern romanischer Ableitung; hier macht sich namentlich ein Accentverlust oder vielmehr ein Zusammenziehen der Accente bemerkbar, was sehr oft das Verschwinden der tonlos gewordenen Silbe nach sich zieht. Jugement (franz.), mit zwei Accenten, wird judgment, mit einem Accent, wobei jedoch die letzte Silbe noch schwach vorhanden ist, acquérir, conquérir, recevoir haben im Englischen die Form acquire, conquer, receive — die letzte Silbe ist zugleich mit dem Accent flöten gegangen. Voltaire hatte Recht, indem er meinte, daß die Engländer an ihrer Sprache täglich zwei Stunden sparten, indem sie die Hälfte der Silben verschluckten. Die englische Sprache aber neigt sich nicht nur zur Einsilbigkeit hin in ihren Wörtern, sondern auch in der ganzen Redeweise. Sie wimmelt von Auslassungen und Abkürzungen, Elisionen und Ellipsen. Der Engländer sagt nicht: „return to me the money which I lent to you", sondern „return the money I lent you". Hier bilden sechs Wörter einen Doppelsatz, und es fehlen vier Partikeln, ohne daß die Grammatik ihre Schulbakel erhöbe. Lange Sätze sind den Engländern ein Gräuel. Ebenso lieben sie keine Involutionen in

der Wort- und Satzfolge, die auch wegen des Mangels an Beugungsendungen, an denen das Zusammengehörige erkennbar wird, nicht wohl möglich sind. Die Wortfolge ist rein mechanisch; Subjekt und Prädikat stoßen hart aneinander. Parentheſen werden vermieden; Einige, wie Samuel Johnson, wollen sie ganz verbannt wissen. Das ist der Deutlichkeit und Reinlichkeit der Darstellung sehr förderlich, beeinträchtigt aber auch nicht selten die begriffliche Tragweite.

Die Engländer sind keine Metaphysiker. Einzelne Denker haben unter ihnen als Anachoreten gelebt, aber zum Leben und zur Literatur des englischen Volkes haben sie keine rechte Beziehung. Tiefgehende philosophische Spekulationen erscheinen den Engländern als Windbeuteleien, und werden von ihnen ebenso verhöhnt, wie von den Franzosen, welche die Philosophie (nach einem Wort des Helvetius) definiren als l'art de s'égarer avec méthode." die Kunst, mit Methode auf Holzwege zu gerathen. Die Ansicht des „Punch" über die Philosopheme betreffs des Wesens der Materie und des Geistes ist im Grunde die Nationalansicht des John Bull. „What is mind?" fragt Punch. „No matter. What is matter? Never mind."

Vor mehreren Jahren trafen wir einen anglo-amerikanischen Professor, der sich, wie er uns erzählte, lange vergebens bemüht hatte, sich in die deutsche Philosophie hineinzubohren. „Hören Sie," sagte er, „ich finde einen wesentlichen Unterschied zwischen den deutschen und englischen Methoden, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Nehmen Sie einen Engländer und einen Deutschen, und stellen Sie Beiden die Aufgabe, die genaue Definition eines Brunnenlochs zu geben. Der Engländer wird einfach seinen Maßstab zur Hand nehmen, die Tiefe des Lochs und seinen Durchmesser ermitteln, und daraus den Kubikinhalt berechnen; dann ist er fertig. Der Deutsche hingegen wird damit anfangen, daß er die Erde rings um das Loch weggräbt und beseitigt, um das abstrakte Brunnenloch an und für sich vor sich zu haben; dann wird er sehr tief-

sinnig über das absolut und relativ Leere, über die Löcher überhaupt und die Brunnenlöcher insbesondere spekuliren, und ein dickes Buch darüber schreiben, wovon der Engländer aber keine Silbe versteht." — In der That sind sehr viele unserer deutschen Philosopheme abstrakt begrifflich entwickelte Brunnenlöcher — ohne Wasser.

Der Sinn des Engländers geht auf's Praktische; er wird nie, wie Euler den Ritter Gluck, nach dem Vortrag einer Ouvertüre, fragen: „Was soll denn das beweisen?" sondern: „wozu dient das, wozu ist das gut?" Wenn man ihm in der rechten Hand eine große philosophische Wahrheit und in der linken eine neuentdeckte Guanosorte böte, und ihn aufforderte zu wählen, er fiele uns gewiß mit Inbrunst in die Linke und bäte sich den Guano aus. Es ist daher selbstredend, daß die englische Sprache ein sehr mittelmäßiges Organ der Philosophie ist. Die tiefgreifende Gedankenentwicklung bedarf einer quellenreinen, in sich flüssigen Sprache, deren Wortbildungen die Entstehung der Begriffe treu wiederspiegeln. Etymologische Lauterkeit und Gediegenheit, eine Fülle lebendiger, sich in der steten Schöpfung neuer Gebilde bewährender Sproßkraft, daher elastische Biegsamkeit der Formen sind die Grundbedingungen einer philosophischen Sprache. Diesen Bedingungen entspricht die deutsche Sprache in sehr hohem Maße, die englische dagegen äußerst unvollkommen. Ihre Quellen sind trübe, ihre Formen versteift und verstümmelt, und der begriffliche Gehalt ihrer Ausdrücke ist nur dann bestimmt, wenn er durch die unmittelbare Anschauung gegeben wird; sie fängt aber erst an, durch Zurückgehen auf das Angelsächsische wieder flüssig zu werden und sich abzuklären.

Dagegen liegt in der englischen Sprache etwas Bündiges, Markiges, Mannhaftes; das ist ihr edelster Zug. Man sieht es ihr an, daß sie das Ausdrucksmittel eines freien, starken Volkes ist. Der Engländer nennt seinen Vorgesetzten wie seinen Untergebenen „you"; wie er den Thatsachen direkt auf den Leib geht, wie er die Dinge dutzt, so steht er mit den Personen auf dem

Fuße der geradesten Unmittelbarkeit. Er schleicht nicht hinten herum, wie der Deutsche, und sagt „Er“ oder „Sie“, wenn er „Du“ meint. Wir Deutschen sehen uns in der Unterhaltung förmlich mit dem Rücken an; es ist, als könnten wir die angesichtliche Gegenwart eines Menschen nicht aushalten, sondern müßten ihn erst in einen Dritten übersetzen, um uns unbefangen zu ihm verhalten zu können. Die sprachlichen Ausdrücke sind in dieser Beziehung sehr lehrreich. Wenn wir in den zu Wien oder Madrid üblichen Formen der zweiten Person Singularis das „Eure Gnaden“ immer demüthiger variiren hören, so ist das ein sehr lehrreiches Kollegium über österreichische und spanische Geschichte. Wenn einem Engländer, namentlich einem Amerikaner, in unsern Tagen einer von den vielen deutschen, italienischen oder spanischen Pleonasmen der Unterwürfigkeit zu Ohren kommt, so richtet er sich stolz auf in dem Bewußtsein, daß in seiner Sprache einmal geschrieben wurde: „We hold this truth to be self-evident, that all men are born free and equal!“

Auffallend ist nichtsdestoweniger in der englischen Aussprache ein gewisser gepreßter dumpfer Ton, ein Vorherrschen tiefer Vokale, wie das a in call, und sanfter, wolliger Zischlaute. „Ouvrez les levres, serrez les dents, et vous parlerez Anglais,“ sagte einmal Humboldt. Sogar die englischen Damen brummen in den Bart. Das Alles ist ohne Zweifel eine Folge der nebligen Luft und überhaupt des unwirthlichen Klimas der englischen Insel. Ein Bekannter, der eben von einer europäischen Reise, die ihn auch durch England und Schottland führte, zurückgekehrt war, erzählte uns, er habe während seines vierzehntägigen Sommeraufenthalts in England kaum zweimal die Sonne gesehen, und ohne Staubregen wenigstens sei es nie abgegangen. Durch die Nässe und den Nebel watend, sei er eines Tages im Norden Englands auf einen Jungen gestoßen und habe ihn gefragt: „ist denn bei Euch das Wetter immer so? regnet's hier alle Tage im Jahr?“ „O no,“ habe der Junge geantwortet in seinem breiten northumbrischen Dialekt, „sometimes it snaws

(snows)." Selbst die englischen Dichter preisen ihr merry England im Gegensatz zu seinem weinerlichen Klima.

Cowper singt:

„ . . . . though thy clime
Be fickle, and thy year most part deform'd
With dripping rains, or wither'd by a frost,
I would not yet exchange thy sullen skies
For warmer France, with all her vines."

So resolut und sicher daher der Engländer in seiner Ausdrucksweise ist, er macht in der rauhen Luft sehr ungern den Mund auf. Die englischen Vokale sind alle heiser belegt; die Laute haben einen Schnupfen. Die Konsonanten werden bei halbverschlossenem Munde in rascher Folge herausgezischt oder gehüstelt; daher das Vorherrschen der Zischlaute, namentlich am Schluß der Wörter. Um die starken deutschen Kehllaute, wie das ch in Licht, Nacht u. s. w. auszusprechen, müßte man die britische Luft hinten in der Kehle zulassen; um dies zu vermeiden, spricht der Engländer die Kehllaute nicht. Er schreibt zwar light, spricht aber leit. Ebenso mit night, Nacht, right, recht, might, Macht, plough, Pflug, enough, genug, weigh, Gewicht, straight, gestreckt u. s. w. u. s. w., die ihrer Schreibweise und ihrem Ursprunge nach ohne Zweifel alle ausgesprochen werden sollten, wie die entsprechenden deutschen Wörter. In diesem Punkte bildet die englische Sprache den stärksten Kontrast zu den Idiomen derjenigen Völker, welche im Süden, unter heiterem Himmel, ihre Wohnsitze haben. In Italien z. B. sind die Vokale grell wie der Sonnenschein; der Mund öffnet sich bereitwillig der reinen Luft, und die Laute klingen wie Glockentöne durch die nebellose Atmosphäre. Der lichte Glanz des Südens sättigt die Töne sowohl wie die Farben. Daher ist auch der Süden, im Gegensatz zum Norden, die natürliche Heimath der Musik. In dem mildern Klima Amerikas wird die englische Sprache sonder Zweifel (abgesehen von sonstigen Einflüssen) volltönender und wohlklingender werden; an dem hiesigen Englisch ließe sich das jetzt schon nachweisen. Die Einwirkung, welche Klima und die

Gestaltung der Erdoberfläche — überhaupt die Naturbedingungen — auf die Sprache haben, ist kaum zu hoch anzuschlagen. In der Sprache der Gebirgsbewohner z. B. hört man breite, gedehnte, in Diphthonge übergehende Vokale und starke, harte Kehllaute. Die Schweizer, welche sich über Gießbäche oder weite Thäler durch die scharfe Alpenluft ihre Grüße zurufen, sagen luagen, spreachen, Chilchgang, Chaib, chüal (kühl), Chriesi (Kirschen), haim cho (heim kommen). Man sagt, daß die modernen Winkelriede im Sonderbundskrieg dem Gefühle ihrer Tapferkeit dem Feinde gegenüber in folgendem mannhaften Gelöbniß Luft zu machen pflegten: „Wann sie chömma, so göm' mer, und wann sie nüet chömma, so bliebe mer, wemmer zu Chrut und Fätze verhockt wärre." In Westphalen und den Niederlanden dagegen haben wir dünne Vokale und scharfe, wenigstens vorn mit den Lippen gebildete Konsonanten; man sagt gliek (gleich), smieten (schmeißen) u. s. f. Aehnlich verhält sich das kehlenhauchige Italienisch der Abruzzen zu dem übermäßig vokalen, singenden Idiom der sicilianischen Ebene, und das harte, grobe Dorische des alten, gebirgigen Sparta zu den sanften, geschmiegelten Lauten der Jonier. In England selbst ist der Dialekt der Northumberländer und Newcastleaner viel härter, als das englische Platt, welches in der südlichen Ebene gesprochen wird.

Es wäre sehr lehrreich, die englische Sprache im Einzelnen mit den romanischen und germanischen Idiomen, denen sie verwandt ist, zu vergleichen; wir müssen aber darauf verzichten. Nur eine kurze Parallele mit unserer deutschen Muttersprache sei hier zum Schluß gestattet, wobei sich zugleich das Gesagte zum Theil zusammenfassen wird.

Die englische Sprache ist, wie wir gesehen haben, gemischt und zusammengesetzt, wie das englische Volk; sie ist in diesem Sinne reich, wie ein englisches Waarenlager, worin sich die Erzeugnisse aller Welttheile aufgestapelt finden, und mannigfaltig, wie ein Markt, worauf sich Leute aus aller Herren Ländern be-

gegnen. Sie ist daher gefräßig, bereit, Alles, auch das Verschiedenartigste, in sich aufzunehmen und in der rücksichtslosesten Weise zu verarbeiten; sie hat einen guten Magen wie der Engländer selbst. Die Sprache des Engländers ist praktisch, realistisch, auf's Thatsächlichste gerichtet, wie sein Sinn, dabei einsilbig, verschlossen, wie seine Laune. Ihre Wort- und Satzbildung ist mechanisch; den Beugungen ist sie abhold; was in andern, namentlich älteren Sprachen, durch einen Wechsel der Laute oder eine Abwandlung der Endungen, durch Umlaut, Ablaut und Suffixe, erreicht wird, bewerkstelligt der Engländer durch ein mechanisches Vorsetzen oder Einfügen einer Partikel, eines Vorworts, Fürworts, Geschlechtsworts oder Hülfszeitworts. Hier ist zu bemerken, daß diese Eigenthümlichkeit, die Flexionen durch Hülfszeitwörter, Vorwörter ꝛc. zu ersetzen, die Entwickelung fast aller Sprachen kennzeichnet, indem sie, wie man das nennt, von der analytischen zur synthetischen Form übergehen. Wo der Lateiner mit einem Worte sagt: amabo, sagt der Deutsche, wie der Engländer mit drei Worten: ich werde lieben, I shall love. In der englischen Sprache ist dieser Entwicklungsprozeß aber zur Krankheit geworden. Da sind fast alle Endungen abgestoßen, alle Hülsen zerfetzt, alle Gliederungen verunstaltet; was jedoch das Schlimmste ist: vom Geschehen zum Geschehenen, von dem Thun zur That, von dem flüssigen Zeitwort zu dem festen Hauptwort ist kein sprachlicher Uebergang; man kann weder das Zeitwort als Hauptwort gebrauchen, wie im Deutschen (das Werden, das Handeln), noch immer das Hauptwort in die Verbalform zurückbilden. Außer dem, daß die englische Sprache an vielen Gliedern gelähmt und verkrüppelt ist, hat sie einen halben Starrkrampf; sie liegt in den Banden einer steifen, willkürlichen Betonung. Der Accent hat sich, oft ohne die mindeste Rücksicht auf Sinn, Gestalt oder Wurzelbedeutung der Bestandtheile des Worts, auf bestimmte Silben festgesetzt. Daher ist der rhythmische Gang der englischen Sprache unnatürlich und gliederpuppenartig.

Die Sprache der Deutschen dagegen ist im Wesentlichen rein, unverfälscht, ursprünglich und gediegen, wie der Gehalt ihrer Gedanken. Sie zeichnet sich nicht blos aus durch Reichhaltigkeit der Formen, sondern mehr noch durch die strotzende Fülle innerer, schöpferischer Triebkraft. Sie ist kein großartiges Plagiat, wie die englische; das deutsche Wort klingt naturkräftig, ursprünglich, wie der erste Lebensschrei einer neugebornen Wahrheit. Das deutsche Volk hat seinen Sprachreichthum nicht aus allen Gegenden der Erde zusammengetragen, sondern aus den Tiefen seines eigenen Geistes hervorgearbeitet. An der deutschen Sprache ist Nichts mumienartig, abgestorben, verknöchert; in Wurzeln und Zweigen, in Stamm und Blättern kreist überall der frische Saft des Lebens und treibt Sprossen und Blüthen ohne Unterlaß. Das Deutsche ist daher nicht mechanisch, wie das Englische. Es setzt keine Schichten an, wie ein Krystall, sondern hat einen organischen Zellenwuchs. Der deutsche Ausdruck ist innig und sinnig, wie das deutsche Gemüth, und die Subjektivität unserer Sprache sticht in grellster Weise ab gegen die realistische Objektivität der englischen. Der Accent, die Betonung, ist bei uns nirgends knechtisch an eine Silbe gebunden, sondern legt sich in wechselndem Rhythmus auf diejenige Silbe, worin sich die Bedeutung des Worts oder der Nachdruck des Gedankens ausspricht.

Engländer und Franzosen haben sich oft beklagt, es liege in der deutschen Sprache, wie in der deutschen Literatur, etwas Dunkles, abgesehen von dem schlechten und verhaspelten Stil, den viele Stockgermanen sich angeeignet haben. Dieser Vorwurf ist nicht ganz grundlos. Nur das, was sich mechanisch auseinander legen, in seinen Theilen einzeln betrachten, vergleichen und Stück für Stück benennen läßt, erscheint uns deutlich. Aber schon in der Sprache der Römer heißt es: „Omne ens ineffabile," was Goethe, ohne wohl zu wissen, daß er ein Plagiat beging, so ausdrückt: „In allem Individuellen ist etwas Anonymes." Es ist in den Dingen dieser Welt Etwas, was

sich weder mit der Lanzette spießen und unter der Lupe begucken, noch in Retorten herausdestilliren und auf Flaschen ziehen läßt. Wie beim Wein, nachdem wir ihn in Alkohol, Wasser, Gerbstoff, Weinstein u. s. w. chemisch zerlegt haben, noch Etwas übrig bleibt, was der Chemiker nicht fassen kann, — wie an jedem Menschen, nachdem wir aus ihm den Philister, den Advokaten oder Kaufmann, das zweibeinige Lokomotiv, den spazierengehenden Verdauungsapparat, den erdenwallenden Blasebalg, und was sonst noch Alles in ihm steckt, herausanatomisirt haben, nach solcher Analyse noch ein Rückstand sich findet, der mit allen unsern Ellen nicht gemessen und mit allen unsern Pfunden nicht gewogen werden kann, der mit all' unsern äußern Maßstäben inkommensurabel ist: so ist auch in Allem dem, worauf, als ihren Inhalt, die Sprache sich bezieht, Etwas, woraus sich die arithmetische Wurzel nicht ziehen läßt und welches bei dem Versuche einer solchen Zahlenoperation auf eine unendliche Reihe führt. Wenn eine Sprache dieses Etwas vernachlässigt oder umgeht, so wird sie allerdings den scheinbaren Vorzug der Deutlichkeit haben, aber auch nur den *scheinbaren*; denn wahrhafte Deutlichkeit herrscht nur da, wo die bedeutsamen Worte Derer vernehmbar werden, die im Rath der Götter sitzen. Die Deutschen haben nun von jeher die Gewohnheit gehabt, an den Schlüssellöchern des Olymps herumzuhorchen, und das leise Murmeln und Flüstern, welches da an ihr Ohr drang, spielt wie ein tonschattenhaftes, fernher zitterndes Echo durch die Worte ihrer Lippen. Darum hat die deutsche Sprache, selbst in den lichtvollen Schöpfungen eines Goethe, etwas Dämmeriges; allein es ist die Dämmerung eines werdenden Tages. So sind freilich die Schriften unserer Denker selten so präcis, wie eine englische Faktur, oder so klar, wie eine französische Abhandlung über den Kultus der Trüffeln.

Wir Deutschen in Amerika wollen, neben andern deutschen Dingen, auch unsere Muttersprache schätzen und wahren. Auf den breiten, staubigen Heerstraßen der Welt, auf den lärmerfüllten

Messen der Industrie und des Handels, mag die englische Zunge immerhin als Werkzeug der Verständigung dienen; da jedoch, „wo die Gedanken thronen", wo die ewigen Mutterformen der Ideenwelt nach Verkörperung ringen, wo das tiefe Weh und die helle Lust der Menschennatur sich äußern und die geheime Gesetzlichkeit, der wahre Gehalt der Dinge, sich offenbaren will: da wird das schöne wie das rechte Wort sich im Schatz unserer deutschen Sprache finden.

III.

Der Materialismus.

Atlantis, November 1855.

Eine der letzten Fragen alles Wissens betrifft die Begriffe Geist und Materie. Mit ihrer Lösung, mit der endlichen Bestimmung des Ursprungs, des Wesens und des Verhältnisses der Materie und des Geistes zu einander, wäre auf immer für alle menschliche Forschung die sicherste Grundlage gewonnen. Kein Wunder daher, daß diese Frage unaufhörlich wieder auftaucht, und daß sie besonders jetzt, wo unser entwurzeltes Gedanken- und Gemüthsleben neuen Boden zu gewinnen strebt, vor allen andern in den Vordergrund getreten ist.

Die eine Hälfte dieser Frage hat in jüngster Zeit eine sehr bündige Erledigung gefunden, — dadurch nämlich, daß man statt des kritischen Messers einfach das Richtschwert zur Hand nahm und der Existenz des Geistes mit einem Schlage ein Ende machte. „Es gibt keinen Geist; nur der Stoff und seine Wechsel sind wirklich", — das ist die alleinseligmachende Lehre, die von den Zinnen der modernen Wissenschaftlichkeit gepredigt wird. In mehreren unserer deutschen Zeitschriften liest man seit einiger Zeit nur Nekrologe. In fast jeder Nummer wird der Katafalk des doppelt todten, weil nie dagewesenen, Geistes von Neuem zu Grabe getragen. Eigentlich ist dies nur die Aufführung eines bekannten Schauspiels mit einigen Varianten. Früher bemühte man sich, die längst zerstobene Asche des alten jüdisch-christlichen Gottes aber- und abermals auf der Brandstätte des Atheismus zusammenzulesen, um sie zum hundert und ersten Male in Flammen aufgehen zu lassen. Der alte Staub wollte

sich indeß durchaus zu keinem neuen Lichte entzünden und so sah man sich denn nach einem andern Schatten um. Man feiert jetzt Leichenbegängnisse des Geistes und singt dabei allerlei Psalmen und Litaneien ab, die zwar in sehr modernem Dialekt abgefaßt sind, in denen sich aber dennoch gewisse wohlbekannte, besonders altgriechische und französische Wendungen und Melodien sehr deutlich vernehmbar machen. So kommt denn zum Atheismus der Materialismus.

Es läßt sich gegen den Versuch, die alte christliche Weltanschauung durch eine andere höhere zu verdrängen, nichts einwenden. Der christliche, außerweltliche Gott, sowie der metaphysische, außerkörperliche Geist sind Begriffe, die der Vergangenheit unserer Erkenntniß angehören. Ob aber der Inhalt unseres jetzigen tiefern Bewußtseins sich in den Formeln „Atheismus" und „Materialismus" erschöpfend ausprägen läßt, wagen wir zu bezweifeln.

Dem Versuch einer Kritik des Materialismus stellt sich die große Schwierigkeit entgegen, daß wir es mit einem Namen zu thun haben, der bei den Vielen, die auf diesen Namen hin selig werden, der verschiedenartigsten Deutung unterliegt. Weder der Klerus, noch die Laien der neuen Kirche sind über die Satzungen ihrer Lehre einig. Hat man irgend Einem der Wortführer des Materialismus die Widersprüche oder die Sinnlosigkeit seiner Behauptungen nachgewiesen, so erhebt sich sofort die ganze übrige Gemeinde und verwahrt sich feierlichst gegen die Irrthümer des Einzelnen. Lehrt z. B. Karl Vogt: das Hirn sondere die Gedanken ab, wie die Nieren den Urin, oder wie die Leber die Galle, so wird ihm das von seinen Glaubensgenossen als eine Privatansicht in die Schuhe geschoben (obwohl er, beiläufig gesagt, keineswegs der Urheber dieser geistreichen Betrachtung ist.) Weist man einem Andern nach, daß mit dem freien Willen eben aller Wille geläugnet wird, indem der Ausdruck „freier Wille" eine Tautologie ist, sofern die Freiheit das innerste Wesen des Willens ausmacht, — daß der Materialist mit der moralischen

Zurechnungsfähigkeit also eine Thatsache läugnet, die er wenigstens als ein von der Erfahrung Gegebenes stehen lassen sollte, wenn er sie nicht in seine endlose Konstruktion von Grund und Folge hineinflicken kann; so schüttelt wieder der Materialismus diesen Staub von seinem Mantel. Und so scheint es überhaupt kaum einen Theil des gerühmten Systems zu geben, den nicht Dieser oder Jener von der großen Jüngerschaft ausstieße, ohne deswegen das System selbst als unhaltbar aufzugeben.

Aber irgend einen Kern des materialistischen Lehrorganismus muß es doch geben, um welchen sich die verschiedenen Auswüchse gruppiren, und von wo aus sich die vielen abweichenden Ansichten als Schattirungen eines und desselben reinen Lichts erkennen und überschauen lassen. Ein oberster Grundsatz muß sich vorfinden, auf den sich Alle, so sich Materialisten nennen, zuletzt berufen, und der ihnen im Kampfe gegen ihre Gegner zum Feldgeschrei dient.

Wenn es einen solchen Grundsatz giebt, so ist es folgender: „nur das sinnlich Wahrnehmbare ist wirklich." Dieser Satz ist einfach das bekannte Locke'sche Prinzip in kurzer Fassung. Aller Materialismus wurzelt in der Behauptung, daß die Sinne die alleinigen Quellen oder Vermittler unserer Erkenntniß sind. Da aber alles Sinnliche räumlich ist, so erweitert sich dieser Satz dahin, daß nur das im Raume sich Vorfindende wirklich ist.

Hiervon ausgehend stellen nun die Materialisten folgende Behauptungen oder Folgerungen auf:

1. Wo kein Gegenstand außerhalb des sogenannten Geistes ist, ist auch keine Vorstellung in demselben. Unsere Vorstellungen sind sonach nur wiederholte, wie unsere Gedanken zusammengefaßte Eindrücke von außen. Ding und Vorstellungen verhalten sich wie Ursache und Wirkung.

2. Da alles sogenannte Geistige (Vorstellungen, Gedanken u. s. w.) nur aus Reproduktionen, aus Wiederholungen der äußern materiellen Gegenstände besteht, letztere somit dem ersteren

vorausgehen, so sind diese materiellen Gegenstände von ihren sogenannten geistigen Abbildern unabhängig. Die Materie ist, hat Bestand für sich und außer ihr und den ihr zugehörigen oder innewohnenden Kräften existirt nichts.

3. Alles Wirkliche ist zusammengesetzt aus materiellen Elementen, die man Atome oder Moleküle nennt. Alle Verschiedenheit, wie alle Aenderung besteht in der verschiedenen Gruppirung, alle (auch die sogenannte ngeistige) Thätigkeit in der Bewegung dieser Elemente.

Die vorstehenden sind die hervorragendsten, von allen Materialisten anerkannten Sätze. Wir lassen die weiteren Folgerungen daraus, die zum Theil auf den Gebieten der rein willkürlichen Meinung ab- und auseinanderfließen, einstweilen unberücksichtigt und nehmen den Materialismus in der hier vorliegenden allgemeinen Form in's Verhör. — Damit man uns die Kompetenz des Forums nicht von vorn herein streitig mache, laden wir die Materie vor denselben Richterstuhl, von welchem herab dem Geist sein Todesurtheil gesprochen wurde. Wir halten uns an den Satz der Materialisten selbst, daß die sinnliche Erfahrung allein es ist, deren Lehren Geltung beanspruchen können. Es handelt sich darum, ob der Materialismus in sich selbst stichhaltig ist. Wir wollen untersuchen, was uns die Sinne über die Materie und ihre Existenz zu eröffnen haben. Bei dieser Untersuchung verbitten wir uns indeß alle Hypothesen. Wir gestatten den Sinnen, sich auf jede mögliche Weise zu bewaffnen, nur nicht mit dem rein unsinnlichen Gedankenapparat des umgebrachten oder umzubringenden Geistes.

Sehen wir nun, was uns der Matetialist an der Hand seiner sinnlichen Erfahrung über irgend einen seiner materiellen Gegenstände nachweist. Er sagt uns z. B., der Gegenstand sei hart, von einer bestimmten Farbe, von bestimmtem Geschmack, bestimmter Temperatur u. s. w. — Fragen wir ihn näher, was er unter diesen Eigenschaften verstehe, so sagt er uns, der Gegenstand übe auf sein Gefühl einen entschiedenen Gegendruck,

gebe ihm die Sensation dieser Farbe, jenes Geschmacks u. s. f. = oder, er wirke so auf die Nerven des Tastsinns, so auf die Nerven der Retina, anders auf die Papillen der Zunge. Und wie weißt Du das? „Weil ich mir dessen bewußt bin.“ Deine sinnliche Wahrnehmung ist folglich weiter nichts, als eine Reihe von besonderen Zuständen Deines Bewußtseins. Der ganze Gegenstand, sofern er Gegenstand der Erfahrung ist, liegt also innerhalb Deiner Haut, in Dir selbst; Deine Erfahrung sagt Dir nur, was in Deinem „Ich“ vorgeht.

„Aber diese Zustände sind Wirkungen, die eben jetzt eingetreten sind; sie müssen doch von einer äußern Ursache herrühren.“ Warum sind sie Wirkungen, denen äußere Ursachen entsprechen müssen? „Weil alle Veränderungen in mir von äußern Ursachen herrühren.“

Woher hat nun der Materialist den Satz, daß alle inneren (subjektiven) Veränderungen von äußern (objektiven) Ursachen herrühren? Doch wohl nicht aus der sinnlichen Erfahrung, denn alle sinnliche Erfahrung ist nur eine Wiederholung des Obigen; alle sinnliche Erfahrung setzt diesen Satz voraus und beruft sich auf ihn. Damit sie uns Etwas darüber lehren könnte, müßte man aus seiner eigenen Haut fahren und sich an die Stelle des Gegenstandes setzen, ein Kunststück, das dem Materialisten, dessen Ich ganz körperlich ist, am allerwenigsten gelingen wird. Alle Versuche, das Gesetz der Kausalität aus der sinnlichen Erfahrung abzuleiten, sind logische Zirkel; denn auf welche Erfahrung man sich auch berufen möge, man hat immer nur subjektive Zustände, vor denen die objektive Welt als Fragezeichen steht. Hundert addirte Fragezeichen geben aber keinen Punkt und kein Ausrufungszeichen. Der Empiriker, welcher immer neue Erfahrungen macht, um dem Ursprung des Kausalitätsgesetzes auf die Spur zu kommen, verfällt dem Gelächter der olympischen Götter eben so sehr, wie der bayerische Kürassier, der sich seinen Federbusch auf dem festgeschnallten Helm befestigen wollte und, da er nicht hinaufreichen konnte,

dabei auf den Stuhl stieg. Und das Unterfangen, die Gültigkeit der sinnlichen Erfahrung durch Wiederholung derselben beweisen zu wollen, ist eben so gescheit, wie der Einfall des amerikanischen Gerichtsschreibers, der, um allen Fragen betreffs der Aechtheit einer von ihm gefertigten Urkunde vorzubeugen, in die Urkunde selbst siebenmal hineinschrieb, sie sei gewiß authentisch.

Es versteht sich von selbst, daß wir die Gültigkeit des Kausalitätsgesetzes durchaus nicht in Abrede zu stellen gedenken; wir wollen nur zeigen, daß der Materialist durch seine vielgerühmte sinnliche Erfahrung nicht einmal von der Existenz, geschweige denn von den Eigenschaften irgend eines Gegenstandes Gewißheit erhalten kann, ohne eine Wahrheit vorauszusetzen, die ihm von der sinnlichen Erfahrung durchaus nicht geliefert wird. Wir dürfen ferner wohl nicht erinnern, daß wir uns gar nicht einbilden, hiemit etwas Neues, Originelles vorgetragen zu haben; seit Kant, wenn nicht seit Berkeley, gilt bei jedem denkenden Menschen die Wahrheit, daß die Welt nur unsere Vorstellung ist, und daß alle Außendinge nur existiren, sofern sie angeschaut oder gedacht werden.

Beiläufig möge noch bemerkt werden, daß wir zwar die Gültigkeit des Kausalitätsgesetzes, nicht aber seine Anwendung auf das Verhältniß zwischen Ding und Vorstellung, wie sie auf der einen Seite von den Materialisten und auf der anderen Seite von den Intellektualisten gemacht wird, anerkennen. Die unsinnige Behauptung, daß die Vorstellung eine bloße Wirkung des Außendings sei, kehrte sich folgerichtig in die Lehre Berkeley's (und in gewissem Sinne Fichte's) um, das Außending sei eine bloße Wirkung des Vorstellungsvermögens. Doch, das Weitere darüber gehört nicht hieher.

Wir haben gesehen, daß am Prüfstein der bloßen sinnlichen Erfahrung die Außenwelt, alle sogenannte Materie, sich in eine Reihe von Vorstellungen auflöst, und daß man, um der Wirklichkeit eines Außendings gewiß zu sein, nothwendig eine

Wahrheit zu Hülfe rufen muß, die aller sinnlichen Erfahrung vorausgeht und von ihr durchaus unabhängig ist. — Wir hätten behufs dieser Untersuchung es bei einer noch näher liegenden Betrachtung bewenden lassen können. Der Materialist, wenn er von den Hirnoperationen in ihm auf die Gegenstände außer ihm schließt, und dabei behauptet, das äußere Ding gehe seinem innern Gegenbild als Ursache voraus, stützt sich ganz unbefugter Weise auf die unsinnlichen Ideen (Anschauungen) von Raum und Zeit. Woher kommen dem Materialisten seine Gegensätze zwischen innen und außen, vor und nach, bei dem Schluß von innerer Folge auf den äußern Grund? Gewiß nicht aus der sinnlichen Erfahrung. Man kommt bei dem Gegenstande, der Materie, erst an, man hat also sinnliche Erfahrung, erst nachdem man den Schritt von innen nach außen, von der Folge auf den Grund, bereits gethan hat. Wer liefert nun den Boden für diesen Schritt? Der Materialist, welcher Zeit und Raum aus der sinnlichen Erfahrung ableiten will, geräth hier wieder unrettbar in den alten logischen Zirkel. Die Erfahrung wird ihm erst möglich durch die Voraussetzung des Raums und die Anschauung des Raums ist ihm wieder ein Resultat der Erfahrung. Es ist die alte Geschichte mit der Henne, die ein Ei legt, aus welchem die Henne selbst hintennach wieder hervorkriecht; oder das Lichtenberg'sche Wunder:

„In jenem Loch war noch ein Loch,
Und dieses Loch war größer noch,
Als obbedachtes Schießloch."

Der Materialismus ist gezwungen, bei seinem Erbfeind, dem Idealismus, betteln zu gehen, um nur die gegenständliche Wirklichkeit seiner Materie zu retten. Die Erfahrung erklärt uns auf's Unzweideutigste, daß nach ihren Kriterien allein die Materie sich als ein bloßes Hirngespinst darstellt, so daß wir, nachdem wir vorneweg den Geist geläugnet, dem absoluten Nihilismus anheimfallen.

Abgesehen aber von den hier erörterten Schwierigkeiten,

und zugegeben, daß die sinnliche Wahrnehmung an den äußern Gegenstand selbst hinanreichte und die Existenz der Materie vollständig zu dokumentiren im Stande wäre: die von den Materialisten statuirte, über allen Zweifel erhabene Greifbarkeit der Materie würde sich dennoch als völlig nichtig erweisen. Die Eigenschaften, auf welche man bei der Materie am stärksten pocht, sind die Undurchdringlichkeit und die Schwere. Was lehren uns nun die Sinne bezüglich dieser Undurchdringlichkeit und Schwere? Die von der Erfahrung gelieferte Thatsache, auf welche hin wir den Körper undurchdringlich nennen, ist nur, daß er dem Eindringen von Außen, oder dem Drucke widersteht; ebenso ist die Schwere nur die Aeußerung eines Drucks, eines Strebens nach Bewegung (und der wirklichen Bewegung, wenn der Widerstand beseitigt ist). Das Ganze ist also nur eine *Wahrnehmung von Kräften, die einen bestimmten Raum erfüllen*; der Körper zerfährt angesichts aller Hebel und Schrauben der Empirie in ein bloßes Dehnen und Recken von *Kräften* innerhalb des Raumes. Was ist nun eine Kraft, — wir meinen eine Kraft in dem Sinne, in welchem sie der Materie beigemessen wird? Woher hat der Materialist den Begriff der Kraft? Einfach daher: wenn er eine Bewegung oder Veränderung sieht (wir können einfach Bewegung sagen, denn alle materielle Veränderung reducirt sich auf Bewegung), so schließt er, die Bewegung müsse einen Grund haben, und diesen Grund nennt er *Kraft*. Die Kraft ist nichts in sich selbst und unabhängig Bestehendes; sie ist nur die vorausgesetzte ungeborene Bewegung. Die Kraft ist, nach scholastischem Ausdruck, potentia, was die Bewegung actu. In der Natur, in dem Wesen der Kraft ist nichts, was nicht im Wesen der Bewegung wäre. Was aber ist Bewegung? In der Sprache der Erfahrung einfach ein Raumwechsel, weiter nichts. Das Greifbare, unzweifelhaft Wirkliche, worauf sich der Materialist so viel zu Gute thut, löst sich also durch seine eigene Analyse auf in bloße *Raumbestimmungen*. Der

Raum, seine Grenzen und sein Wechsel sind das einzige Wirkliche, was von der Materie übrig bleibt. Trotz alledem aber, trotz der entschiedenen Aussage des großen Orakels, der sinnlichen Erfahrung, spricht der Materialist von der Materie, den Atomen oder Molekülen *und* ihren Kräften, von der Verschiedenheit des Stoffs von den Kräften, von dem Stoff *im* Raum, von dem todten (inerten) Stoff, von dem Stoff unter der Herrschaft der Kräfte, und wie diese tiefsinnigen Redensarten sonst noch heißen!

Ebenso widersinnig, wie das Gerede von selbstständigen Stoffen und Kräften ist die Phrase: der Stoff *und* seine Eigenschaften. Wie man sich den Stoff vorstellt als eine todte Masse, zu der die Kräfte hinzukommen, so denkt man sich auch eine kahle, indifferente Materie, die mit bestimmten Eigenschaften versehen ist. Das heißt, die Materie ist ein Ding für sich, auch ohne die Eigenschaften, die in der Materie eben stecken, wie etwa die Rosinen im Kuchen. Dieser Urstoff bliebe also, als Träger der bloßen Existenz, sich gleich, so sehr auch die Eigenschaften wechseln. Nun nehme man aber einmal von einem Körper seine Eigenschaften, z. B. seine Härte und Undurchdringlichkeit, sein spezifisches Gewicht, seine Farbe, seine spezifische Wärme, seinen Geruch u. s. w. weg: was bleibt dann noch übrig? Nichts, — absolut gar nichts. Das Ding *hat* also nicht Eigenschaften, es *ist* in und durch seine Eigenschaften. Diese Eigenschaften aber haben sammt und sonders keinen eigenen Bestand; sie entstehen nur durch den Gegensatz gegen andere Eigenschaften, die ohne Ausnahme außerhalb des augenblicklich betrachteten Gegenstandes liegen. Ohne Grün z. B. gäbe es kein Roth, ohne Weiß kein Schwarz, ohne Ausdehnung keine Zusammenziehung, ohne Widerstand keine Kraft, ohne Gegendruck keinen Druck, keine Undurchdringlichkeit und keine Schwere, ohne Plus kein Minus, ohne Basis keine Säure, ohne positive Elektricität keine negative u. s. f. Einer der dicksten Nägel in den Köpfen der Materialisten, welche fort-

während von dem Urstoff, von Atomen, von der unbestreitbaren Wirklichkeit und Tangibilität der Materie u. s. w. reden, ist die Annahme, daß den Außendingen nach dem Zeugniß der Sinne ein selbstständiges Sein zukomme. Die Erfahrung bezeugt das pure Gegentheil; sie zeigt uns, daß jedes sogenannte stoffliche Ding nur ein Komplex von Beziehungen auf Anderes ist. Bildlich ausgedrückt: ein stofflicher Gegenstand ist nur das Zusammenfallen verschiedener Schatten von Außen in dem Fleck, wo sich der Gegenstand wahrnehmbar macht.

Wenn nun, wie aus Obigem zur Genüge erhellt, das selbstständige Sein des Stoffs für sich eine Hypothese ist, die in der sinnlichen Erfahrung nicht die mindeste Rechtfertigung findet, wenn der Stoff sich unter der Leuchte der empirischen Beobachtung als ein Gewebe von Kräften und Beziehungen darstellt, so fragen wir: wie kommt nun in diese vielen Kräfte und Beziehungen Einheit und Bestand? Nicht durch einen eigenschaftslosen stofflichen Urteig, denn wir haben uns hoffentlich überzeugt, daß dieser ein bloßes Gespenst ist. Wodurch denn? Wir sind begierig auf die Antwort der Materialisten und harren mit Sehnsucht des Augenblicks, wo uns auch nur *ein* stoffliches Ding in seinem unzweifelhaften atomistischen Bestand für sich außerhalb des erkennenden Geistes vorgezeigt werden wird. Denen, die den Geist kurzweg dadurch „abmucken" zu können glauben, daß sie uns zurufen: „zeigt uns einmal den Geist," erwidern wir mit der bescheidenen Gegenaufforderung: „zeigt *Ihr* uns einmal die Materie." Wir begnügen uns mit einem sehr kleinen Stück.

Wohlverstanden! wir läugnen weder die Existenz, noch die Unzerstörbarkeit der Materie; wir führen nur dem Materialisten sein stoffliches Ding vor und zeigen es ihm unter seiner eigenen Loupe, der bloßen Sinneswahrnehmung, um ihm, wo möglich, begreiflich zu machen, in welches eitle Nichts es vor ihm zerrinnt, wenn er nicht von dem Licht des subjektiven Geistes seine Strahlen borgt.

Die Dogmen der Materialisten bezüglich der stofflichen Urelemente, woraus alles Wirkliche zusammengesetzt sein soll, erledigen sich durch das Vorstehende von selbst. Darauf, daß der Materialist kein Recht hat, auf Grund der direkten Beobachtung von untheilbaren oder ungetheilten letzten Elementen, von Atomen oder Molekülen, zu reden, ist oft genug aufmerksam gemacht worden. Noch keinem sterblichen Auge haben sich die Atome oder Moleküle entschleiert, und in so fern läuft wieder Alles auf eine windige Hypothese hinaus. Die Atomistiker lassen sich aber hierdurch keineswegs aus dem Felde schlagen, sondern verschanzen sich auf dem Gebiete der Stöchiometrie. Obwohl die Atome, sagen sie, ihrer Kleinheit wegen sich selbst dem bewaffneten Auge entziehen, so folgt die Existenz bestimmter, begränzter, bleibend für sich bestehender Elemente doch aus der die Chemie erst möglich machenden Thatsache, daß verschiedene Stoffe sich stets nur in bestimmten Verhältnissen mit einander verbinden. Acht Theile Sauerstoff verbinden sich z. B. nur mit einem Theil, nicht aber mit drei, vier u. s. f. Theilen Wasserstoff zu Wasser. Ferner: ein Theil Wasserstoff verbindet sich nicht mit acht, sondern mit sechszehn Theilen Schwefel zur Hydrothionsäure (Schwefelwasserstoff). Wollte man den Sauerstoff in dem erstern, oder den Schwefel in dem letztern Fall durch Chlor ersetzen, um Salzsäure zu bilden, so würde man zu dem einen Theil Wasserstoff weder 8, noch 16, sondern 35,4 Theile Chlor zu nehmen haben. Ein Aehnliches gilt von den übrigen Elementen, in welche die Chemie die bisher untersuchten Stoffe zerlegt hat, und welche durch die uns bis jetzt zu Gebote stehenden Mittel wenigstens nicht weiter zerlegt werden können. Sie alle vereinigen sich nur in bestimmten Verhältnissen. Diese Thatsachen nun, behaupten die Atomistiker, lassen sich durch die Annahme erklären, die einzelnen Atome lagern sich in der Verbindung an einander und werden bei der Zersetzung wieder getrennt; und daraus folge wieder, ein Atom Sauerstoff sei acht Mal so schwer, als ein Atom Wasserstoff,

halb so schwer, wie ein Atom Schwefel u. s. w., — die Atome aber erhalten sich überall in ihrer Integrität. Das hieraus erwachsende atomistische System ist ein wirklich interessantes Machwerk. Die Atome oder Moleküle werden als ewig unveränderlich und sich selbst gleich vorausgesetzt: alles Leben und alle Veränderung ist weiter nichts als eine praktische Erläuterung der Theorie der Permutationen und Kombinationen, die man Stoffwechsel nennt. Das Universum ist eine Art von Ballsaal, in welchem die Atome ewig ihren Kotillon tanzen; es ist aber sehr unstatthaft, die Materialisten zu fragen, wer denn eigentlich zu diesem Tanz geige. Die Atome (diese neuen Götter der Materialisten, denen sie ja wieder das *Absolute* sind), führen dabei ein entsetzlich lüderliches Leben, konserviren sich aber nichts desto weniger sehr gut. Das Alles ist sehr hübsch, und hat das große Verdienst fast handgreiflicher Deutlichkeit. Aber was sagt die Erfahrung dazu? Ergiebt es sich aus den bisher gemachten Versuchen und Beobachtungen, daß im Wasser z. B. Wasserstoff und Sauerstoff *als* Wasserstoff und Sauerstoff neben einander liegen? Allerdings, nachdem wir das Wasser dem Galvanismus oder der chemischen Reaktion unterworfen haben, kommen die Dinge zum Vorschein, welche wir Wasserstoff und Sauerstoff nennen; was aber während der Zersetzung mit diesen Stoffen vorgegangen ist, darüber schweigt die Chemie. Dazu kommt noch, daß man in sehr vielen Fällen den von den Chemikern statuirten Körper erst erkennt, nachdem man *zweimal* auf ihn reagirt hat, einmal bei der Zersetzung und dann wieder bei der chemischen Prüfung. Erst nach dieser umständlichen Hantierung hat man das sogenannte Urelement vor sich. Steht uns nun das Recht zu, zu behaupten, das Element habe dadurch nichts anders erlitten, als eine Scheidung von dem Atom oder den Atomen, womit es früher kopulirt war? Ein Gleiches gilt von dem umgekehrten Fall, wo eine Verbindung der sogenannten Atome bewerkstelligt wird.

Damit man nicht glaube, wir bewegen uns hier auf dem

Felde der logischen Spitzfindigkeiten und Schrullen, wollen wir hier einige chemische Autoritäten und weiterhin einige empirische Thatsachen für uns reden lassen, die man wohl nicht im Verdacht haben wird, im geheimen Bunde mit den Metaphysikern zu stehen. Einer der schwierigsten Vorwürfe für die neuere chemisch-analytische Forschung besteht bekanntlich in der Ermittelung der sogenannten Atomvolume und ihrer Verhältnisse zu einander, — ein Feld, worauf sich besonders Kopp, Rammelsberg, Gerhardt, Laurent, Hunt, J. D. Dana u. A. große Verdienste erworben haben. Im 9. Band des „Silliman's Journal", S. 220—245, findet sich eine umfassende Abhandlung von J. D. Dana über diesen Gegenstand, worin er Arbeiten Früherer mit seinen eigenen zusammenstellt, und die Atomvolume der Verbindungen mit denen der einzelnen sogenannten Atome vergleicht, um zu sehen, ob letztere zu den ersteren die richtigen Maßstäbe liefern, wie es nach der Atomtheorie der Fall sein sollte. Dana ist der bekannte Chemiker und Mineralog, einer der besten Analysten unserer Zeit, eine in Europa entschieden anerkannte Autorität und durch und durch Empiriker, der sich vielleicht in seinem Leben keine Stunde mit der sogenannten Metaphysik beschäftigt hat. Seine Untersuchungen bewegen sich auf rein materialistischem Boden. Und was findet er? Daß die Atomvolume der Verbindungen zu den Aggregatvolumen der einzelnen Elemente durchaus nicht stimmen! Und Dana selbst fügt seinen Untersuchungen folgende ausdrückliche Folgerung hinzu: „daß die Elementarmolekule in einer Verbindung nicht (nach gewöhnlichen Begriffen) mit einander vereinigt sind, sondern daß Jedes unter der Einwirkung des Andern eine Veränderung erleidet, die es zu einem durchschnittlichen Resultat der thätigen Molekularkräfte machen." Das wäre also eine Transsubstantiation in den Tabernakeln des Materialismus! Und das ist nicht eine von einem deutschen Naturphilosophen erklügelte Grille, sondern das mit schwerem Herzen gemachte Geständniß eines Empirikers, dem es von den Ergebnissen in seinem Laboratorium, an seinem

Löthrohr und seiner Retorte, abgedrungen wurde. Aehnlich sagt auch Hunt (der jetzige Staatsgeognost von Canada, ein fähiger Analyst, der keinen naturphilosophischen Aether, sondern, als geborner Brite, ächt realistische Blutkügelchen in den Adern hat): „Die chemische Verbindung ist nicht eine Aneinanderlagerung der Atome, wie man gewöhnlich annimmt, sondern ein gegenseitiges Durchdringen der Elemente." Fragen wir irgend einen Chemiker, worin der Unterschied zwischen einer mechanischen Mischung und einer chemischen Verbindung bestehe, so belehrt er uns, in der Mischung finde man bei genauem Zusehen *hier* das Eine, *dort* das Andere; in der chemischen Verbindung hingegen sei das Resultat überall, auch in dem kleinsten Theil, gegenwärtig! Klingt das nicht wie das alte: „tota in minimis existit natura?" Wenn man die gewöhnlichen für das Volk im Interesse der modernen naturwissenschaftlichen Anschauungen verfaßten Schriften liest, so geräth man auf die Ansicht, das einzige gegen die Atomtheorie zu erhebende Bedenken betreffe die Frage, ob die Atome absolut untheilbar, also wirklich *Atome*, oder nur bis jetzt unzersetzte Theile, *Molekule*, seien; daß aber die Permanenz dieser Theilchen in ihrer Reise durch die Welt von den Forschungen der Analysten über allen Zweifel erhoben worden sei, und daß man die bis jetzt entdeckten Molekule auf's Genaueste bestimmt, gewogen u. s. w. habe. Erkundigt man sich jedoch bei dem wirklichen, wissenschaftlichen, praktischen Chemiker, der selbst die Stoffe unter der Tortur zu haben gewohnt ist, so lautet der Bescheid ganz anders. Es stellt sich dann heraus, daß, wie die Sachen eben jetzt stehen, die Hypothese noch eine sehr bedeutende Rolle spielt, daß die Molekule von sehr zweifelhafter Bestimmtheit und Dauer sind, und daß wohl so Vieles, was jetzt als ewig feststehende Thatsache gilt, sich später als ganz unhaltbar erweisen dürfte. Man streitet sich noch über die Molekularverhältnisse der einfachsten und bekanntesten Stoffe. Besteht z. B. das Wasser aus *zwei* Atomen Wasserstoff bei einem Atom Sauerstoff, oder aus *einem* Atom Wasserstoff in

Verbindung mit einem Atom Sauerstoff; ist also seine Formel H^2O (nach Gerhardt, Laurent u. A.) oder HO (nach Berzelius und And.)? Wird die Zusammensetzung des Schwefelkaliums richtig ausgedrückt durch die gewöhnliche Formel KS oder durch die Gerhardt'sche Formel $S(K^2)$? Ist die wahre Formel für die Schwefelsäure SO^3+HO (Berz.) oder $SO^4(H^2)$ (Gerhardt und Laurent), oder eine von den Dutzend andern, die von den Chemikern aufgestellt werden? Wie sieht es mit den Formeln für die Phosphorsäure aus?

Auch die Atome sind nichts weniger als bestimmt. Gehen wir auf die Methoden zur Ermittelung der Atomgewichte zurück, so zeigt es sich, daß diese Methoden durchaus keine übereinstimmenden Resultate liefern, und daß bei der Wahl zwischen den sich widersprechenden Ergebnissen oft die reine Willkür entscheidet. Bei der Bestimmung der Atomgewichte hält man sich

an die allgemeinen physischen Eigenschaften der Stoffe;
an ihre specifische Wärme;
an ihr Volum im festen, flüssigen und gasigen Zustande;
an ihren Siedepunkt;
an die Isomorphie u. s. w.

Nehmen wir nun z. B. einmal das Jod; sein Atomgewicht, nach der specifischen Wärme bestimmt, ist 63,1; die andern Methoden geben 126,3, und Letzteres findet sich in den Büchern. So hätte Arsenik, nach der specifischen Wärme zu urtheilen, ein Atomgewicht von 37,7, wohingegen man aus andern Gründen 75,4 nimmt. Das Atomgewicht für Phosphor nach der specifischen Wärme wäre 15,7; man stellt es aber auf 31,4. Und so könnte eine Masse von andern Beispielen angezogen werden.

In dem Bereiche der sogenannten höhern Verbindungen ist die Anarchie noch größer und wir stoßen auf eine Reihe von Fragen, die von den Einen so, von den Andern anders beantwortet werden. Verbinden sich die Säuren direkt mit den Basen (wie in den meisten Lehrbüchern der Chemie angegeben wird) — verbindet sich z. B. die Schwefelsäure direkt mit dem Kali oder

ist die scheinbare Verbindung in der That eine doppelte Zersetzung zweier Salze, des schwefelsauren Wassers und des Kali-Hydrats? Wechseln in der Doppelzersetzung zweier Salze die Säuren und Basen *als solche* ihre Rollen, oder findet dabei allemal eine Auflösung in die Uratome statt? Bildet sich die Base wieder unter dem Einfluß der Säure, damit diese sich damit kopuliren kann, und nach Umständen umgekehrt, wie französische Chemiker behaupten? Diese letzte Frage ist sehr wichtig, denn es giebt naseweise Empiriker, die im Fall der Bejahung weiter fragen, warum man denn nicht auch das Entstehen electro-negativer Ur-Molekule unter dem Einfluß elektropositiver Molekule annehmen könne, zur Befriedigung ihrer Affinität? – ein argumentum palmarium, womit wir jählings am Ende der Atomistik anlangen würden.

Am schlimmsten ist der Wirrwarr und der Hypothesenlärm in der organischen Chemie. In den populären Büchern sieht es da natürlich wieder recht schön aus; man meint, die Molekule hätten Schilder auf dem Rücken, und man könnte sie in ihrem Durchgangdurch die unzähligen Verbindungen unverwandt im Auge behalten. Aber an der Thüre des Laboratoriums wimmeltes von Fragezeichen. Wer hat Recht, Liebig mit seiner Radikaltheorie oder Gerhardt mit der (von Gmelin befürworteten) Kerntheorie? Wie steht es mit dem Dualismus in der organischen Chemie? Um bestimmte Wege zu finden, brauchen wir gar nicht weit zu gehen; wir nehmen den ersten, besten, bekanntesten Körper, z. B. die Essigsäure. Ist die Essigsäure eine Verbindung des Sauerstoffs mit Acetyl und Wasser, seine Formel also $C^4H^3(O^3)+HO$? (Es ist wohl nicht nöthig, zu bemerken, daß H, C, O die in der Chemie allgemein gebräuchlichen Symbole für Wasserstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff sind, wobei die angefügten Ziffern die Atomenzahl anzeigen.) Oder ist die Essigsäure ein oxydirtes Aethan — $C^4H^4(O^4)$? Oder ist sie eine Kleesäureverbindung — $(C^2)H^6C^2O^3+H^2O$? Oder eine Kohlensäureverbindung — $(C^2H^6)C^2O^4+H^2$? Oder wird ihre wahre Molekularkonstitution,

nach Graham, dargestellt als $C^4H^2 + O^4H^6$? Oder, nach Longchamp, als $C^4H^6O^2 + O^2H^2$? Oder ist eine der nachstehenden Formeln die richtige:

$$C^4H^6O^3 + H^2O;$$
$$C^4H^6O^4 + H^2;$$
$$C^4H^6 + O^3 + H^2O;$$
$$C^4H^6O + O^2 + H^2O;$$ u. s. w.?

Das sind lauter Formeln, die von den tüchtigsten Chemikern aufgestellt worden sind, deren jeder sich auf die sinnliche Erfahrung beruft, obwohl jeder dieser Formeln eine andere Hypothese zu Grunde liegt.

In den auf Grund der Analyse der thierischen Gebilde aufgestellten atomistischen Formeln geht es gar in's Hundertste und Tausendste. Man kann da permutiren und kombiniren nach Herzenslust und den Metaphysikern zum Trotz Dutzende von Systemen aufstellen, die man angeblich alle aus der Erfahrung nimmt. Besonders, wenn so ein chemischer Physiolog, der eben vor einer materialistischen Gemeinde die Kanzel bestiegen hat, den Mund voll nimmt und von Albumin, Natronalbuminat, Protein, Globulin, Hämatin, Pichurimtalgsäure, Pelargonsäure, Hyocholinsäure, Hyocholalsäure, Cholesterin, Cholophyrrhin, Chlorpepsionwasserstoffsäure u. s. w. spricht und dabei Formeln aufstellt, wie $NC^{52}H^{74}O^{14}S^{e.}$ (Choleinsäure), so wird es uns ganz schwindlig und wir bekommen gewiß einen eben so gewaltigen Respekt, wie wenn man uns ein Kapitel aus irgend einem orakulirenden philophischen Werke vorgelesen hätte.

Wir sind natürlich weit entfernt, der Chemie, wie überhaupt den auf den schwierigen Pfaden der Beobachtung und des Experiments vorwärts strebenden Wissenschaften, ihre hohen Verdienste absprechen zu wollen und wir theilen dabei die Verachtung der Empiriker gegen alle willkürlich schematisirenden sogenannten Philosopheme. Am allerwenigsten sind wir geneigt, dem Chemiker sein Mikroskop, seine Wage oder sein Probirmaß aus der Hand zu nehmen und ihm dafür eine metaphysische Tarnkappe oder eine

mystische Hieroglyphenmütze auf den Schädel zu stülpen. Wir wollen nur zeigen, daß der Empiriker, wenn er sich auf seinen eigenen Krautfeldern umsieht, Grund genug findet, bescheiden zu sein, — daß der wahre wissenschaftliche Forscher nicht mit Hammer und Zange auf Gebiete hinüberfährt, wo sich für seine Operationen der Natur der Sache nach keine Anhaltspunkte finden und daß es Dinge giebt, denen man nicht darum ihre Wirklichkeit absprechen soll, weil man sie nicht messen und wägen kann. Es wird sehr häufig in unsern Tagen mit dem geläufigen Hersagen gewisser Wörter, wie Atom, Stoffwechsel, Kreislauf des Stoffs, Nervenfasern, Nervenfluidum u. s. w. eben so viel Unfug getrieben, wie früher mit dem sinn- und grundlosen Konstruiren der Metaphysiker. Es giebt Leute, die in vollem Ernst die Lösung aller letzten Fragen des menschlichen Wissens von dem Mikroskop oder der Retorte erwarten und die der Zeit gewärtig sind, wo man die Lehre von den Vorstellungen als einen Zweig der Optik, die Theorie der Begriffe als ein Kapitel aus der Pneumatologie (indem sie das Begriffbilden als bloße Windmacherei erklären), die Untersuchungen über Gedächtniß und Ideenassociationen als einen Paragraphen in der Stöchiometrie und die Theorie des Willens als eine Lektion in der Hydraulik behandeln werde. Solche Leute glauben z. B. die Empfindung genugsam erklärt zu haben, wenn sie dieselbe als eine „Bewegung von außen nach innen" definirt haben und meinen, der Willensakt höre auf ein Räthsel zu sein, nachdem sie gesagt, er sei „eine von den Empfindungsnerven auf die Gehirnfasern und von da auf die Nerven der Muskelbewegung fortgesetzte Bewegung." Im „Pionier" vom 5. August 1855 findet sich eine mit „Dissector" unterzeichnete Einsendung (die im Allgemeinen durchaus keinen Mangel an Bildung verräth), worin es, zur Erwiderung auf gewisse sehr triftige Einwendungen des Herrn Kopp, wörtlich heißt: „Ich soll Ihnen auf nervösem Wege beweisen, wie abstrakte Begriffe gebildet werden? Weiter fragen Sie, „„wie besitzen wir die Fähigkeit, allgemeine Begriffe zu

bilden?"" Gut. Der Mensch besitzt überhaupt nicht die Fähigkeit, Begriffe zu bilden. *Denn die Begriffe bilden sich von selbst*; sie sind die nothwendige Folge oft wiederholter Empfindungen. Ich glaube schon, daß Sie mich verstehen." (Ob Herr Kopp das versteht, wissen wir nicht; wir aber müssen gestehen, daß es uns geht, wie dem Bauer, dem der Grabbe'sche Schulmeister auseinandersetzt, auf welche Weise die verbesserten Poststraßen ihn in den Stand gesetzt haben, schon jetzt anzukündigen, daß die Türken am 26. *künftigen* Monats eine große Schlacht gewonnen haben: wir verstehen es wohl, aber *begreifen* es doch nicht.) Weiterhin sagt „Dissector": „Auch der Wille reducirt sich auf Empfindung." Im „Pionier" vom 5. März 1855 hatte aber eben dieser „Dissector" drucken lassen: „Ich verneine, daß der Materialismus mit Unfreiheit des Willens gleichbedeutend sei; ich behaupte das Gegentheil. Wenigstens sind meine materialistischen Gründe für die Willensfreiheit ebenso stichhaltig u. s. w." Der Wille ist also frei, trotzdem, daß er sich auf Empfindung reducirt und die Empfindung von außen kommt! Die Freiheit des Sklaven ist auch sehr stark Empfindung und kommt ebenfalls von außen, — nämlich von der Knute seines Herrn. — Die übrigen Definitionen und Erörterungen „Dissector's" sind eben so nullreich. Wir sagen *nullreich*, denn unter den Resultaten seiner Dissection wird von ihm auch folgendes angekündigt: „Geist = Null." Herr Kopp hatte um das Zugeständniß gebeten, es gebe keine Materie ohne Geist, so wie es keinen Geist ohne Materie gebe. „Dissector" aber ist unerbittlich; er sagt: quod non; „ich läugne den Satz, daß es keine Materie ohne Geist gebe." „Geist = 0."

In dem soeben angeführten Fall wird indeß wenigstens die Empfindung u. s. f. nicht geradezu mit einem Atomgebilde verwechselt; man findet aber bei den Koryphäen des Materialismus Erklärungen, wie diese (worauf wir schon oben hingedeutet haben): das Hirn sondere die Gedanken ab, wie die Nieren den Harn, oder wie die Leber die Galle! Da müssen

wir uns wohl darauf gefaßt machen, daß man nächstens eine Gedankensäure und eine Vorstellungsbasis entdeckt, so daß sich ein lyrisches Gedicht als ein Alkaloid, ein Drama als eine polymere Verbindung, etwa wie Cupion, Paraffin oder Ceten, eine logische Untersuchung als eine bibasische Säure, und eine Abhandlung über die Kegelschnitte als ein Doppelsalz herausstellte. Wir wären aber doch begierig, das Kunststück der Gedankensekretion einmal mit anzusehen. Den Prozeß der Gallenabsonderung, nach der Darstellung der chemischen Physiologen, können wir so ziemlich fassen. Wenn man uns zeigt, daß die in dem Rohstoff, woraus die Leber die Galle bereitet, (in den eiweißartigen, schwefelhaltigen Verbindungen) enthaltenen Molekule nur ihre Plätze wechseln, und später in veränderter Gruppirung als Cholalsäure, Taurin, Leimzucker u. s. w. wieder zum Vorschein kommen, so ist uns das leidlich klar. Wie aber das Hirn aus Rohstoffen, die gar nicht in's Hirn selbst hineingelangen, die draußen, sogar außer der Haut, stehen bleiben, — nämlich aus den äußern Gegenständen — Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe absondern soll, das ist ein Vorgang, bei dem wir in stummer Andacht uns alles Begreifens begeben.

Vielleicht sagt man uns jedoch, es sei dies nur bildlich gemeint, — man spreche nur von einer allgemeinen Analogie. Nun gut, worin besteht diese Analogie zwischen der Galle- und Gedankenbildung? Wir muthen den Materialisten gewiß nicht zu viel zu, wenn wir verlangen, daß sie uns von den Vorgängen ein anschauliches Bild entwerfen. Denn bei ihnen ist alles materiell, daher räumlich; die von ihnen behandelten Operationen müssen sich daher auch anschaulich darstellen, räumlich versinnlichen lassen. Man kann uns zwar einwenden, die Forschung sei noch nicht weit genug vorgeschritten, um uns den Prozeß der Gedankenbildung zu verdeutlichen. Wohl, wir wollen denn auch nicht fordern, daß man uns den wahren Vorgang mit absoluter Gewißheit vor Augen führe; aber wir haben das Recht zu verlangen, daß man uns zeige, wie überhaupt eine

solche Prozedur nach materialistischen Voraussetzungen als möglich vorgestellt werden könne. Wie bildet sich eine Vorstellung im Hirn? Hat etwa, nach Leibnitzens Ausdruck, das Hirn Fenster, durch welche die Gegenstände aus- und einsteigen? Wie kommt aus der Vielheit der Anschauungen der einheitliche Begriff zu Stande? Wie ist es mit dem Gedächtniß, — dem Festhalten einer Idee, eines Gedankens oder einer Vorstellung, die Jahre lang, ohne vor dem Bewußtsein zu stehen, im Hirn schlummert, und nun auf einmal wieder auftaucht? Ist diese Idee als bestimmte Gruppirung der Hirnatome vorhanden? Wie kommt es denn, daß mittlerweile Tausende von andern Ideen, die doch wieder andere Gruppirungen bedingen, die erste nicht verwischen? Wie ist es nur möglich, ein halb Dutzend Gedanken, Vorstellungen u. s. w. zugleich im Gedächtniß zu haben?

Lehnt man die Antwort auf alle diese Fragen ab, und schickt uns heim mit der banalen Phrase: das Denken sei eine Funktion des Hirns, oder: die Gedanken kommen im Hirn zu Stande, weil das Hirn das Denkorgan sei, u. s. f., so ist das eine Weisheit, die wir schon von Alters her kennen:

„Mihi demandatur
A doctissimo doctore,
Quare opium facit dormire;
Et ego respondeo,
Quia est in eo
Virtus dormitiva,
Cujus natura est sensus assopire.“

Sehr viele Materialisten und Andere, die auf angrenzendem Boden stehen (wie z. B. August Comte), suchen sich den „graugestrickten Netzen“, in welche sie auf den höhern Stufen der menschlichen Forschung unfehlbar gerathen, dadurch zu entwinden, daß sie alle die Fragen, womit sich die Philosophie seit Jahrtausenden beschäftigt, für Aeußerungen eitler Neugier erklären, an deren Lösung wir durchaus kein eigentliches Interesse haben. Wir können dieser Behauptung die einfache Thatsache entgegen stellen, daß gerade diese Fragen von jeher

die inneren Triebräder aller Forschung gewesen sind. Wenn man dem Menschen den Hunger nach absoluter Wahrheit, den Drang zur Lösung aller der Probleme, die sein eigenstes Wesen, sein inneres Verhältniß zur Natur u. s. w. betreffen, nehmen könnte, so würde damit alle wissenschaftliche Strebsamkeit ein Ende haben. Und eben diese Probleme wird der Materialist nicht einmal berühren, geschweige denn lösen, — nicht, weil seine Nerven nicht fein genug, sondern weil seine Apparate mit den zu erforschenden Gegenständen durchaus incommensurabel sind. Man kann die Gedankenwelt nicht nach Wheatstone's Lichtmesser bestimmen, so wenig, wie man das Licht oder den Schall wägen kann. Die Unzulänglichkeit der empirischen Methoden, besonders des Gesetzes der Kausalität, zur Erforschung des Wesens der Dinge, hat schon der Herausgeber der „Atlantis" (in der letzten Nummer) sehr treffend nachgewiesen. Man kommt mit dem Kausalitätsgesetz nicht weiter; man läuft immer an demselben rothen Faden fort. Das Kausalitätsgesetz im gewöhnlichen Sinne gilt nur zwischen äußern Objekten, und betrifft lediglich Raum- und Zeitverhältnisse; es giebt uns nur Aufschluß über die Aehnlichkeit und Aufeinanderfolge, über Analogie und Succession der Gegenstände; und denkende Empiriker beschränken daher auch ausdrücklich das Gebiet der Erkenntniß auf eine Art Chronologie und Physiognomik der Dinge. Dabei bleiben wir aber ewig in demselben Zirkel festgebannt. Wenn man uns auf den Bahnen des Kausalitätsgesetzes das Wesen der Dinge vorzuführen meint, so ist uns (wie einer unserer deutschen Denker, — wir entsinnen uns nicht, wer — bemerkt hat) zu Muthe, wie Jemandem, der zufällig in eine ihm völlig fremde Gesellschaft gerathen ist, wo nun der Erste, dem er begegnet, ihm den Zweiten als seinen Vetter vorstellt, dieser wieder den Dritten als seinen Bruder, dieser den Vierten als seinen Vater oder Onkel, u. s. w., bis der so Herumgehetzte voll Verzweiflung ausruft: „Wie in aller Welt komme ich aber zu der ganzen Gesellschaft?" Durch die

Anwendung des Kausalitätsgesetzes auf Beziehungen, die ihr nicht unterworfen sind, wird die heilloseste Verwirrung angerichtet; zwischen dem Objekt und dem erkennenden Ich herrscht freilich auch ein gewisses Verhältniß von Grund und Folge, das aber von dem gewöhnlich gehandhabten Kausalitätsgesetz wesentlich verschieden ist. Zur nähern Erörterung dieses Gegenstandes bedürfte es aber einer eigenen Abhandlung.

Wir haben bei dieser flüchtigen Beleuchtung des Materialismus absichtlich die sich daraus für die Moral u. s. w. ergebenden Konsequenzen nicht berührt, denn wir geben zu, daß es eine schlechte Logik ist, die Unhaltbarkeit eines Systems oder einer Ansicht dadurch beweisen zu wollen, daß man die Folgerungen daraus mit vorgefaßten Meinungen oder der bestehenden Ordnung der Dinge in Widerspruch bringt. Wir sind ganz mit Georg Forster einverstanden, wenn er uns mahnt, nicht „vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämissen floß, zurückzubeben", und fortfährt: „Man untersuche sorgfältig den zurückgelegten Weg, und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Ist Alles sicher, nirgends ein Sprung geschehen, nirgends auf betrüglichen Triebsand gefußt worden, so trete man getrost dem neuen Ungeheuer unter die Augen und reiche ihm vertraulich die Hand, und in demselben Augenblicke wird alles Schreckliche an ihm verschwinden." — Wir rechten nicht mit dem Materialismus um eines eingebildeten Verderbens willen, das wir hinter demselben wittern; wenn sein Gebäude nicht auf Triebsand ruht, möge man es getrost ausbauen, und wir werden uns sogar eine bescheidene Mansarde darin ausbitten. Nur dem Gebahren Einzelner, die das alte „compelle intrare" der theologischen Sekten an die Thüre schreiben möchten, und, bei Strafe des Bannes aus der Gemeinschaft aller Erleuchteten, uns zwingen wollen, auf ihre Formeln zu schwören, als da sind: „Es ist kein Gott und ich bin sein Prophet", oder: „Es ist kein Geist, und ich bin sein Vertreter", können wir keinen Geschmack abgewinnen. Noch

weniger können wir uns mit dem Treiben Derer befreunden, die sich Miene geben, als wäre ihr Materialismus etwas Nagelneues, zu dem die menschliche Erkenntniß nach einer Reihe von Entpuppungen aus den alten Larvenformen der geistigen Nacht, deren letzte sie in Ludwig Feuerbach abgestreift, erst jetzt gelangt wäre. Denn von Leukipp, Demokrit und Epikur herab bis zu Hobbes, La Mettrie, Cabanis, Helvetius und den Neuern hat der Materialismus schon eine lange Geschichte; und wir gestehen, daß wir oft versucht sind, statt der modernen Schriften der Materialisten, obwohl diese den in unserm Jahrhundert von den empirischen Wissenschaften zu Tage geförderten Reichthum für sich auszubeuten suchen, das „système de la nature" oder Helvetius' „de l'esprit" zur Hand zu nehmen. Außerdem will es uns bedünken, daß, nach ihren Leistungen zu urtheilen, viele der materialistischen Heerführer sich füglich des Naserümpfens über die deutschen Philosophen (von denen in der Regel nur Feuerbach vor ihren Augen Gnade findet) entschlagen könnten; denn einige dieser Philosophen haben mit Ernst und Eifer Sachen zur Untersuchung gebracht, über die sich die Materialisten vergebens die Köpfe zerbrechen. Namentlich könnte man noch immer die „Kritik der reinen Vernunft" des alten Kant, oder die Hegel'sche Phänomenologie mit Nutzen lesen, wenn man wieder den Stoffen und Kräften auf der Fährte ist; in beiden Büchern kommen Dinge zur Sprache, die unsere Materialisten sehr nahe angehen. Man wird nebenbei finden, daß die Verfasser dieser Schriften nicht nur Metaphysiker waren, sondern auch etwas Tüchtiges, „Positives" gelernt hatten. Wenigstens sollte man auf Leute, wie Beneke und seine Jünger, Rücksicht nehmen, die auch in ihrer Weise Empiriker sind, aber freilich den Urgrund der Dinge nicht mit dem Fernrohr oder Mikroskop suchen.

Ueberhaupt ist es eine eigene Sache mit dem Vermessen der materialistischen Empiriker, daß sie ohne „metaphysische oder

philosophische Fiktionen" fertig werden, und es ist an der Zeit, diese Illusion fahren zu lassen. Sie werden sich hoffentlich nicht zu sehr entsetzen, wenn wir ihnen die Versicherung geben, daß sie allesammt auf dem mäotischen Sumpfboden der Metaphysik stehen. Es ist ein Irrthum, zu meinen, die Empirie stehe auf der einen Seite und die sogenannte Philosophie auf der andern. Die Empirie setzt stillschweigend ein ganzes Philosophem voraus, obwohl sie sich geberdet, als mache sie gegen alle Philosophie Fronte; und dies Philosophem kann sich eben nicht rühmen, nach bessern Rezepten zusammengebraut zu sein, als andere Systeme. Vor dem Okular seines Mikroskops trägt der Empiriker immer das keineswegs achromatische Brillenglas einer metaphysischen Weltanschauung, deren Ursprung in Zeiten zu suchen ist, wo der alte Bako seine idola specus und tribus noch nicht aufgestellt und davor gewarnt hatte. Drei Viertel der Elemente, womit die Empiriker in aller Unbefangenheit darauf los operiren, wie z. B. ihre vielen *Kräfte*, sind „metaphysische Fiktionen". Nur haben es diejenigen Empiriker, welche sich rühmen, Materialisten zu sein, in der Regel besser, als die andern armen Denker; sie kommen zu ihrer Philosophie ganz unbewußter Weise — der Herr bescheert sie ihnen im Schlafe. Man wird uns einwenden, es müsse mit der Philosophie eine ganz eigene Bewandtniß haben, wenn man auch im Schlafe dazu kommen könne, und wir wissen uns aus dieser Klemme nur mit der Bemerkung zu helfen: *die* Philosophie ist auch darnach!

Zum Schluß wollen wir noch darauf hinweisen, daß der Materialist mit seiner Naturanschauung wesentlich auf demselben Boden mit der mittelalterlichen Scholastik steht. Die Scholastik, wie die Systeme, woraus sie hervorging, stellte Gott und den Geist auf die eine Seite, und die Körperwelt auf die andere; so wurde diese Körperwelt folgerichtig ein bloßes Aggregat von todten Atomen und mechanischen oder chemischen Kräften. Dieses

Aggregat nun ist es, welches der Materialist in seiner Anschauung vor sich hat; nur hat er die andere Hälfte, Gott und den Geist, weggestrichen.

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben."

Das Streichen aber ist keine sehr große Kunst.

V.

Die Naturwissenschaft und ihre Grundanschauungen.

(Fragment.)

Deutsch-amerikanische Monatshefte, 1865.

1.

Die Entwicklung der Erkenntniß.

Der Ausgangspunkt der geistigen Bestrebungen der Neuzeit liegt in der naturwissenschaftlichen Forschung. Das Denken der Menschen unserer Tage zehrt nicht mehr an theologischen Ueberlieferungen oder metaphysischen Begriffen; seit drei Jahrhunderten brennt die Flamme der Erkenntniß auf dem Leuchter der Naturbeobachtung und Erfahrung. Das Auge der Erdbewohner, welches in früheren Epochen seine Gesichtskreise unter dem Mondschein der Offenbarung oder dem Sternenschimmer der abstratten Spekulation durchschweift hatte, wendet sich jetzt bei dem stäten Licht dieser Flamme den einzelnen Erscheinungen zu und sucht allmählich die engen Kreise seines immer sicherer werdenden Blicks zu einem großen, alles in deutlicher Uebersicht umfassenden Horizonte zu erweitern.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß die Naturwissenschaft erst während der letzten Jahrhunderte entstanden sei. Zu allen Zeiten hat es eine mehr oder minder auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Naturanschauung gegeben, und es wird im Laufe der nachfolgenden Betrachtungen klar genug werden, daß sämmtliche religiösen Vorstellungskreise und philosophischen Systeme an einer solchen Naturanschauung nicht nur ihre Voraussetzung, sondern auch ihre Grenzen haben. Allein die Stellung der Naturwissenschaft ist in der letzten Kulturepoche

der zivilisirten Welt eine wesentlich andere geworden. Sie dient nicht mehr der bloßen Befriedigung materieller Bedürfnisse, sie findet das Maß ihrer Bestrebungen nicht mehr an den praktischen Zwecken des alltäglichen Lebens, sondern sie hat jetzt das Bewußtsein der Herrschaft auf den weitesten Gebieten des menschlichen Interesses, wo früher das Dogma oder die Abstraktion ihre ausschließliche Botmäßigkeit übten. Es giebt kaum ein Problem, welches sie nicht mit ihren Methoden zu lösen, kaum eine Frage, die sie nicht in ihrer Weise zu beantworten suchte. Angesichts der ungeheuren Eroberungen, welche sie innerhalb der bisherigen Reichsgrenzen der Religion und Philosophie gemacht hat, gewinnt die Ansicht immer mehr Raum, sie sei berufen, mit den Resultaten ihrer Forschung die herkömmlichen religiösen Vorstellungen und philosophischen Begriffe nicht sowohl zu berichtigen und vervollständigen, als zu verdrängen.

Dieses Herrscher-Bewußtsein hat die auf Erfahrung gegründete Naturwissenschaft erst während der letzten Jahrhunderte gewonnen. Die Aeußerung Bako's von Verulam (der wenigstens einer der lautesten Herolde war im Kampfe der neuen Anschauung gegen die früheren, wenn er auch nicht zu ihren Helden zu zählen ist), von der Hand der wissenschaftlich geregelten Erfahrung, der Induktion, sei, „das ganze Werk des Geistes von Neuem zu beginnen," das Gebäude des Wissens von Grund auf wieder aufzubauen, ist seitdem in vieltönigen Varianten wiederholt worden. Ein vollständiger Neubau des Baus der Jahrhunderte ist zur Losung der Zeit geworden. Es ist das mit größerer oder geringerer Offenheit ausgesprochene Vermessen der Erfahrungswissenschaften, mit der ganzen Vergangenheit der menschlichen Bildung brechen, ihre Ueberlieferungen beseitigen, ihre Anschauungsformen und Vorstellungskreise zerstören zu wollen.

Ob dieses Vermessen als Jugendübermuth oder Mannesbewußtsein aufzufassen sei, ob und in wie weit die Erfahrungs-Wissenschaft zu ihren neuen Thatsachen auch neue Anschauungen

geschaffen, welchen von der Menschheit längst besessenen Gedankengehalt sie als Erbe angetreten, und welche Ideen-Verlassenschaft sie der nachkommenden Zeit überantworten zu wollen versprechen; das soll in den folgenden Blättern zur Erwägung kommen. Wir wollen uns Rechenschaft darüber zu geben suchen, in wiefern die Erweiterung und Bereicherung unserer Kenntnisse, welche wir unstreitig der Naturforschung zu verdanken haben, auch eine Vertiefung unserer Erkenntniß herbeigeführt hat, und mit welchem Rechte diese Forschung das Verdienst beanspruchen kann, zu dem Tempel unseres Wissens neue Grundsteine gelegt zu haben.

Ehe wir zur Untersuchung schreiten, wie sich die Erfahrungs-Wissenschaft ihrem Ausgang, Verlauf und Ziel nach von den Endpunkten und Richtungen der sonstigen Geistesarbeit der Menschen unterscheide, welche eigenthümliche Gewähr für die Sicherheit ihrer Methoden und die Zuverlässigkeit ihrer Resultate sie uns biete, drängt sich uns die Frage auf, worin der Grund dafür liege, daß diese Wissenschaft erst in so später Zeit, gegen das Ende des sechszehnten oder zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, zur Geltung gekommen sei. War es Zufall, daß in jener Epoche, nachdem kurz vorher unsere Erde durch Kopernikus entthront und vom Mittelpunkt des Planetensystems an die Peripherie verwiesen worden war, gleichzeitig Kepler Bahn und Gesetz der Planetenbewegungen entdeckte, Galilei die Begriffe der Trägheit, der Masse, der Kraft, der stäten wie veränderlichen Beschleunigung feststellte, Stevinus die Grundlinien der Mechanik zeichnete, auf denen sich kurz nachher ein so stolzes Gebäude erhob, — kurz, daß damals in rascher Folge eine Menge von Wahrheiten, von Grundgesetzen und Urerscheinungen erkannt wurde, die so einfach sind, daß man kaum begreift, wie sie so viele Jahrhunderte hindurch dem menschlichen Scharfsinn entgehen konnten?

Die Naturwissenschaft, welche überall, in dem Nacheinander sowohl wie in dem Nebeneinander, in der Folge und Filiation

nicht minder als in der Koordination der Erscheinungen das Gesetz und seine Nothwendigkeit nachzuweisen bemüht ist, wird darin am allerwenigsten die Herrschaft des Zufalls anerkennen wollen. In der That stoßen wir hier auf eine Wahrheit, die zwar vielfach ausgesprochen, aber selten in ihrer Bedeutung und Tragweite gewürdigt worden ist. Es ist dies eine der von Coleridge glücklich bezeichneten „bettlägerigen Wahrheiten," welche den Menschen zwar gegenwärtig sind, aber in ihrem Denken und Leben fast immer außer Acht gelassen werden, und auf die man füglich die von Leibnitz angezogenen Knittelverse anwenden könnte:

„Cantantur haec, laudantur haec,
Dicuntur, audiuntur,
Scribuntur haec, leguntur haec,
Et lecta negliguntur."

Wir meinen die Wahrheit, daß das Gedankenleben eines jeden Zeitalters seinen besondern Charakter, seine eigenthümliche Richtung und feste, schwer verrückbare Grenzen hat. Wie wenig diese Wahrheit zum eigentlichen Verständnis und zur Anerkennung gekommen ist, stellt sich auf's Schlagendste heraus, wenn man die Parallelen ansieht, welche zwischen dem Alterthum und der Jetztzeit gezogen zu werden pflegen, und die dabei in Anwendung kommenden Maßstäbe in's Auge faßt. Diesen Parallelen liegt nicht selten die Ansicht zu Grunde, es verhalte sich mit dem Auffinden der Thatsachen und Ideen etwa wie mit dem Auffinden der Planetoiden, wobei es ganz zufällig ist, ob die Vesta oder die Iris, ob der nähere oder fernere Himmelskörper früher entdeckt werde. Das geistige Auge der Menschen, meint man, durchwandere seit dem Beginn der Kultur die weiten Räume der Erscheinungs- und Gedankenwelt, und es könne nach Umständen diese oder jene Idee, die eine oder die andere Thatsache zuerst in's Sehfeld treten. Im Licht dieser Ansicht unterschiede sich — nach einer andern Analogie — ein neuerer Denker oder Forscher von einem Plato oder Aristoteles beiläufig wie ein Botaniker unseres Jahrzehnts, der so glücklich ist, in seinen

Herbarien Tausende von Spezies aufgespeichert zu haben, von dem bescheidenen Pflanzensammler aus den Zeiten eines Hieronymus Tragus oder Linné, welcher den Reichthum der ihm bekannten Gewächsarten noch nach Hunderten abzuzählen im Stande war. Nun besteht aber der Inhalt unseres Wissens nicht aus Dingen, die ein für allemal jedem Blick sichtbar und jeder Hand greifbar sind, sondern dieser Inhalt erwächst uns aus Wahrheiten, die erst als Endergebnisse oder Mittelglieder einfacher oder schwieriger Gedanken-Prozesse zur Gestaltung kommen. Daher kommt es, daß jedes Zeitalter für die Erkenntniß einzelner Wahrheiten durchaus unreif ist, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß der Geist dieses Zeitalters gewisse Gedanken nicht zu fassen vermag, sondern in dem weiteren Sinne, daß das Auge dieses Zeitalters für Thatsachen, welche nachkommenden Geschlechtern auf der Hand zu liegen scheinen, vollständig blind ist, daß für die Forschung dieses Zeitalters Probleme, die in dem spätern Denken unabweislich zur Lösung drängen, gar nicht vorhanden sind, und daß Fragen, welche nachmals als brennende Lebensfragen erscheinen, dem Geiste dieses Zeitalters durchaus nicht vorliegen. Nur dasjenige kann in einer besondern Zeit zur Anschauung kommen, nur dasjenige ist den Menschen dieser Zeit als Gegenstand oder Mittel der Erkenntniß gegenwärtig und wahrnehmbar, was überhaupt innerhalb oder unmittelbar außerhalb der Grenzen ihrer Vorstellungskreise liegt und zu den Zwecken ihrer gewohnten Denkthätigkeit verwerthet werden kann. Wenn Euklid ein zehnmal bedeutenderer mathematischer Kopf gewesen wäre, als Leibniz oder Newton, er hätte dennoch die Differential- und Integralrechnung nicht erfinden können. Erstände Plato jetzt von den Todten, er wäre nicht im Stande, dem klarsten Vortrag, worin sich eine Anschauung unserer Zeit entfaltet, zu folgen. Dem schärfsten Beobachter des Alterthums mußte eine Menge Erscheinungen, die heut zu Tage jedem Kinde augenfällig sind, entgehen. Denn die Erkenntniß jedes Zeitalters hat die Erkenntniß aller früheren Zeitalter in zweifacher Weise zur

Voraussetzung: einmal, indem der Weg zu jeder Wahrheit über eine Reihe früher erkannter Wahrheiten führt, indem die Höhe jeder Erkenntniß nur auf der Leiter anderer Erkenntnisse erklommen werden kann, indem jede in's Universum blickende Generation auf den Schultern der ihr vorhergehenden steht; dann aber auch, indem jedes Zeitalter dem nachfolgenden seine Erkenntniß nicht nur als Erkenntniß, sondern auch als Anlage und Fähigkeit zu höherer Erkenntniß vererbt. Mit anderen Worten: jede spätere Generation hat für ihre Geistesblicke nicht nur einen höhern Standpunkt und einen weitern Horizont, sondern auch ein helleres Auge. Wir können hier vorweg aussprechen, was wir andern Orts in seiner Tiefe und Allgemeinheit zu begründen den Versuch machen werden: jeder bestimmte Organismus ist nur eine Fleisch gewordene Geschichte vorhergegangener Lebensbewegungen, ein Protokoll seiner früheren Verhandlungen (und der seiner Ahnen) mit der Außenwelt, eine Verkörperung des hinter ihm liegenden Lebens. Jedes Auge ist ein zur Form erstarrtes Blicken, jede Hand ein zum Glied verhärtetes Greifen, jedes Organ eine inkarnirte Funktion. durch diese Funktion gebildet und entwickelt, jede Organisation die räumliche Verwirklichung einer Reihe zeitlich aufeinander folgender Arbeitsleistungen, jeder Komplex von Anlagen ein System scheinbar erloschener, aber in der That als Kräfte schlummernd sich erhaltender Thätigkeiten. Wir werden später sehen, daß diese Wahrheit nicht in Bezug auf die Organismen allein, sondern in weiterm Umfange in Bezug auf alle Dinge des Universums ihre Geltung hat, daß jede individuelle Daseinsform die greifbare Darstellung, die räumliche Vergegenwärtigung eines Spiels von Gegenwirkungen ist, in welchen die Erscheinungen der Welt befangen sind. Beiläufig gesagt, läßt sich nur von diesem Gesichtspunkte aus das alte teleologische Problem lösen; nur durch die Erkenntniß dieser Wahrheit kann die Frage beantwortet werden, wie sich die auffallende und unläugbare Zweckmäßigkeit in der Natur ohne die Annahme eines außer-

halb stehenden schöpferischen Werkmeisters erklären lasse. Es ist kein Räthsel mehr, woher das Auge eine dem Zweck des Sehens so angemessene Einrichtung habe, wenn man sich erinnert, daß das Auge durch das Sehen gebildet worden, daß es, wo nicht Tochter, so doch Pflegekind des Lichtes ist; es hört auf, ein Geheimniß zu sein, warum die Dinge in so durchgreifendem Zusammenhange stehen und sich als Zweck und Mittel gegenseitig über- und unterordnen, wenn wir wissen, daß die Dinge eben durch diesen Zusammenhang, durch ihre gegenseitige Einwirkung, entstanden sind, daß ihr ganzes Dasein nur in den thätigen Beziehungen aller Dinge auf einander seinen Ursprung hat.

Durch die eben in vielleicht zu großer, digressiver Breite erörterte Einsicht erklärt sich die oben erwähnte, nicht etwa von der Abstraktion erklügelte, sondern von der wissenschaftlichen Erfahrung festgestellte Thatsache, daß eine bestimmte Generation ihre Erkenntniß den folgenden Generationen nicht nur als Erkenntniß, sondern auch als Anlage und Fähigkeit zu höherer Erkenntniß vererbt. Wir Alle sind mit den geistigen Errungenschaften der Zeiten vor uns ausgestattet und bewaffnet. Die Gedankenleistungen unserer Vorfahren bilden unsere Organisation. Unsere Sinne sind gebildet, nicht nur durch die Wahrnehmungen, die wir selbst gemacht haben, sondern durch alle Wahrnehmungen, die von uns gemacht worden sind; unser Auge ist geschärft, nicht bloß durch unsere eigenen Blicke, sondern durch das Schauen aller unserer Ahnen; unser Geist ist erweitert, nicht allein durch unser eigenes Denken, sondern auch durch die Gedanken unserer Väter bis in's tausendste Glied, selbst wenn diese Gedanken als solche uns nie zum Bewußtsein gekommen sind. Jede Erkenntniß ist nicht nur ein Besitzthum, sondern auch ein Apparat für neue Erkenntnisse, nicht nur todtes Kapital, sondern auch Rüst- und Werkzeug für weitere fruchtbare Arbeit, nicht nur Erwerb, sondern auch Erwerbsmittel. Das den Juden so geläufige Wort, wonach die Sünden

der Väter sich an den Söhnen rächen, enthält nur die Hälfte einer unumstößlichen Wahrheit; wenn Ezechiel und Jeremias in derselben Metapher klagen, „den Söhnen werden die Zähne stumpf der Herlinge wegen, die durch den Mund ihrer Väter gegangen sind," so ergänzen wir das mit dem Trost, daß ebenso unsere Zähne sich schärfen, weil die Väter von dem Brod der Erkenntniß gegessen haben.

Nach der vorstehenden Auseinandersetzung ist es hoffentlich klar, daß die Menschen eines gegebenen Zeitalters in den Kreis gewisser Anschauungsformen gebannt, und daß dem Flug ihrer Gedanken durch geschichtliche (und, wie wir weiterhin sehen werden, anderweitige) Bedingungen bestimmte Bahnen vorgezeichnet sind. Wie die Erdoberfläche in den verschiedenen Phasen der geologischen Entwicklung nach einander von verschiedenen Floren und Faunen bewohnt war, wie in jeder Epoche ein bestimmter Produktionstypus herrschend wurde, so haben auch die Epochen in der Geschichte des Geistes ihre eigenthümlichen Produktionstypen. Und wie in verschiedenen Landschaften, unter verschiedenen Breiten, auf verschiedenen Höhen und in verschiedenen Umgebungen, verschiedene Vegetations-Charaktere zum Vorschein kommen, so zeigen auch die verschiedenen Standorte der Kultur verschiedene Bildungscharaktere. Es giebt einen genius temporis nicht minder als einen genius loci. Wie zu gewissen Zeiten bestimmte Krankheitsformen vorherrschend sind, wie der Arzt z. B. allen zu solchen Zeiten auftauchenden Krankheits-Symptomen einen typhösen Charakter zuschreibt, so haben auch in den Geisteszepochen die Ideen eine bestimmte Signatur. Es giebt eine synchronistische Physiognomie der Gedanken, wie eine zeitgenössische Physiognomie der Gesichter, und die Physiognomie der Gedanken ist so erblich, wie die der Gesichtszüge.

Um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen: ein bestimmtes Volk zeigt zu einer gegebenen Zeit in seiner Geistesproduktion, in seiner Erkenntniß, in Allem, was ihm als Wahrheit erscheint, ein eigenthümliches Gepräge, welches sich nur lang-

sam und allmählich (durch Agentien, die wir später in Betracht ziehen), umbildet. Auch hier hat die Entfaltung der Erkenntniß ihr Gegenbild in der Entwicklung der materiellen Naturformen, worauf wir oben hingewiesen haben. Die Geologie lehrt uns, daß in der Geschichte des Erdballs auf die Granitbildung nicht sofort eine tertiäre Flötzbildung folgte, indem zuvor eine Reihe von Zwischenstufen durchlaufen werden mußte; in gleicher Weise wissen wir, daß in der Geschichte der Pflanzenwelt auf den Pilz nicht gleich die Lilie oder nach dem Moos die Nelke aus dem Schooß der Erde hervorzugehen vermochte, und daß in der Vergangenheit des Thierlebens der Löwe nicht unmittelbar nach dem Polyp entstehen konnte, so daß es mit dem alten Grundsatz: „natura non procedit per saltum" seine volle Richtigkeit hat. Ebenso macht auch der Menschengeist keine Sprünge, sondern ist verzaubert in Formen, die sich in den religiösen Dogmen, den philosophischen Systemen und den Lehren der Wissenschaft nicht minder als in den gemeinen Vorurtheilen, in der Einsicht sowohl wie in dem Wahn, einer bestimmten Zeit wiederfinden und nachweisen lassen, und aus denen er sich nur mühsam Schritt um Schritt herausarbeitet.

Die Belege zu den vorstehenden, einstweilen ohne Beweis hingestellten Sätzen sind in der Geschichte der Wissenschaft, wie überhaupt in der Geschichte der Kultur, aus deren Thatsachen sie abstrahirt sind, aufzusuchen, und wir gedenken darauf zurückzukommen. Wir haben vor der Hand einfach darauf hinweisen wollen, daß der Fortschritt unserer Erkenntniß nicht in einem bloß äußern Anwachsen von Kenntnissen besteht, sondern einem Gesetz innerer Entwicklung unterliegt, welches wir angedeutet, aber nicht formulirt haben. Es ist eine Unzahl Versuche gemacht worden, die genaue Formel dieses Entwicklungs-Gesetzes aufzustellen. Unter diesen Versuchen hat der von Hegel bei den Metaphysikern, und der von August Comte bei den Empirikern die meiste Beachtung gefunden, während Andere, wie neuerdings Draper, bemüht gewesen sind, physiologische Analogien in der

Entwicklungs-Geschichte der Menschheit in Anwendung zu bringen. Nach Hegel's Fassung durchläuft die in der Geschichte sich entfaltende menschliche Vernunft dieselbe Stufenreihe, durch welche hindurch in seiner Logik das reine Sein sich zur Idee steigert, so daß nicht nur „Logik in der Geschichte" ist, sondern die ganze Geschichte sich einfach als eine großartig erläuterte, oder vielmehr ausgestaltete Logik erweist. Die einzelnen Momente in der Entwicklung der „logischen Idee" werden von Hegel, wie an die verschiedenen Völker, so an die einzelnen Epochen, vertheilt als innere Bestimmungen, die sich in diesen Epochen verwirklichen und sie beherrschen. Obschon Hegel seiner Philosophie der Geschichte ein Kapitel über ihre „geographische Grundlage" vorausschickt, so stellt er dennoch die Entwicklung des Geistes hoch über das Spiel äußerer Bedingungen; der Geist ist ihm „schlechthin fest gegen die Zufälligkeiten, die er verwendet"*).

Nach Comte's Lehre durchläuft das menschliche Denken drei große Stadien: ein theologisches oder fiktives, ein metaphysisches oder abstraktes, und ein wissenschaftliches oder positives. „Der Menschengeist bedient sich, seiner Natur gemäß, in jeder seiner Untersuchungen dreier Methoden zu philosophiren, deren Charakter wesentlich verschieden und sogar radikal entgegengesetzt sind: zuerst der theologischen Methode, dann der metaphysischen Methode, und endlich der positiven Methode"**). Im theologischen Stadium werden alle Erscheinungen ohne Weiteres auf eine Grundursache zurückgeführt, auf die direkte Thätigkeit mehr oder minder zahlreicher übernatürlicher Wesen, deren willkürliches Eingreifen alle scheinbaren Anomalien des Universums erklärt. Diese theologische Anschauung vollendet sich in der Annahme Eines höchsten Wesens, statt verschiedener, von einander unabhängiger Götter, in der Platznahme Einer Alles lenkenden Vorsehung, statt der sich vielfach kreuzenden Thätigkeit vieler Gottheiten. Das metaphysische

*) Hegel, Philos. der Geschichte. S. 68.

**) Comte, Cours des philos. dositive, I, 14 seq.

Stadium ersetzt die Götter durch abstrakte Kräfte, welche als den Dingen innewohnend, immanent, gedacht werden, und die Vollendung dieses Stadiums kennzeichnet sich durch die Integration dieser Kräfte zu einer einzigen großen Wesenheit, der Natur. Im dritten, positiven Stadium endlich erkennt der Menschengeist die Unerreichbarkeit absoluter Begriffe, verzichtet auf die Erkenntniß des Ursprungs und der Bestimmung der Welt, und begnügt sich mit der Erforschung der räumlichen und zeitlichen Beziehungen der Dinge, ihrer Aufeinanderfolge und Aehnlichkeit. Das Ziel dieses letzten Stadiums wäre erreicht, wenn man alle Erscheinungen als besondere Fälle eines besonderen Grundphänomens, — nicht einer Grundursache, wie die Theologen es wollen, auch nicht eines Grundwesens im Sinne der Metaphysiker, sondern einer Urthatsache — aufgewiesen hätte; aber dieses Ziel ist unerreichbar.

In den Darstellungen von Draper und Anderen verläuft die Entwicklung des Geistes wie die des einzelnen Organismus; wir finden da Jugend-, Mannes- und Greisenalter, Perioden des Aufsteigens, der Höhe und des Niederganges, die sich in vielfach veränderter Form wiederholen. Es giebt natürlich eine Menge anderer Konstruktionen, worunter die einer gewissen Schule, welche den Verlauf der Erkenntniß als eine großartige Degeneration ansieht, die sich vom Sündenfall herschreibt, — eine Geschichts-Philosophie, die, wie Hegel treffend bemerkt, in nichts Anderem besteht, als in einem großen Jammer über das Unglück, daß es überhaupt eine Geschichte giebt. Diese und ähnliche Ansichten können hier füglich übergangen werden.

Was nun zuvörderst Hegel's Lehre betrifft, so muß im Allgemeinen zugestanden werden, daß in der Entwicklung der Erkenntniß ein logisches Moment vorhanden ist, und daß in gewissem Sinn diese Entwicklung in logischer Folge vor sich geht. Ob aber der von Hegel aufgestellte Schematismus der Stufen in der Entfaltung der Vernunft, wie überhaupt die von ihm statuirte dialektische Selbstbewegung des reinen Seins zur

reinen Idee, vor der ernsten Kritik Stand halte, ist eine andere Frage, auf die wir nicht eingehen können. Indeß, abgesehen davon, der erste flüchtige Blick in die Vergangenheit zeigt uns, daß die Logik den absoluten Zwang in der Geschichte nicht übt, den Hegel ihr zuschreibt, daß die Herrschaft dieser Logik überall von der scheinbaren Anarchie der äußeren Bedingungen, unter denen der Geist zur Entfaltung kommt, von der Logik der „Zufälligkeiten", wie Hegel diese Bedingungen nennt, durchbrochen wird. Außerdem erhebt sich gegen das Hegel'sche Entwicklungsgesetz wie gegen die Formeln von Comte und den Anderen, der triftige Einwand, daß alle diese Konstruktionen auf der Annahme beruhen, der Fortschritt der Erkenntniß erfolge in einer einfachen Reihe von Stufen, — der Menschengeist schreite durch die Jahrhunderte auf einem einzigen, in gerader oder krummer Linie fortlaufenden Pfade. Diese Annahme ist grundfalsch. Die Spuren, welche die fortschreitende Erkenntniß hinter sich gelassen hat, bilden nicht eine einfache Linie, sondern eine sich abwechselnd erweiternde und verengende, in mannigfachen Verzweigungen auseinandergehende und wieder zusammenlaufende Straße. Oder, in einem bessern Bilde: die Erkenntniß thürmt sich nicht auf, wie ein Obelisk, sondern wächst organisch, wie der Mangrovebaum, dessen Aeste nach den verschiedensten Richtungen sich ausbreiten, mit einander verwachsen, hier in die Höhe streben, dort als Wurzeln sich wieder in die Erde senken. Und wie das raschere oder langsamere Wachsthum des Baumes, wie die Formen und Richtungen, in und nach denen er sich entfaltet, bedingt werden durch den Boden, worin er wurzelt, durch die Luft, in der seine Blätter athmen, durch die Stürme, unter welchen seine Aeste sich beugen, so wird auch das raschere oder langsamere Wachsthum der Erkenntniß, wie die Richtung und Form ihres Verlaufs, bedingt durch den geschichtlichen Boden, aus dem sie hervorgeht, durch die Ideen, welche sie in der Atmosphäre der Zeit vorfindet, durch die äußeren Einwirkungen, wodurch sie gestört oder gefördert wird.

Es ist mit den Bestrebungen zur Bestimmung der Entwicklungsnorm der Erkenntniß, wie mit den meisten bisherigen Versuchen zur Beantwortung der Frage, in welcher Ordnung die verschiedenen Thier- und Pflanzenarten auf und auseinander entstanden seien und welche Stellung daher den einzelnen Arten in dem System einer genetischen Klassifikation in der auf die Perioden ihrer Entstehung gegründeten Hierarchie anzuweisen sei. Nachdem sich unzählige Versuche dieser Art als unzulänglich erwiesen haben, fängt man an, einzusehen, daß es überhaupt keine einzelne Reihenfolge giebt, in welche sich die Spezies nacheinander einfügen, daß sich die Dinge der Natur nicht wie Perlen an einer einzigen Schnur aufziehen lassen. Selbst wenn die bekannte Lehre Darwin's in ihren Einzelnheiten als unhaltbar aufgegeben werden müßte, so würde man sich dennoch der Einsicht nicht mehr verschließen können, daß das Thier- wie das Pflanzenleben in der Bildung seiner individuellen Formen sich auf das vielfachste verästelt, ausbreitet und verschlingt, wobei jedoch keineswegs in Abrede gestellt werden soll, daß in dem Gang dieser Bildung ein ideeller Rythmus, und in ihren Gestaltungen eine tiefe Gesetzlichkeit herrsche, wie ja auch der Botaniker nachweist, daß z. B. die Blattstellung an der Pflanze mit dem durch strenge mathematische Gesetze geregelten Lauf der Gestirne in geheimer Verbindung stehe. Das geradlinige Fachwerk der gewöhnlichen Klassifikationen ist geradezu ein Prokrustesbett für die Natur; es ist eine ebenso wahre, wie witzige Bemerkung, daß die wirkliche Schöpfung sich von der Haydn'schen auch darin unterscheide, daß sie keine Taktstriche habe.

Wenn es nun gelingen soll, dem inneren Gesetz der Entwickelung der Erkenntniß auf die Spur zu kommen, und ihre äußeren Bedingungen zu normiren, so müssen wir offenbar vor allen Dingen in das Wesen der Erkenntniß Einsicht zu gewinnen, und ihren Ausgang, ihre Richtung und ihre Endziele zu bestimmen suchen. Indem wir uns bemühen, *das Wesen der Erkenntniß überhaupt* zu ergründen, gehen wir

keineswegs über die Grenzen unserer Untersuchung, welche die wissenschaftliche Erkenntniß der Natur zum Vorwurf hat, hinaus. Denn alle Erkenntniß, welchen Namen sie auch führt, ist Naturerkenntniß und zwar wissenschaftliche Naturerkenntniß. Sie ist Naturerkenntniß, sofern der Menschengeist nie ein Problem zu lösen versucht hat, wozu nicht in erster Instanz die Natur und ihre Erscheinungen das Material geliefert hätten. Der Ursprung, die Bestimmung und der Zusammenhang der Naturerscheinungen bilden den Gegenstand und Inhalt der Erkenntniß aller Zeit. Alle religiösen und philosophischen Systeme sind in ihrem innersten Kern Kosmogonien, Versuche zur Beantwortung der Frage, wie die Welt entstanden ist. Wenn die Religion dabei noch ein ethisches und die Philosophie außerdem ein erkenntnißtheoretisches Moment enthält, so ist das erstere nur eine supplementaire Nutzanwendung, und das letztere eine Voruntersuchung der kosmogenetischen Lehre. Alle Erkenntniß ist ferner wissenschaftliche Erkenntniß, denn alles Erkennen, so scheinbar trivial auch sein Gegenstand, so mangelhaft seine Methode und so unzuverlässig sein Ergebniß sein mag, ist ein logischer Akt, eine Gedankenthat. Das Denken aber ist die Seele der Wissenschaft, und das Gebiet der Wissenschaft erstreckt sich auf alle Erfahrungen, die je gemacht, alle Thatsachen, die je ermittelt, alle Gesetze, die je entdeckt worden sind, gleichviel, ob die Ermittelung dieser Thatsachen und die Entdeckung dieser Gesetze ursprünglich in der Absicht, sie als Theile einem gegliederten Erkenntnißganzen einzuverleiben, oder zu dem kleinen Zweck der Befriedigung eines unmittelbar praktischen Bedürfnisses unternommen wurde.

Was ist aber das Wesen der Erkenntniß? Worin besteht der Akt des Erkennens? So große Schwierigkeiten auch die genaue Analyse des Erkenntnißaktes in logischer und psychologischer Hinsicht bietet, so liegt dennoch die Antwort auf diese Frage in ihrer Allgemeinheit so nahe, daß ein Irrthum nicht

so wohl möglich ist. Ob wir diese Antwort von dem ungeschulten Gemeinverstand oder von der Wissenschaft entgegennehmen, sie wird, wenn auch im Wortlaut verschieden, dennoch ihrem Inhalt nach dasselbe besagen. Die Erscheinungen erkennen, heißt sie begreifen, sie erklären, ihre Ursachen ergründen. Fassen wir nun irgend einen einzelnen Akt der Erklärung scharf in's Auge, damit uns der Vorgang in seiner elementaren, typischen Form deutlich werde. Newton z. B. erklärt die Bewegung der Himmelskörper durch die gegenseitige Anziehung aller Körper, durch ihre Schwere. Welcher Schritt ist in dieser Erklärung gemacht worden? Newton hat die krummlinige, abwechselnd und ungleichförmig beschleunigte und verzögerte Bewegung eines Planeten um die Sonne vor sich, ebenso die gradlinige gleichförmig beschleunigte Bewegung eines fallenden Körpers gegen das Zentrum der Erde: zwei in ihrer unmittelbaren Auffassung durchaus verschiedene Erscheinungen. Die Auffassung dieser Verschiedenheit ist der erste Akt des Erkennens. Dann weist er nach, daß diese Erscheinungen, trotz ihrer Verschiedenheit, auf dasselbe hinauslaufen, daß der um die Sonne kreisende Planet eben so gut gegen die Sonne fällt, wie der Stein gegen die Erde. Er führt die Verschiedenheit auf eine höhere Einheit zurück, und das ist der zweite Akt des Erkennens. Wir sehen, daß hier die Erklärung in einem Zurückführen der Verschiedenheit auf eine höhere Einheit besteht. Ein anderes Beispiel: im Jahre 1822 beobachtete Oersted die Erscheinung, daß die Magnetnadel sich zu der eines nahen galvanischen Stromes rechtwinklig stellte. Ampère wies gleich darauf nach, daß die Achse eines frei beweglichen, schraubenförmig gewundenen Metalldrahts, durch den ein galvanischer Strom geleitet wird, sich eben so stellt, wie die Magnetnadel, und zwar, weil frei bewegliche Träger galvanischer Ströme sich zu parallelisiren suchen, indem die Richtungen galvanischer Ströme (wie so viele andere Richtungen in der Welt) sich zu identificiren streben. So wurde denn der Magnet in den Augen der Physiker zu einem System

in dem Stahl gebundener, galvanischer Ströme, — Magnetismus und Galvanismus wurden ein höheres Eins. Die Erklärung ist also wieder ein Zurückführen der Verschiedenheit auf die Einheit. Diese Reduktion geht in der Wissenschaft immer weiter. Um bei unserm Beispiel zu bleiben: vor wenigen Jahren zeigte Faraday, daß, wenn man eine mit irgend einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllte Glasröhre, die an den Enden durch parallele Glasplatten geschlossen ist, in eine galvanisch durchströmte Spirale von Kupferdraht legt, und dann diese Röhren zwischen die Vorrichtungen eines optischen Polarisations-Instrumentes bringt, in der Flüssigkeit die sogenannte zirkulare Polarisation entsteht, die in ihrer Richtung mit der Richtung des galvanischen Stromes zusammenhängt. Hier besteht der Fortschritt der Erkenntniß wieder in der Zurückführung der verschiedenen Erscheinungen auf die Einheit. Hatte Ampère die Identität galvanischer und magnetischer Erscheinungen nachgewiesen, so stellte sich hier eine Identität galvanischer und optischer Phänomene heraus. Und wir werden später sehen, daß die neuere Physik alle sogenannten Imponderabilien, die Wärme, das Licht, die Elektrizität, den Galvanismus und den Magnetismus als Bewegungsarten aufzeigt, also wieder das scheinbar Verschiedenartigste in höhere Einheit aufgehen läßt.

Das Zurückführen der Folge auf den Grund, der Wirkung auf die Ursache ist nichts als eine solche Identifikation des Verschiedenen. Wir hoffen, die Wahrheit dieses vielfach bestrittenen Satzes später (in der Abhandlung der Stellung der Naturwissenschaften zur Erkenntnißlehre) über allen Zweifel zu erheben, wobei es sich dann herausstellen wird, daß aller Fortschritt der Erkenntniß, ob er auf sogenannt induktivem oder auf deduktivem Wege vor sich geht, auf einer Konvergenz der Erscheinungen gegen einen Punkt hin beruht, der, wie Comte ganz richtig bemerkt, von den Theologen als eine Grundursache, von den Metaphysikern als eine Grundwesenheit, und von den Empirikern als eine Grunderscheinung gefaßt wird. Die Bestimmung des

absoluten oder relativen Werths dieser Fassungen muß ebenfalls einer Einzeluntersuchung über das Verhältniß zwischen Religion, Philosophie und Erfahrungs-Wissenschaft vorbehalten bleiben; für den Augenblick genügt die Einsicht, daß die Erkenntniß im Allgemeinen auf einer Koaleszenz von Verschiedenheiten, auf einer Integration von Differenzen beruht.

Wir sind jetzt, nach diesen vorläufigen Erörterungen, in der Lage, die in der Entwicklung der Erkenntniß zusammenwirkenden Faktoren zu ermitteln, oder besser, in mathematischem Ausdruck gesagt, zu bestimmen, von welchen Variabeln die Größe der Erkenntniß eine Funktion ist. Wir haben gesehen, daß die Erkenntniß von den Erscheinungen in ihrer Besonderheit ausgeht und der Einheit zustrebt. Ihr Umfang ist somit bedingt durch die Zahl und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche dem erkennenden Geiste vorliegen. Das erste Moment ihrer Entwicklung ist daher der geographische Standort der Kultur zu einer gegebenen Zeit. Je weiter der Horizont, je verschiedenartiger die Erscheinungen innerhalb dieses Horizonts, desto größer ist die Zahl der möglichen Beziehungen zwischen den Erscheinungen, desto höher der Grad oder die Ordnung der sich ergebenden Einheit, desto günstiger sind also die Bedingungen der Erkenntniß. Damit aber die Erkenntniß fortschreiten könne, muß sie nicht nur entstehen, sondern auch sich erhalten und vererben. Diese Erhaltung und Vererbung der Erkenntniß bewerkstelligt sich, einmal durch ihre Verkörperung als Anlage in der Organisation, und dann durch ihre Darstellung in der Sprache wie in den individuellen Gestaltungsformen des Kulturlebens, in der Religion, Philosophie, Wissenschaft und Kunst. Zu dem räumlichen Faktor der Erkenntniß, ihrer geographischen Grundlage, kommen so noch zeitliche Faktoren, historische Grundlagen, nämlich die Sprache, in welche die Erkenntniß sich unmittelbar ergießt, und die allgemeinen, Religion, Philosophie, Wissenschaft und Kunst umfassenden (sich, wie wir später finden

werden, gegenseitig bedingenden) Kulturzustände, welche der durchlaufenden Geschichte der Erkenntniß als Archive dienen.

Bündig gefaßt wird also die Entwicklung der Erkenntniß bedingt:

I. durch die Weite des Horizonts an dem jedesmaligen Standorte der Kultur und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen innerhalb dieses Horizonts — *geographisches Moment*;

II. durch innere, *unbewußte* Ueberlieferung der Erkenntniß,
   1. in der Organisation, indem die Thätigkeit sich in Anlage, das Denken in Geist verwandelt — *ethnologisches und psychologisches Moment*;
   2. in der Sprache (die, wie wir später sehen werden, immer eine ganze Philosophie enthält, welche denen, die sich der Sprache bedienen, wohl zu Gute, aber selten zum Bewußtsein kommt) — *sprachliches Moment*;

III. durch *bewußte* Ueberlieferung in religiösen Vorstellungen, philosophischen Begriffen und wissenschaftlichen Kenntnissen — *kulturgeschichtliches Moment*.

Jedes dieser Momente ist eine der Variabeln, wovon die sich entwickelnde Erkenntniß eine Funktion ist. Die Entwicklung der Erkenntniß ist nicht von *einem* dieser Momente, sondern von *allen* diesen Momenten abhängig. Wir betonen dieses deßhalb, weil einer der gewöhnlichsten und verderblichsten Irrthümer der Spekulation darin besteht, aus einer Reihe von Momenten ein einzelnes herauszureißen, und dann sofort, nachdem die Abhängigkeit einer Erscheinung von einem solchen Moment aufgezeigt worden ist, es zur alleinigen Ursache (oder in streng philosophischer Terminologie, zum innern Wesen) dieser Erscheinung zu erheben. So hat z. B. in jüngster Zeit der Engländer Buckle unter dem Namen „die Geschichte der Zivilisation in England" eine in vieler Beziehung werthvolle Kulturgeschichte

herausgegeben, deren ganze innere Philosophie auf diesem Irrthum beruht. Und eine moderne philosophische Schule, deren Jünger auf den Märkten, wo die Erzeugnisse der Wissenschaft feilgeboten werden, das große Wort zu führen pflegen, obschon sie in den Werkstätten der Wissenschaft sehr selten zu Hause sind *), hat es versucht, ein Erkenntniß-Gebäude aufzuführen, dessen Mauern durchaus mit diesem Irrthum gekittet sind, indem nämlich auf Grund der Abhängigkeit des Menschengeistes in seiner Erkenntniß und Willensthätigkeit von äußeren Bedingungen seine Autonomie und Freiheit geleugnet werden.

Indem wir von dieser Abschweifung zu unserm eigentlichen Thema zurückkehren, stoßen wir von neuem auf die schon mehrfach berührte Analogie zwischen der Entwicklung der organischen Formen in der Natur und der Entwicklung der Erkenntniß. „Die Aufeinanderfolge der Organismen", sagt der geistvolle Paläontolog Bronn **), „von dem ersten Beginn der Schöpfung an bis zum Erscheinen unserer jetzigen Pflanzen- und Thierwelt ist durch zwei Grundgesetze geleitet worden:

1. durch eine ertensiv wie intensiv fortwährend sich steigernde selbständige Produktions-Kraft;
2. durch die Natur und Veränderungen der äußeren Existenz-Bedingungen, unter welchen die zu producirenden Organismen leben sollen."

Diese Formel, welche wir als Gesetz für die Geschichte der

*) Die oben erwähnten Apostel der neuen Welterlösung haseliren auf den Märkten der Wissenschaft eben so herum, wie die vagirenden Musikbanden auf den Jahrmärkten, und lieben es, wie diese, ihren großen Lärm vor irgend einer Bude, worin allerlei Monstrositäten zur Schau gestellt werden, aufzuführen, wobei es dann wohl auch vorkommt, daß irgend ein entrüsteter wissenschaftlicher Athlet, der zu ernsten Zwecken diese Märkte besucht (wie z. B. Schleiden oder Liebig), ihnen den Fiedelbogen um die Ohren schlägt.

**) Untersuchungen über die Entwicklungsgesetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche. Gekrönte Preisschrift von Dr. H. G. Bronn. S. 86.

Erkenntniß beinahe buchstäblich entlehnen könnten, ist darin mangelhaft, daß die gegenseitige Abhängigkeit dieser beiden Momente, obwohl anerkannt, dennoch nicht begründet wird. Wir haben eine solche Begründung hier zum Theil schon versucht; auf das Nähere werden wir in unseren späteren Untersuchungen eingehen.

Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß der Verlauf der Erkenntniß wesentlich ein Fortschritt ist. Die Tragweite ihres Blickes dehnt, ihr Sehfeld vergrößert, ihr Gesichtskreis erweitert sich, nicht nur durch den Zuwachs der ihr vorliegenden Urerscheinungen, sondern auch, indem der Inhalt der einmal gewonnenen Erkenntniß als Material für weitere Erkenntnißakte verwandt wird. Und ihr Blick vertieft und schärft sich durch die unablässige Bereicherung der Erkenntnißvermögen der Menschheit, deren Thätigkeit nach einem großen Naturgesetz sich umsetzt in Fleisch und Blut, in Muskeln und Nerven, in Anlagen und Fähigkeiten. Der Fortschritt ist ein stätiger; selbst da, wo seine Bahn in Kreisen zu verlaufen scheint, erweisen sich diese Kreise bei näherer Betrachtung als Krümmungen einer Spirale. Ein absoluter Bruch in der Entwicklung der Erkenntniß ist nicht möglich. Dagegen verschlägt der Nachweis oder die Vermuthung nichts, daß eine Menge Wahrheiten und geistiger Besitzthümer, die zu den Errungenschaften der Vergangenheit gehören, wieder verloren gegangen, daß in kriegerischen Verwüstungen, in den Bränden alexandrinischer Bibliotheken u. s. f. ganze Schätze früherer Gedanken-Erzeugnisse zu Grunde gegangen seien. Denn die Hauptüberlieferung der Erkenntniß vollzieht sich hinter den hellen Räumen des Bewußtseins, in der Sprache und in den Organisations-Anlagen. Die Natur versteht es wohl, ihre Formen einzubalsamiren und zu versteinern; allein über die eigentliche Erhaltung, der Fortpflanzung und Veredlung dieser Formen waltet sie mit mütterlicher Sorge: sie verwandelt diese Formen in ideelle Vorgestalten, in organische Kräfte und legt sie als zahllose Keime in alle Schooße.

2.

Die Erkenntniß in ihren Ausgängen.

In unserer ersten Abhandlung wurde darauf hingewiesen, daß die Entstehung der Erkenntniß nicht als ein bloßes Summiren oder krystallinisches Anschießen besonderer Kenntnisse, sondern als ein organisches Wachsthum aufzufassen sei, dessen wesentliche Bedingungen wir in Kürze zu bestimmen suchten. Wir haben dieses Wachsthum als „Entwicklung" bezeichnet und es liegt uns ob, die Bezeichnung zu rechtfertigen. Die neuere Wissenschaft nämlich verbindet mit dem Worte „Entwicklung" einen ganz bestimmten Begriff, den sie von der Naturphilosophie überkommen, aber (besonders zu den Zwecken der Physiologie) in genaue Fassung gebracht hat. Es ist nöthig, diesen Begriff in's Klare zu setzen, und dann zu sehen, ob und in wiefern er auf den Fortschritt der Erkenntniß, wie er uns thatsächlich vorliegt, anwendbar ist.

Die Physiologie verfolgt die Entwicklung der Pflanze aus dem Samen, des Thieres aus dem Ei. Samen und Ei erweisen sich (jedes für sich) in der Fügung ihrer Theile sowohl wie in ihrer sogenannten chemischen Zusammensetzung als durchaus gleichförmig und unterschiedslos. In dem ersten Stadium der Entwicklung nun hebt sich diese Unterschiedslosigkeit auf; die Indifferenz differentiirt sich, wie die Physiologie das nennt. In dem Ei z. B. entsteht zuerst ein Gegensatz zwischen einer äußern Hülle und einem innern Kern; später finden auch an diesen wieder Sonderungen statt; die Differentiation geht immer weiter, so daß allmählich die verschiedenen Organe, wie sie im vollendeten Organismus vorkommen, sich herausgestalten.

Das Typische an diesem Vorgang liegt darin, daß die Entwicklung von der Einheit, Gleichförmigkeit und Unbestimmtheit aus zur Vielheit, Verschiedenheit und Bestimmtheit fortgeht und endlich in einer höheren Einheit, in dem innern Zusammenhang, der gegenseitigen Abhängigkeit und dem Zusammenwirken der herausgestalteten Theile gipfelt.

Es gehört zu den charakteristischen Merkmalen der neuern Wissenschaft, dem Prozeß der Entstehung der Dinge seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, die Dinge genetisch aufzufassen. Und wo immer eine Daseinsform Gegenstand dieser genetischen Betrachtung wird, bewährt sich das für den einzelnen Organismus geltende Gesetz. Wenn die Wissenschaft z. B. sich Rechenschaft darüber zu geben sucht, wie unser Planetensystem entstanden sei, geht sie auf eine ursprünglich in sich gleichförmige Gasmasse zurück und läßt aus dieser Gasmasse durch allmähliche Verdichtungen und Sonderungen die Sonne, wie die einzelnen Planeten mit ihren Trabanten entstehen. Ebenso betrachtet sie die Bildung der Erde. Diese erscheint ihr als eine uranfangs unterschiedslose Dunstsphäre, die sich allmählich abkühlt und zusammenzieht, in der zunächst durch die allgemeine Anziehung wie durch die Thätigkeit sonstiger physikalischer und chemischer Kräfte das Gasförmige, Flüssige und Feste sich von einander scheiden und nach dem Grade ihrer Dichtigkeit ordnen. Später hört auch diese relative Gleichförmigkeit auf; ein Theil der festen Kruste wird über das Meer des Flüssigen hinausgetrieben, es entstehen Inseln, diese verwachsen zu Kontinenten, Unterschiede der mannigfachsten Art in Konturen und Profilen bilden sich, die Atmosphäre, der Ocean und die starren Formen der Kruste, wie die großen kosmischen Agentien (Wärme, Licht ꝛc.) treten in Wechselwirkung, und so gestaltet sich die unserer Betrachtung sich darbietende Erde. Also auch hier wieder wird die Vielheit und Bestimmtheit der planetarischen Erscheinungen aus einer indifferenten, chaotischen Einheit abgeleitet.

Ganz in derselben Weise erklärt die Naturwissenschaft die allmähliche Entwicklung und Vervollkommnung der auf der Erde lebenden organischen Wesen. Sie setzt voraus, daß der Erdball zur Zeit der Entstehung der ersten Pflanzen und Thiere eine viel höhere Temperatur hatte, als gegenwärtig, und daß daher die Temperatur-Gegensätze zwischen Pol und Aequator wenig in Betracht kamen. Dann zeigt sie, daß die großen Luft- und

Wasserströmungen, wodurch die Ausgleichung der Temperatur-Unterschiede auf der Erde vermittelt wird, zu jener Zeit noch durch keine großen Hemmnisse, keine hohen Gebirgszüge (die, wie die Geologie lehrt, sämmtlich erst in der jüngsten Zeit entstanden sind) gestört wurde; daß ferner die Ausbildung klimatischer Extreme darum unmöglich war, weil die ersten organischen Bildungen ihre Standorte auf Inseln hatten, deren Klima bekanntlich ein ozeanisch gleichförmiges ist. Da nun alle Organisationen von der größern oder geringern Mannigfaltigkeit der Existenz-Bedingungen abhängt, und die Wärme unter diesen Bedingungen in erster Reihe steht, so wird geschlossen, daß die Urformen der Pflanzen- und Thierwelt verhältnißmäßig einfach und gleichartig gewesen sein müssen. Wir finden denn auch wirklich, daß die ersten Pflanzen und Thiere, von deren Existenz die Geschichte der Erde Zeugniß giebt, nicht nur auf einer niedern Stufe der Organisation standen, sondern auch in wenigen Arten auftraten; wir finden, mit einem Wort, eine relative Unterschiedslosigkeit in den frühesten Formen des organischen Lebens, in der die entsprechende Unterschiedslosigkeit der Existenz-Bedingungen sich spiegelt. Und wir finden ferner, daß dem spätern Fortschritt in der Ausbildung der Gegensätze auf der Erdoberfläche ein gleichmäßiger Fortschritt in der Verschiedenheit und Bestimmtheit der Arten wie der Organisation der individuellen Formen entspricht.

Die Entwicklung des gesellschaftlichen Organismus und des Staats durch die immer weiter gehende Theilung der Arbeit und Lokalisirung der Funktionen steht unter der Herrschaft desselben allgemeinen Gesetzes. Und die neuere vergleichende Sprachforschung weist an der Sprachentwicklung dasselbe nach. Sie zeigt, daß in den ältesten primitivsten Sprachen, den einsilbigen, Bedeutung und Beziehung des Begriffs (oder der Vorstellung), welche zusammen das Wort ausmachen, noch unterschiedslos in einander gehüllt sind, indem der in sich ungegliederte Wurzellaut die Beziehungen noch ganz unausgestaltet

enthält, so daß derselbe Laut als Substantiv in jedem beliebigen Fall, als Zeitwort in jedem beliebigen Modus, als Partikel u. s. w. fungirt; daß sodann in den agglutinirenden oder anleimenden Sprachen Bedeutung und Beziehung sich sondern, lautlich auseinander treten, bis schließlich in den flektirenden Sprachen der Organismus des Worts als wahrhafte, zu höherer Einheit sich wieder zusammenschließende Gliederung zu Stande kommt. Es ist unsere Sache nicht, das Alles hier weiter auszuführen; die wenigen von uns berührten Einzelnheiten sollen nur dazu dienen, den Begriff der Entwicklung, wie die neuere Wissenschaft ihn faßt, zum klaren Verständniß zu bringen, nämlich zu zeigen, daß alle Entwicklung in dem Chaotischen, Unterschiedslosen, Unbestimmten ihre Anfänge hat, und durch fortlaufende Sonderung und Bestimmung bis zur eigentlichen, die Einheit in der Verschiedenheit festhaltenden Gliederung fortgeht. Nur auf einen besonderen Fall sei es uns vergönnt, etwas näher einzugehen, weil er als nahe Analogie für die Untersuchungen über die Fortschritte der Erkenntniß außerordentlich lehrreich ist. Wir meinen die Entwicklung der Sinne und ihrer Funktionen bei den Thieren.

Wenn wir zu den niederen Thierformen hinabsteigen, so finden wir bekanntlich, daß vielen derselben gewisse Organe, die bei den höheren Formen vorkommen, entweder ganz abgehen, oder nur in kaum zu unterscheidender, rudimentärer Form vorhanden sind. Man findet Thiere ohne Augen, ohne Gehörorgane, ohne besondere Athmungswerkzeuge u. s. w. Nun stellt man sich gemeiniglich den Gang der Entwicklung in der Thierwelt so vor, als ob den Thieren ohne Augen der Sinn für das Licht, den Thieren ohne Gehörorgane die Empfänglichkeit für den Schall u. s. w. vollständig fehlte, so daß in der Entwicklung der höheren Thiere diese Sinne einfach nach einander hinzugefügt würden. Diese Vorstellung ist aber grundirrthümlich. Der wahre Sachverhalt ist der, daß bei den unentwickelteren Organismen die Affektionen des Lichts, des Schalls, sowie die

Empfänglichkeit für die übrigen Einwirkungen der Außenwelt zwar vorhanden, aber gewissermaßen in einander verhüllt und verschlungen sind, und daß erst später mit der Trennung und Bestimmung der Organe auch eine Trennung und Bestimmung der Funktionen erfolgt. Der Zoolog Milne-Edwards hat diese stufenweise Trennung der Organe und Funktionen treffend eine Theilung der physiologischen Arbeit genannt und zu zeigen versucht, daß zuerst alle Funktionen allen Theilen des Organismus gemeinsam zugetheilt sind; daß sodann eine Lokalisirung der Funktionen auf besonderen Gegenden des Körpers stattfindet; daß später erst diese Funktionen an wirkliche einzelne Organe übergehen, wobei anfangs dasselbe Organ noch verschiedenerlei Arbeit besorgt (was Milne-Edwards eine „Entleihung" der Organe nennt), bis endlich für jede besondere Funktion sich ein besonderes und ausschließliches Organ bildet. Hierbei ist es nun offenbar ganz unstatthaft, den niederen Thieren, bei denen die Organe noch nicht spezifizirt sind, ein Sehen, ein Hören, Riechen u. s. w. im Sinne dieser Funktionen bei den höheren Thieren zuzuschreiben, sondern die Sinnesfunktionen dieser niederen Thiere sind ohne Zweifel verworrene, dämmerige Ahnungen der deutlichen Wahrnehmungen, die bei vollkommeneren Organismen durch bestimmt abgegrenzte Organe vermittelt werden. Die bestimmten Sinnesfunktionen sind in dieser allgemeinen, ursprünglichen niedern Funktion enthalten, etwa wie Wasserstoff und Sauerstoff vor der sogenannten Zersetzung im Wasser enthalten sind, welches letztere bekanntlich weder die Eigenschaften des Wasserstoffs, noch die des Sauerstoffs zeigt, noch auch (was hier besonders in's Auge zu fassen ist) die Eigenschaften beider vereint, sondern ganz eigenthümliche Eigenschaften besitzt. Bei den höheren Thieren erhält sich die beregte unbestimmte Sinnesaffektion als dunkler Hintergrund der besonderen Sinnesthätigkeiten, die sich daraus entwickelt haben (gewissermaßen wie die Matrix einer Lösung, in der sich Krystalle bilden), in der Form einer Art von Gemeingefühl, wie die

ältere Psychologie das nannte; und wir wissen, daß bis zu einem gewissen Grade dieses Gemeingefühl auch bei den entwickelten Organismen für einen bestimmten Sinn eintreten, vikariiren kann. Nur ist dies Gemeingefühl bei den höheren Thieren ungleich schwächer, und es ist daher schwer, sich von der Lebensthätigkeit der niedersten Thiere eine deutliche Vorstellung zu machen. Es erscheint uns z. B. vollständig räthselhaft, daß eine aus einer einfachen formlosen, durchsichtigen, kontraktilen Masse (Sarkode) bestehende Amöba (eine Art von Rhizopoden) durch bloße Berührung mit einem seiner Fortsätze jeden zu seiner Nahrung geeigneten Organismus augenblicklich bewegungslos macht, gleichsam magnetisirt, und ihm dann sein Fett, seine Proteinsubstanzen, seinen Farbstoff u. s. w. entzieht. Aehnliches kennen wir an den sogenannten nesselnden Thieren. Dasselbe Räthsel haben wir in der Schlange vor uns, die mit ihrem gespenstischen, unheimlichen und dabei unendlich klugen Blick (der eine hohe Organisations-Anlage verräth, welche mit dem sehr unvollkommen gegliederten Körper im grellsten Widerspruch steht) ihren Raub zauberisch bannt, so daß er nicht entfliehen kann. Die im Orient und in Aegypten von Fakirn und Psyllen getriebene Magie, sowie diejenigen Erscheinungen, welche man unter dem Namen des Mesmerismus oder animalen Magnetismus zusammenzufassen pflegt, und die sicher nicht alle in's Reich der Fabel gehören, bieten auf dem Felde der Psychologie dasselbe Problem, welches in den oben angezogenen Erscheinungen auf dem Gebiete der Physiologie vorliegt. Es giebt eine Menge derartiger Thatsachen, mit denen die Wissenschaft sich wird abfinden müssen, ohne ihnen den Rücken zu kehren.

Nachdem wir nun den Begriff der Entwicklung überhaupt erörtert und gezeigt haben, daß alle Entwicklung in dem Differentiren und Bestimmen einer unterschieds- und bestimmungslosen Einheit ihr Wesen hat, fragt es sich, ob auch der allgemeine Verlauf der Erkenntniß sich in diesem Begriff ausprägе und erschöpfe. Diese Frage kann natürlich nicht durch eine will-

kürlich vorgefaßte (aprioriſche) Konſtruktion beantwortet werden, ſondern muß durch eine vorurtheilsfreie Betrachtung des thatſächlichen Ganges der Erkenntniß in der Geſchichte ihre Erledigung finden. Wir werden uns daher vor allen Dingen unter den Ausgängen der Erkenntniß in der Menſchengeſchichte umzuſehen haben und dann zuſehen müſſen, wie und wohin ſie von dieſen Ausgängen uns ſpäter fortgeht.

Hier iſt ſogleich auffallend, daß bei den älteſten, uns bekannten Völkern die Erkenntniß ausſchließlich in der Form religiöſer Vorſtellungen auftritt. Im ganzen Orient, bei den alten Chineſen, Indiern, Baktrern, Medern, Perſern, Israeliten, — in der Zeit, die dem ſogenannten klaſſiſchen Alterthum in Griechenland und Italien vorausgeht — findet ſich nirgends eine beſondere Philoſophie oder eine eigentliche Wiſſenſchaft. Freilich hat die neuere Spekulation aus den Dogmen und Mythen dieſer Völker allerlei modernen Gedankengehalt herauszuklauben verſucht; aber ein Blick auf die Litteratur dieſer Völker, die faſt nur aus heiligen Büchern beſteht, genügt für die Ueberzeugung, daß da von dem, was wir Begriffsbildung, Schlußfolgerung, kurz, was wir im ſtrengen Sinne des Worts Denken nennen, nichts vorkommt. Und wenn wir auf den Inhalt dieſer Bücher und den Sinn der orientaliſchen Dogmen und Mythen eingehen, ſo erſcheint uns Alles ſo nebelhaft und verſchwommen, daß es unſerm Verſtande ganz unmöglich iſt, ſich darin zurecht zu finden. Selbſt unſere Phantaſie fühlt ſich in dieſen alten Dogmen und Mythen nicht heimiſch; wenn wir verſuchen, dieſelben als bloße Bilder, Allegorien u. ſ. f. aufzufaſſen, ſo ſtellt es ſich heraus, daß in dem Kreiſe der betreffenden religiöſen Vorſtellungen mit dieſen Bildern vollkommener Ernſt gemacht wird, indem bei den alten orientaliſchen Völkern der Unterſchied zwiſchen Vorſtellung und Begriff, Allegorie und Sinn nicht zum Bewußtſein kommt. Zum Nachweis wollen wir einige der alten Religionskreiſe in nähere Unterſuchung ziehen.

Wir wenden uns zunächst zu den Chinesen, dem primitivsten aller uns bekannten Kulturvölker. Dem primitivsten: denn die Sprache, Schrift, Industrie, staatliche und gesellschaftliche Organisation der Chinesen nicht minder als ihre uns hier beschäftigende Art der Auffassung und Lösung des allgemeinen Erkenntniß-Problems beweisen, daß wir in diesem Volk einen Typus der Kindheit vor uns haben, der in der Geschichte und Ethnographie fast einzig dasteht. Sehen wir uns einen Augenblick das Land (zur Erläuterung dessen, was wir in der ersten Abhandlung über die Bedeutung der Geographie für die Geschichte der Erkenntniß gesagt haben) und Volk der Chinesen an.

Das alte, eigentliche China ist ein im Osten Asiens gelegenes Tiefland, welches mit einem großen Theil seiner Oberfläche kaum über das Niveau des Meeres hinausragt. Für dieses Tiefland ist zuvörderst die Thatsache charakteristisch, daß es, besonders in der Richtung, in welcher alle großen geschichtlichen Bewegungen erfolgt zu sein scheinen, fast vollständig abgeschlossen und eingezäunt ist. Seine östliche Grenze zwar findet es in einer bedeutenden Küstenausdehnung; allein diese Küste hat mit allen von Süden nach Norden sich hinziehenden kontinentalen Gestaden (wie z. B. mit der Ostküste Süd-Ameritas) den Umstand gemein, daß das Meer, statt sich freundlich anzuschmiegen und die Schiffahrt zu erleichtern, ihr feindlich entgegentritt. Bei dem Umschwung der Erde von Westen nach Osten nämlich hält ihre flüssige Hülle nicht Schritt; das Wasser des Oceans, so wie die Luft der Atmosphäre bleiben relativ zurück, und es entsteht eine Strömung des Meeres und der Luft in der der Rotation der Erde entgegengesetzten Richtung, von Osten nach Westen. So brandet denn das Meer, mit eigener Wucht und der der Atmosphäre doppelt flutend, gegen die Küste an, stemmt sich gegen den Ostlauf der Flüsse, verlangsamt sie, versandet ihre Mündungen, und veranlaßt einen Niederschlag des von ihnen geführten Schlammes in Deltabildungen, die dann als strombrechende Inseln und Anlage-

rungen an das schon früher gebildete Niederland zum Vorschein kommen. Auch die durch den Wärmeaustausch zwischen den Polen und dem Aequator, in Verbindung mit den oben erwähnten Flutungen, bedingten Meeres- und Luftströmungen, die als doppelte Heerstraßen z. B. Europa mit Amerika verbinden, kommen dem eigenthümlich gelegenen China nicht zu Gute. Der Haupteinfluß des Meeres auf China besteht einfach darin, daß es ebbend und flutend tief in das einförmige Land hineinpulsirt, und zu den monotonen Lebensbewegungen seiner Bewohner den Takt schlägt. So ist China nach Osten hin beinahe verschlossen; zur Zeit, wo die ersten Europäer es besuchten, waren die Chinesen kaum einige Meilen weit in's Meer hinausgekommen. Nach der andern Seite hin ist China großentheils durch ungeheure Gebirgshöhen und die steilen Böschungen der mittelasiatischen Plateaus abgepferchT. Innerhalb dieses Niederlandes nun wird der Verkehr des zahllosen, immer üppiger in's Kraut schießenden, wie Hühnerbrut pullulirenden mongolischen Volks vermittelt durch die mächtigen Flüsse und Kanäle, auf denen ein großer Theil der Chinesen sogar seine Wohnungen hat. Tiefgreifende physikalische Gegensätze, bedeutende klimatische Kontraste, Mannigfaltigkeit in der Profilbildung der Gegend u. s. w. finden sich hier nicht; es ist auf dieser langweiligen Fläche, wo die Natur sowohl wie die Menschen es überall auf die Verzwergung der Erscheinungen abgesehen zu haben scheint, fast Nichts vorhanden, was die Kraft spannte, durch den Kampf mit Naturgewalten Körper und Geist stählte, oder als großes, auch dem minder hellen Auge auffallendes Fragezeichen für die Erkenntniß sich an den Horizont stellte, — was die Phantasie zu reizen, den Geist wach zu rufen geeignet wäre. Es ist das an und auf den Flüssen langsam und träge hinkriechende, auf kein Meer sich hinauswagende, durch keinen Verkehr mit anderen Völkern gesteigerte (von der neuern Geographie sogenannte) potamische Leben, welches hier zur Entfaltung kommt.

Solcher Art ist das Land, und ihm entsprechen seine Be-

wohner, deren zeltförmige, noch an das Nomadenthum erinnernde Wohnungen schon andeuten, daß sie auf der untersten Stufe der Gesittung stehen, wie dies auch aus der ihnen eigenthümlichen festlichen Verherrlichung des Ackerbaus (der eben die ersten Uebergänge zur Kultur vermittelt) hervorgeht. Die gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen dieses Volkes sind patriarchalisch; es ist (nach dem bekannten Ausdruck von Amiot) „ein Volk von Kindern, die einem Vater gehorchen." Kindliche Ehrfurcht und das Festhalten an Allem, was von den Vätern kommt, überhaupt Pietät gegen alles herkömmlich Bestehende, nebst der aus dem naiven Zusammenleben der zahlreichen Mitglieder einer so großen Volksfamilie sich ergebenden kindlichen Artigkeit (woraus sich die große Bedeutung des chinesischen Ceremoniells erklärt) ergeben sich schon hieraus als die Grundlagen der chinesischen Ethik. Innere moralische Gegensätze kennt der Chinese nicht, so wenig wie die Perspektive in seinen Zeichnungen. Er hat kein Gewissen; die ganze subjektive Welt der Motive ist ihm fremd. Das zeigt sich z. B. in der chinesischen Strafgesetzgebung; ein zufälliger, nach unseren Begriffen ganz schuldloser Todtschlag wird ebenso geahndet, wie ein absichtlicher Mord.

Am bezeichnendsten für den geistigen Charakter der Chinesen ist ihre Sprache. Diese besteht aus einfachen, durch die Verbindung eines anlautenden Konsonanten mit einem vokalen Auslaute*) gebildeten Silben, die für sich eine reine Sachbedeutung haben, und bei denen weder eine eigentliche Zusammensetzung, noch eine Flexion stattfindet. Dabei fehlen alle schwierigeren Konsonanten-Verknüpfungen, wie St, Schm, Bl u. s. w., wie auch gewisse einzelne Konsonanten, z. B. das R, so daß die Analogie mit den ersten Sprachversuchen unserer Kinder sogleich in die Augen springt. Die Beziehungen zwischen den durch diese einsilbigen Laute bezeichneten Dingen, die in

*) Die liquiden Endungen eul, ang u. s. w. sind nur scheinbare, aus der Bezeichnungsweise der französischen Berichterstatter sich erklärende Ausnahmen.

anderen Sprachen durch Flexionen, Partikeln u. s. w. zum Ausdruck kommen, finden hier gar keine sprachliche Gestaltung, sondern müssen aus dem Tonfall oder aus dem Zusammenhange errathen werden.

Derselbe primitive Charakter zeigt sich in der chinesischen Schrift, die noch jetzt zu großem Theil ideographisch, d. h. Bilderschrift ist, und sich nur unvollkommen zur phonetischen, den Laut symbolisirenden Form entwickelt hat.

Wie stimmt nun zu diesen Eigenthümlichkeiten die Ansicht der Chinesen von der Natur, ihrem Wesen und Ursprung? Es giebt kein Volk, dem nicht in irgend einer Form eine Theorie der Weltentstehung eigen wäre. Instinktiv oder bewußt geht bei allen Völkern ein innerer Drang dahin, die Erscheinungen der Welt als Einheit aufzufassen, sie aus dieser Einheit abzuleiten und darauf zurückzuführen. Das ist, wie schon erwähnt, die gemeinsame Aufgabe aller Theologie, aller Philosophie und aller Wissenschaft. Auch dem kindlichen Geist der Chinesen lag dieses Problem vor, und ihre Weise, es zu lösen, ist für sie ebenso charakteristisch, wie ihre Sprache oder ihr Staat. Die Chinesen fassen nämlich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt als bloße Zahlenvielheit auf, deren Entstehung aus der Einheit ihnen für alle Räthsel der Welt als Schlüssel dient. Der Ursprung aller Dinge ist ihnen das thiân oder tai-i, das Ur-Eins, welches ursprünglich die Gegensätze des Geraden und Ungeraden enthält, durch deren Zusammenstimmung und Vereinigung Alles entsteht. Das scheint nun auf den ersten Blick sehr klar, wenn auch sehr oberflächlich, indem es sich als eine Art von mathematischem Bilde darbietet, in welchem die Entstehung der Dinge nur symbolisirt werden soll. Allein bei den alten Chinesen ist das gar nicht Bild, sondern eine den ganzen ihnen zum Bewußtsein kommenden Sachverhalt erschöpfende Darstellung. Denn die beiden urgegensätzlichen Prinzipien, das Gerade und Ungerade, jang und jen, erscheinen ihnen sofort, ohne alle Vermittlung, als Himmel und Erde; sie *sind* ihnen Himmel

und Erde, oder das Himmlische und Irdische, das Vollkommene und Unvollkommene, das Männliche und Weibliche u. s. w., und die Erzeugung aller Dinge durch die Vereinigung dieser Prinzipien hat für sie die konkreteste Bedeutung. Alles Werden und Sprossen in der Natur beruht in ihrer Anschauung auf dem harmonischen Zusammenwirken des jang und des jen, und die Weltordnung ist wesentlich Weltmusik, deren Zahlenverhältnisse allem den Chinesen auffallenden Wechsel der Erscheinungen, z. B. dem Stunden- und Monatswechsel, zu Grunde liegen. So steckt der Inbegriff aller Offenbarung und Weisheit bei den Chinesen in der Zahl, besonders in der Tetraktys 1, 2, 3 und 4, deren Summe die allumfassende Zehnheit bildet und dem Weltall gleichkommt, — sofern nämlich, nach chinesischer Lehre in dieser Zehnheit (Che, in ihrer Schrift durch drei auf einer Linie stehende Kreuze dargestellt), die sich in allen übrigen Zahlen nur wiederholt, alle Zahlen erschöpft sind. „Eins, zwei, drei und vier," heißt es, nach Amiot's Bericht, im Tchouen des Tso-kieou-ming, „enthalten die tiefste Weisheit, über die unsere Väter auf's Tiefste nachgedacht haben."

Aus dieser Zahlenweisheit gestaltet sich nun eine vollständige Dogmatik und ebenso eine eigenthümliche, in sich abgeschlossene Sittenlehre. Diese chinesische Sittenlehre ist eine förmliche Metrik, die von den Chinesen das Li genannt wird, und auf ein System von Gebräuchen hinausläuft. Ueberall das rechte Maß oder die rechte Mitte halten, die Leidenschaften zügeln, Alles zur rechten Stunde thun, Jedem genau geben, was ihm gebührt, nicht mehr und nicht weniger, — das ist in China höchstes Sittengesetz. Bei den chinesischen Gastmälern schlägt ein Diener den Takt, damit alle Gäste zu gleicher Zeit aus der Schüssel nehmen, zugleich die Eßstäbchen heben und senken, sie zugleich an den Mund führen u. s. f. Eine Verletzung dieser Gebräuche ist den Chinesen nicht ein bloßer Verstoß gegen den Anstand, sondern schweres Verbrechen. „Das Li, die Gebräuche," heißt es im Li-ki (nach Abel-Rémusat),

bildet das Herz des Volks, und läßt nicht fehlen durch Zuviel oder Zuwenig; die Musik bringt Eintracht unter die Menschen, und hindert sie daran, sich dem Widerspruch und Streit hinzugeben." Mit einem Wort: der Grund aller Sittlichkeit liegt bei den Chinesen in den numerischen Verhältnissen des Taktes und der Harmonie.

Das ist in allgemeinen Umrissen die religiöse Weltansicht der Chinesen. Oder besser gesagt: das ist ihre religiöse, poetische, philosophische und (wenn man will) wissenschaftliche Weltanschauung, denn hier, wie überall in den Anfängen der Erkenntniß, ist noch keine Sonderung der reinen Denkthätigkeit von dem Gefühls- und Phantasieleben eingetreten. Wenn wir mit unserm modernen, abendländischen Denken uns in diesem chinesischen Vorstellungskreise zu orientiren suchen, so steht uns der Verstand still. Abgesehen davon, daß in der von den Chinesen aufgefaßten Verschiedenheit der Dinge die unendliche Welt von Gegensätzen, die in unserer Anschauung Versöhnung und Vermittelung fordern, kaum angestreift wird, können wir uns gar nicht vorstellen, wie die chinesische Lehre überhaupt als irgend eine Erklärung der Dinge in ihrem Wesen und ihrer Entstehung gelten kann. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß diese Lehre den Chinesen als vollständig befriedigende Lösung der Räthsel des Daseins erschien und noch erscheint. Fast alle die Fragen, auf die wir von einer erschöpfenden Erklärung der Dinge Antwort verlangen, würden ihnen einfach sinnlos vorkommen. Denn die Begriffe, die bei uns diesen Fragen zur Voraussetzung dienen, wie z. B. der Begriff der Ursache, war und ist bei ihnen noch gar nicht zur Ausbildung gekommen. Daher ist auch das, was Comte über Stellung und Form der theologischen Anschauung in der Stufenfolge der Erkenntnißmethoden sagt, sofern er behauptet, die theologische Auffassung gehe mit der Zurückführung der Erscheinungen auf Grundursachen allen übrigen Auffassungen voraus, durchaus unwahr; das Ur-Eins der Chinesen ist ihnen so

wenig eine erste Ursache, wie eine Urwesenheit der Dinge. Alle diese begrifflichen Fassungen gehören einem viel späteren Stadium der Denkentwickelung an. Anschauungsform, Begriffskategorie, Idee, und so vieles Andere, dessen strenge Sonderung uns als unerläßliche Bedingung des Denkens erscheint, liegt in der chinesischen Anschauung (und, wie wir sehen werden, in den andern orientalischen Anschauungen) chaotisch durcheinander, indem noch keine bestimmte Denkform zur Gestaltung gekommen ist.

In bemerkenswerther Abschattung gegen die chinesische Weltansicht steht der religiös-philosophische Vorstellungskreis der alten Zendvölker, der Baktrer, Meder und Perser, oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der zoroastrische Vorstellungskreis. Schon die Länder, in denen er auftritt, wie ihre Bewohner, stehen in grellem Kontrast zu dem Land und Volk der Chinesen. Statt eines einförmigen Niederlandes haben wir hier großartig gegliederte Hochländer mit stählender Bergluft und auffallenden Naturerscheinungen, die, wie z. B. das aus dem Boden hervorbrechende Feuer, den Geist beschäftigen und die Phantasie anregen; statt eines weichen, fischblütigen, kindischen, ohne Kampf und ohne eigentliche Geschichte vegetirenden Volks ein mannhaftes, thatkräftiges, warmblütiges Geschlecht, welches mit einer Menge nachbarlicher Kulturvölker in lebhafte Wechselwirkung tritt, mit ihnen Handelsverkehr treibt oder sie bekriegt, kämpfend in Haß und Liebe entbrennt und sich in geschichtlicher Bedeutung bewegt. In diesen Eigenthümlichkeiten ist der Charakter der hier herrschenden religiösen Spekulation schon vorgezeichnet. Die Gegensätze, deren Vereinigung oder Versöhnung in dieser Spekulation angestrebt wird, sind nicht mehr bloße äußere Unterschiede der numerischen Vielheit, wie bei den Chinesen, sondern Gegensätze des Kampfs, in gewissem Sinne des Willenskonflikts, die Gegensätze des Guten und Bösen, die aber nicht, wie auf späteren Stufen der Entwicklung, abstrakt, sondern in der Naturerscheinungsform des Lichts und der Finsterniß aufgefaßt werden. Nicht der oberflächliche quantitative Unterschied, sondern der wirk-

liche qualitative Gegensatz ist es, dessen Lösung für die Zendvölker das Erkenntnißproblem bildet. Es ist für uns hier natürlich vollkommen gleichgültig, ob die betreffende Lehre in der That von einem einzelnen Mann, wie Zoroaster, dem sie zugeschrieben wird, herrühre, oder sich allmählich aus dem Volksbewußtsein herausgebildet habe; das Wesentliche ist, daß das innere Bewußtsein eines großen Volkes darin die Darlegung seines Inhalts gefunden hat. Diesem Bewußtsein erschien die sichtbare Welt als eine Mischung von Gutem und Bösem, von Licht und Finsterniß, und es entstand die Frage nach ihrem Verhältniß. Dieses Verhältniß ergiebt sich nun, nach zoroastrischer Lehre, daraus, daß das ewige Urlicht oder Urfeuer, Ormuzd, durch einen Prozeß der Verwandlung die Finsterniß, Ahriman, aus sich erzeugt, so daß dann die Welt der Wirklichkeit aus dem Durcheinanderwirken dieser Prinzipien entsteht, deren Streit alles Leben und alle Ordnung bedingt. (Die ältere Ansicht, in welcher auch noch der geistvolle Aesthetiker Karl Theodor Vischer befangen ist, wonach die Zendvölker die höchste Gottheit als Zerwana akarama, als abstrakte Zeit oder Ewigkeit, angeschaut hätten, hat sich durch die Forschungen Spiegel's u. A. als irrthümlich erwiesen.) So ist denn den zoroastrischen Völkern das Feuer oder die Flamme Gegenstand der höchsten Verehrung; ihr Kultus vollzieht sich an heiligen Feuerherden. Alles Licht- und Glanzvolle, wie der funkelnde Edelstein, das blinkende Gold oder Silber, wird von ihnen hoch gehalten, während dasjenige, in welchem die Glut des Feuers oder Lebens erloschen ist, — der Leichnam z. B. — ihren tiefen Abscheu erregt. Daher waren zu Xerres' Zeiten die Perser in Griechenland die wüthendsten Ikonoklasten; sie zertrümmerten die todten Götterbilder, die „Götzen", und „zündeten an ihren Stätten das heilige Feuer." Und die Anschauung der höchsten Wesenheit als reines Licht spiegelt sich ebenfalls in der Sittenlehre dieser Völker, die uns in den heiligen Zend- und Pehlwischriften vorliegt. Wie das Licht keine Verborgen-

heit duldet, so haßten auch sie das Heimliche, Verschlossene, Finstere, Verborgene, die Lüge, den Trug, — eben so die indische und ägyptische Magie und Zauberei. Offen, aufrichtig, klar und wahr sein, ist höchste zoroastrische Tugend.

Trotz der hier zu Tage tretenden Verschiedenheit der chinesischen und zoroastrischen Anschauungen hat die letztere dennoch mit der ersteren den Zug des Ursprünglichen, Unbestimmten gemein. Ganz wie bei den Chinesen ohne Weiteres das Ungerade als das Vollkommene, Himmlische genommen, und dem Geraden, Unvollkommnen, Irdischen entgegengesetzt wird, so stellen sich auch die Zendvölker in gleich naiver Weise das Urlicht, den Ormuzd, als Firmament, und die Finsterniß, Ahriman, als irdische Masse vor; nach zoroastrischer Anschauung ist das reine Urlicht ausgebreitet im Gewölbe des Himmels, von wo aus es auf die unter ihm liegenden finstern Regionen der Luft, des Wassers und der Erde einwirkt, und hier mit den Mächten des Ahriman kämpfend, als Feuer wieder zum Vorschein kommt. Das Alles ist wieder nicht Symbol, welches im zoroastrischen Bewußtsein etwa als Verbildlichung eines tiefern Sinnes aufträte; ebenso wenig ist es klare, begriffliche Auffassung; es ist abermals eine Aeußerung des chaotischen Dämmerlebens der Erkenntniß, in dem die innern Momente des Denkens ungeschieden und formlos schlummern. Wiewohl wir daher in gewissem Sinn hier eine Vorbildung des israelitischen Dualismus zwischen der Gottheit als reinem Geist und der todt stofflichen Welt vor uns haben, so beruht dennoch die Behauptung, die zoroastrische Lehre sei nur eine etwas andere Form der Israelitischen, und das reine Urlicht der Perser sei mit dem reinen Geist der Juden identisch, auf einem gänzlichen Mangel an Einsicht in die Thatsachen und den darin sich darstellenden Entwickelungsgang der Erkenntniß.

Wir kommen jetzt zu Indien, dem alten Erbreich der träumerischen Beschaulichkeit auf den südlichen Abhängen und Stufen der ungeheuren asiatischen Gebirgssysteme. Hier tritt

uns eine üppige, phantastische, mit ihren Erscheinungen Alles überwältigende Natur entgegen, die wir nicht näher zu schildern brauchen. Tropisches und subtropisches Klima; am Horizont die Schneegipfel des Himalaya; eine laue Luft, geschwängert mit den narkotischen Düften der zahlreichen Gewürzpflanzen; Palmenwälder und Dickichte, jungles, in denen der Elephant, der Leopard und Panther hausen, wo von jedem Ast ein Affe grinst, auf jedem Zweige ein Papagei plappert, und aus dem Laub überall der Gespensterblick der Schlange hervorleuchtet — das ist Indien. Inmitten dieser Macht und Pracht der Natur sehen wir zarte, sanfte, weichmüthige, energielose, mit Pflanzenkost sich nährende Menschen, für die das stille Knieen vor einer Lotoslilie oder das andächtige Baden in den Fluten des heiligen Ganga ganz bezeichnend ist, die sich mit ihren Gliedern nicht auf das Meer, und mit ihren Gedanken kaum auf die Berge wagen. Das Geistesleben dieser Menschen ist ein Träumen und Brüten wie im Opiumrausch; es erfaßt uns ein vollständiger Wirbel, wenn wir versuchen, uns in diesen Traum hinein zu denken, oder vielmehr hineinzufühlen. Das Urwesen ist den Indiern ein ewig einfaches, untheilbares und unwandelbares Sein, Sat oder brahmâ; die Vielheit, Verschiedenheit und Veränderung des scheinbar Daseienden ist Gaukelei der Sinne, reine Täuschung, Nichtsein, a-sat, Produkt der Phantasie, der Maja. Ueberall, in den Upanischaden (den theologischen Theilen der Vedas), in dem theologischen Gedicht Bhagavad Gita, wie in den Schriften des Sankara tritt uns dieselbe Anschauung entgegen: es ist nur Ein absolut Seiendes, außer dem Nichts ist; die ganze Welt mit ihren Bewegungen und Veränderungen ist nur ein täuschendes, vor der wahren Einheit in Nichts verschwindendes Schattenspiel, Traum und Schaum. Nach dem Berichte von Sir William Jones ist den Indiern daher die Zahl neun das Sinnbild des Urwesens, indem nach jeder beliebigen Multiplikation dieser Zahl mit einer andern die Summe der nebeneinander stehenden Ziffern immer neun bleibt (z. B.

$2 \times 9 = 18$ und $1 + 8 = 9$; $3 \times 9 = 27$ und $2 + 7 = 9$; $4 \times 9 = 36$ und $3 + 6 = 9$ ꝛc.)

Dabei unterscheiden die Indier zwischen zwei entgegengesetzten Betrachtungsweisen, einer wahren, welche die der eigentlichen Erkenntniß ist, und einer falschen, nach der leeren Phantasie oder Maja, die in der Sinneswahrnehmung geboten wird. In dieser letztern Betrachtungsweise nun wird auch der sichtbaren Vielgestaltigkeit der Welt eine Art Existenz zugestanden und die Weltschöpfung wird aufgefaßt, etwa wie die Wandlung des Wassers in Wogen, Schaum, Tropfen, Blasen u. s. w. Diese letztere Anschauung ist dieselbe, welche in mehreren der Ghaselen aus dem Cyklus: „Mewlana Dschelaleddin Rumi" von Rückert sich ausspricht, z. B.:

„Ich sah empor und sah in allen Räumen Eines,
Hinab in's Meer, und sah in allen Wellenschäumen Eines" u. s. w.

Oder:

„Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball.
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall!
Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch.
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran er scheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz.
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.
Ich bin der Baum des Lebens, und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Krystall.
Die Kerz', und der die Kerze umkreist, der Schmetterling;
Die Ros', und von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall.
Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall;
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,

Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.
Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der Alle beschließt in einem Stall.
Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es, ich bin die Seel' im All."

Nur in dieser letztern, exoterischen Auffassung ist die Religion der Indier ein Pantheismus; nach der eigentlichen innern, esoterischen Lehre ist sie, nach dem bekannten Ausdruck von Hegel u. A., Akosmismus, Weltlosigkeit.

Es liegt auf der Hand, daß nach dieser Lehre, die der Wirklichkeit alle Geltung und Bedeutung abspricht, die höchste Moral und der höchste Kultus eine vollendete Askese sein muß. Die religiöse Frömmigkeit der Indier besteht in der That darin, in unsäglicher Selbstquälerei des Bewußtsein der Sinnenwelt zu vernichten und sich in innerm, ganz inhaltsleerem Schauen in den Abgrund des ewigen, unterschiedslosen Seins zu versenken. Jahre lang sitzt der Indier regungslos auf demselben Fleck, den Blick auf die Spitze seiner Nase oder auf seinen Nabel geheftet, und murmelt unablässig sein eintöniges Om.

Wir gehen auf die Deutung der einzelnen Mythen, die innerhalb der von uns besprochenen Vorstellungskreise zur Ausbildung gekommen sind, sowie auf die Frage der Entstehung dieser Mythen, worauf die historische Sprachforschung und die vergleichende Psychologie ein ganz neues Licht zu werfen beginnen, nicht ein, da es uns nur darum zu thun ist, den gemeinsamen Charakter der verschiedenen Ausgänge der Erkenntniß, so weit sie unserer Untersuchung zugänglich sind, zur Anschauung zu bringen. Aus demselben Grunde fassen wir uns kurz in der Darstellung der ägyptischen Weltlehre, die, wegen ihres unverkennbaren Einflusses auf die israelitischen sowohl wie auf die hellenischen Vorstellungen, nicht ganz umgangen werden kann.

Aegypten, obwohl afrikanisches Land, gehört dennoch wesentlich zum Orient; seine Geschichte und seine Anschauungen sind

orientalisch. Land und Volk Aegyptens erinnern vielfach an China; nur sieht man gleich, daß in diesem Lande ein ungleich wechselvolleres historisches Schicksal gewaltet hat, was auch in seiner Lage am Mittelmeer und in seiner Zugänglichkeit für die eroberungssüchtigen, seefahrenden Nachbarvölker seine nahe liegende Erklärung findet. Wie das alte China, ist Aegypten durchweg Flußufer; das potamische Leben ist bis zur Karrikatur durchgezeichnet. Der Aegypter scheut das Meer, wie der Chinese; diesen schreckte die Brandung gegen die seichten Mündungen der Flüsse mit ihren Sandbänken und unsichern Strömungen, und jener fand im Nilthal keine Wälder, die ihm zum Schiffsbau das Holz hätten liefern können, selbst wenn sein Geist unruhig genug gewesen wäre, ihn über seine natürliche Behausung hinaus zu treiben. Es ist wahrscheinlich, daß die Aegypter vor der fünf Jahrhunderte (nach Röth von 2300 bis 1790 v. Chr.) dauernden Herrschaft der phönikischen Hykos in Unter-Aegypten weder das rothe Meer noch das Mittelmeer beschifft haben. Wie China, so ist das schmale, nur wenige Meilen breite Nilthal nach allen Seiten hin abgegrenzt: ostwärts durch die steile arabische, westwärts durch die in flacherer Abdachung sich erstreckende lybische Bergkette, durch deren erstere nur einige Schluchten an's rothe Meer, wie durch die letztere ein paar Thaleinschnitte zu den Oasen der lybischen Wüste führen. Südwärts, über die Thebais hinaus, sind ebenso die Nilkatarakte und die Stromschnellen von Assoun, wie nordwärts das Mittelmeer, Grenzen für die Bewegung. Ueber diesem langen, schmalen Thal nun wölbt sich ein eherner, regenloser Himmel. Also enger Horizont, innerhalb dessen die großen Naturereignisse, die Ueberschwemmungen des Nils, die durch die westlichen Seitenschluchten einbrechenden, vom Samoum der Libya getragenen Sandwellen u. s. f. den Charakter des mit strenger Regelmäßigkeit Wiederkehrenden tragen. Diese starre Periodizität bedingte eine weitere Verengerung des Horizonts für den Einzelnen, indem die Nothwendigkeit, dem Augenblick mit raschem Griff seine Spende abzugewinnen, das

Volk zur gemeinsamen, aber darum auch scharf getheilten Arbeit zwang, und so zu dem ägyptischen Kastenwesen führte.

Das ägyptische Volk ist starr, stationär, wie das chinesische, und hat dabei, gleich diesem, den durch die pünktliche Sorge für die Kanalbauten, Dämme u. s. w. ausgebildeten Zug der praktischen Verständigkeit. Aber in Aegypten treten die Naturmächte mit unmittelbarer Gewalt an den Menschen hinan, und deshalb hat das Welträthsel hier eine tiefere Fassung, als in China. Die ägyptische Lösung dieses Räthsels besteht darin, daß der Urgrund der Dinge als Viereinheit aufgefaßt wird, die ursprünglich die Elemente ungesondert in sich enthält, dann aber durch innern Streit zerrissen wird, so daß die Elemente zuerst gesondert zur Erscheinung kommen, und erst später durch harmonische Wiedervereinigung die Welt hervorbringen. Das ist der dunkle Sinn der zahllosen ägyptischen Mythen und Symbole. Wie die übrigen von uns betrachteten Vorstellungen entzieht sich auch diese der eigentlichen begrifflichen Analyse; die Ureinheit wird zugleich als Urgeist, Amun-Kneph, als Urmaterie, Neith, als Urzeit, Sevech und als Urraum, Pascht, gedacht, nebenher aber mit einer Menge bestimmter Naturdinge identifizirt. In der bekannten Osirismythe z. B. kommt die ägyptische Weltanschauung zur unmittelbaren Darstellung; Osiris, das Urwesen, wird von Typhon, der Zwietracht oder dem Streit, zerstückelt, aber die Stücke werden von der Isis, der allwaltenden Liebe, der Mutter aller Wesen, wieder zusammengefügt. Während hier Osiris als Urwesen aufgefaßt wird, ist er dennoch eben so sehr die Sonne, der Nil, das Jahr u. s. w.

Ueberschauen wir noch einmal die von uns berührten Vorstellungskreise, um uns den gemeinsamen Charakter derselben zu vergegenwärtigen, so finden wir, daß sie insgesammt Aeußerungen eines mystischen, beschleierten Geistes sind, in dem der Gedanke überall von der Phantasie getrübt wird, oder vielmehr in phantastischer Formlosigkeit auftritt. Die einzelnen Erscheinungen werden nirgends in scharfer Abgrenzung aufgefaßt; von einer

Ableitung dieser Erscheinungen von einander an einem Gedankenfaden, nach Begriffen der Ursache, des Zwecks u. s. w. findet sich keine Spur; die Natur gestaltet sich im Ganzen und Großen ohne Vermittelung und ohne Zwischenstufen durch Emanation, Evolution u. s. w. aus einem Urwesen heraus, und die Vorstellung dieses Urwesens ist nur eine nebelhafte Vorahnung der im spätern Bewußtsein sich bildenden Idee der Gottheit. Bei keinem der von uns erwähnten Völker wird das einheitliche Urwesen als bewußter, zweckberechnender, denkender Geist gefaßt; es steht da als finsterer Naturgrund, aus dem die Erscheinungen auftauchen. Die Gottheit — wenn man diesen Ausdruck, ihn verallgemeinernd und in's Vage zurückübersetzend, gebrauchen will — ist durchweg mit Naturprozessen und Naturereignissen verwachsen und hat daher in allen orientalischen Anschauungen bis zum Judenthume eine innere, immanente Beziehung zur Welt; alle altorientalischen Religionen, die israelitische ausgenommen, sind pantheistisch. Aber aus demselben Grunde, da das Urwesen den Naturerscheinungen unmittelbar innewohnt, zersplittert sich im Orient (Palästina wieder ausgenommen) die Gottheit, sofern sie Gegenstand der Andacht und Scheu, der Verehrung wird, in eine Vielheit von Göttern, so daß nach dieser Seite hin die orientalischen Religionen polytheistisch sind.

Erst bei den alten Israeliten, welche die orientalischen Anschauungen zum Abschluß bringen, wird die Gottheit als ordnende Vernunft, als zweckberechnender Verstand, als Geist, aufgefaßt, tritt nun aber auch ganz aus den Erscheinungen heraus, und stellt sich ihnen als etwas Fremdes, Aeußerliches gegenüber. Es steht zu hoffen, daß die Geschichte und Sprachwissenschaft über die älteste Vergangenheit dieses merkwürdigen Volks (wie überhaupt der sogenannten semitischen Stämme) uns befriedigendere Aufschlüsse geben wird, als uns bis jetzt zu Gebote stehen, so daß uns die Entstehung der israelitischen aus den sonstigen orientalischen Vorstellungen zum Verständniß kommt. Die israelitische Weltanschauung unterscheidet sich von den andern

dadurch, daß in ihr die Gottheit als unendlicher, in keinem Bilde zu versinnlichender und in kein Symbol zu fassender reiner Geist vorgestellt wird. Was nach allen anderen Vorstellungen im Orient als Ursprung, Quell und Keim des Lebens und der Bewegung der Welt innewohnte, tritt hier ganz heraus; die Natur wird entgeistet und entgöttert; es entsteht ein absoluter Bruch zwischen Gott und der Welt. Nach der israelitischen Lehre besteht die stoffliche Welt im Beginne der Dinge als finsteres Chaos, als Tohu Wabohu (eine Erinnerung an die ägyptische Urmaterie): zu diesem tritt Jehovah als reiner Geist hinzu, scheidet und ordnet, und erschafft so die Welt. Das Chaos geht in keiner Weise aus der Gottheit hervor, und wird auch nicht von ihr erschaffen, sondern steht seinem Ursprung nach der Gottheit fern. Der Gedanke einer Schöpfung des Chaos aus dem Nichts gehört der spätern christlichen Vorstellung an und ist, wie Buttmann und Andere nachgewiesen haben, der israelitischen Anschauung fremd. Auf die Frage, wie der chaotische Urstoff entstanden sei, scheint der israelitische Geist gar nicht verfallen zu sein. Das Schaffen ist nur ein Gestalten, Ordnen; Jehovah wird aufgefaßt als Urverstand, höchste Intelligenz. So stellt sich das abstrakte Gesetz der Natur, die Satzung dem Menschen gegenüber; das Dogma erscheint hier zum ersten Male in seiner vollen Bedeutung. Die Erfüllung der Gebote des Herrn ist die Grundlage der israelitischen Ethik. So ist's angeordnet, „so steht's geschrieben," — vor diesem prägnanten Satz beugt sich in Israel jedes Haupt, schweigt jeder Gedanke. Der Hinweis auf die göttliche Weisheit ist für den Israeliten eine vollständig befriedigende Antwort auf alle Fragen, zu der die scheinbare Willkür in der Weltordnung, die Ungerechtigkeiten des Menschenschicksals, Anlaß geben. Der Israelit hatte kein christliches Jenseits, wo die Widersprüche sich lösen, die Ungerechtigkeiten sich ausgleichen; er kannte keine Unsterblichkeit: er beschied sich bei dem Gedanken, daß Alles durch göttlichen Rathschluß bestimmt und geleitet wird, und darum gut sein muß. Auch den eigent-

lichen Gegensatz zwischen dem Guten und Bösen kennt das israelitische Bewußtsein nicht; gut ist der Weise, Verständige, der im Einverständniß mit der göttlichen Intelligenz handelt, die Gebote befolgt; böse dagegen, wer thöricht, unweise handelt und denkt.

Daß in dieser israelitischen Anschauung der Mensch mit seiner innern Unendlichkeit, seiner geistigen Freiheit nicht zur Geltung kommen konnte, liegt auf der Hand. Der alte Israelit faßte den Gedanken der in sich ruhenden, in seiner Existenz berechtigten Persönlichkeit nicht; des Menschen Leben war ihm nur ein Hauch Jehovah's; „seine Tage sind schwindende Schatten." „Wenn Er (Jehovah) seinen Hauch zurückzöge," heißt es in den Psalmen, „so erblaßte alles Fleisch zumal, und der Mensch kehrte in den Staub zurück." Da ist von keinem Ueberleben des Geistes die Rede. Der Tod ist bei den alten Israeliten absolute Vernichtung; der Geist Jehovahs, der das Menschengebilde beseelt, zieht sich aus ihm zurück, und das Individuum verschwindet.

Der Grundgedanke des Judenthums, wonach die Gottheit als reiner Geist der entgötterten, entgeisteten und entseelten Welt gegenüber steht, erhält sich im Christenthum. Aber das Christenthum ist das Produkt einer Zersetzung des Judenthums, oder vielmehr einer Durchdringung der jüdischen Anschauungen mit fremden, besonders griechischen Ideen, und wenn es uns darum zu thun wäre, die Genesis des Christenthums in's Licht zu setzen, so müßten wir vor Allem das Wesen des griechischen Geistes und seiner Thätigkeit in Untersuchung ziehen. Unter dem heitern Himmel des alten Hellas und vor dem klaren Auge seiner Bewohner trat zuerst die Lichtgestalt des Menschen in den Vordergrund des Bewußtseins; menschliche Ideen verkörperten sich in den ewig schön enGebilden der Kunst. Das Versenken in diese Kunstgebilde und die daran sich entzündende Begeisterung ersetzt im griechischen Geiste die orientalische Andacht und Beschaulichkeit; die Spekulation über die Entstehung der Welt und

den Zusammenhang der Naturerscheinungen tritt aus dem religiösen Gefühle heraus, und erscheint zum ersten Male in der Form des abstrakten Denkens. In Griechenland sind die Anfänge der Philosophie. Es ist nun die Durchdringung des jüdischen und griechischen Geistes, die sich besonders in der alexandrinischen Zeit, nachdem die griechische Bildung auch im Orient zur Herrschaft gelangt war, vollzog, welche im Christenthum zur Erscheinung kommt. Das Christenthum bringt die innere Freiheit, die unendliche Bedeutung des Individuums zur Anerkennung; darin unterscheidet es sich vom Judenthum; trotzdem aber verharrt es auf dem Standpunkte des jüdischen Dualismus zwischen einem lebendigen Gott und der todten Natur. Dieses Verharren ist es, was wir zum Zweck unserer Untersuchungen besonders in's Auge zu fassen haben.

VI.

Drei Sängerfestreden.

1.

Cincinnati, Juni 1856.

Es ist mir der Auftrag geworden, den heutigen Schluß Ihrer schönen Feier mit einigen Worten einzuleiten. Die Prosa, die auf solche Weise ihr fahles Kleid mitten unter den Festgewändern der Poesie zur Schau tragen soll, wird sich vorweg dagegen zu verwahren haben, als wolle sie für die Stimmungen, von denen Sie Alle sich bewegt fühlten, das angemessene Wort finden. Selbst dann, wenn dieses Wort nicht von einem Laien geführt würde, müßte es darauf verzichten, ohne die Schwingen, welche die Musik ihm leiht, dem raschen Strom Ihrer Empfindungen folgen, geschweige denn ihn beherrschen zu wollen. In den wenigen Bemerkungen, die ich zu machen gedenke, bitte ich daher, nicht sowohl für den Sinn Ihres Festes die vollständige Deutung suchen, als einige zerstreute Gedanken sammeln zu dürfen, die wohl hie und da, bei Andern wie bei mir, durch den Klang Ihrer Lieder geweckt worden sind.

Unter den vielen durch die deutschen Gesangfeste hier erstrebten Erfolgen gehört das Wiedererwachen unseres nationalen Selbstgefühls unstreitig zu den bedeutendsten. Wir wagen allmählich es vor uns selbst auszusprechen, daß die Deutschen hier eine Zukunft haben, und daß sie in Amerika weder Verbannte noch Fremdlinge sind. Als, vor wenig Jahren noch, die ersten deutschen Lieder hier erschollen, waren es meistens nur Trauer- und Sehnsuchtsklänge. Jedes Lied war der Ausdruck eines tiefen Heimwehs, das der Deutsche nach der grünen Erde seines Vaterlandes trug, — ein in die Fremde hinaustönender Ruh-

reigen, der mit thränenfeuchtem Blick gen Osten gesungen wurde. Das ist nun anders geworden. Der deutsche Gesang quillt jetzt aus freier Brust hervor; es erklingen Hoffnungen darin für kommende Zeiten, Verheißungen eines hier neu werdenden deutschen Lebens, muthige Entschlüsse zur Erhaltung alles Guten und Großen, dessen wir uns bei unserm vaterländischen Namen zu erinnern gewohnt sind.

Es gibt wohl Wenige unter Ihnen, denen die Zukunft der deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten nicht der Gegenstand ernster Betrachtung geworden wäre. Keinem von Denen wenigstens, die sich hier einen dauernden Herd für die Zukunft zu gründen versucht haben, kann die Frage entgangen sein: ist es denn unvermeidlich, daß du mit dem gewiß weder unbeträchtlichen noch unedlen Theil deines Volkes, der gleich dir in dem neuen Lande für sein Leben einen Inhalt zu suchen gezwungen wurde, spurlos in einem fremden Stamme untergehen mußt? Es liegt etwas unendlich Tragisches in der Antwort auf diese Frage, die Viele von der gebieterischen Nothwendigkeit der Verhältnisse entgegennehmen zu müssen glauben. Es ist schon hart, vom Vaterhause zu scheiden; noch Niemand schickte sich leichten Herzens an zur Wanderung in die Fremde, von woher er nimmer zurückkehren sollte. Aber der Mensch ist einmal nicht an die Scholle gebunden; so lange ihm seine geistigen Besitzthümer erhalten bleiben, fühlt er sich am Ende überall heimisch. Zwar näßt sich das Auge des frommen Aeneas, wenn er sein Troja hinter sich läßt; aber er führt seine Laren mit sich und trägt sie hinüber in ein neues Ilium jenseits des Meeres, wo er und seine Nachkommen sie in der gewohnten Weise und in derselben Sprache verehren werden. Deswegen bleibt sein Antlitz heiter und sein Muth freudig: er denkt die hellenischen Tempel wieder zu erbauen, wenn auch mit italischen Steinen; er wird die alten Altäre wieder errichten, wenn auch aus neuem Holz; in Latium umgibt ihn die alte trojanische Vergangenheit, und sein Geschlecht erblüht zu herrlicherer Größe,

als zuvor. Wie wäre es aber, wenn man ihm seine Götter hätte rauben, seine Heiligthümer zertrümmern, den Samen seines Geschlechts zerstreuen wollen? Ich zweifle sehr, ob er den Kiel seines Schiffes nicht an den lavinischen Gestaden vorüber gelenkt haben würde, hätte man ihm zugemuthet, sich möglichst bald von einem andern Volke absorbiren zu lassen, und an seine gastliche Aufnahme die Bedingung des geistigen Untergangs geknüpft. — Das ist im Kleinen unsere Geschichte. — Es mag eine historische Nothwendigkeit geben, die dem Bestand des Einzelnen keine Rechnung trägt; wer glücklich genug ist, mit dem Geist der Jahrtausende zu konspiriren, und von der Höhe der Philosophie herab das Leben der Völker in der Vogelperspektive zu betrachten, mag Trostgründe genug dafür finden, daß das Entstehen einer großen, einigen, amerikanischen Nation nur auf den Trümmern unseres nationalen Halts vor sich gehen kann. Derjenige aber, welcher in diesen Verwitterungsprozeß mit hereingezogen werden soll, wird diese Trostgründe schwer zu würdigen wissen, und ich habe bis jetzt noch Wenige gefunden, die sich ohne Widerstreben diesem Gesetz der geistigen Selbstentäußerung gefügt hätten. Niemand meißelt gern, auch um den besten Lohn, an seinem eigenen Leichenstein, und es wäre eine traurige Beschäftigung, den bessern Theil seines Selbst stückweise zu Grabe zu tragen. Um den Preis, mit seiner Vergangenheit brechen zu müssen, wird man sich schwerlich auch die lockendste Zukunft erkaufen wollen. Fragen Sie den armen Emigranten, der mit Weib und Kind heimathsuchend gen Westen zieht; unter der Wohnung, die sein künftiges Glück umfassen soll, denkt er sich gewiß ein freieres Schwaben oder eine schönere Pfalz, — eben sein altes deutsches Vaterland — nur ohne die vaterländischen Junker und ohne die vaterländische Noth.

Das unmittelbare Uebergehen der verschiedenen Nationalitäten, die sich auf dem amerikanischen Festlande begegnen, in einander ist in jüngster Zeit fast zur stehenden Doktrin geworden. Man scheint vorauszusetzen, es sei dabei mit der Aenderung

eines Namens oder mit der Aneignung von ein paar Lauten Alles geschehen. Der Uebergang von einer Nationalität zur andern ist aber keine bloße Uebersiedlung von einer Gegend in die andere oder von einer Verbindung in die andere. Der Deutsche kann ohne besondere Schwierigkeit den Neckar oder Rhein mit dem Ohio oder Mississippi vertauschen; er kann aus dem Unterthan eines europäischen Fürsten Bürger eines republikanischen Staates werden; er kann sich den Aeußerlichkeiten seiner neuen Umgebung anbequemen. Die Kette von Erfahrungen, die man vielleicht sein Leben nennt, wird dabei allerdings eine ganz andere; er hat es im Kampf um die Bedingungen des Daseins mit andern Gewalten zu thun; er sieht sich von andern Schranken beengt, von neuen Impulsen gefördert. Er fühlt sich umweht von andern Lüften; über ihm blaut ein anderer Himmel und andere Gestirne blicken auf ihn und seine Bemühungen hernieder. Aber bei all' diesem Wechsel der äußern Umgebungen wölbt sich in seinem Innern das alte Firmament voramerikanischer Anschauungen, und darin erglänzen nach wie vor die gewohnten Leuchten seiner ursprünglichen nationalen Kultur; dort, im Hintergrund seines Wesens, steht die ganze deutsche Vergangenheit mit den Mutterformen der Gedanken, in welche er sich die neuen Erlebnisse übersetzen soll, mit den Gemüthsrichtungen, deren er sich nicht erwehren kann, mit der Ideenwelt, die er auf die fremdartige Umgebung zu übertragen gezwungen ist. Ich weiß nicht, ob eine genaue mikroskopische Untersuchung die Thatsache enthüllen würde, daß unsere Blutkügelchen eine andere Form haben als die eines Engländers oder Franzosen; soviel aber steht fest: selbst der nordamerikanische Chylus gestaltet sich in unsern Adern noch immer zu dem alten deutschen Blut. Und in diesem Blut zirkulirt noch Vieles außer dem physischen Temperament und der Kraft oder den Gebrechen unserer Vorfahren; unsere ganze innere Eigenthümlichkeit ist ein Produkt der geistigen Arbeiten unseres Stammes. Unsere Pulse schlagen im anderen Tempo, seit Schiller und Goethe gedichtet, selbst wenn uns die

großen Worte Posa's nie unmittelbar begeistert und obgleich uns der Faust ein versiegeltes Buch geblieben; unsere Nerven vibriren anders, seit unsere Denker „den Gedanken der Schöpfung noch einmal gedacht", selbst wenn wir nie eine philosophische Schrift gelesen. Wir träumen den Traum unseres Lebens ganz anders, seit Mozart den Schimmer seiner Töne darüber ergossen, und in unserer Brust wogt es in heiligen Augenblicken höher und voller, seit Beethoven über den Fluten unseres Gemüths seinen gewaltigen Dreizack geschwungen. Es gibt keinen Deutschen, so armselig er auch mit den Familienschätzen seines Volkes ausgestattet sein mag, der nicht mit der Luft seines Vaterlandes den Blüthenhauch seines geistigen Wachsthums geschlürft, der nicht, bewußt oder unbewußt, einen Theil der deutschen Gefühls- und Gedankenwelt in sich verarbeitet hätte, — an dem nicht, mehr oder minder, das Gepräge unserer Kultur nachzuweisen wäre. Jeder von uns spürt die Last der Knechtschaft, die sein Volk getragen, in seinen Knochen, aber er fühlt sich auch gehoben von dem Schwung seiner inneren geistigen Befreiung. Das Alles ist keine Zufälligkeit, die man mit dem Kittel ablegen, oder deren man sich mit dem Wechsel der Sprachformen entäußern könnte; das Alles gehört zu dem eigentlichen Menschen in uns, und es der Zerstörung hingeben, hieße einfach — nicht fürder sein.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß sich hier unter uns eine besondere, für sich abgeschlossene Volkssinnung bilden oder auf lange Zeit erhalten müsse; noch weniger liegt darin für uns eine Aufforderung, unsere Nationaleigenthümlichkeiten Andern aufzudrängen. In welcher Weise sich einst die verschiedenen Stoffe und Kräfte, denen die Aufgabe geworden ist, hier gemeinsam der wahren Freiheit eine Wohnstätte zu schaffen, durchdringen und unterstützen werden, muß die Zeit lehren. Ich bestreite nur die gewöhnliche Theorie der Verzweiflung an uns selbst, wonach wir einfach als rohes Material in den Bildungsprozeß einer uns fast ganz fremdartigen Kultur eingehen sollten,

und die Obliegenheit hätten, um nur die Schale unserer Existenz flott zu erhalten, ihren ganzen reichen Inhalt über Bord zu werfen. Uebrigens sind schon die wirklichen Zustände in Amerika ein sehr energischer Protest gegen diese Zumuthung. Trotz der breitwürfigen Zerstreuung unserer Landsleute durch so viele Längen- und Breitengrade, trotz der vielfachen, oft beklagenswerthen Zerwürfnisse unter ihnen (von denen übrigens ein gut Theil auf Rechnung des dem Deutschen angeborenen Individualismus zu schreiben ist), trotz der unausbleiblichen Verzettelung vieler schönen Kräfte lassen uns die Erscheinungen, besonders der letzten Jahre, nicht im Zweifel darüber, daß die deutschen Elemente sich immer mehr zur Einheit sammeln, und daß sie in den Bildungsvorgängen unseres Landes eine bedeutende Rolle spielen werden. Wo immer wir uns nach der Müh' und Arbeit um das liebe Brod den Schweiß von der Stirne getrocknet haben, sind wir Deutsche; in unserm geselligen Verkehr — überall, wo die Menschlichkeit Ansprüche an uns geltend macht, finden wir uns befangen in deutscher Sitte und deutschem Brauch. Nicht nur der Hausvater in der Familie, auch der politische Redner auf der Tribüne führt in deutscher Sprache das Wort; unzählige Verbindungen, oft zu Zwecken, die dem Anglo-Amerikaner unbekannt sind, entstehen aller Orten; von der Kanzel herunter rührt der Prediger die frommen Gemüther in deutscher Rede, und wo irgend sich eine Gruppe Menschen gesammelt, die dem Leben seine heitern Momente abzugewinnen suchen, da ertönt aus ihrer Mitte gewiß ein deutsches Lied. Unsere deutschen Zeitungen stehen nach Verhältniß der Bevölkerung an Zahl den englischen nicht nach, und die Anfänge einer deutsch-amerikanischen Literatur, die man vor Kurzem noch für unmöglich hielt, sind gegeben. Das sind nicht Symptome der Verwesung, sondern Aeußerungen einer neugestaltenden Macht, die, wenn nicht Großes, so doch Bedeutsames, bilden zu wollen verspricht.

Ich weiß wohl, daß wir unsern angelsächsischen Brüdern

gegenüber uns entschieden in der Minderheit befinden, und daß man daraus, auf geschichtliche Analogien sich stützend, den nothwendigen Untergang des deutschen Elements folgern zu müssen glaubt. Es ist wahr, der Zusammenstoß zweier verschiedenen Volksstämme hat bisher fast immer zu einer Vernichtung des einen durch den andern, oder vielmehr zu einer scheinbaren Absorption des einen durch den andern geführt. Der Stärkere hat noch nie den Schwächeren aufkommen lassen. Bei näherer Untersuchung solcher geschichtlichen Vorgänge wird man aber finden, daß diese Zusammenstöße fast immer Konflikte der Kultur mit der Barbarei waren, oder daß eine passive Rasse von einer aktiven verdrängt oder verschluckt wurde. Es sind eben Fälle, wo eine Kraft dem rohen Stoffe naht und ihn bewältigt. So war es im Orient, so in Klein-Asien und Aegypten, so war es später im nordwestlichen Europa, so ist es noch heutzutage im südöstlichen Asien. Das junge Amerika bietet uns aber ein ganz anderes Schauspiel. Wir haben es hier (ich sehe natürlich von den Indianern ab) nicht mit einem ungleichen Kampf zwischen zwei in weit verschiedenen geschichtlichen Lebensaltern stehenden Stämmen zu thun, sondern auf diesem Schauplatz erscheinen verwandte Völkerschaften, alle Zöglinge gleicher Jahrhunderte, obwohl jede mit ihrer eigenthümlichen, nach einer bestimmten Richtung hin bereits vollendeten Erziehung. Ihr Begegnen ist kein feindliches; sie kommen zwar mit Eroberungsgelüsten, aber diese wenden sich gegen die rohe Natur, die von Allen gemeinsam im Interesse der Zivilisation unterjocht werden soll. Es gilt hier nicht, sich einander zu verdrängen, sondern sich gegenseitig zu verstärken, und die große, gemeinschaftliche Aufgabe, Jeder auf den ihm besonders zugänglichen Wegen, lösen zu helfen.

Auch hier bewährt sich das Gesetz, daß der Stärkere herrschen soll. Aber diese Stärke mißt sich nicht nach der äußern Masse, sondern nach der Menge der Kulturstoffe und nach der Intensität der formbildenden Kräfte, die jeder einzelne

Volksstamm der allgemeinen Arbeit zuführt. Was hier lebensfähig ist und sich als ergänzenden Bestandtheil in die Formen des werdenden jungen Lebens einzureihen vermag, wird zur Geltung kommen. Die Zukunft unseres Landes ist nicht die Beute Derer, welche die größten Schaaren in's Feld führen, sondern sie gehört Denen, vor deren Reihen das Banner der Gesittung sich entfaltet — den eigentlichen Arbeitern im Dienste der ewig schreitenden, wenn auch nicht immer *fortschreitenden* Weltgeschichte, den rüstigen Söhnen der schaffenden Zeit. Was auch aus Amerika werden möge: die Schicksale der südamerikanischen Staaten belehren uns, daß die Geschichte der neuen Welt nicht an das Mittelalter, sondern an die letzten Jahrhunderte anknüpft, und daß zur Lösung des Problems, mit welchem die Völker erst in der neueren Zeit mit Bewußtsein gerungen, hier ein entscheidender Versuch gemacht werden wird. So gewinnt denn die Frage nach dem künftigen Verlaufe des deutschen Lebens in den Vereinigten Staaten *die Form*: sind die Deutschen, kraft ihrer historischen Begabung, berufen, zu dem hier erstehenden Gebäude der Kultur einen nothwendigen Baustein zu liefern, wenn auch nicht Grundstein zu werden, — sind sie bestimmt, in dem hier von freien Menschen aufzuführenden Chor als wesentlicher Ton, wenn auch eben nicht als Dominante, sich vernehmbar zu machen?

Wir wollen den mit uns auf gleichem Boden stehenden Nationalitäten, namentlich der angelsächsischen, ihre Verdienste nicht schmälern. Wo es darauf ankommt, die ersten Pfade zu ebnen, mit der Barbarei die wildesten Eroberungssträuße zu bestehen, — wo es gilt, Meere zu durchschiffen, Urwälder zu lichten, Städte zu gründen, im eisigen Norden zu frieren und in den Branden des Aequators zu fiebern, da leistet der Angelsachse überall Großes. Hier insbesondere in diesem Lande (und wir können dabei in aller Bescheidenheit von dem Theil, den die Deutschen an dieser Arbeit genommen, absehen) hat er Herrliches geschaffen. Wenn es ihm auch nicht immer gelang, die

edelsten Reiser der Kultur hierher zu verpflanzen, — er hat wenigstens alle Werkzeuge zu der Bearbeitung des Bodens dafür herbeigeschafft. Wenn er auch nicht immer als Träger der wahren Menschlichkeit erschien, — er hat doch ihren späteren Siegeszügen die Bahn frei gemacht. Wenn ihm auch die Weihe eines Priesters der Humanität fehlte, so hat er ihr doch eine Wohnung gebaut und mit fester Hand das goldene Wort der Freiheit an die Entablatur geschrieben. Dank ihm: das Fundament zum Tempel des neuen Kultus ist gelegt; seine Säulen streben kräftig empor, und über ihnen wölbt sich, allen Stürmen zum Trotz, das schützende Dach. Aber wer nährt darin auf den Altären die heilige Flamme, — wer übernimmt in seinen Räumen den stillen Dienst und die treue Pflege jenes eigentlichen Humanismus, für den die bürgerliche Freiheit und das materielle Glück nur äußere Formen sind?

Es ist nicht ungebührlicher Stolz, es ist nur die Vergegenwärtigung einer schweren Pflicht, wenn wir es bei einer Gelegenheit, wie diese ist, aussprechen, daß es vor allen andern den Deutschen obzuliegen scheint, dafür zu sorgen, daß in diesem Lande der riesenhaften Gestaltungen das Volk für den eigentlichen Gehalt des Lebens den Sinn nicht verliere, — daß der Mensch in dem wirren Durcheinander so vieler großartiger Bewegungen sich selbst nicht abhanden komme. Die Deutschen sind von jeher ein kulturpriesterliches Volk. Deutschland war zu allen Zeiten der Schauplatz für die Kämpfe um rein menschliche Interessen. Es hat zwar auch sein Theil Waffenspektakel in der Welt machen helfen; wenn man indeß die Alexander und Cäsaren und Napoleone in der Weltgeschichte sucht, blickt man nicht nach Deutschland. Deutschland ist mir oft vorgekommen, wie das geheime Laboratorium, worin der Weltgeist seine stillen Forschungen anstellt, der Stoffe, Wesen und Werth ergründet, die Normen ihrer Verbindungen bestimmt, dem Walten der Naturkräfte seine Gesetze ablauscht, und für die praktischen Operationen die Präliminarversuche macht. Wenn während der

letzten Jahrhunderte ein großer Gedanke die Welt bewegt und beherrscht hat, so hat er sicherlich vorher in einsamer Klause einen deutschen Kopf in Flammen gesetzt; wo eine mächtige Begeisterung die Massen ergriffen, hat sie gewiß zuerst eine deutsche Seele durchschauert. Es sind in der Vergangenheit unsers Volks der Verirrungen genug nachzuweisen, und es fehlt in seinem Leben nicht an Zeiten der Erniedrigung und Schmach; aber den Ruhm können wir mit vollem Recht für das deutsche Volk in Anspruch nehmen: es ist nie ganz in schnödem Materialismus versunken, — es hat sich die Instinkte der Menschlichkeit rein zu halten gewußt, und die Quellen seines Gemüthes nie versiegen lassen. Man hat es den Deutschen oft zum Vorwurf gemacht, sie leiden an einem starken Hang zum Mystizismus; — in dem Sinn, in welchem der Vorwurf gerecht ist, können wir ihn ruhig über uns ergehen lassen. Alle großen Ideen, die noch in der Geschichte aufgetaucht sind, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Entdeckungen, mit denen die Zeit sich bereichert hat, sind Geburten eben dieses Mystizismus. Die Gesetze, nach welchen die Planeten ihre Bahnen beschreiben, enthüllten sich der mystisch-naturgläubigen Seele des Johannes Keppler, ehe Newton die mathematische Probe darauf machte; dem frommen mystischen Sinn eines Angelus Silesius und Nikolaus von Cusa wurde zuerst der Gedanke offenbar, den nach ihnen Jordan Bruno und Benedikt Spinoza deutlicher gedacht, und von dem fast alle unsere neuere Spekulation ausgeht; ohne den, wenn man ihn so nennen will, mystischen Glauben an die innere Einheit der Natur hätte man nie den tiefen Wechselbeziehungen zwischen dem Magnetismus und der Elektrizität nachgespürt, und auch der scharfsinnigste Mechaniker wäre auf die Konstruktion des elektrischen Telegraphen nie gekommen. Man kann es, besonders in unserer Zeit, nicht oft und entschieden genug aussprechen, alle, auch die geistige Kraft eines Volkes, wie des einzelnen Menschen, schlummert in der Tiefe seines Gemüthes, in der Wahrheit und Innigkeit seines

Gefühlslebens, — in seinem Herzen und nicht in seinem Kopfe. Von dorther strömt das Blut, von dorther kommen alle Impulse. Aus einem Volke ohne Gemüthstiefe wird nie eine dauernde Schöpfung hervorgehen.

Jedes mächtige Volk ist zugleich auch ein gemüthlich inniges; seine Gedanken und Thaten sind nur Erfüllungen dessen, was sich als dunkle Ahnung in seinen Melodien und Dichtungen ausgesprochen. Auch das amerikanische Volk wird weder wahrhaft frei, noch wahrhaft groß werden, ohne daß man ihm die Milch der Naturseligkeit einflößt, ohne daß in dem rauhen Felsen seines Wesens durch die Zauberruthe des Gesanges die Quellen der Menschlichkeit geöffnet werden. Seine freien Verfassungen werden zu todten Buchstaben erstarren, sein Freiheitssinn wird erkalten, sein republikanischer Jugendmuth wird in vorfrüher Erschlaffung untergehen, wenn nicht sein Leben sich in seinen Wurzeln kräftigt und seine hohlen Formen sich mit den Säften der ewigen Jugendlichkeit erfüllen. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Ausspruch: „ich will lieber eines Volkes Lieder dichten, als seine Gesetze schreiben." Auch unter der scheinbar freiesten Verfassung kann die Rohheit der Barbarei ihr Unwesen treiben; kein Buchstabe schützt vor der materiellen Versumpfung; nur wo das Herz im unwandelbaren Rhythmus der Humanität schlägt, gibt es eine zuverlässige Gewähr für den Fortbestand unseres republikanischen Glückes.

In diesem Sinne, meine Herren und Damen, glaube ich, daß die Deutschen in Amerika eine Mission und eine Zukunft haben, und daß wir getrost den Wechselfällen der Zeit entgegensehen können. Welche Sprache auch unsere Enkel nach Jahrhunderten sprechen mögen, — sie und die Nachkommen der Anglo-Amerikaner werden die Melodien unserer Lieder singen, das Licht deutscher Erkenntniß wird in ihren Augen leuchten, und die Glut deutscher Innigkeit wird ihre Wangen röthen. Und bei dieser Aussicht können wir uns immerhin darüber beruhigen, daß in den Annalen der neuen Welt von Amerikanern

und nicht von Deutschen die Rede sein wird, und daß, wenn einst die Hand des Ruhmes ihre Kronen vertheilt, die Kinder unseres Stammes sich mit einem Blumenkranze werden begnügen müssen. Die Leier ist ein viel besseres Symbol des Völkerglückes, als die Dampfmaschine; es ist eine mindestens eben so dankbare Aufgabe, und ein eben so schöner Beruf, die Seelen freier Menschen für die Offenbarungen der Poesie wach zu erhalten, als die goldenen Schätze der Industrie zu Hause zu tragen.

Jenem Beruf treu zu bleiben, sei Ihr Ruhm und Ihre Sorge; Sie gehören zu denen, die der Dichter mahnt:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!"

2.

Indianapolis, September 1867.

Vor etwas mehr als elf Jahren — im Juni 1856 — stand ich auf einem grünen Hügel in der Nähe meiner jetzigen Heimathsstadt Cincinnati inmitten eines Kreises froher Sänger, welche damals, wie Sie jetzt, ihr jährliches Liederfest feierten und an mich die Aufforderung ergehen ließen, der uns Alle beherrschenden Stimmung in einigen Worten Ausdruck zu geben. Bei jener Gelegenheit suchte ich es meinen Zuhörern klar zu machen, wie es mir selbst eben klar geworden war, daß unsere Gesangfeste eine andere und höhere Bedeutung haben, als die, für die heitere Geselligkeit einen angemessenen Spielraum zu schaffen, und daß diese wahre Bedeutung darin bestehe, den Werth des deutschen Wesens für das werdende amerikanische Kulturleben zur Geltung und Anerkennung bringen zu helfen. Das kräftige, weithin durch das Ohiothal tönende deutsche Lied

erschien mir als ein lauter Protest gegen die, selbst von Deutsch-Amerikanern gepredigte Lehre, wonach wir Eingewanderten der neuen Welt nichts zu bieten hätten, als Muskeln und Sehnen, und in dem hiesigen Leben nichts verwerthen könnten, als die rohe physische Kraft, welche die Aexte schwingt und den Boden ebnet. Es hat seither sich mehrfacher Anlaß geboten, auf den Gedanken, den ich damals zu entwickeln suchte, zurückzukommen, und ich habe dabei die Genugthuung gehabt, viele von denen, die anfangs zu meiner Deutung der klaren Thatsachen ungläubig die Köpfe schüttelten, für meine Anschauung zu gewinnen. Es scheint mir indeß wichtig, diesen Gedanken mit seinen Gründen und Folgen allen Deutschen, die in diesem Lande leben, zum Bewußtsein zu bringen, und ich glaube deßhalb der mir von Ihnen gestellten Anforderung gerecht zu werden, wenn ich auch heute wieder daran anknüpfe. Es ist wohl nicht nöthig, mich dabei gegen den Verdacht zu verwahren, als wollte ich in Ihnen Gefühle der Selbstüberhebung wecken, oder gar ein Feldgeschrei erheben zu Konflikten mit denen, die nicht gleichen Stammes mit uns sind. Meine Absicht ist vielmehr, Sie zu erinnern an die Arbeit, die uns hier bevorsteht, und Sie zu mahnen, im Bewußtsein Ihrer hohen Aufgabe auch den Muth für ihre Lösung zu suchen.

Wir stehen erst am Rande der westlichen Welt, auf welcher das amerikanische Kulturleben sich entfalten wird, und in den Vorstufen der langen Periode, in der dieses Leben seinen Verlauf haben muß. Was wir vor uns sehen, sind, dem Raume wie der Zeit nach, bloße Anfänge. Trotzdem ist es jetzt schon möglich, auf Grund einer aufmerksamen Beobachtung dieser Anfänge, mit Zuversicht zu behaupten, daß die nordamerikanische Kultur einen wesentlich germanischen Charakter haben wird. Die Arbeit, dieser Kultur Form zu geben, ist offenbar zwei germanischen Stämmen zugetheilt worden, die sich hier wieder begegnen, nachdem sie viele Jahrhunderte von einander getrennt gewesen sind — dem angelsächsischen nämlich und dem deutschen.

Die Wiedervereinigung dieſer beiden verwandten Stämme auf dem großen Schauplatz des nordamerikaniſchen Kontinents iſt meines Erachtens das bedeutſamſte Ereigniß der neueren Geſchichte, und es lohnt ſich wohl der Mühe, es näher in's Auge zu faſſen.

Als vor faſt anderthalb tauſend Jahren an den Ufern der Nordſee die Söhne der alten deutſchen Völkerfamilie ſich zum Abſchied die Hände reichten, hatte das germaniſche Volk ſoeben die Erbſchaft der geſammten europäiſchen Ziviliſation angetreten. Dieſes Erbe war ihm zugefallen, ehe es geſchichtlich großjährig geworden war, ehe es die geiſtige Reife erlangt hatte, die zu einer verſtändigen Verwaltung des vorhandenen Kulturinventars nöthig geweſen wäre. So kam es denn, daß dieſes junge Volk die Prozeſſe der inneren Entwicklung und äußeren Geſtaltung, worin alles Kulturleben beſteht, und deren Endziele in der einen Richtung die geiſtige, und in der andern die bürgerliche Freiheit ſind, von neuem zu beginnen hatte. Es wußte, für den Augenblick wenigſtens, mit den großen Ueberlieferungen Griechenlands und Roms nichts anzufangen, und war daher darauf angewieſen, die Kultur der neuen Zeit aus ſich ſelbſt hervorzuarbeiten. Wie ſchwer dieſe Arbeit war, davon geben die Ströme von Schweiß und Blut, die ſeit dem fünften Jahrhundert in Europa gefloſſen ſind, und glücklicher Weiſe auch die Errungenſchaften, die wir denen der alten Völker gegenüber ſtellen können, genügendes Zeugniß. Dieſe Arbeit konnte dem germaniſchen Volke nicht erlaſſen, aber ſie konnte ihm erleichtert werden und zwar dadurch erleichtert werden, daß dabei ein Geſetz zur Anwendung gebracht wurde, welches alle Entwicklungsvorgänge, der Geſchichte ſowohl wie der Natur, beherrſcht — das Geſetz der Theilung der Arbeit. Die Anwendung dieſes Geſetzes war um ſo nothwendiger, weil die den Germanen geſtellte Aufgabe nicht nur darin beſtand, die Kulturentwicklung des Alterthums zu wiederholen, ſondern darin, ſie zu vertiefen und zu erweitern. Was mit helleniſchen und italiſchen Augen zu ſehen war, das hatten

die Alten gesehen; was mit den Mitteln der früheren Zeit erstrebt werden konnte, das hatten die Vorgänger der Germanen errungen. Es galt jetzt, tiefer hineinzublicken in's Innere des Geistes und der Natur, und weiter hinauszugreifen in das Reich der Kräfte, von welchen die Welt bewegt wird. Es galt, andere, sicherere, dauerndere Grundlagen zu finden für die innere und äußere Freiheit der Menschen. Angesichts dieser großen Aufgabe vertheilte denn die Geschichte an die Mitglieder der germanischen Familie ihre Rollen. Sie sandte die Einen nach der nordischen Insel, in ein rauhes Klima, an die Küsten des Meeres, welches sie beherrschen, über welches sie hinausgreifen, durch welches sie ihre Herrschaft auf die später zu entdeckenden Ländergebiete übertragen sollten; mit einem Worte, sie bestimmte diese für die Eroberung der äußern Welt, für die Entfaltung der materiellen Macht und (da zur Macht sich immer die Freiheit gesellt) der bürgerlichen Freiheit. Den Andern dagegen, die auf dem Kontinente zurückblieben, wies sie den Weg in die Tiefe, in's Innere des Geistes und Naturlebens, und bestimmte sie für die allmähliche Eroberung der unendlichen Gemüths- und Gedankenwelt, die den Alten ebenso unentdeckt geblieben war, wie Australien oder Amerika. Freilich war diese Rollenvertheilung nicht so durchgreifend, daß jede der neugebildeten Nationen sich ausschließlich mit ihrer eigenthümlichen Kulturarbeit beschäftigt hätten; es ist in England sehr viel gedacht und gedichtet, wie in Deutschland sehr viel um äußere Machtverhältnisse gestritten worden. Aber im Großen und Allgemeinen ist es nicht zu verkennen, daß die Kulturbestrebungen der Deutschen mehr nach innen, die der Engländer nach außen gerichtet gewesen sind. Wenn der Engländer seine Geschichte überblickt und sich die Ereignisse vergegenwärtigt, auf die er stolz ist, so denkt er vor allem an Runnymede, an Marstonmoor, an den Streich vor Whitehall, vor dem zum ersten Male auf den Richterspruch des Volks der Kopf eines Königs in den Sand rollte, an die riesigen Kämpfe, woraus seine nationale

Macht, und die gewaltigen Revolutionen, woraus seine politische Freiheit hervorgegangen ist. Wenn dagegen wir Deutschen in unserer Geschichte die Lichtpunkte hervorsuchen, so finden wir geistige Kämpfe, religiöse Fehden, mächtige Eroberungen in dem Reiche der Ideen, große Entdeckungen, gewaltige Umwälzungen auf den Gebieten des Gedanken- und Gefühlslebens. Wir finden zwar auch große Bürgerkriege, allein sie haben uns nicht freigemacht; wir finden Reihen blutiger Schlachten, allein diese Schlachtenreihen haben weder Deutschlands Größe noch seine nationale Einheit im Gefolge gehabt. In den Annalen Deutschlands steht ein dreißigjähriger Krieg, der ganz auf deutschem Boden geführt wurde; aber im Lauf dieses Krieges waren die Deutschen, welche überhaupt wußten, wofür sie kämpften und bluteten, jederzeit bereit, die nationalen Interessen einem rein idealen Gute, der Gewissensfreiheit, zu opfern, und mit dem westphälischen Frieden sank die Macht und Größe des deutschen Reichs dahin. Man pflegt auf die sogenannten Freiheitskriege zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts als auf eine große deutsch-nationale That hinzuweisen; allein am Ende dieser Kriege hatte Deutschland 34 Fürsten, 34 Staaten, 34 Kerker für still duldende und stumm denkende Menschen. Wenn man die innere Kulturarbeit der Deutschen mit ihrer äußern Geschichte vergleicht, so wird alle Logik, die man bei der Betrachtung der Lebensverläufe anderer Völker anzuwenden pflegt, zu Schanden. Für die ganze deutsche Geschichte ist die Thatsache charakteristisch, daß mitten unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges ein Rathsherr und späterer Bürgermeister der Stadt Magdeburg, in der an einem Schreckenstage, am 30. Mai 1631, dreißigtausend Männer, Frauen und Kinder gemordet wurden, sich mit der Erfindung der Luftpumpe beschäftigte. Unsere Vergangenheit ist voll von derartigen Momenten. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts verkaufen deutsche Fürsten vor den Augen des deutschen Volks Tausende seiner Söhne an eine fremde Macht,

als Kanonenfutter im Kampfe gegen die Freiheit; das ist im Beginn der sogenannten klassischen Periode, um die Zeit, wo Goethe, Schiller, Herder, Wieland leben, wo Kant seine Kritik der reinen Vernunft schreibt, wo Haydn und Mozart die Flut der Töne aus ungeahnten Tiefen des deutschen Gemüths hervorquellen lassen; die Augen der Deutschen strahlen im Glanze des neuen Gedankenlichts, aber für die vorüberziehenden Hessen und Braunschweiger haben sie keinen Blick; sie überhören keinen Ton aus den neuen Oratorien und Symphonien, aber für den Chor der wehklagenden Frauen, denen die rohe Gewalt eben ihre Söhne und Gatten entreißt, haben sie kein Ohr. Etwas später, in den Tagen der tiefsten nationalen Schmach, wo Deutschland einem fremden Eroberer zur Beute fällt, trägt ein deutscher Philosoph gelassen das Manuskript eines Buchs, das den Menschen die wahre Lösung des Welträthsels bringen soll, in die Druckerei, und Deutschlands größter Dichter flüchtet seinen Genius in den Orient und dichtet in der verstummenden Sprache seines untergehenden Vaterlandes persische Lieder. In welche Epoche man auch hineingreift und sich das deutsche Volk ansieht, man findet es immer selig träumend mitten im größten Jammer, tief sinnend unter dem Druck des schwersten Elends und der schlimmsten Noth. Während in dem Rath fremder Gewalthaber über seine eigenen Geschicke verhandelt wird, schleicht der Deutsche sich sorglos in den Rath der Götter und nimmt Theil an den Verhandlungen über die allgemeinen Geschicke der Menschen. Während das Land unter seinen Füßen getheilt wird, blickt er ruhig in das unendliche, untheilbare Blau und träumt von dem ewigen Zusammenhang der endlichen Dinge. Seit Jahrhunderten fehlt den Deutschen aller äußere nationale Halt, und selbst das Bewußtsein der innern Volkseinheit erscheint ihnen nicht in der Form der Erinnerung an irgend eine große That, wodurch die deutsche Nation einer fremden Macht gegenüber sich geltend gemacht hat, sondern einfach als das Ge-

fühl einer allgemeinen Theilnahme an der großen, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden eigenthümlichen Kulturarbeit, deren Verwerthung einer fernen Zukunft anheimgegeben wird.

Wer, wie ich, den größeren Theil seiner Jahre in Amerika verlebt und sich gewöhnt hat, in der Beurtheilung menschlicher Zustände und Ereignisse praktische Maßstäbe anzulegen, wird sich bei der Betrachtung der deutschen Geschichte eines gewissen Mißmuths nicht erwehren können. Aber diesem Mißmuth tritt die unverkennbare Thatsache entgegen, daß das deutsche Volk dennoch das unverwüstlichste Volk der Erde ist, und daß die Zeichen der Zeit ihm eine glänzendere und großartigere Zukunft versprechen, als irgend einer andern Nation, deren Herrschaft bisher die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hat. Ich rede jetzt nicht von den neuesten Ereignissen im alten Vaterlande, aus denen hervorzugehen scheint, daß die Dulder und Denker und Träumer drüben endlich sich der Nothwendigkeit einer nationalen Machtbildung bewußt zu werden beginnen; ich denke im Augenblick zunächst an die Deutschen in diesem Lande, die mit ihren Nachkommen in einigen Jahrhunderten ihren Stammesgenossen in Europa, der Zahl nach wenigstens, gleichkommen werden.

Die meisten Deutschen, die jetzt in den westlichen Staaten leben und aus deren Mitte die Mehrzahl der Sänger, die sich an unserm Feste betheiligen, hervorgetreten ist, sind während der letzten dreißig Jahre als mittellose, heimathsuchende Fremdlinge, als Flüchtlinge vor der vaterländischen Noth und dem vaterländischen Drucke, herübergekommen, und die Gründung einer erträglichen materiellen Existenz war das nächste und oft das einzige Ziel, welches ihnen zur Zeit ihrer Einwanderung vor Augen stand. Ein Emigrantenschiff brachte sie über den Ozean und ein Emigrantenzug führte sie dem Ziele ihrer Reise im fernen Westen zu. Als sie sich hier niederließen, waren die Anglo-Amerikaner im Besitze des Landes. Die ersten englischen Kolonisten, die Vorfahren dieser Anglo-Amerikaner, waren unter günstigeren Verhältnissen übergesiedelt, als wir armen Deutschen.

Sie waren zwar auch zum Theil Flüchtlinge, aber ihre Flucht hatte die Verbindung mit dem Mutterlande nicht gelöst; sie waren erschienen als Vertreter einer großen nationalen Macht, die sie immerhin schützte und förderte, und in deren Namen sie sich des neuen Landes bemächtigten. Sie hatten außerdem die Formen und Gewohnheiten der Selbstregierung mit herübergebracht, und die Entwicklung dieser Grundbedingungen der politischen Freiheit bei ihren Nachkommen hatte ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zur Folge gehabt. Und die den Anglo-Amerikanern angeborene Mannhaftigkeit hatte sich dadurch zum Herrschergefühl gesteigert, daß es ihnen gelungen war, nacheinander die Schweden, Holländer, Spanier und Franzosen zu vertreiben oder sich zu unterwerfen. Es liegt auf der Hand, wie sich das Verhältniß zwischen diesen Anglo-Amerikanern und den Deutschen in der ersten Zeit gestalten mußte. Den auswandernden Pfälzern oder Schwaben streckte keine heimathliche Macht den starken Arm nach über's Meer; mit ihrer Auswanderung waren alle sichtbaren Bande zerrissen, die sie an das Mutterland gefesselt hatten. Der letzte Blick, den sie der alten Heimath zuwandten, trübte sich in dem Bewußtsein des Scheidens auf Nimmerwiedersehen. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß in dem Augenblit, wo ein Trupp Deutscher vor den Augen der Anglo-Amerikaner aus dem Emigrantenschiff an's Land stieg, oder in traurigem Zuge langsam sich westwärts bewegte, weder die Anglo-Amerikaner noch die Deutschen das Gefühl hatten, als könnten die Letzteren den Ersteren ebenbürtig an die Seite treten. Der Anglo-Amerikaner zählte an den Deutschen die Arme, berechnete danach die Baumstämme, deren Wipfel demnächst im Urwalde sich senken würden und maß im Geist voraus die Lichtungen, in denen er später seine Städte zu gründen und seine Waarenhäuser zu errichten gedachte. Und der Deutsche ging eben still an die Arbeit und freute sich, wenn er sich und die Seinen nothdürftig unter dem Dach einer Waldhütte vor Sturm und Wetter geborgen hatte und dabei von den

Eingebornen des Landes geduldet wurde. Aber in wenigen Jahren schon wurde dieses Verhältniß ein anderes. Sobald der erste Kampf um die äußeren Bedingungen der Existenz überstanden war, regte sich in den deutschen Niederlassungen und in den amerikanischen Städten, wo die Deutschen in Folge ihres Gewerbfleißes zu Wohlstand und Besitz gelangt waren, ein neues Leben. Es zeigte sich, daß man auf den Emigrantenschiffen einen Passagier übersehen hatte, dessen Anwesenheit sich jetzt mit einem Male bemerkbar machte. Dem scheinbar schirmlosen deutschen Flüchtling hatte dennoch ungesehen und unbeachtet ein vaterländischer Schutzgeist über's Meer das Geleite gegeben; neben dem Emigrantenzuge, der sich stumm und zagend seinem fernen Ziele näherte, war ein unsichtbarer Emigrant mitgewandert.

Dieser blinde Passagier auf dem Emigrantenschiff, dieser stille Gefährte auf dem langen Wege in der Wildniß, war der Kulturgeist, der von jeher das deutsche Volk in seiner wechselvollen Geschichte belebt und durchdrungen hatte, der auch in den verhängnißvollsten Zeiten, wo die Pfade der deutschen Geschichte nur über Gräber und Leichen führten, nicht von ihm gewichen war, der gleich nach dem dreißigjährigen Kriege unsere großen Hymnen und Oratorien schuf, der mitten im Elend der Fürstenherrschaft und der bürgerlichen Rechtlosigkeit die Zauberflöte dichtete und den Fidelio, den Wallenstein und den Faust, der in den Tagen unseres scheinbaren nationalen Untergangs den deutschen Himmel mit den leuchtenden Gestirnen unserer großen Denker übersäte, der allerorten auch das verstoßene, verwahrloste Kind der deutschen Familie in seine Obhut nahm und Sorge trug, daß selbst in der ärmsten deutschen Seele der Funke des ewigen Geisteslichts nicht vollends verglimme, — es war dieser alte Kulturgeist, der in die niedern Waldhütten der deutschen Einwanderer und in ihre engen Stuben in den amerikanischen Städten mit einzog, und mit seinem rastlosen Walten ihre mühevolle Arbeit zu adeln begann. Dieser Geist ist es eben, der

heute mitten unter uns steht, und allem Volk, dem anglo-amerikanischen sowohl wie dem deutsch-amerikanischen, sichtbar geworden ist. Von nun an sehen Anglo-Amerikaner und Deutsch-Amerikaner sich gegenseitig mit anderen Augen an. Das Gefühl der Geringschätzung, womit man uns früher anzublicken gewohnt war, ist dem Gefühle der Achtung gewichen. Diese Achtung ist um so aufrichtiger, weil dasselbe innere Wesen, welches hier während der letzten vier Tage auf dem Felde der Kunst zur Offenbarung gekommen ist, vor kurzem in anderer Form als Freiheitssinn sich glänzend bewährt hat. Der Geist, der sich heute in den Chören unserer Sänger vernehmbar macht, ist derselbe Geist, der vor einigen Jahren unsere wackeren Stammesbrüder, von denen ich viele vor mir zu sehen die Freude habe, in dem Kampf zwischen der Sklaverei und der Freiheit in die Vorderreihen drängte, der den tapferen „Zwei- unddreißigern" dieses Staats bei Rawletts Station, Mission Ridge und auf vielen andern Schlachtfeldern die Fahne vorantrug und überall den Beweis lieferte, daß hier in unserm Leben zu rechter Stunde dem schönen Ideal sich auch die schöne, verwirklichende Mannesthat zur Seite stellt.

So stehen denn endlich die Sprößlinge der alten Angelsachsen und die Deutschen auf dieser freien Erde sich wieder gegenüber und blicken sich Auge in Auge. Das Gefühl der alten Verwandtschaft fängt an, bei ihnen wieder rege zu werden und sich zu dem Bewußtsein zu entwickeln, daß es in ihrer beiderseitigen Bestimmung nicht liegt, sich zu bekämpfen, sondern sich gegenseitig zu verstärken, und in dem amerikanischen Kulturleben alles dasjenige, was bisher bei jedem zur einseitigen Gestaltung gekommen war, in edler Verschmelzung zur Anschauung zu bringen. Wie bei allen Vermittlungsvorgängen sind wohl auch hier momentane Konflikte nicht ganz zu vermeiden; in der neuesten Zeit bieten sich wieder Anzeichen bevorstehender Reibungen, auf welche näher einzugehen hier der Ort nicht ist. Es ist die Aufgabe beider Elemente, in diesen Konflikten nicht ihre Vor-

urtheile und Unarten, sondern ihre werthvollen Eigenheiten gegen einander ins Feld zu führen. Bieten wir den Anglo-Amerikanern die Früchte unserer Kultur, den Inhalt unseres Gemüthslebens, die Schätze unserer Gedankenwelt, und nehmen wir dafür ihren praktischen Sinn, ihren klaren Blick in die Verhältnisse der Gegenwart, ihren gesunden Realismus und ihre straffe Mannhaftigkeit dankbar und bereitwillig entgegen. Aber halten wir fest an unserm eigentlichen Selbst, ohne welches wir einem Zersetzungsprozesse anheim fallen müßten, der von uns, wie ein Deutscher in seinem Unmuthe sich einmal ausdrückte, nichts übrig lassen würde, als einen ekelhaften Dünger für einen fremden Boden.

Meine Herren und Damen, es waltet ein guter Genius über dem großen, herrlichen Lande, welches wir alle fortan unser Vaterland nennen werden. Seine Entdeckung fiel mit der Zeit zusammen, wo das geistige Streben der Menschen ganz neue Richtungen einschlug, wo sie dem Naturleben seine Gesetzlichkeit abzulauschen begannen, und die gewaltigen Kräfte der materiellen Welt ihren Zwecken dienstbar machen lernten — wo sie sich eben anschickten, den Dampf zu ihrem Lastträger und das Licht zu ihrem Boten zu machen. Für die Kultur, an der diese Kräfte ihre Wirkungsweite erproben sollten, mußte eine neue Stätte gefunden werden, und diese Stätte bot sich in dem weiten Kontinent, auf dem wir eben stehen. Das Gemeinwesen, welches auf dieser reinen Stätte sich ausbreiten sollte, konnte sich nicht mit einem Schlage nach dem vorgefaßten Ideale eines einzelnen Denkers gestalten; es konnte sich nur aus dem Vorhandenen im geschichtlichen Zusammenhange entwickeln; aber diese Entwicklung mußte da anknüpfen, wo die bürgerlichen Einrichtungen der Freiheit am nächsten gekommen waren. In keinem großen Lande Europas aber trugen die staatlichen Institutionen so sehr das Gepräge der Freiheit, wie in England. So war es denn ein glückliches Ereigniß, daß gerade die Engländer es waren, die zu dem Bau des amerikanischen Staats die ersten Grundsteine

legten. Auf diesen Grundsteinen erhebt sich jetzt der schöne Tempel unserer Republik, den die Bürger dieses Landes immer weiter ausbauen und eben jetzt zum Theil umbauen. Wir Deutschen werden an den Säulen dieses Tempels gewiß nicht rütteln; aber so oft in seinen weiten Hallen die vielstimmige Kantate der Freiheit gesungen wird, sollen ihre Melodien auch von den tiefen Akkorden des deutschen Geistes getragen werden.

3.

Cincinnati, Juni 1870.

Im vorletzten Jahre traf ich auf einer Wanderung durch West-Deutschland in einer Universitätsstadt an einem der Nebenflüsse des Rheins einen alten deutschen Akademiker und unterhielt mich mit ihm über verschiedene irdische und überirdische Dinge. Der Herr Professor bezeugte mir seine Freude darüber, einem Menschen zu begegnen, der, trotz seines beinahe dreißigjährigen Aufenthalts in Amerika, seiner Muttersprache noch leidlich mächtig war und sich ohne Hülfe eines Dolmetschers mit ihm verständigen konnte, verfiel dann aber sehr bald in den unter den deutschen Gelehrten herkömmlichen Jammer über das Unglück, daß in Folge der deutschen Kleinstaaterei und des sonstigen deutschen Elends ein so großer Theil des deutschen Volkes durch die Auswanderung einem fremden Stamme, und, von deutsch-nationalem Standpunkte betrachtet, dem Untergange zugeführt werde. Ich suchte den gelehrten Herrn zu trösten mit der Bemerkung, es sei nicht gar so schlimm mit dem Untergange des Deutschthums unter den Auswanderern nach Amerika; ich entwarf ihm, so gut es ging, ein Bild des deutschen Lebens, besonders in den westlichen Staaten, wie Sie es alle aus eigener Anschauung kennen, und schloß mit dem Ausdrucke meiner Ueberzeugung, daß nach hundert Jahren auf dem westlichen Ufer des atlantischen Meeres nicht viel weniger deutsch denkende und fühlende und wahrscheinlich auch deutsch redende Germanen leben

werden, als auf der kleinen vielfarbigen Scholle zwischen dem Fuße der Alpen und den Dünen der Nordsee.

Es gelang mir nicht, den alten Herrn von der Zuverlässigkeit meines Prophetenblicks zu überzeugen. Hätte er aber während der letzten vier Tage in unserer Mitte gelebt, könnte er heute unter uns an dieser gastlichen Tafel Platz nehmen, er würde gewiß aufhören, ungläubig den Kopf zu schütteln und begreifen lernen, daß auch die Gestirne der neuen Welt auf alles das, was den wahren Inhalt des deutschen Lebens und Wesens ausmacht, freundlich herniederblinken.

Daß die Ueberzeugung, die ich soeben ausgesprochen habe, nicht nur bei Ihnen und mir, sondern auch bei unsern englisch redenden Genossen zu deutlicherer Gestaltung gekommen ist, ist der erste Gewinn des großen Festes, welches heute in so heiterer Weise zum Abschluß kommt. Während ich indeß diesen Gewinn in meiner Erwiderung auf Ihren Toast in den Vordergrund stelle, bin ich weit entfernt, zwischen den Deutschen dieses Landes und den Anglo-Amerikanern Schranken errichten zu wollen. Ich schätze an allen Dingen die Form nur um des Inhaltes willen; und der inhaltliche Werth dessen, was uns während der verflossenen Tage in so schöner Form geboten worden ist, besteht darin, den Menschen dahin zu erheben, wo die edle Menschlichkeit über alle Schranken der Geburt, der nationalen Eigenheiten, der religiösen und andern Vorurtheile hinausragt. Von den Höhen gesehen, zu welchen uns ein Händel'sches Oratorium oder eine Beethoven'sche Symphonie emporträgt, liegen die Dinge, welche die Menschen in ihrem täglichen Irren und Streben zu trennen pflegen, tief unter uns. Wenn wir dennoch bei dieser Gelegenheit stolz darauf sind, nicht nur Amerikaner, sondern auch Deutsche zu sein, so spricht sich in diesem Stolze nur das Bewußtsein aus, daß das Volk unseres Mutterlandes vor allen andern Völkern befähigt und berufen ist, zu diesen Höhen die Pfade zu ebnen.

Meine Herren und Damen, Sie muthen mir gewiß nicht

zu, in den wenigen Minuten, die mir hier zu Gebote stehen, mich ausführlich über die Bedeutung unserer Sängerfeste zu verbreiten. In den Worten, die ich soeben gesprochen habe, ist schon angedeutet, worin nach meinen Begriffen der Schwerpunkt dieser Bedeutung zu suchen ist. Amerika ist meines Erachtens das Land der Freiheit in viel höherem Sinne, als in dem, daß es nicht das Joch eines fremden Gewalthabers trägt und daß keiner seiner Bewohner sich den Knecht eines Herrn oder den Herrn eines Knechtes nennt. Es giebt eine Knechtschaft, in der wir gefesselt sind, nicht durch äußere Bande, sondern durch den Zwang unserer eigenen Vergangenheit, — in der wir uns beschränkt fühlen durch die uns von allen Seiten her umengenden Formen der eigenen Entwicklung und gebannt sind durch den Zauber veralteter Bedingungen unseres physischen und geistigen Werdens. Es giebt eine Befangenheit des Geistes und eine Sklaverei der Seele, die dem Menschen schwerere Frohndienste auferlegt, als die Zwingherrschaft eines Fürsten. Diese Knechtschaft zu zerstören, diesen Bann zu lösen, ist die größte der Aufgaben, denen wir auf dem Boden der neuen Welt gegenüber stehen. Diese Aufgabe wird zu großem Theile dem deutschen Gedanken zufallen, der sich aber vergebens bemühen wird, sie zu bewältigen, wenn er nicht die Macht des deutschen Gemüths zu Hülfe nimmt. Der Verstand hat noch nie die Welt erlöst, ausgenommen, wenn er auftrat im Bunde mit dem Herzen. Ich halte daher die Pflege der Kunst, besonders der Musik, durch welche ja die Herrschaft des Gefühlslebens in edelster Form zur Geltung kommt, für mindestens ebenso wichtig, wie die Pflege der Wissenschaft.

Sie werden vielleicht sagen, daß ich mich hier in Betrachtungen verliere, die den Gründern unserer Gesangvereine und den Förderern unserer Musikfeste durchaus fremd waren. In der That, als unsere deutschen Sänger zur Bildung eines Vereines, und die Vereine zur Feier eines Gesangfestes zusammentraten, handelte es sich unmittelbar um viel näher liegende,

faßbarere Zwecke. Man wollte die gemüthliche Geselligkeit in einen schönen Rahmen fassen, der anständigen Heiterkeit ein angemessenes Ausdrucksmittel schaffen, heimathliche Erinnerungen wecken, dem Schmerz und der Freude des Daseins Stimme geben — das war es, woran unsere Sänger vor allen Dingen dachten. Allein es ist eben eine der Gewohnheiten der Geschichte, den Menschen ihre Probleme zu vertiefen, ihnen die Ziele höher hinauf zu rücken und die Kreise ihrer Wirksamkeit zu erweitern. Als vor viertehalb Jahrhunderten der kleine Augustinermönch zuerst in Zorn entbrannte über den Unfug, den ein anderer Mönch mit dem Ablaßwesen trieb, dachte er gewiß nicht an die Reformation und ihre Folgen, aber die Geschichte kam dazu und entzündete an der Gluth in der Seele des Bruder Martin ihre Fackel, womit sie den ganzen Kontinent in Flammen setzte.

Als die amerikanischen Kolonisten sich über den Theezoll und die Stempelsteuer empörten, träumten sie sicherlich nicht von der Unabhängigkeit und Freiheit Amerikas, aber wiederum erschien die Geschichte, drückte einem anderen Amerikaner ihren Griffel in die Hand und ließ ihn den Protest der Bostoner Krämer in die Worte der Unabhängigkeits-Erklärung übersetzen, mit denen zur Neugestaltung einer Welt der Grund gelegt wurde. Als die ersten deutschen Einwanderer im Hinterwalde oder in einer Bierschenke ein schwäbisches oder pfälzisches oder thüringisches Volkslied sangen oder die ihnen angeborene Kunst in einem einfachen Quartett erprobten, schwebte vor ihrem Geiste wahrscheinlich kein Sängerfest, wie wir es eben gefeiert haben; aber wenige Dezennien später steht der deutsche Dirigent mit seinem Taktstocke vor zweitausend Sängern, und deutsche wie englische Ohren lauschen mit Entzücken der „Sturmesmythe" und dem „Hallelujah". Der Mensch will immer mehr, als er weiß, und strebt stets nach höheren Zielen, als ihm vor Augen stehen.

Wie sehr die Musik geeignet ist, die starre Kruste von den Herzen der Menschen zu schmelzen, sie einander in die Arme zu

führen und in inniger Brüderlichkeit zu vereinen, darauf hat schon unser Festpräsident in seiner trefflichen Eröffnungsrede hingewiesen. Wenn einmal diese Einigung der Elemente unserer amerikanischen Bevölkerung erfolgt ist, werden sie auch im Geiste einander näher treten und von einem Bande umschlungen sein, welches von keiner Zwietracht zerschnitten, von keinem Hader gestört werden kann. Die wahren Verbrüderungsfeste der Menschheit werden nur auf den Höhen gefeiert, auf welche ich ihre Blicke zu lenken versucht habe; daß wir diese Höhen in unseren ferneren Bestrebungen nicht aus den Augen verlieren wollen, sei das Gelöbniß, mit dem wir uns heute von einander verabschieden.

VII.

Das Bibellesen in den Staatsschulen.

Rede gehalten in der Arbeiterhalle zu Cincinnati am 22. März 1870.

Meine Herren! Die trefflichen und eindringlichen Worte meiner beiden geschätzten Vorredner haben den uns zur Berathung vorliegenden Gegenstand so vollständig erschöpft, daß es fast überflüssig erscheint, dem von ihnen Gesagten noch Weiteres hinzuzufügen. Nichts desto weniger ergreife ich — der Ankündigung in den Blättern und Ihrer Aufforderung Folge gebend — auf einen Augenblick das Wort, um Sie auf die Wichtigkeit der bevorstehenden Schulrathswahlen aufmerksam zu machen. Diese Wahlen bilden meines Erachtens eines der entscheidendsten Momente in der Debatte, welche während der letzten sechs Monate nicht nur im Schulrath und in den Gerichtshöfen, sondern in allen Familien, in allen öffentlichen Lokalen und in allen Zeitungen des Landes geführt worden ist. Wenn die Fanatiker, welche darauf bestehen, daß das Bibellesen in den Staatsschulen beibehalten werden soll, diesmal obsiegen, so wird es auf längere Zeit bei der Entscheidung der Superior Court sein Bewenden haben. Der neue Schulrath wird nicht nur die Beschlüsse des gegenwärtigen Kollegiums widerrufen, sondern auch die von uns eingeleitete Appellation an die letzte richterliche Instanz zurücknehmen, und so dem obersten Gerichtshof in Kolumbus die Gelegenheit entziehen, in der obschwebenden Frage sein endgültiges Urtheil zu fällen. Unsere Gegner werden alles aufbieten, die weitere Debatte kurz abzuschneiden, aller ferneren Agitation den Boden wegzureißen, und das Rechtsgefühl des Volks (welches nach meiner Ueberzeugung in dem höchsten Richterstuhl des Staats ein würdigeres Organ finden wird, als in dem theologisch-politischen Synedrium von Cincinnati) unter

den Vorurtheilen der Masse zu ersticken. Dieser Versuch muß vereitelt werden; er kann vereitelt werden, wenn unsere deutschen Wähler ihre Schuldigkeit thun. Die Gefahr liegt darin, daß entweder der Sinn oder die Bedeutung und Tragweite der Frage mißkannt wird.

Den Hergang der Verhandlungen in der Bibelfrage kennen Sie Alle. Im Laufe des letzten Sommers reichte ein Mitglied des Schulraths zwei kurze Beschlüsse ein, des Inhalts, daß, um unsere Schulen den Kindern jedweder Religion zugänglich zu machen, das herkömmliche Bibellesen und überhaupt aller religiöse Unterricht in diesen Schulen fortan unterbleiben solle.

Diese Beschlüsse waren ein einfacher Akt der gewöhnlichen Gerechtigkeit. Sie waren nichts als ein Intraftsetzen des Buchstabens unserer Verfassung und des Geistes unserer Institutionen, die jedem Bürger unbeschränkte Gewissensfreiheit und allen Konfessionen absolute Gleichheit vor dem Gesetze gewährleisten.

Wenn der Israelit gezwungen wird, Lehrer besolden zu helfen, die den Kindern das neue Testament vorlesen und die Lehre von der Gottheit Christi einprägen, wenn der Katholik besteuert wird, um Schulhäuser zu bauen, in denen man die protestantische Bibel liest und methodistische Hymnen singt, wenn der Vernunftgläubige oder Freidenker dafür zahlen muß, daß den Schülern die mosaische Schöpfungsgeschichte oder irgend ein anderes Kapitel aus der Bibel, welches er in seiner buchstäblichen Fassung (wie man es dem Kinde ohne allen Kommentar bietet) für Unsinn hält, eingetrichtert wird, so sind wir wieder da angelangt, wo die Niederländer sich zur Zeit Philipp's II. befanden, als Posa, nach der Darstellung Schiller's, den spanischen König vergebens um Gedankenfreiheit bat. Man stößt hier freilich nicht auf „verbrannte menschliche Gebeine", wie Posa in Flandern, man errichtet keine Scheiterhaufen mehr, die Form der Verfolgung um der Ueberzeugungen willen ist eine mildere geworden; aber die Verfolgung ist darum nicht minder unverkennbar. Die modernen Vertreter der protestan-

tischen Glaubenspolizei begnügen sich damit, den Juden, Katholiken und sogenannten Ungläubigen mit Hülfe des Staats — eines republikanischen Staats im 19ten Jahrhundert! — für die Zwecke ihrer biblischen Orthodoxie zu plündern und zu berauben.

Die Beschlüsse des Schulraths, gegen welche jetzt im Namen der Religion und Moral ein so großes Geschrei erhoben wird, zielen einfach darauf ab, dieser Beraubung ein Ende zu machen.

Meine Herren, ich achte unter Umständen auch das Vorurtheil, besonders, wenn es ein ererbtes, seit vielen Generationen fest eingewurzeltes ist, und ich zweifle nicht daran, daß Viele unserer Gegner von einem zwar blinden, aber eben darum ehrlichen Eifer beseelt sind. Das gilt indeß nur von der großen Masse unserer Gegner; diejenigen, welche für sie das große Wort führen, wissen recht gut, daß es darauf abgesehen ist, Allen, die sich nicht rechtgläubige Protestanten nennen, den Stempel der Unfreiheit aufzudrücken und sie als Unfreie zu behandeln. Das kann Niemandem entgangen sein, der den Verhandlungen in der Presse und vor Gericht mit Aufmerksamkeit gefolgt ist.

Anfangs, als der Unfug des Bibellesens in den Staatsschulen zur Sprache kam, begnügte man sich mit der höhnischen Bemerkung: „Gut, wenn euch das Bibellesen nicht gefällt, laßt eure Kinder aus den Schulen weg; wir zwingen euch nicht, sie zu schicken." Das war das erste Stadium der Bibelfrage, welches man füglich das Stadium der absoluten Frechheit nennen kann. Diese Frechheit wurde sofort entlarvt durch die naheliegende Betrachtung, daß der Vater des Kindes, welches sich des Besuchs der öffentlichen Schulen enthält, damit keineswegs von dem Zwange erlöst ist, für die Erhaltung dieser Schulen Steuern zu zahlen.

Dann kam das zweite Stadium, das Stadium des naiven Blödsinns, für welches die Reden und Beschlüsse in Pike's Halle charakteristisch sind. Man behauptete nun, Amerika sei

eben ein protestantisch-christliches Land, und die Bibel sei *anerkannter Maßen* die alleinige Quelle aller Wahrheit und die unentbehrliche Stütze aller Moral. Dieser dummdreisten Behauptung wurden einfach die Geschichte unseres Landes, die Verfassung unseres Staats und das Bild des modernen Kulturlebens entgegengehalten. Nun endlich, und nachdem inzwischen der gesunde Menschenverstand bei der Abstimmung im Schulrath den Sieg davongetragen hatte, trat die Frage in ihr drittes Stadium, das Stadium der juristischen Spiegelfechterei, in welchem die Majorität der Richter mit einem Scharfsinn, dem die Nachwelt hoffentlich ihre Bewunderung nicht versagen wird, ausführten: obwohl das Christenthum — geschweige das protestantische Christenthum — hier eigentlich nicht Staatsreligion sei, obwohl der Bibel in unserer Verfassung mit keiner Silbe gedacht werde, obwohl nach der wiederholten ausdrücklichen Entscheidung des höchsten Tribunals im Staat Protestanten, Juden, Katholiken, Vernunftgläubige, Atheisten, und wie sie alle heißen mogen, vollkommen gleichberechtigt seien, so sei dennoch der Protestant befugt zu verlangen, daß seine Bibel auf Kosten aller, auch der andersgläubigen Bürger in den Staatsschulen gelesen werde!!! Mit andern Worten: es wurde entschieden, Ohio sei zwar kein christlich protestantischer Staat, und der Protestantismus könne keinen Anspruch erheben auf Bevorzugung, allein er habe gleichwohl, oder vielmehr er habe *eben darum*, das Recht, die Andersgläubigen für seine Zwecke zu besteuern.

Ich bin nicht gekommen, die theologisch-juristische Saalbaderei des vorsitzenden Richters und die dünnfädigen Sophistereien seines jüngeren und anständigeren Kollegen einer Kritik zu unterwerfen. Diese Kritik ist längst von dem trefflichen Richter Taft, dessen Entscheidung jetzt auch in's Deutsche übersetzt ist, in aller Schärfe vollzogen worden. In den wenigen Bemerkungen, die ich heute Abend zu machen gedenke, werde ich mich darauf beschränken, zwei Punkte zur Erörterung zu

bringen, auf die man sich zu stützen pflegt, um entweder den Schwerpunkt der Frage zu verrücken, oder die Frage selbst als unwichtig in den Hintergrund zu drängen.

Es giebt Leute, die in der Sache selbst völlig mit uns einverstanden sind, die aber vorgeben, der ganze Streit drehe sich um etwas so Unbedeutendes und Geringfügiges, daß es sich nicht der Mühe lohne, darob einen großen Lärm zu schlagen. „Was thut's", sagen diese Leute, „ob jeden Morgen ein paar Bibelstellen gelesen und einige fromme Lieder gesungen werden? Das Bibellesen und Singen ist eine bloße leere Form, die am Ende keiner Konfession irgend einen erheblichen Vorschub leisten kann."

Man könnte diese Betrachtung mit der wohlbekannten Thatsache abfertigen, daß die erwähnte „leere Form" bis jetzt dazu gedient hat, fast die Hälfte der schulpflichtigen Kinder von unsern Gemeinschulen fern zu halten. Ich weiß, daß dies bestritten wird, und werde darauf später zurückkommen. Aber für mich hat die angeblich leere Form einen sehr großen Inhalt. Die obschwebende Frage dreht sich keineswegs um das Bibellesen allein. Hinter dem Lehrer, der in der Schule von Staatswegen Bibelverse herplappert, steht der ganze puritanische Fanatismus, der sich noch immer das Recht anmaßt, unser soziales und politisches Leben in seine Uniform zu hüllen, jedem Gedanken seine Signatur aufzudrücken, jede Thätigkeit in seine Schranken zu bannen, uns vorzuschreiben, welche Sprache wir reden, welche Erholungen wir uns erlauben, was wir trinken und nach welcher Façon wir selig, gesund und glücklich werden sollen — jener finstere Geist, den zu verscheuchen die besondere Aufgabe der Deutschen in diesem Lande ist, dem man aber nicht das leiseste Zugeständniß machen kann, ohne auf Alles, was ein vernünftiger Mensch Freiheit nennt, vollständig Verzicht zu leisten. Es ist überhaupt ein alter bewährter Satz, daß Niemand sein gutes Recht wahren kann, der nicht bereit ist, auch den geringfügigsten Eingriff in dasselbe sofort abzuwehren.

„Principiis obsta", sagt der Lateiner. „Wenn du dem

Teufel heute die Klaue giebst", sagt ein altes Sprichwort, „so hat er morgen die ganze Bestie."

Die Gründer der amerikanischen Unabhängigkeit verstanden das sehr gut; die von England geforderten Stempelsteuern und Theezölle waren an und für sich eine Bagatelle, aber in der Weigerung, diesen unbedeutenden Tribut zu entrichten, lag die ganze Freiheit, deren Segnungen wir jetzt genießen. In unserer standhaften, festen Haltung in dieser scheinbar so unerheblichen Bibelfrage liegt eben so die ganze Gewähr für den zukünftigen Bestand der edelsten aller Freiheiten, für welche Tausende von Märtyrern ihr Leben geopfert, für welche einst (im westphälischen Frieden) unser altes deutsches Vaterland seine politische Existenz hingegeben hat — der Gewissensfreiheit. Es läßt sich Niemand ungestraft das Abzeichen der Knechtschaft anheften, wenn es auch kein Brandmal ist; es ist ein bezeichnender Zug des alten germanischen Rechts, daß ein Mensch, der sich einmal der Schmach des Hundetragens unterzog, fürderhin kein Gut mehr hatte, selbst das Leben nicht, dessen Besitz ihm von Kaiser und Reich gewährleistet wurde. Wer Lust hat, als Sklave und Höriger in diesem Lande eine Bettelexistenz zu fristen, stimme bei der nächsten Wahl für einen Bibelkandidaten oder bleibe theilnahmlos und unthätig zu Hause; wer aber als freier Mann unter Freien — auch unter Nichtswissern und Muckern — seinen Kopf hoch zu tragen gedenkt, wird an die Wahlurne gehen und einen Zettel hineinwerfen, auf dem geschrieben steht, daß er sich kein Halsband anlegen läßt, wenn auch Bibelsprüche darauf stehen, und daß man ihn nicht mit Riemen knebeln darf, selbst wenn es Betriemen sind.

So viel zur Entkräftung des Vorwands, der Gegenstand des Streits sei zu unerheblich, als daß es sich der Mühe lohne, diesen Streit zum prinzipiellen Austrag zu bringen.

Ich komme jetzt auf den zweiten Punkt, auf eine Behauptung, die von unsern Gegnern aufgestellt wird, um die wahre

Sachlage zu umnebeln und den Faden der Beweisführung zu verknäueln.

„Der Kampf gegen das Bibellesen", sagen unsere Gegner, „ist nur ein Scheingefecht; die wahre Absicht derer, welche die Bibel aus den Schulen verbannt wissen wollen, ist, unseren Gemeinschulen überhaupt den Todesstoß zu versetzen, die Schulfonds unter die Konfessionen zu vertheilen und der katholischen Kirche davon den Löwenantheil zuzuwenden."

Während ich überzeugt bin, daß der augenblicklichen Bewegung in unserem Schulrath durchaus kein solches Motiv zu Grunde liegt, hege ich dennoch keinen Zweifel, daß es hervorragende Katholiken gibt, die eine solche Theilung des Schulfonds im Auge haben. Aber die Befürworter dieser Maßregel suchen ihre Verbündeten sicherlich nicht in unseren Reihen, sondern in den Reihen unserer Gegner. Sie wissen recht gut, daß der einzige stichhaltige Grund, den sie für die Unterstützung katholischer Schulen von Staatswegen anführen können, darin besteht, daß der Staat jetzt den ganzen Ertrag der Schulsteuer Anstalten zuwendet, die in Form und Wesen protestantische Schulen sind, und daß ihnen jeder Vorwand zur Agitation für eine konfessionsmäßige Vertheilung der Gelder genommen ist, sobald an den öffentlichen Schulen der Charakter der Sektenschulen getilgt wird. Was hat der orthodoxe Protestant dem Katholiken zu erwidern, wenn dieser ihm sagt: „Du bringst in die Staatsschulen deine Bibel und das protestantische Gesangbuch, ich komme mit Rosenkranz, Meßbuch und Kreuz; die Schulen gehören mir so gut wie dir; ich zahle dafür eben so viel wie du; welches Recht hast du, die Insignien meines Glaubens zurückzuweisen und mit den deinigen Besitz zu ergreifen?" Hat der Katholik nicht das Recht zu verlangen, daß der Staat, wenn er auf allgemeine Kosten eine Schule für den protestantischen Kultus baut und erhält, eine andere Schule für den katholischen Kultus daneben stelle?

Es ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu erklären, daß ich nie, unter keinerlei Umständen, zu einer Theilung der Schulgelder unter die Konfessionen die Hand bieten werde. Wenn es einmal dahin kommt, daß der Staat katholische, protestantische und jüdische Schulen gründet, so ist die Zeit nicht mehr fern, wo er auch katholische und protestantische Kirchen und israelitische Synagogen errichten wird; er wird dann nicht nur konfessionelle Lehrer besolden, sondern auch Priester; mit einem Wort, die alte Ehe zwischen Kirche und Staat wird von Neuem eingesegnet werden. Beiläufig gesagt — und ich freue mich, daß ich Gelegenheit habe, dies hier in's Klare zu setzen — hat der Katholik in keinem Falle einen Zoll Rechtsboden, auf dem er stehen kann, wenn er eine Theilung der vom Staate erhobenen Schulsteuern beantragt.

Er kann zwar mit vollem Fug und Recht verlangen, daß er nicht für den Unterhalt von Schulen besteuert werde, die für seine Kinder verschlossen sind; er kann verlangen, daß der Staat aufhöre, für protestantische Sektenschulen von allen Bürgern ohne Unterschied des Glaubens Steuern zu erheben; er kann verlangen, daß die Schulen absolut konfessionslos werden oder aufhören, als Staatsschulen zu existiren; allein er kann nie und nimmer verlangen, daß der Staat als Agent für seine Kirche allgemeine Steuern auflege und nachher nicht nur das Geld, welches er selbst eingezahlt hat, sondern vielleicht auch einen Theil des Geldes, welches aus den Taschen der Protestanten kommt, an ihn zurückzahle.

In einer Republik, in welcher absolute Religionsfreiheit herrscht, in welcher Kirche und Staat vollständig von einander getrennt und unabhängig sind, steht keiner religiösen Gemeinschaft die Forderung zu, daß der Mechanismus des Staates in irgend einer Weise zu kirchlichen Zwecken gebraucht oder vielmehr gemißbraucht werde. Ich habe mich über diesen Punkt etwas ausführlich verbreitet, weil die Diskussionen in den Blättern die ganze Angelegenheit in eine heillose Verwirrung gebracht haben.

Die Ansichten, die ich soeben ausgesprochen habe, sind, wie ich glaube, auch die Ansichten der großen Mehrheit unserer katholischen Bürger. Es fehlt allerdings nicht an Menschen unter ihnen, die sich von religiösem Fanatismus leiten und von Vorurtheilen beherrschen lassen, so wenig wie unter den Protestanten. In der That, es ist nicht das Verdienst derjenigen orthodoxen Protestanten, die die alte Knownothing-Partei gründen halfen und den Geist dieses zu guter Stunde hoffentlich auf immer begrabenen politischen Ungethüms stets wieder heraufzubeschwören suchen, daß unsere Katholiken nicht erbitterte Glaubensfanatiker geworden sind.

Glücklicher Weise leben auch sie unter dem Einfluß des freien Geistes, der sich in unsern Institutionen verkörpert, und werden von diesem Geiste wie vom Geiste des Jahrhunderts erzogen, wenn sie sich dessen auch nicht bewußt sind. Die republikanische Luft geht durch ihre Nüstern, so gut wie durch die der Vernunftsgläubigen und Protestanten. Wer den hiesigen Katholiken im praktischen Leben begegnet ist, wird gefunden haben, daß sie im Allgemeinen ebenso liberale und billig denkende Menschen sind, wie diejenigen, welche vor dem Kreuz von einem größern Schrecken befallen werden, als vor dem Spalt im Huf des alten Samiel. Jeder, der so lange auf diesem schlechten Planeten herumgestolpert ist, wie die Meisten der hier Anwesenden, weiß aus Erfahrung, daß es einfältig ist, einen Menschen in seinem Alltagsleben für die streng logischen Konsequenzen der Artikel seines Glaubens verantwortlich zu machen. „Man muß Gott fürchten, Jesum lieb haben und sich behelfen", sagt der westphälische Bauer.

Fragen Sie einen orthodoxen Calvinisten oder Presbyterianer, ob er wirklich glaube, ein Theil der Söhne Adams sei durch ewigen Rathschluß Gottes von vorn herein zur Verdammniß, ein anderer dagegen zur Erlösung bestimmt, — er wird antworten: „Ja, so steht's in meinem Bekenntniß, das ist mein Glaube." Aber in der That und Wahrheit glaubt und

denkt er sechs Tage in der Woche und drei Viertel des siebenten Tages nichts der Art; er geht mit seinen Nebenmenschen um, als ob sie auf Grund eines anständigen Lebenswandels wohl auch ein Bischen selig werden könnten, trotz der Vorherbestimmung.

Halten Sie in gleicher Weise einem frommen Katholiken den Syllabus entgegen, und sagen ihm: „das ist die ausdrückliche, unzweideutige Erklärung des Papstes, und du lebst in einer Republik; unterschreibst du das?" — er wird wahrscheinlich erwiedern: „nun, wenn der Papst es erklärt hat, muß es wohl so sein." Wenn es indeß zum Verkehr mit seinen Mitbürgern kommt, wenn er an der Wahlurne seine Stimme abgiebt u. s. w., kümmert er sich um den Syllabus so wenig, wie um das zwölfte Gebot oder das siebente Buch Mosis. Und am vierten Juli liest er die Unabhängigkeitserklärung gerade so andächtig, wie der Methodist oder Presbyterianer, ohne sich einfallen zu lassen, daß das lauter Sätze sind, die mit denen der päpstlichen Encyclika in gar sonderbarem Einklang stehen.

„Uebrigens", fragt Richter Taft mit Recht, „zugegeben, daß die Katholiken mehr wollen, als ihnen zukommt, ist das ein Grund für die Protestanten, ihnen ihr wirkliches Recht vorzuenthalten und selbst Ungebührliches in Anspruch zu nehmen?" Und — hätte er hinzufügen können — wie kommt ihr angeblich Freisinnigen dazu, darüber zu spekuliren, welchen Gebrauch der Katholik von seinem Recht machen wird, wenn er es einmal hat — ob er seine Kinder in die konfessionslosen Schulen schicken wird oder nicht? Was gehen uns hier, wo es sich um einfaches Recht oder Unrecht handelt, die geheimen Pläne derer an, die gekommen sind, ihr gutes Recht zu fordern? „De internis non judicat praetor" ist ein alter Grundsatz des Zivilrechtes — „Nebenabsichten und stille Gedanken kommen bei Rechtsfragen nicht in Betracht." Wenn die Katholiken später verlangen, was ihnen nicht gebührt, werden sie kurzer Hand abgewiesen; aus demselben Grunde muß aber auch der orthodoxe

Protestant abgewiesen werden, wenn er uns zumuthet, ihn in einem Besitz zu schützen, den er sich unrechtmäßiger Weise angeeignet hat. Es steht uns schlecht an, den Katholiken zu bezüchtigen, er hege die Absicht, über sein Recht hinauszugreifen, so lange wir selbst uns einer offenkundigen Ungerechtigkeit gegen ihn schuldig machen. Wer eben die Hände in fremden Taschen hat, ist ein sehr unberufener Warner vor den unehrlichen Absichten seines Nachbarn. Und ein protestantisches Schulgebäude, dessen Bausteine mit einem Mörtel gekittet sind, der von dem Schweiß armer katholischer Arbeiter angefeuchtet wurde, für deren Kinder man hinterher die Thüren der Schule mit protestantischen Riegeln verrammelt, zu der die Bausteine selbst mit Mitteln beschafft wurden, die zum großen Theil aus den Taschen der Juden und „Ungläubigen" mit Hülfe des Staates gestohlen sind, ist ein sehr ungeeigneter Ort, mit frommer Miene die Bibel zu lesen und dabei zu versichern, nur auf diese Weise könne der Untergang der öffentlichen Moral verhütet und die Stimme des öffentlichen Gewissens wach gehalten werden.

Meine Herren, es handelt sich in der bevorstehenden Wahl um das schlichte, klare, unbestreitbare Recht, — nicht nur um das Recht des Juden, oder Katholiken, oder Ungläubigen, sondern um das Recht aller Bürger, weß Glaubens sie auch sein mögen. Es ist die besondere Pflicht der Deutschen, mit ihren Stimmen um dieses Recht eine Schutzwehr zu bilden. Wenn das deutsche Volk dereinst vor dem Richterstuhle der Geschichte erscheint, wird es für viele Sünden gegen die Freiheit zur Verantwortung gezogen werden; aber alle diese Vergehen finden eine stolze Sühne in der Thatsache, daß es *eine* Freiheit giebt, deren Panier die Deutschen stets hoch getragen haben, — *die Gedankenfreiheit*.

VIII.

Der Nativismus in den Staatsschulen.

Rede gehalten in der Turnhalle zu Cincinnati im September 1866.

Meine Herren!

Wie Ihnen bekannt, ist diese Versammlung deutscher Bürger der 10., 11. und 12. Ward zu dem Zwecke berufen worden, die Veranlassungen zu dem Austritte unserer deutschen Schulräthe aus ihrem Kollegium in Berathung zu ziehen und unserem Urtheile über dieses Vorkommniß Ausdruck zu geben. Die Thatsachen, welche den außerordentlichen Schritt unserer Mitbürger rechtfertigen, sind Ihnen bereits in den Blättern unterbreitet worden. Ich gestehe, daß ich diesen Thatsachen mit den Gefühlen der tiefsten Entrüstung gegenüber stehe, und daß ich nur mit Mühe über die Ruhe gebiete, die zu einer ersprießlichen Erörterung dieser Angelegenheit erforderlich ist. Der Sachverhalt, wie ich ihn auffasse, ist nämlich einfach folgender. In einem Schuldistrikte, in dem mehr als neunzehn Zwanzigstel der Schüler Deutsche sind, in dem somit, der Zahl nach, die Anglo-Amerikaner kaum in Betracht kommen, kann ein ausgezeichneter, durchaus erfahrener Lehrer, der mehr als zehn Jahre an unseren Volksschulen gewirkt hat, nur darum nicht als Oberlehrer gewählt werden, weil er das Unglück hat, ein Deutscher zu sein. Ich weiß wohl, daß das von mir bezeichnete Motiv in Abrede gestellt wird; allein man darf nur die unbestrittenen Thatsachen in's Auge fassen, um sich zu überzeugen, daß sie keine andere, als die von mir gegebene Deutung zulassen. Herr Allen, der frühere und jetzt wiedergewählte Oberlehrer, versteht

von der Sprache der Deutschen, deren Kinder er in der Schule hat, gar nichts. Ebenso sind ihm die Gesinnungen, Wünsche, Bedürfnisse u. s. w. dieser Deutschen vollständig fremd, und (kann ich hinzufügen) vollständig gleichgültig. Seit längerer Zeit lebt er in fortwährendem Hader mit seinen deutschen Nebenlehrern, wie mit den örtlichen Schulräthen, und aus seiner eigenen Mittheilung an die gestrigen Zeitungen geht zur Genüge hervor, daß er das deutsche Element in seiner Schule nur insofern respektirt, als er durch positive gesetzliche Verordnungen gebunden ist. Er rühmt sich zwar, durch Vermittelung des Hochw. Herrn Chester sich des Vertrauens und der Gunst der Schulräthe *außerhalb* seines Distriktes versichert zu haben (wobei ich nicht untersuchen will, ob das Prädikat *Hochwürden* oder der einfache Name Chester betont werden soll); aber das Vertrauen und die Gunst der Schulräthe *innerhalb* seines Distrikts, die ihn genau zu beobachten Gelegenheit hatten, genießt er so wenig, wie die Achtung der Bürger, deren Kinder seine Schule besuchen. Unter diesen Umständen ist es doch wohl klar, daß er hätte beseitigt werden sollen, wenn Jemand zu finden war, der die bei einem Oberlehrer vorauszusetzenden Eigenschaften in nicht geringerem Grade besaß, als Herr Allen, und dabei den einen wesentlichen Vorzug hatte, sich des Vertrauens, der Achtung und Zuneigung der Leute zu erfreuen, mit denen er täglich verkehren, mit denen er sich stündlich berathen, deren Kinder er erziehen, deren gerechten Wünschen und gesetzlichen Befehlen er Folge leisten sollte. Und ein solcher Mann hatte sich gefunden.

Herr Knell ist seinem erfolgreichen Mitbewerber in jeder Beziehung ebenbürtig, und darum nicht minder ebenbürtig, weil er in dem Lande der Diesterweg und Pestalozzi geboren und erzogen wurde; er ist der englischen Sprache ebenso mächtig, wie Herr Allen, obschon sie seine Muttersprache nicht ist; und ich habe allen Grund zu glauben, daß er Herrn Allen an wahrer Bildung und gründlichen Kenntnissen bei Weitem überlegen ist.

Trotzdem wurde der nur von einem Schulrathe empfohlene Herr Allen dem von der Mehrheit der lokalen Schulräthe in Vorschlag gebrachten Herrn Knell vorgezogen. Warum? Wenn es da noch einen andern Grund giebt, als den, daß Herr Knell den schlimmen Fehler hatte, neben der englischen Sprache auch die Sprache Lessing's und Göthe's zu reden, und der Geburt nach einem Volke anzugehören, welches seit Jahrhunderten der harten und undankbaren Arbeit obliegt, die anderen Völker der sogenannten zivilisirten Welt zu erziehen, so ist dieser wahre Grund für meinen Blick zu fernliegend.

Meine Herren, ich bin nichts weniger, als ein sogenannter Deutschthümler. Ein deutscher Geburtsschein ist zwar, nach meinen Begriffen, eine Art von Adelsdiplom, aber ich bin Republikaner und halte von allen Adelsdiplomen nicht viel. Ich betrachte es allerdings als ein sehr günstiges Geschick, daß über meiner Geburtsstätte derselbe Himmel blaute, in dessen Sternenglanz die hellen Augen Leibnitzen's und Kant's geleuchtet, und daß es mir vergönnt war, mit dem ersten Athemzug einen Theil derselben Luft einzusaugen, die Friedrich Schiller und Friedrich Richter geathmet hatten. Und ich freue mich zu jeder Stunde des Tages, daß mir das Buch der deutschen Erkenntniß nicht ganz ein versiegeltes Buch geblieben ist. Allein ich thue mir darum nichts darauf zu Gute, daß ich ein Deutscher bin und weiß sehr wohl, daß man ein Landsmann Humboldt's und dennoch ein Lump sein kann. Ich hege eine sehr gründliche Verachtung vor den faulen und geistlosen Tagedieben, welche bei jeder Gelegenheit den großen Mantel unserer vaterländischen Heroen in den Winden flattern lassen, um damit ihre eigene Nichtigkeit zu verdecken. Und wenn gar um die Wahlzeit ein anglo-amerikanischer Demagog mir dadurch schmeicheln zu können glaubt, daß er seine schmutzigen Lippen von dem Lobe deutscher Biederkeit, deutschen Fleißes, deutscher Intelligenz, und wie die vielen von den Politikern erfundenen germanischen Tugenden sonst noch heißen, überfließen läßt, so rette ich mich unverzüglich in die nächste Ecke, um die

unausbleiblichen physischen Folgen meines Ekels den Augen der Menschen zu entziehen. Wenn man indeß versucht, mir meine deutsche Herkunft als ein Zeichen der sozialen Erniedrigung oder der politischen Rechtlosigkeit anzuheften, dann entfalte ich das Banner deutscher Kultur und öffne das Buch deutscher Geschichte und deute auf das, was da geschrieben steht. Auf meine deutsche Geburt können keinerlei Ansprüche auf besondere Rechte, geschweige denn auf Vorrechte, gegründet werden; aber ebenso wenig kann diese Geburt in unserm Lande dazu dienen, mir den Stempel einer untergeordneten und rechtlosen Kaste aufzudrücken.

Es herrschen unter einem Theile der Anglo-Amerikaner, und sogar unter einigen eingewanderten Deutschen, die merkwürdigsten Begriffe über die rechtlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Bestandtheilen, aus welchen unsere amerikanische Bevölkerung zusammengesetzt ist. Nicht wenige glauben, es gebe hier eine besondere sprachliche, sittliche und sogar religiöse Uniform, die jeder hierher Einwandernde ohne Verzug anzulegen habe. Vor nicht sehr langer Zeit sagte mir ein hervorragender Amerikaner, mit dem ich über Schulangelegenheiten, den deutschen Unterricht in den Schulen, den Unfug des gezwungenen Bibellesens u. s. w. sprach, ganz naiv, man müsse doch zugestehen, Amerika sei ein englisches und nebenbei protestantisches Land. Ich weiß nicht, ob der gute Mann mich verstand, als ich ihm ruhig erwiderte, er irre sich: in unserer Bundesverfassung, wie in den Konstitutionen der einzelnen Staaten könne man aus und zwischen den Zeilen lesen, Amerika sei einfach ein *freies* Land, in dem jeder nach seiner Façon selig werde und spreche, wie ihm der Schnabel gewachsen sei.

Meine Herren, ich bin durchaus nicht geneigt, den Werth und die Bedeutung einer gesunden, naturkräftigen amerikanischen Nationaleinheit zu unterschätzen; aber diese Einheit kann nicht dadurch zu Stande kommen, daß die verschiedenartigen Kulturelemente, welche sich auf dem Boden dieser neuen Welt zusammenfinden, sich gegenseitig zerstören, sondern nur dadurch,

daß diese Elemente sich ungestört ausbilden, sich gegenseitig verstärken, mit einander verschmelzen, — daß sie, mit einem Worte, sich frei vermählen. Jeder europäische Stamm, der hierher einwandert, bringt ein besonderes werthvolles Kapital, welches er dem Gesammtvermögen der jungen amerikanischen Nation zuschießt und womit diese Nation wuchern soll. Jedes europäische Volk, das westwärts über die Atlantis zieht, bietet uns irgend eine, an dem Baume seiner besonderen Geschichte gezeitigte, eigenthümliche Frucht, deren Samen in den jungfräulichen Boden dieses Landes eingesenkt und nicht muthwillig zertreten, sondern sorgsam gepflegt werden muß. Und diejenigen Amerikaner, welche uns zumuthen, uns auf einmal unserer deutschen Eigenart zu entäußern, mit unserer ganzen Vergangenheit zu brechen, unsere vaterländischen Erinnerungen in unserem Gedächtnisse zu löschen, unsere deutschen Besitzthümer von uns zu werfen, uns als bloße Farben auf einer englischen Palette verreiben zu lassen, sind einfach darauf aus, hier der werdenden Kultur ihren keimfähigsten Samen zu zertreten. Die Schulräthe, welche den durch die Landesgesetze sanktionirten deutschen Unterricht in unseren öffentlichen Schulen zu hintertreiben suchen, bemühen sich wahnsinniger Weise, der jungen Generation, *ihren und unseren Kindern*, eine ihrer ergiebigsten Bildungsquellen zu verstopfen.

Es ist nicht die mindeste Gefahr, daß durch die Pflege des deutschen Elements in diesem Lande die amerikanische Volkseinheit zersplittert werde. Das amerikanische Volk ist ein junges Volk; das Blut wallt stürmisch in seinen Adern, und die Prozesse der Assimilation und Sekretion gehen sehr energisch von Statten. Was für unsern Nationalkörper gesund und nahrhaft ist, wird rasch assimilirt, und die Mauserprodukte werden eben so rasch ausgeschieden. Die Lebens- und Bildungsthätigkeit ist hier so gewaltig, es wogt hier Alles so wild durcheinander, der Verkehr ist hier so allgemein, so rege und durchgreifend, daß sich auf die Dauer keine Sonderindividualitäten erhalten können. Aber daraus folgt noch keineswegs, daß *ein* Element alle

übrigen verschlingen müsse. Alle Elemente müssen sich zu einem Gesammtprodukt verbinden; die geistigen, sittlichen, ja sogar die sprachlichen Züge aller Erzeuger des kommenden amerikanischen Geschlechts werden sich in der Physiognomie dieses Geschlechts wiederfinden.

Es giebt ein ewiges Naturgesetz, wonach in allen Entwicklungsvorgängen das Gute, Gesunde, Kräftige sich erhält, und das Schlechte, Krankhafte, Schwächliche untergeht und verschwindet. Was wir Deutschen Werthvolles an uns haben, soll und wird als nationales Besitzthum hier bleiben; unsere Mängel und Verkehrtheiten werden und sollen der Vernichtung anheimfallen. Die Amerikaner der kommenden Jahrhunderte werden hoffentlich bessere und vernünftigere Menschen sein, als ihre anglo-amerikanischen und deutsch-amerikanischen Vorfahren; sie werden die Tugenden Beider haben ohne ihre Gebrechen. Sie werden ihren Göthe gelesen haben so gut wie ihren Shakespeare, und über die Zöpfe lachen, die im neunzehnten Jahrhundert den dummen Einfall hatten, den Göthe in Keilschrift oder Hieroglyphen verwandeln zu wollen.

Vor einigen Jahren besuchte ich einen Freund in Montreal, und dieser machte mich am Quai aufmerksam auf das prachtvolle Schauspiel des St. Lorenzstroms, der majestätisch an der alten Stadt vorüberzieht, nachdem er kurz vorher den auch sehr breiten Ottawastrom in sich aufgenommen hat. Vor Montreal unterschied ich noch sehr deutlich die grünen Fluten des Ottawa, die unvermischt neben den blauen Gewässern des St. Lorenz sich hinwälzten. Als ich aber Tags darauf mit dem Dampfer nach Quebec den Doppelstrom hinunterfuhr, fand ich, daß die Wellen immer mehr durcheinander schäumten, und der Farbenkontrast allmählich aufhörte; die Flüsse vermählten sich, die Farben verschwanden, und statt zweier besonderer, halbdunkler, blauer und grüner Flüsse wälzte sich ein großer, einheitlicher Strom, dessen Fluten sich eben durch die Mischung zu farbloser, durchsichtiger Helle geklärt hatten, dem Ozean entgegen.

Dieser eine Strom trug weder die blaue noch die grüne Livree, weder die Farbe des St. Lorenz, noch die des Ottawa.

Aehnlich wird es sein mit den großen Völkerströmen, die hier in einander einmünden; auch sie werden noch eine Zeitlang nach ihrer Begegnung verschiedenfarbig neben einander hinfließen. Aber mit der Zeit werden ihre Fluten sich durchdringen, und wenn der bei dem ersten Zusammenstoß aufsteigende Schaum und Gischt sich vertheilt hat, dann sehen wir nicht englisches Blau, nicht deutsches Grün, sondern, ich hoffe es, die farblose, durchsichtige Klarheit des reinen, freien Menschenthums. Vor der Hand aber sollen die Wellen des anglo-amerikanischen Rinnsals sich des voreiligen Versuchs enthalten, den Wogen des deutschen Stroms ihren Rhythmus und ihre Farbe anzuzwingen; denn diese Wogen haben zwischen ihren alten deutschen Ufern allerlei Tönen gelauscht, deren Echo sich in dem Getöse der englischen Gewässer nicht hörbar machen kann, und haben das strahlende Sonnenbild des deutschen Gedankens spiegelnd auf ihrer Fläche getragen; diese Wogen haben also auf ihrem Wege sich auf Vieles zu besinnen, und in ihren Schooßen Manches zu bergen, was das anglo-amerikanische Wasser jetzt noch nicht in sich aufnehmen kann, was ihm aber vielleicht später einmal zu Gute kommt.

Uebrigens sind die wirklich intelligenten Amerikaner beider Stämme mit den hier ausgesprochenen Sätzen vollkommen einverstanden. Das Vorurtheil gegen die Deutschen und das Deutschthum findet sich nur bei den bornirten Halbgebildeten, die den Mangel innerer Selbstständigkeit und moralischen Halts in sich fühlen, und sich ohnmächtig gegen jede Uebermacht auflehnen, welche ihnen nahe tritt. Außerdem verliert der sogenannte Nativismus alle Schrecken, wenn man bedenkt, daß er nur die krankhafte, regellose Aeußerung des nationalen Bildungstriebs, die Karrikatur eines an sich wohl berechtigten Nationalgefühls ist. Dieses Nationalgefühl und die Ansätze zu allerlei fieberhaften Aeußerungen desselben finden sich bei allen

Völkern. Nur ist der Nativismus der Amerikaner darum lächerlich, weil er auf nichts Anderes hinausläuft, als auf ein Nasenrümpfen der Eingewanderten von vorgestern über die Einwanderer von gestern und heute.

Auf der andern Seite haben wir Deutsch-Amerikaner uns die Geringschätzung vieler Anglo-Amerikaner selbst zugezogen. Die Rücken sehr vieler Deutschen, die früher sich unter der Last europäischer Despotie zu beugen gewohnt waren, zeigen auch hier wieder einen merkwürdigen Hang, sich Angesichts der trotzigen Haltung derer, deren Glieder sich in der Luft der Freiheit gestählt haben, von Neuem zu krümmen. Gehen Sie einmal auf unsere politischen Konventionen; drei Viertel der deutschen Kandidaten wollen Armenhaus-Direktoren, Marktmeister oder Nachtwächter werden; bis zu den einträglichen und ehrenvollen Aemtern versteigt sich ihr Ehrgeiz nicht. Wir Deutschen sollten zwei Wahrheiten stets im Auge behalten; die eine ist, daß die eigene Schätzung unseres Werths das präsumtive Maß für die Schätzung desselben Werths durch Andere bildet, daß man uns nur in sofern respektirt, als wir uns selbst respektiren; die andere, daß in diesem Lande, wie überall auf unserm Planeten, Jeder nur so viel Raum hat, als er sich erstreitet und nöthigen Falls mit starkem Arm behauptet.

Der den Deutschen nicht selten gemachte Vorwurf, daß sie sich gegen ihre anglo-amerikanischen Brüder ausschließend und abwehrend verhalten, daß sie „clannish" seien, ist ungerecht. Das ließe sich an sehr vielen schlagenden Beispielen nachweisen, wovon ich nur eins anführen will.

Vor fünf Jahren bildete sich in eben diesem Saale, in dem ich jetzt vor Ihnen stehe, ein deutsches Regiment, das neunte. Dieses Regiment hatte das Recht, sich frei zu organisiren, und als es sich um die Frage handelte, wer Oberst des Regiments werden sollte, stand ihm die Wahl offen zwischen mehreren ausgezeichneten deutschen Offizieren, worunter ich nur unsern Willich namhaft machen will. Aus Gründen, die mir

damals so wenig wie jetzt einleuchteten, fiel die Wahl nicht auf Willich, sondern einen Anglo-Amerikaner, der von der deutschen Sprache und vom Militärwesen nur so viel verstand, daß er „Vorwärts, Marsch!" kommandiren konnte. Die braven deutschen Jungen waren nicht engherzig, wie unsere Schulräthe; sie fragten nicht, wo McGoot geboren worden sei; sie fragten nur nach seiner Ebenbürtigkeit mit ihnen in der Tapferkeit und der Liebe zur Freiheit und dem amerikanischen Vaterlande.

Meine Herren, ich bin von meinem Gegenstande weiter geführt worden, als ich beabsichtigt hatte. Ich wollte Ihnen nur auseinandersetzen, daß es sich hier nicht blos um die Sühne eines besondern, in einem einzelnen Falle begangenen Unrechts handle, sondern um die Zurückweisung einer Theorie, die man in diesem Fall zur praktischen Geltung zu bringen sucht, — der Theorie, daß wir in dieser Republik anglo-amerikanisches Gnadenbrod essen, und daß unsere Existenz in Amerika auf der Duldung derer beruhe, die zufällig ein paar Jahre vor uns hierher gekommen sind. Das einzige Urbesitzrecht der weißen Amerikaner an die früheren Jagdreviere der Rothhäute besteht in dem Recht, welches der Zivilisation zusteht, den Boden der Barbarei zu erobern; und zu diesem Besitztitel haben wir Deutschen, denk' ich, auch einige Aktenstücke aufzuweisen. Auf diesen Urkunden leuchten die Flammenzüge der deutschen Erkenntniß, und wir haben sie in den letzten Jahren mit kostbarem deutschen Blute umrändert. Wir haben ein Recht, auf unsere Weise hier zu wohnen; wir haben ein Recht, unsere höchsten Stammesgüter frei zu besitzen und zu wahren. Wir werden diese Güter nicht gezwungener Weise gegen die uns gebotene, wenn auch noch so werthvolle, fremde Waare umtauschen. Wir sind bereit, uns zu amerikanisiren, aber nicht, uns zwangsweise zu anglisiren. Sich amerikanisiren heißt nach unsern Begriffen, sich aufklären, seine beschränkten Vorurtheile aufgeben, duldsam, großmüthig und frei werden; es heißt nicht, zum

Spott und Gelächter der Götter und Menschen sich in das Gewand fremder Vorurtheile und Eigenheiten hüllen.

Wir werden uns mit den Angehörigen anderer Stämme verständigen; wir sind bereit, alles Gute, was sie uns zu bieten haben, dankbar anzunehmen; wir werden versuchen, jeden Werth, den wir so entgegen nehmen, mit einem entsprechenden Gegenwerthe zu bezahlen. Aber wir sind nicht bereit, unsere Eigennatur, unsere innere Freiheit und moralische Selbständigkeit zu opfern. Ich hange gewiß mit zärtlicher Liebe an meinem freien, großen, herrlichen amerikanischen Adoptiv-Vaterlande, dem Vaterlande meiner Kinder; aber wenn mir die Wahl gestellt würde, entweder auf die bürgerliche Freiheit, die mir Amerika bietet, oder auf die geistige Freiheit, die in der Erlösung durch den deutschen Geist zu suchen ist, zu verzichten, — ich würde zwar mit schwerem Herzen, aber ohne Zaudern meine Kinder mit mir hinüber nehmen nach der alten deutschen Erde, um darauf das harte Brod eines deutschen Unterthanen zu essen, und mich trösten mit dem Bewußtsein, daß ich zu diesem Brod den Göttertrank schlürfen kann, der aus dem Kelche des deutschen Geistes schäumt. Vielleicht essen unsere deutschen Kindeskinder drüben zu diesem Nektar doch dereinst die Ambrosia der bürgerlichen Freiheit; und wenn eine solche Zeit einmal käme, zöge ich es sehr vor, an einer deutschen Tafel zu sitzen, — an einer Tafel, wo man in dem Genusse dieser Art geistiger Getränke wenigstens durch keinerlei Temperenzgesetze behindert würde.

Aber, meine Herren, wir lassen uns ein solches Entweder — Oder nicht stellen. Wir wollen dafür sorgen helfen, daß die Form der bürgerlichen Freiheit mit dem Hauche der geistigen Freiheit beseelt und belebt werde, und daß an den Festmahlen der amerikanischen Republik auch der Becher des deutschen Gedankens kreisen dürfe. Und diesen Becher wollen wir nicht nur unseren eigenen Stammesgenossen kredenzen, sondern auch den Lippen Derer, die unsere deutschen Toaste in einem etwas

abweichenden Dialekte der gemeinsamen Muttersprache beantworten. Für den Augenblick wollen wir zu der großen Tempelhalle, in der diese Festmahle abgehalten werden sollen, nicht nur Steine und Mörtel tragen, sondern auch unter den Baumeistern unsere Stelle einnehmen. Wir wollen uns nicht beugen unter fremden Lasten; es könnten sonst unsere Söhne Studien darüber machen, ob die Kurven in unserer Wirbelsäule Hyperbeln oder Parabeln sind.

IX.

Der deutsche Unterricht in unsern öffentlichen Schulen.

Aus einer Rede gehalten in der Turnhalle zu Cincinnati am 10. März 1883.

Die in gewissen Kreisen unserer anglo-amerikanischen Mitbürger immer wieder hervorbrechende Feindseligkeit gegen den deutschen Unterricht in unsern öffentlichen, vom Staat unterhaltenen Schulen hat ihren Grund in zwei sonderbaren, aber weit verbreiteten und schwer ausrottbaren Vorurtheilen. Das erste dieser Vorurtheile besteht in der Annahme, die englische Sprache sei die von der Verfassung und den Gesetzen des Bundes oder der einzelnen Staaten ein- für allemal eingeführte Landessprache, die jeder Bürger, dessen Muttersprache sie nicht ist, sich möglichst bald anzueignen und für deren Verbreitung er mit allen seinen Kräften zu wirken habe; diese Sprache sei somit eine von Jedermann zu tragende Uniform — gewissermaßen das Symbol der bürgerlichen Vollberechtigung in unserer Republik. Diese Annahme ist aber nicht nur falsch, sondern in ihrer landläufigen Fassung einfach lächerlich. Es giebt in den Vereinigten Staaten von Amerika so wenig eine obligatorische Landessprache, wie eine obligatorische Landesreligion. Der amerikanische Bürger ist eben so frei, d. h. von gesetzlichen Vorschriften unbehindert, in der Wahl seiner Sprache, wie in der Wahl seines Glaubensbekenntnisses. Die Sprache der Engländer ist allerdings in Nordamerika in dem Sinne die herrschende, daß sie von der weitaus größten Mehrheit der Bevölkerung gesprochen wird, daß sie im öffentlichen — sozialen sowohl wie politischen — Leben das allgemeine, wenn gleich nicht ausschließliche Verkehrsmittel bildet, daß alle offiziellen politischen Verhandlungen in ihr geführt, alle Gesetze in ihr erlassen und

alle gerichtlichen Prozeduren, so weit es möglich ist, in ihr vorgenommen werden — mit einem Wort, daß sie die Sprache der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der öffentlichen Verwaltung ist. Diese Thatsache findet ihre naheliegende Erklärung darin, daß die nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges zur Gründung der neuen Republik zusammentretenden amerikanischen Kolonien sämmtlich unter englischer Herrschaft gestanden waren, so daß die Neugestaltung ihrer Rechts- und Verwaltungsnormen naturgemäß an altenglische Grundsätze und Institutionen, die bis dahin für sie Geltung gehabt hatten, anknüpfte. Außerdem waren die Abkömmlinge Englands unter den verschiedenen Elementen, aus denen das neue amerikanische Gemeinwesen entstand, nicht nur das numerisch stärkste, sondern auch das selbstbewußteste, unternehmendste und politisch geschulteste. Und dieselben Gründe, die für das politische Leben der jungen Republik maßgebend wurden, entschieden auch über die sprachlichen Formen des geschäftlichen Verkehrs: die Sprache Englands wurde die Sprache des Markts so gut wie der politischen Verwaltung. Das war aber in dem einen wie dem andern Falle Sache des Herkommens und der Bequemlichkeit, und nicht der gesetzlichen Vorschrift; es fiel den Vätern der Republik, die mit der Abfassung der Bundeskonstitution betraut waren, sicherlich nicht ein, endgültig zu bestimmen, welche Sprache, oder daß überhaupt *eine* Sprache fortan in den verschiedenen Theilen der Union die herrschende sein sollte. Für die Wahrheit dieser Behauptung giebt es einen sehr lehrreichen geschichtlichen Beleg. In dem Verfassungskonvent des vorwiegend von Deutschen besiedelten Staats Pennsylvanien, dessen Mitglieder zum Theil auch dem zum Entwurf der Bundesverfassung berufenen Nationalkonvent angehörten, wurde wirklich die Frage aufgeworfen, ob die offizielle Sprache der legislativen, gerichtlichen und administrativen Staatsbehörden die englische oder die deutsche sein sollte. Als es zur Abstimmung kam, waren die Stimmen gleich getheilt, so daß der Vorsitzer des Konvents, der deutsche Prediger Peter

Mühlenberg, den Ausschlag geben mußte. Dieser entschied, im Hinblick auf die Beziehungen des Staats zur Bundesregierung sowohl wie zu den andern Staaten, zu Gunsten der englischen Sprache, fuhr aber nach wie vor fort, in seiner Kirche deutsch zu predigen und in seiner Gemeindeschule in deutscher Sprache Unterricht geben zu lassen.

Ich stehe nicht an, hier zu erklären, daß nach meinem Ermessen Mühlenberg's Entscheidung damals die richtige war. Nicht als ob ich die Ansicht hegte, daß der Unionsverband Pennsylvaniens mit den übrigen Staaten mit der Zeit gelockert worden wäre, wenn man die deutsche Sprache zur Amts- und Gesetzessprache erhoben hätte. Die Einsprachigkeit ist keineswegs eine unerläßliche Vorbedingung der nationalen Einheit, wie ja aus dem Beispiele der Schweiz zu ersehen ist, in dessen Kantonen drei — ja eigentlich, wenn man die rumanschen Dialekte Graubündens in Betracht zieht, sogar vier oder fünf — verschiedene Sprachen gesprochen werden, ohne daß an diesem Umstand das schweizerische Nationalgefühl die mindeste Einbuße erlitte. Man könnte sogar weiter gehen und die Behauptung aufstellen, daß gerade die Vielsprachigkeit und die Gegenwirkung grundverschiedener Volkselemente mit ihren vielfach von einander abweichenden Gewohnheiten und Anschauungen ein kräftiges Förderungsmittel der politischen und sonstigen Intelligenz bildet und in hohem Grade geeignet ist, den Geist der gegenseitigen Nachsicht und Duldung, ohne welchen kein republikanisches Gemeinwesen auf die Dauer bestehen kann, zu nähren. Allein zur Zeit Mühlenberg's war das deutsche Element der Bevölkerung Pennsylvaniens nur in sehr beschränktem Maße ein Kulturelement. Die von dem Volk gesprochene deutsche Mundart war ein schon vielfach von englischen Ausdrücken, die besonders zur Bezeichnung politischer Dinge und Verhältnisse dienten, durchsetzter Dialekt, von dem nicht vorauszusetzen war, daß die nichtdeutschen Bürger des Staats sich die Mühe geben würden, sich mit ihm vertraut zu machen. Zudem waren die meisten deutschen Pennsylvanier

der englischen Sprache, die sich in dem damals bürgerlich freiesten Lande Europas entwickelt hatte und daher ein vorzügliches Organ politischer Erörterungen war, mehr oder weniger mächtig. Unter diesen Umständen wäre es jedenfalls höchst unzweckmäßig, wenn nicht geradezu thöricht gewesen, die im Volksverkehr herrschende pennsylvanische deutsche Mundart zur Amtssprache zu machen.

Aus allbekannten Gründen, auf die ich hier nur flüchtig hinweisen kann, ist es sehr unwahrscheinlich, daß irgend eine andere Sprache der englischen die einmal auf den Gebieten des öffentlichen Lebens gewonnene Herrschaft werde streitig machen können. Die Sprache der Engländer hat vor allen andern jetzt lebenden Kultursprachen die großen Vorzüge des Wortreichthums, der Prägnanz, der naivsinnlichen Bildlichkeit, der Einfachheit im Wort- und Satzbau und der darauf beruhenden Leichtfaßlichkeit des Ausdrucks voraus, und entspricht daher in hohem Grade den Anforderungen des praktischen Lebens, in dem es in der Regel mehr auf die Bezeichnung der Dinge als auf die Darstellung der Ideen und weniger auf die Bildung klarer und umfassender Begriffe, als auf die Mittheilung geläufiger Vorstellungen ankommt. Natürlich hat diese Sprache neben ihren Vorzügen auch ihre Gebrechen. Sie leidet, wie alle Dinge dieser Welt, an den ihren guten Eigenschaften naturgemäß anhaftenden Mängeln; sie hat, nach dem Ausdruck der Franzosen, les défauts de ses qualités. Sie ist unbiegsam und formlos und darum zur Verkörperung abstrakter begrifflicher Gebilde und zur lautlichen Wiedergabe feinerer und zarterer Abstufungen in den Erzeugnissen des Gedanken- und Phantasielebens wenig geeignet. Es ist deswegen im Interesse des allgemeinen Kulturfortschritts, wie der logischen Fortbildung der englischen Sprache selbst sehr wünschenswerth, daß der Engländer oder englisch redende Amerikaner außer seiner eigenen Sprache wenigstens noch eine andere lebende Sprache beherrschen lerne. Und keine Sprache ist so sehr dazu angethan, die Einseitigkeiten des englischen Sprachtypus zu ergänzen, wie die deutsche und zwar nicht nur wegen

der Stammesverwandtschaft der beiden Sprachformen, sondern auch wegen der Verschiedenheit der in ihnen zu Tage tretenden Anschauungen.

Es giebt unter den Anglo-Amerikanern eine Klasse von Leuten, die sich (wenn sie nicht eben um unsere Stimmen werben) uns Deutsch-Amerikanern gegenüber in die Brust werfen und von der englischen Sprache als der „American language" reden, als wenn die Sprache Shakespeare's und Milton's diesseits der Atlantis erfunden worden wäre. Diesen Leuten ist zu bemerken, daß von einer besondern American language nur insofern die Rede sein kann, als — abgesehen von den durch klimatische und ethnologische Eigenthümlichkeiten und den täglichen Verkehr mit Deutschen, Skandinaviern u. s. w. bedingten Modifikationen, denen natürlich auch die englische Sprache im Fluß ihrer Fortentwicklung sich nicht entziehen kann — die gemeinsame Sprache gebildeter Engländer und Anglo-Amerikaner von einer Anzahl roher und unwissender Nativisten in abscheulicher Weise mißhandelt und verunstaltet und dann in dieser unanständigen Form den Eingewanderten als amerikanisches Kulturprodukt angeboten wird. Es ist eine besonders seit der Know-nothingzeit wohlbekannte Thatsache, daß die amerikanischen Chauvins (von denen nur wenige mehr als ein paar Generationen eingeborener Amerikaner hinter sich haben) sich unfehlbar durch ihr schlechtes Englisch erkennbar machen, selbst wenn sie nicht gerade bemüßigt sind, gegen die „Dutchmen" und sonstigen „Eindringlinge" zu Felde zu ziehen. Und wie könnte es auch anders sein, da es ja nur bei ganz rohen und bildungslosen Menschen vorkommen kann, daß die Kinder oder Enkel der letzten oder vorletzten Generation Eingewanderter über die jetzige Generation der Eingewanderten die Nase rümpfen und sie als Eindringlinge behandeln!

Das zweite Vorurtheil, von welchem die Gegner des deutschen Unterrichts in unsern öffentlichen Schulen ausgehen, ist die Voraussetzung, daß die Kindererziehung eine besondere und

ausschließliche Obliegenheit des Staates sei. Dieses Vorurtheil ist so tief eingewurzelt und so allgemein verbreitet, daß ein gewisser Muth dazu gehört, ihm entgegen zu treten. Für die große Masse des Volks ist unser Staatsschulsystem zum förmlichen Fetisch geworden; es wird von Kanzeln und Rednerbühnen herab allerorten verherrlicht als „Palladium unserer Freiheit" und als „Schutzwehr der Kultur in diesem republikanischen Lande", und jeder Versuch einer Kritik oder Diskussion dieses Systems wird sofort gebrandmarkt als Verrath an den höchsten und heiligsten Interessen des amerikanischen Volks.

Und dennoch scheint mir bei näherem Nachdenken kein Satz einleuchtender zu sein, als der, daß gerade in einem republikanischen, auf Selbstregierung gegründeten Gemeinwesen das Recht und die Pflicht der Kindererziehung nicht dem Staate zufallen, sondern der Familie, — daß diejenigen, welche für die leibliche Erhaltung und Ernährung der heranwachsenden Jugend zu sorgen haben, die Eltern und Vormünder nämlich, auch für ihre moralische und geistige Pflege, also für ihre Erziehung, einstehen müssen, — daß mithin das Recht und die Pflicht des Staats, direkt in die Erziehung der Kinder einzugreifen, nur dann zur Geltung kommen können, wenn Eltern und Pfleger sich weigern oder außer Stande sind, dieser Obliegenheit nachzukommen. Daß dem so ist, wurde zur Zeit der Entstehung unseres Freischulsystems sehr wohl eingesehen oder wenigstens dunkel gefühlt; man begnügte sich damals damit, Elementarschulen zu gründen, in denen es der Hauptsache nach abgesehen war auf den Unterricht der Kinder unbemittelter Eltern in denjenigen Dingen, deren Kenntniß für die verständige Erfüllung der Bürgerpflicht unerläßlich ist. Im Laufe der Zeit aber sind die Staatsbehörden immer weiter gegangen. Sie beschränken sich jetzt nicht mehr auf die Gründung und Erhaltung von Elementarschulen, sondern errichten Hochschulen und andere Erziehungsanstalten aller Art, deren Kosten natürlich durch allgemeine Besteuerung aufgebracht werden müssen. Und das Ideal der

Befürworter dieses Systems ist die allmähliche Zerstörung aller Privatschulen und ein staatliches Monopol des ganzen Erziehungswesens. Selbst da, wo Volksschulen bestanden, die von wohlhabenden Bürgern durch letztwillige Verfügungen und Vermächtnisse gestiftet worden waren, hat man keinen Anstand genommen, im Namen des Staats von diesen Schulen Besitz zu ergreifen, die Vermächtnisse, worauf sie beruhten, durch den Ertrag öffentlicher Steuern zu ergänzen, und dann die von den edelherzigen Erblassern beabsichtigten Volksschulen in höhere Erziehungsanstalten zu verwandeln, die natürlich nur den Kindern verhältnißmäßig begüterter Eltern zu Gute kommen, obschon zu ihrer Erhaltung auch die weniger bemittelten Handwerker und sonstigen Arbeiter besteuert werden. Das alles läßt sich, ohne über die Grenzen unserer Stadt hinauszugehen, aufs Schlagendste erläutern. Der Stadt Cincinnati sind seit ihrer Gründung drei bedeutende Schulvermächtnisse zugefallen: der Woodwardfonds, der Hughesfonds und der McMickenfonds. Aus den Testamenten aller drei Erblasser geht aufs Deutlichste hervor, daß diese es darauf abgesehen hatten, die Schätze der Bildung auch denjenigen zugänglich zu machen, die ihre Erlangung aus eigenen Mitteln nicht bestreiten konnten. Wie hat nun der Staat, dessen besondere Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, daß testamentarische Bestimmungen, sofern sie nicht unmoralisch oder gesetzwidrig sind, zur gewissenhaften Ausführung gelangen, sich dieser Aufgabe entledigt? Er hat die Stadt ermächtigt, den ausdrücklichen Verfügungen der Erblasser zum Trotz, ihre Vermächtnisse als Theile des allgemeinen durch Steuerauflage beschafften Schulfonds zu behandeln und demgemäß sind die von Woodward und Hughes gegründeten Schulen in Hochschulen und das von McMicken beabsichtigte Institut in eine Universität verwandelt worden. Alle diese höhern Schulen werden, wie gesagt, zu großem Theil durch öffentliche Besteuerung aufrecht erhalten; mit andern Worten, der arme Arbeiter oder Handwerker wird dafür besteuert, Institute zu errichten und zu erhalten, in

die er seine Kinder nicht schicken kann, weil er gezwungen ist, sie zur Arbeit anzuhalten, ehe sie das Alter und die Reife erlangt haben, die zum Besuch dieser Institute erforderlich sind. Im Fall der McMicken-Universität ist die Ungerechtigkeit noch augenfälliger und empörender. Das Testament McMicken's bestimmt nämlich, daß zu dem auf Grund seines Vermächtnisses zu errichtenden Erziehungsinstitut nur weiße Kinder Zutritt haben und daß darin die protestantische Bibel als Lehrbuch benutzt werden soll. Was er gründen wollte, war somit ein protestantisches Institut für die Kinder weißer Eltern. Gegen die Ausführung dieses Plans war natürlich nichts einzuwenden, so lange man sich auf die Mittel beschränkte, die McMicken hinterlassen hatte. Das entsprach aber nicht den hochfliegenden Projekten des von dem Stadtrath mit dieser Ausführung betrauten Kuratoriums; der Plan wurde erweitert — es wurde beschlossen, statt einer gewöhnlichen Schule eine Universität zu gründen und, da der McMicken-Fonds dazu nicht ausreichte, diesen Fonds durch öffentliche Besteuerung zu verdoppeln. So werden denn jetzt Katholiken und Neger besteuert für die Aufrechterhaltung einer Anstalt, deren Thüren für ihre Kinder verschlossen sind.

Abgesehen indeß von den soeben berührten Rechtsfragen ist es mehr als zweifelhaft, ob die direkt oder indirekt aus den Volkswahlen als Sieger hervorgegangenen Politiker, die in den Gesetzgebungen oder in den Schulrathskollegien den Staat vertreten, besonders dazu berufen sind, die Erziehung unserer Jugend zu kontrolliren. Diese Leute verdanken ihre Wahl in der Regel weder ihrer Bildung noch ihrem Charakter, sondern lediglich ihren Stellungen in den Parteien, von welchen sie als Kandidaten aufgestellt werden. Die besten, gebildetsten und fähigsten Bürger, die mit den Problemen der Kindererziehung vertraut sind und die zur Lösung dieser Probleme nöthigen Kenntnisse besitzen, betheiligen sich nur selten am Parteileben, und kommen daher bei der Wahl der Schulräthe und sonstigen

Beamten fast nie in Betracht. Uebrigens ist es von vorne herein durchaus falsch, die Errichtung der Erziehungsanstalten, die Ernennung der Lehrer u. s. w. nicht den Eltern und Vormündern der zu erziehenden Kinder, sondern der großen Masse der Stimmgeber anheim zu stellen. Ein Bürger, der ein Haus bauen wollte, würde sich gewiß sehr wundern, wenn man ihm vorschlüge, das Volk darüber abstimmen zu lassen, nach welchem Plane er bauen, welchen Architekten oder Baumeister er anstellen und welche Arbeiter er dabei beschäftigen solle. Und doch wäre ein solcher Vorschlag nicht widersinniger, als die Zumuthung, den Staat, d. h. wieder das ganze Volk, bestimmen zu lassen, mit welchen andern Bürgern, die ebenfalls Kinder zu erziehen haben, er sich zur Errichtung von Lehranstalten verbinden, was an diesen Anstalten gelehrt, und wer daran als Lehrer angestellt werden solle. Die Kindererziehung ist eine der vielen sozialen Funktionen, deren Organe von denen, die direkt daran betheiligt sind, frei geschaffen werden sollten; und das ganze Recht der Kontrolle von Seiten des Staats beschränkt sich auf ihren Schutz gegen unberufene Eingriffe von außen.

Die Ansicht, daß die Kindererziehung unter allen Umständen Sache der direkten staatlichen Fürsorge sei, ist ein Theil der leider auch in diesem Lande in vielen Kreisen herrschenden Anschauung, wonach der Staat die Pflicht sowohl wie die Befugniß hat, durch Beschränkungen des Verkehrs, sogenannte Schutzzölle u. s. w. der Industrie Vorschub zu leisten, durch Mäßigkeitsgesetze und Prohibitivmaßregeln die öffentliche Gesundheit und Moral zu fördern, und überhaupt die Weisheit der natürlichen Weltordnung überall zu ersetzen durch die Schlauheit der Politiker, denen es gelungen ist, auf den bekannten verschlungenen Pfaden unseres Parteilebens zu Sitz und Stimme in den gesetzgebenden Körpern zu gelangen. Das Merkwürdige dabei ist, daß es so wenige Menschen giebt, die sich klar darüber werden, wozu eine solche Anschauung führen muß. Wenn es z. B. die Aufgabe des Staates ist, Institute zu gründen, um die Kinder

seiner Bürger zu erziehen, warum ist es dann nicht auch seine Aufgabe, Speisehäuser zu errichten, um sie zu ernähren, und Schneiderwerkstätten, um sie zu kleiden?

In wie fern der Staat berechtigt und verpflichtet ist, für die Erziehung elternloser oder sonst verwahrloster Kinder Vorkehrungen zu treffen, ist eine Frage, die in der kurzen mir heute Abend zu Gebote stehenden Zeit nicht erörtert werden kann. Ebenso wenig kann ich auf die Untersuchung eingehen, ob es nicht in den ersten Stadien der sozialen und staatlichen Entwickelung von den Umständen geboten ist, daß der Staat vorläufig Funktionen, wie die der Jugenderziehung, übernehme, die er naturgemäß später den freien gesellschaftlichen Organisationen, die sich zur Befriedigung sozialer Bedürfnisse von selbst heranbilden, überantwortet. So viel ist sicher, daß in unserm Gemeinwesen in sehr kurzer Zeit durch Vermächtnisse, Schenkungen und die freiwillige organisatorische Thätigkeit der Bürger zur Genüge für die Erziehung unserer Kinder gesorgt sein würde, und daß die zwangsmäßige Erhebung von Schulsteuern fast ganz wegfallen könnte, wenn der Staat sich nur entschließen wollte, strenge darüber zu wachen, daß die zu Erziehungszwecken zusammengesteuerten Mittel gewissenhaft in Gemäßheit der Anordnungen der Erblasser und Geber zur Verwendung kämen. Das würde dann zu einer Organisation des Erziehungswesens führen, die nach meiner Ueberzeugung wirksamer und fruchtbringender wäre, als das jetzige Staatsschulensystem. Vor allen Dingen würde die todte, schablonenmäßige Gleichförmigkeit der jetzigen Erziehungsmethoden einer belebenden Mannigfaltigkeit das Feld räumen. Die verschiedenen Lehrsysteme würden mit einander wetteifern, und das große Prinzip der freien Konkurrenz, welches allen Fortschritt und alle Entwicklung auf den Gebieten des organischen Lebens beherrscht — auf dem Felde der sozialen Organisation sowohl wie auf dem des Pflanzen- und Thierlebens — würde auch auf dem des Erziehungswesens zur Geltung kommen. Dabei würde eine Menge Fragen, die

jetzt zu unaufhörlichem Streit unter unsern Bürgern Anlaß geben, wie die Frage des Bibellesens und des religiösen Unterrichts in den Freischulen, die Frage, welche Sprachen in ihnen gelehrt werden sollen u. s. w., gar nicht entstehen können. Und, was mir fast als das Wichtigste erscheint, es würde einem Unfug gesteuert werden, der auf dem Gebiet des Erziehungswesens besonders widerwärtig ist, nämlich der Korruption, die sich hier, wie überall, wo der Staat seine Befugnisse überschreitet und die Politiker sich in Dinge mischen, die ihrem wahren Berufe fremd sind, unfehlbar einstellt. Ich spreche hier besonders von dem Skandal der Schulbüchermonopole, an denen sich jetzt eine Menge edler Schwärmer für unser Freischulensystem bereichern. Sie wissen wie das gemacht wird. Irgend ein schlauer Spekulant stellt ein halb Dutzend handfester Literaten an, läßt von diesen aus je zehn alten Lehrbüchern ein elftes neues zusammenschreiben, stellt auf diese Weise sogenannte Schulbücherserien zusammen, und betreibt dann durch allerhand erlaubte und unerlaubte Mittel, wozu nicht selten leider auch die Bestechung gehört, die „Einführung" dieser Serien in den öffentlichen Schulen.

Ich habe Ihnen diese Betrachtungen heute Abend nicht deswegen vorgeführt, weil ich die Hoffnung hege, alle meine Zuhörer, geschweige denn die Mehrzahl unserer Bürger, zu meinen Ansichten zu bekehren, und noch weniger, weil es meine Absicht ist, Sie zur sofortigen Zerstörung unseres Staatsschulensystems aufzufordern. Dies System ist zu sehr mit allen Gewohnheiten und Anschauungen des Volks verwachsen, als daß man daran denken könnte, es mit einem Schlage zu beseitigen. Außerdem hat es wenigstens einen nicht unbedeutenden Vorzug, der da, wo seine Mängel zur Sprache kommen, nicht unerwähnt bleiben darf — den nämlich, daß in unsern vom Staat gegründeten Freischulen die Kinder verschiedener Konfessionen und Nationalitäten zusammenkommen und mit einander verkehren, so daß zu dem friedlichen und kameradschaftlichen Zusammenleben der Elemente, woraus unsere Bevölkerung besteht, der

Grund gelegt wird. Der Zweck, zu dem ich die vorhergehenden Auseinandersetzungen mit Ihnen vorgenommen habe, ist einfach der, festen Boden zu gewinnen für eine befriedigende Beantwortung der Frage, zu deren Erörterung wir hier zusammengekommen sind — der Frage nämlich, mit welchem Rechte die Deutschen, wo sie in genügender Anzahl vorhanden sind, verlangen können, daß in den Schulen, für deren Erhaltung sie Steuern zahlen, gerade so gut wie alle andern Bürger, außer der englischen Sprache auch die deutsche gelehrt werde.

Es ist nicht zweifelhaft, was die Deutschen selbst thun würden, wenn es ihnen überlassen bliebe, für die Erziehung ihrer Kinder auf eigene Kosten Schulen einzurichten. Sie würden gewiß darauf bedacht sein, daß die Kinder nicht nur in der englischen, sondern auch in der deutschen Sprache gründlich unterrichtet würden. Nun hat aber der Staat ihnen das Recht, ihre Kinder selbst und auf eigene Weise zu erziehen, entzogen. Es giebt Anglo-Amerikaner, die dreist genug sind, hier einzuwenden, es bleibe den Deutschen immerhin unbenommen, eigene Schulen zu gründen, wenn sie mit den öffentlichen Anstalten nicht zufrieden seien. Das ist in der That sehr großmüthig: man will den Deutschen erlauben, die Kosten der Erziehung ihrer eigenen Kinder allein zu bestreiten, und nebenbei auch für die Erziehung anglo-amerikanischer Kinder mit zu zahlen. Der Staat hat sich einmal des ganzen Erziehungswesens bemächtigt: er zwingt die Deutschen, das Geld, welches sie für die Erziehung ihrer Kinder verwenden können, ihm in die Hände zu geben. Er hat sich willkürlicher und, wie ich gezeigt habe, ungebührlicher Weise als Agenten der deutschen Eltern zum Zweck der Erziehung ihrer Kinder aufgeworfen: daraus folgt, daß er auch den Wünschen dieser Eltern in Bezug auf die Art der Erziehung Rechnung zu tragen hat.

Worin besteht die Aufgabe der Kindererziehung? Darin, daß man, soweit es möglich ist, alle in dem Kinde vorhandenen Bildungskeime zur Entwicklung bringt. Diese Bildungskeime

zerstören oder verkümmern lassen, hieße nicht das Kind erziehen, sondern es absichtlich verkrüppeln. Das Kind deutscher Eltern kommt in die Schule, ausgerüstet mit den Anfangsgründen nicht nur der englischen Sprache, die ihm auf der Straße zugeflogen ist, sondern auch der deutschen, die es zu Hause mit der Muttermilch eingesogen hat. Mit derselben Mühe und demselben Aufwand von Kosten, womit seine Herrschaft über die englische Sprache allein zur Ausbildung gebracht werden kann, lassen sich auch die Keime seiner Muttersprache zur Entwicklung bringen. Und die Erfahrung in unsern Schulen hat gelehrt, daß der Unterricht in der deutschen Sprache den Fortschritten der Schüler in der englischen nicht nur in keiner Weise hinderlich, sondern in auffallender Weise förderlich ist. Der deutsche Schulrath Rötekamp hat in unserer Stadt viele Jahre hindurch genaue, darauf bezügliche, statistische Tabellen aufgestellt; und diese Tabellen beweisen auf's Unwiderleglichste, daß Kinder, die in der deutschen sowohl wie in der englischen Sprache unterrichtet wurden, eine viel gründlichere und genauere Kenntniß der englischen Sprache erlangten, als ihre Mitschüler, die in denselben Schulen während derselben Schulzeit nur Englisch gelernt hatten. Das ist sehr natürlich, denn zum gründlichen Studium irgend einer Sprache ist der Vergleich mit andern Sprachformen nicht nur wichtig, sondern fast unerläßlich.

Es wäre überflüssige Mühe, Ihnen hier auseinander setzen zu wollen, wie wichtig und vortheilhaft die Kenntniß der deutschen Sprache außer der englischen für alle jungen Leute in diesem Lande ist, und welch unberechenbare Bedeutung für ihr geistiges Leben darin liegt, daß ihnen durch diese Kenntniß die Quellen der deutschen Gedanken- und Gemüthswelt erschlossen werden. Nur auf einen Punkt möchte ich ausdrücklich hinweisen, weil er von den Deutschen selbst nicht immer beachtet wird. Kinder deutscher Eltern, die in einer englischen Schule erzogen werden, ohne Deutsch zu lernen, werden unfehlbar ihren Eltern entfremdet und allmählich den häuslichen Einwirkungen entzogen,

die zu den Hauptquellen der Sittlichkeit gehören; ja, es kommt nicht selten dazu, daß sie auf ihre deutschen Angehörigen, wie auf Alles, was deutsch ist, mit Verachtung herabsehen und sich schämen, Abkömmlinge von Deutschen zu sein.

Meine Herren, es ist Ihr Recht und Ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß Ihre Kinder diesem Schicksal nicht verfallen, und ich hoffe daher, daß Sie mit aller Energie für die Aufrechterhaltung des deutschen Unterrichts in unsern Freischulen einstehen.

X.

Ein Votum über die Negerstimmrechts-Frage.

Aus einem Briefe an Dr. S.

(Deutsch-amerikanische Monatshefte, September 1865.)

Unusquisque tantum juris habet, quantum potentiâ valet.
Spinoza, tract. pol. II, 8.
Unuscujusque jus potentiâ ejus definitur.
id. Eth. IV. prop. 37. Schol. 1.

Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Goethe.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne;
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht.
Schiller.

Sie wollen von mir wissen, was ich vom Negerstimmrecht denke?! Lieber Freund, Sie sind vor die unrechte Schmiede geritten. Ich verstehe mich nicht auf die Staatsweisheit und übe keine Staatskunst. Wenn die Definition des Aristoteles: „der Mensch ist von Natur ein politisch Thier", den Sinn hat, daß jedes vernunftbegabte Wesen sich mit Politik befassen muß, so bin ich „ausgestoßen aus der Menschheit Schranken." Sie sind Arzt und kennen die alte Regel: "Cuique in sua arte credendum est," d. h. wer krank ist, muß sich bei Ihnen ein langes Recept, und wer einen Prozeß hat, bei mir ein voluminöses Gutachten holen. Eben so müssen Sie über politische Dinge den Schurz, den Prectorius, den August Becker oder den Raster hören. Mir fehlt zur Beantwortung Ihrer Frage alle Kompetenz.

Abgesehen jedoch von diesem Mangel an Befugniß, habe ich einen großen Schrecken vor der mir zugemutheten Erörterung. Die Negerstimmrechts-Frage ist eine sogenannte brennende Frage. Brennende Fragen aber sind allen ächten und ehrlichen

Deutschen ein Greuel. Und ich habe, wie Sie wissen, das Unglück, ein Deutscher zu sein, — ein Abkömmling des Volks, das seit so und so viel Jahrhunderten über die Gesetzgebungen Solon's und Lykurg's, über den wahren Sinn der dunkeln Stellen in Platon's Republik, über die Aechtheit der angeblich Aristotelischen Abhandlungen über die Nikomachische Ethik, über die Urverfassung der Arier, über das Gemeinwesen der Kurzköpfe aus der Bronzezeit, über Ameisen- und Bienenstaaten ꝛc. ꝛc. unzählige dicke Folianten, Quartanten, Octav-, Duodez-, und Sedezbände, Programme und Dissertationen geschrieben hat, und dabei 37 oder 47 (wie viele sind ihrer? — ich habe nie die Zahl der deutschen Raubstaaten oder die der chemischen Elemente behalten können, und befürworte daher, aus mnemonischen Gründen, eine Reduktion in der deutschen Geographie sowohl, wie in der Chemie) Fürsten gehorcht. Dabei geht mein Stammbaum, so weit ich ihn verfolgen kann, durch lauter Schulmeister, — silbenklaubende, interpretirende, deklinirende und konjugirende Schulmeister. Ein so potenzirter Germane kann sich unmöglich für das interessiren, was ihn selbst und die Angelegenheiten der Gegenwart betrifft. Sie wissen, wann Goethe seinen west-östlichen Divan dichtete und Hegel seine Logik schrieb; daß damals Fichte seine Reden an die deutsche Nation drucken ließ, ist eine weitere Begründung meines an der Form seiner stark-römischen Nase hinaufrankenden Verdachts, er sei seiner Abstammung nach kein Deutscher gewesen. Vielleicht ist der hier beregte germanische Charakterzug eben keine große Tugend; aber was kann ich dafür, daß mein Blut so und nicht anders gefärbt ist? Fragen Sie den Karl Vogt oder den Moleschott. Es ist einmal so; wenn ich z. B. eine Diskussion über die Weiberrechte höre, so drängt es mich sofort, über die geringste Zahl von Konsonanten in einer semitischen Sprachwurzel, über das Vorkommen des Keilbeins bei den Anoplotherien, über den eigentlichen Unterschied zwischen nec ne und annon, über den eventuellen Werth der Spektralanalyse und eine Menge anderer hochwichtiger Dinge

in's Reine zu kommen und die Erledigung der Weiberrechtsfrage — den Weibern zu überlassen. Und nun muthen Sie mir zu, ein Votum darüber abzugeben, ob der Neger hier stimmen soll, eine Frage, die jetzt, **in diesem Augenblick, hier,** zur Entscheidung drängt, die, wie sie sagen, für unsere Republik, für Sie und mich, eine Lebensfrage ist — wo denken Sie hin? Hätten Sie von mir verlangt, Ihnen zu sagen, ob die Aethiopier vor zweitausend Jahren unter der Herrschaft der Kleopatra hätten stimmberechtigt sein sollen, oder welche Privilegien im nächsten Jahrhundert den möglichen Anwohnern der noch unentdeckten afrikanischen Binnenseen von Rechtswegen zustehen werden, ich hätte Ihnen ohne Zweifel ganz vernünftige Auskunft gegeben. Aber wie können Sie erwarten, daß ich mich mit einer Frage beschäftige, über die in jeder Zeitung, auf jeder Tribüne, an jedem Biertisch im höchsten Paroxysmus der Parteileidenschaft verhandelt wird, und die gar keine wissenschaftliche, sondern einfach — eine Lebensfrage ist?

Dazu kommt noch etwas Anderes. Mit der mir unterbreiteten Frage bieten Sie mir eine der Alternativen, ein Paar von den Hörnern, zu denen sich praktische Probleme zuzuspitzen pflegen. „Sind Sie für oder wider, Welf oder Waiblingen" — darüber soll ich mich erklären und zwar bündig. Derartige Alternativen aber hasse ich. Sie erinnern sich einer Antwort, die der alte Porson eines Abends gegen Mitternacht einem Freunde gab, in dessen Hause er so viel Schnapspunsch getrunken hatte, daß er zwar noch Englisch verstand, aber nur noch Griechisch sprechen konnte. Porson's Freund wollte ihm einen leisen Wink geben, es sei Zeit, sich schlafen zu legen, und fragte ihn, ob er weitern Punsch trinken, oder ein Licht nehmen wolle. "Ou tode," brummte der grimme Porson, "oude t'allo." Weder das Eine noch das Andere. Neither toddy, nor tallow. So geht es mir, wenn ich an so einem garstigen Dilemma zur Unzeit gespießt werden soll, wenn man mir z. B. zwischen Materialismus und Spiritualismus, zwischen Kommisbrod und

Marzipan, zwischen Quark und Flausen die Wahl bietet. Ich brumme dann auch, aber deutsch: „weder das Eine, noch das Andere." Ich habe gegen alle Dichotomien, Disjunktionen, Antitheſen u. ſ. w. den ſtillen Verdacht, daß ſie falſch ſind. So oft man mir zuruft: "Aut-aut: tertium non datur." ſehe ich mich ſofort nach einem — quartum um, in der Hoffnung, ſo aus der ſcheußlichen Zwienoth herauszukommen. In dem vorliegenden Falle ſind aber alle Nachforſchungen nach einem ſolchen Ausweg fruchtlos. Das „Entweder — Oder" iſt hier unerbittlich; es giebt kein Drittes und Viertes. Man muß dem Neger das Stimmrecht gewähren oder es ihm verſagen; das einzig mögliche tertium quid wäre, es ihm zu verſprechen, und das liefe immer wieder auf ein Gewähren hinaus.

Sie ſehen, es iſt ganz abſcheulich, mich mit Ihrer Frage in's Gedränge zu bringen. Allein ich weiß, alle meine Vorſtellungen fruchten Nichts. Sie ſind ein Menſch, wie der römiſche Blutvergießer, der, nach Juvenal, dem Vorübergehenden mit dem Dolch die Frage auf die Bruſt ſetzte: "De Jove quid sentis?" — was hältſt Du vom Zeus, dem Vater der Götter? Sie laſſen ſich nicht abweiſen; ſo muß ich mich denn wohl entſchließen, einige Gedanken, die man über dieſe Materie ebenfalls haben könnte, wenn man überhaupt zum Nachdenken darüber käme, zu Papiere zu bringen.

Sie dürfen ſich indeß keineswegs auf eine gelehrte, ſtaatsphiloſophiſche Abhandlung gefaßt machen. Ich gedenke das Stimmrecht der Neger, wenn es exiſtirt, durchaus nicht aus idealen Zuſtänden der Menſchheit abzuleiten, geſchweige denn, zu unterſuchen, ob dieſes Recht zu den natürlichen, angebornen und unveräußerlichen Menſchenrechten gehöre. Von dieſen Menſchenrechten verſtehe ich überhaupt nichts; wenn Sie darüber Schönes vernehmen wollen, müſſen ſie zu Gaspar Butz in Chicago gehen, dem Poeten, der Verſe darüber macht, am 4. Juli und an andern Gedächtnißtagen der Freiheit ſich zu

Dithyramben begeistert, Ideale hat, und für den Robespierre schwärmt. Ich habe nie recht fassen können, was ein angeborenes, natürliches Recht im Unterschied von andern Rechten bedeuten soll. Was ist ein natürliches Recht? Welches sind seine Merkmale? Wovon ist es der Gegensatz? Von unnatürlichen Rechten etwa? Oder von übernatürlichen? Oder von künstlichen? Es mag Rechte geben, die vor aller geschichtlichen Entwicklung und außer aller politisch-sozialen Organisation stehen; ich kenne sie nicht. Meine Rechtsphilosophie ist sehr einfach. Nach meinen Begriffen reicht das Recht so weit, wie die Macht. Ich weiß von keinem Recht, welches sich nicht auf eine entsprechende Macht stützte. Es ist bezeichnend, daß in der englischen Sprache Recht und Macht sich reimen. In der ganzen Natur existirt Nichts, gilt Nichts, außer durch die ihm innewohnende Kraft. Das Maß der Kraft eines Dings ist das Maß seiner Berechtigung. Darwin hat gezeigt, daß der stärkere Organismus den schwächern immer direkt oder indirekt umbringt, und daß auf diesem Vertilgungsprozeß der Naturfortschritt beruht. Lange vor Darwin hatte Hobbes gelehrt, es sei in der Gesellschaft und dem Staat der Menschen eben so. Die Darwin'sche Lehre ist der Hobbes'sche Krieg Aller gegen Alle in seiner Anwendung auf Pflanzen und Thiere. Allein gegen Hobbes wäre zu erinnern, daß sich die Menschen von Haus aus, d. h. von Natur aus, nicht, wie die Pflanzen und Thiere, als atomistische Individuen gegenüber stehen, sondern als Mitglieder einer Gesellschaft, deren Existenz von vorne herein durch irgend eine Art der Verständigung bedingt ist, sei es, daß diese Verständigung durch Prügel oder durch friedliches Uebereinkommen vermittelt wird. Der Mensch weiß oder lernt, daß seine Macht durch die des andern *verstärkt*, nicht *untergraben* wird, eben weil durch das Zusammenwirken Vieler eine Potenzirung, auch der einzelnen Macht, herauskommt, eine Inspissation, eine Verdichtung von Kräften, die durch Agentien vermittelt wird, die man vor der Zeit Karl Vogt's und

Büchner's geistige zu nennen pflegte. Die Macht Aller ist seine Macht. Trotzdem ist Hobbes' Theorie nur falsch, indem sie unvollständig, und besonders in seiner Fassung des Begriffs Macht unzulänglich ist. Das Wahre daran ist, daß es kein Recht giebt, welches nicht errungen, erobert worden ist; nur braucht diese Eroberung nicht nothwendig mit der Faust oder dem Knittel bewerkstelligt worden zu sein. Ein Recht, hinter welchem keine Macht steht, ist vielleicht ein — Ideal, aber kein Faktor, womit die Geschichte etwas anfangen kann. Hinter den sogenannten Urrechten steht höchstens Zeus mit seinen Keilen; allein seit der alte Donnerer eine Brille trägt, und (wie Parny in seinem Götterkrieg berichtet) seine Ziele verfehlt, den Priester trifft, wo er den Banditen zermalmen will, fürchtet man diese nicht mehr. Unsere modernen Rechte müssen andere Keile zum Hintergrunde haben, wie der hier eben beendigte Krieg schlagend gezeigt hat.

Die Rousseau'sche Lehre, nach welcher der Staat und die Gesellschaft ihr Entstehen einem Vertrage verdanken, worin die Einzelnen einen Theil ihrer natürlichen Urrechte an einander abtraten, ist Blödsinn. Und die englisch-amerikanischen Folgerungen daraus, wie z. B. der Satz, die Befugniß der Regierung beruhe auf der Zustimmung der Regierten — ein Satz, den unsere Sezessionisten zu einer prachtvollen Rechtfertigung ihres Verraths benutzt haben, — sind eben solcher Blödsinn. Wo Menschen bei einander leben, haben wir Staat und Gesellschaft; beide existiren vor allem Gesetz und aller Berathung. Wo zwei Liebende im Gebüsch sich umarmen, sind die Anfänge der Gesellschaft; wo zwei Wilde im Urwald einander auflauern, um sich todt zu schlagen, haben Sie den Staat im Keim. Die primitive Staatsform ist die Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken. Der Staat entwickelt sich aber durch die allmähliche Substitution des Gedankens für den Faustschlag, des Verstandes und der Verständigung für die rohe Gewalt, des Gesetzes für die Leidenschaft, des Stimmzettels für die

Keule. Die allgemeine Prügelei ist die Embryonalform aller Staatsfunktionen, die sich mit der Zeit als gesetzgelende, richterliche und vollstreckende Amtsthätigkeiten von einander sondern.

Man könnte nach diesen Voraussetzungen eine sehr einfache Theorie des Stimmrechts zu Stande bringen. Angenommen, es leben auf einem bestimmten Gebiet hundert Germanen, die (was bei den Deutschen übrigens viel zu tief gegriffen ist) zwei Willen haben. Vierzig von ihnen wollen das Eine — meinetwegen das Vernünftige —, die übrigen Sechzig das Andere. Wenn sie germanisch natureinfältig sind, werden sie sich teilen, und die Vierzig werden unterliegen. Nach einigen ähnlichen Erfahrungen aber werden die Vierzig die Sache vorher überlegen; sie werden bei wiederkehrender Meinungsverschiedenheit die Köpfe zählen, — die Köpfe nämlich, nicht sofern es Köpfe mit gedankenschweren Gehirnen sind, sondern sofern zu jedem Kopf zwei Fäuste gehören, die Zählung nach Köpfen aber einfacher ist. Sie werden die Keilerei in Gedanken vornehmen, und den Ausgang ideell anticipiren. Und diesem Ausgang werden sie sich fügen, nicht weil er vernünftig, sondern weil er der einzig mögliche ist. Sie werden sich vor dem Willen der Majorität beugen, und es der Zukunft überlassen, ihm Verstand beizubringen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Thatsache, daß bis jetzt im Allgemeinen die Frauen von der direkten Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen geblieben sind, sich zur Genüge durch den Grundsatz erklären und rechtfertigen lasse, daß das Stimmen nur ein vikariirendes Dreinschlagen ist, und daß der wahren Theorie nach das Votum nur mit schwertfähiger Faust abgegeben werden soll; so viel steht fest, daß die philosophisch-wissenschaftliche Begründung unserer republikanischen Staatsmethode auf nichts Anderem beruht, als auf dem Eintreten eines Rechenexempels für eine Paukerei. Wenn dieser einfache Hergang in Wirklichkeit durch vielfache Nebenfaktoren komplizirt wird, wenn z. B., wie im wirklichen Kriege, die Strategie oft die großen Kolonnen ersetzt, so auch

im Staatsleben eine entsprechende Strategie die Summen verfälscht oder in Produkte aus ideellen und materiellen Faktoren verwandelt, so ändert das nichts am Wesen der Sache. Beiläufig gesagt, sind alle in zivilisirten Ländern jetzt bestehenden Staatsformen in ihrem innersten Kern Republiken, verkappte oder vielmehr verzauberte Demokratien. Der Wille der Majorität herrscht überall, auch in Rußland und Frankreich. Man hat die russische Regierung definirt als einen Despotismus, gemäßigt durch das Assassinat. Das Assassinat und der Schrecken davor bilden eben das etwas unregelmäßig abgegebene Votum des Volks. In den der Form und dem Namen nach nicht republikanischen Regierungen hat das strategische Moment über die ehrliche Rechnung die Ueberhand gewonnen. Die wirkliche Schätzung der Kräfte wird durch allerlei künstliche Illusionen hintertrieben; man darf nur die Rechnung entfälschen, ein paar Gespenstern zu Leibe gehen, einige Schrecken entwaffnen, und man hat die Republik und das demokratische Plebiscit.

Sie sehen, ich glaube nicht daran, daß in einer Republik die Intelligenz herrscht oder herrschen soll. Ein Sollen ohne ein Können ist ein Unding. Herrschen soll, was kann. Wo der Verstand das Imperium hat, übt er es als Feldherr, dem die materiellen Kräfte gehorchen, und nicht als bloßer Ideenerzeuger. Der Wille entscheidet, nicht die Einsicht. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß der Wille nach den Strebezielen der Einsicht einen geheimen Zug hat. Aber die Intelligenz kann und soll nie dem wirklichen Gesammtwillen, auch dem rohen, die Suprematie streitig machen. Eine Knechtung des Unverstandes durch den Verstand wäre unter Umständen eine ebenso unberechtigte Despotie, wie das Seufzen der Intelligenz in den Jochen der Dummheit. Die Bevormundung der rohen, widerspenstigen Masse durch die Intelligenz ist von jeher die Devise aller Despotien gewesen. Die Berechtigung jeder Staatsform besteht darin, daß sie die natürliche und ehrliche Verkörperung des Volkswillens ist, gleichviel, ob dieser Wille einem

vorgefaßten Ideal entspricht oder nicht. Die schönste, kunstvollste Form, sobald sie von außen mechanisch angelegt wird, und etwas anderes ist, als der sich selbst darstellende Inhalt, ist ein Hemmniß der Entwickelung, und darum eine verabscheuungswürdige Geburt der Tyrannei. Daher ist die offene Konspiration an der Wahlurne, die allgemeine Abstimmung, die rechtmäßigste, weil natürlichste Methode aller politischen Lebensthätigkeit. Diese Abstimmung nun ist Nichts mehr und Nichts weniger, als ein Verfahren, wodurch man dahinter kommt, was die in einem Gemeinwesen zusammenlebenden Menschen mit der Faust, dem Knittel, dem Schwert oder der Muskete durchsetzen werden. Was dabei herauskommt, ist der Ausdruck des Willens, der die Macht hinter sich hat. Daß dieser Wille von Periode zu Periode vernünftiger wird, daß das Verfahren sogar das wirksamste Mittel ist, die bloße Leidenschaft allmählich zur Intelligenz zu verklären, daß das Abstimmen mit den ihm vorhergehenden Diskussionen die trefflichste ideengebärende Dialektik, das beste Erziehungsmittel für das Volk ist, bedarf hier nicht der weiteren Ausführung. Allein es liegt im Ursprung und Wesen der demokratischen Stimmberechtigung, daß durch die einzelnen Stimmen nicht nur die Einsichten, Gedankenresultate, Ueberzeugungen des Volks, sondern auch seine Instinkte, Leidenschaften, Vorurtheile ꝛc. zur Vertretung kommen. Daß dabei der Gedanke für den Augenblick sehr oft der Leidenschaft unterliegt, und die Vernunft nicht selten vor dem Wahn sich beugen muß, wissen wir Amerikaner recht gut aus der Erfahrung. Wir finden indeß über diese leidige Thatsache nicht allein Trost in der Zuversicht, mit der Zeit werde die Vernunft obsiegen, sondern außerdem eine gewisse Garantie dagegen in einem großen Naturgesetz, welches hier eine seiner Anwendungen findet. Ich meine das Gesetz der Kompensation, wodurch oft viele Leidenschaften sich zur leidenschaftslosen Vernunft, viele einzelne Irrthümer zur Wahrheit ergänzen. Eine Integration vieler Irrthümer zu einer Wahrheit, vieler egoistischer, gegen einander

streitender Interessen zu einem allgemeinen Recht erscheint freilich auf den ersten Blick als eine an innerem Widerspruch leidende Unmöglichkeit. Dieser Widerspruch ist aber nur scheinbar, wie sich an unzähligen Beispielen nachweisen ließe. Nehmen Sie eine Familie, die in einer großen Stadt lebt, und beobachten Sie von Jahr zu Jahr die Sterbefälle darin. In einem Jahre werden vielleicht mehrere Mitglieder der Familie mit Tod abgehen, dann kommt viele Jahre kein Sterbefall vor u. s. w. Es herrscht da die größte Unregelmäßigkeit, die sich in keinerlei Gesetzesformel bringen läßt. Nehmen Sie aber die sämmtlichen Familien in der Stadt, in deren jeder dieselbe Regellosigkeit vorkommt, und suchen Sie die Gesammtsumme der Sterbefälle, so stellt es sich heraus, daß ihre Zahl von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr nahezu dieselbe ist. Und in einem großen Lande steigert sich diese Regelmäßigkeit fast zur absoluten Konstanz. Die partiellen Unregelmäßigkeiten heben sich gegenseitig auf und summiren sich zur Regelmäßigkeit. Eine Addition von Zufällen ergiebt das Facit der Nothwendigkeit. Das ist zwar nur eine Analogie, aber eine beweiskräftige, für die obenerwähnte Ergänzung einzelner leidenschaftlicher, nur um Haß und Liebe sich drehender Willensäußerungen zu einem vernünftigen, das höhere Rechtsbewußtsein zur Geltung bringenden Gesammtwillen.

Durch das Gesagte nun erledigt sich von selbst einer der Haupteinwände gegen die Stimmberechtigung der Neger, der Einwand nämlich, daß der Neger zur Ausübung des Stimmrechts die nöthige Intelligenz und Bildung nicht besitze. Es ist überflüssig, zu untersuchen, ob es mit der Prämisse seine Richtigkeit habe, ob es wahr sei, was behauptet wird, daß bei dem Neger der blinde Instinkt und die zügellose Leidenschaft unter allen Umständen den ruhigen Verstandesoperationen in den Weg treten werden. Es genügt, den ganzen Einwand mit dem Satze zu Boden zu schlagen, daß nach der vorhergehenden Erörterung eine hohe Intelligenz gar nicht Vorbedingung des

Stimmrechts ist. Wenn der Neger nur Leidenschaften und Instinkte in die Wagschale zu werfen hat, so muß die Schale diese Last tragen. Eine Last wiegt noch immer nicht so schwer, wie Aufruhr, Meuchelmord und dominikanische Metzelei — Willensäußerungen, die eine politisch rechtlose, der Willkür einer herrschenden Kaste preisgegebene und dabei über ihre Rechtlosigkeit unterrichtete und gegen sie wüthende, Millionen starke Rasse als Ersatz für die ihr versagte Stimme unfehlbar in die Wagschale werfen würde. Die Frage ist nicht, ob wir unserem Gemeinwesen die Masse von rohen Instinkten und starken Leidenschaften zuführen, ob wir vier Millionen Neger importiren sollen, um ihnen das Bürgerrecht zu geben. Die vier Millionen Neger sind einmal da; sie leben unter uns, müssen unter uns arbeiten, zu uns Hunderte von Beziehungen haben, wenn auch keine Familienbeziehungen; ihre Rechte gegen einander und uns gegenüber müssen festgestellt, in irgend einer Form garantirt werden. Sie werden sich auf die eine oder die andere Weise an unserem Staatsleben betheiligen, denn sie sind faktisch vorhandene Bestandtheile des Staats, Träger eines beträchtlichen Theiles der vielen Kräfte, durch deren Zusammenleben sich das Staatsleben gestaltet, und aus denen ein Naturgesetz unfehlbar, seine Verletzungen rächend, die **alle** Kräfte nach ihren Richtungen genau messende Resultante zieht, so sehr wir uns auch bemühen, einzelne Kräfte auszuschließen. Sie werden, müssen sich an unserm Staatsleben betheiligen, und die alleinige Frage ist, ob ihre Betheiligung eine legitime, geregelte, maßvolle und kontrollirbare, oder eine illegitime, indirette, regel-, maß- und schrankenlose sein soll. Unsere Wahl und Entscheidung liegt nicht zwischen dem Stimmrecht der Weißen und dem der Neger; die Alternative liegt zwischen der Ausübung des Negerstimmrechts, entweder mit dem Stimmzettel, oder mit dem Dolch und der Brandfackel.

Sie werfen mir vielleicht ein, ich rechne hier mit

Hypothesen; der Neger werde sich die Herrschaft der Weißen ganz ruhig gefallen lassen. Gut, sehen Sie sich einmal die Verhältnisse an, unter denen der Neger im Süden leben wird. Er ist nicht durch seinen frühern Herrn, sondern gegen dessen Willen, emancipirt worden, und dieser Herr gönnt ihm noch jetzt die Freiheit nicht, die wir für ihn haben erzwingen helfen. Derselbe Herr, wenn er der alleinige Gesetzgeber ist, wird auch der alleinige Bodenbesitzer, und damit für alle Zukunft des früheren Sklaven Brodherr sein. Der Neger wird somit, wenn man alle politischen Rechte in die Hände des Weißen legt, in seiner Existenz von einem Menschen abhängig sein, der ihn sein ganzes Leben hindurch gedrängt, gepeitscht, mißhandelt, mit ihm, seinem Weib und seinen Kindern Handel getrieben hat, — bei dem wenigstens, so human er auch sein mag, die absolute Rechtlosigkeit des Negers heiliges Dogma ist. Wird unter diesen Umständen der Weiße das Maß von Freiheit, welches in Folge der Aufhebung der Sklaverei dem Neger zusteht, respektiren? Wird er aus freien Stücken, aus eigener Willkür, aus reiner Humanität, aus Achtung vor einem Gesetz, dessen strafender Arm Tausende von Meilen lang sein muß, um ihn zu erreichen, oder im stets gegenwärtigen Bewußtsein der möglichen Folgen einer Ausschreitung seinerseits, sich mäßigen, und dem „freien" Neger gewähren, was ihm nach abstraktem Recht und landläufiger Billigkeit gebührt? Gewiß nicht; der Inhaber der willkürlichen Macht ist oder wird, wie die Naturgeschichte lehrt, mit naturgesetzlicher Unfehlbarkeit ein Tyrann und der Gegenstand dieser Willkürmacht ist oder wird ebenso unfehlbar sein Sklave oder — sein Mörder. Es ist Wahnsinn, die Sklaverei aufzuheben und dem Freigelassenen die gewöhnlichen Rechte eines Bürgers vorzuenthalten; ein sogenanntes soziales Recht ohne die Garantie einer entsprechenden, politischen Macht ist eine Flüssigkeit ohne Gefäß, ein Kern ohne Schale, eine Wohnung ohne Dach und Mauern, ein scheußliches, weder von Göttern noch Menschen zu fassendes Unding. Wenn ich überzeugt wäre, daß man in unserer

Republik dem Neger auf die Dauer das Stimmrecht vorenthalten würde, so wäre ich im Interesse des innern sozialen und politischen Friedens — desjenigen Gleichgewichts, dessen Herstellung und Erhaltung die allererste Aufgabe aller politischen Einrichtungen ist — dafür, ihn wieder an seine alten Sklavenketten zu legen. Die abscheulichsten aller Despotieen in der Welt sind die halben, unsicheren, charakterlosen, die zwar die Freiheit nicht aufkommen lassen, aber dennoch den Muth nicht haben, das Bewußtsein derselben zu unterdrücken, die versuchen, den Menschen das Tageslicht zu rauben, gleichwohl aber aus sentimentaler Großmuth ihnen ungeblendete Augen lassen, die knechten wollen, ohne zu entwaffnen, und morden, ohne zu tödten. Der südliche Sklavenkodex ist ein Denkmal des praktischen Verstandes der Sklavenhalter; die Verbote aller Erziehung und Entwicklung der Intelligenz bei den Sklaven, die scharfen, mit glühendem Messer geführten Schnitte durch alle Familienbande, das unbarmherzige Fahnden auf jeden freien Buchstaben und jedes laute Wort in den Sklavenstaaten waren unerläßliche Garantien des Fortbestandes der Sklaverei.

Die Sklavenhalter begriffen recht gut, daß es kein *Bewußtsein* der Freiheit ohne den *Durst* nach Freiheit giebt, und daß dieser sich naturgemäß, wenn ihm die volle Befriedigung versagt wird, in einen Durst nach Blut verwandelt. Es fällt deßwegen auch jetzt noch den schlauen gewesenen Sklavenhaltern gar nicht ein, den *freien* Negern das Stimmrecht vorzuenthalten. Sie sind zwar nicht gesonnen, dem Neger das Stimmrecht zu geben, aber eben so wenig, ihm die Freiheit zu lassen. Sobald sie in ihren Staaten wieder autonom sind, werden sie die Sklaverei wieder einführen, wenn auch nicht dem Namen nach. Wer dem Neger die Freiheit geben will, muß sie ihm *ganz* geben. Es wäre keine sonderliche Großmuth, Jemandem ein Haus zu schenken ohne den Rechtstitel dazu, ohne die nöthigen Garantien des ungestörten Besitzes. Ebenso kann man dem Neger die Freiheit nicht schenken, ohne die Mittel, sie zu schützen

und zu vertheidigen. Es giebt keine dauernde halbe Freiheit. Die halbe Freiheit verwandelt sich vor unseren Augen in die ganze Sklaverei.

Es giebt Leute, sogar im Norden, welche einsichtig und freimüthig genug sind, die eben gezogenen Konsequenzen einer bleibenden Entmündung der Neger anzuerkennen, und trotzdem eine solche Entmündung befürworten. Ich habe keine Lust, mich mit diesen Leuten darüber zu streiten, ob ein solch' perfides, hinterlistiges Wiedereinschmuggeln eines Instituts, für dessen Abschaffung wir soeben den Preis einer Million Menschenleben und der zur Abtragung der dabei kontrahirten Schuld zu verausgabenden halben Arbeit vielleicht zweier Generationen gezahlt haben, sich von ethischen und politischen Standpunkten aus rechtfertigen lasse. Ich begnüge mich, darauf aufmerksam zu machen, daß die Zahl der Schwarzen im Süden nach Millionen gezählt wird, daß, wie der Telegraph vor einigen Tagen berichtete, in diesem Augenblick hinter hunderttausend Bayonetten hunderttausend schwarze Herkulesse stehen*), daß (was noch viel mehr

*) Nicht lange nach der Einnahme von Port Hudson ging einmal wieder eins der periodischen Kompromißgerüchte durchs Land. Es hieß, die Rebellen werden sich unterwerfen, unter der Bedingung, daß die Proklamation des Präsidenten zurückgenommen und die Sklaverei in den eigentlichen Südstaaten wieder hergestellt werde. Darob war große Besorgniß im Land, die von einem Mann, den ich kenne, getheilt wurde. Der Mann war eben in Washington und ging zum Kriegssekretär. „Ich will wissen, woran wir sind," sagte er. „Sollen die Geburten der Geschichte in den Mutterschooß zurückgeschoben werden?" Stanton's Auge blitzte. Er erhob sich. „Herr," erwiderte er, „wenn das Negerblut, welches bei Port Hudson geflossen ist, wieder aus dem Sande aufquillt und in die Adern zurückkehrt, dann und nur dann werde ich meine Zustimmung geben, daß die Sklaverei wieder in die Südstaaten einziehe." Man hat vielfach über Stanton raisonnirt, vielleicht mit Recht. Das Wort aber vergesse ich ihm nicht. Und etwas Anderes nicht. Er war es, der den gottvollen Einfall hatte, in den Grenzstaaten auf „Negereigenthum" fouragiren, dort für die schwarzen Regimenter werben zu lassen, und so dem Präsidenten durch seine (übrigens durch die Umstände gebotene) Ausnahmen der Proklamation einen Strich zu ziehen.

sagen will) fünfhunderttausend Fibeln und Schreibtafeln in ebensoviel schwarzen Händen sich befinden, daß der Neger den Gedanken des Rechts denken, d. h. das Gefühl seiner Kraft in die Sprache des Hirns übersetzen, mit der Glut der Freiheit erglühen gelernt hat. Werden diese schwarzen Kinder des Lichts sich in die Nacht der Sklaverei zurückbringen lassen? Mein Freund Butz würde hier den Schiller zitiren:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst. —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht.
Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben."

„Nun," erwidert man mir vielleicht weiter, „wenn die Sachen so stehen, so stehen sie schlimm. Die Zustände, deren Schreckgespenst Sie soeben heraufbeschworen, werden auch eintreten, wenn man den Neger neben dem Weißen zum Stimmkasten zuläßt. Der Antagonismus zwischen den beiden Rassen ist so groß, daß der Weiße den Neger als gleichberechtigt nicht dulden wird. Der Versuch einer Ausübung politischer Befugnisse seitens der Neger wird früher oder später zu einem Kampf führen, in dem das eine oder andere Element seine Vernichtung finden muß."

Ich bin über die Thatsachen zu wenig unterrichtet, meine Erfahrung über die möglichen Beziehungen zwischen den beiden

Der Einfall war geschichtlich und konnte nur in dem Kopfe eines Staatsmannes entstehen. In einem Staate, wo nur einige Dutzend Sklaven Musketen tragen, stirbt die Sklaverei den Tod des Schreckens. Das begriff der Grobian im Kriegsministerium. Darum wird auch der Name Edwin M. Stanton, wenn auch in grober, unverschnörkelter so doch in flammender Fraktur im Buch der Geschichte stehen.

Rassen sind zu lückenhaft, als daß ich über die Ausdehnung und Macht der betreffenden Antipathie ein maßgebendes Urtheil fällen könnte. Geschichtliche Analogien sind in diesem Falle sehr trügerisch, denn wir stoßen hier auf Bedingungen, welche noch nie dagewesen sind. Soweit aber diese Analogien zulässig sind, sprechen sie für die Möglichkeit einer politischen Vermittelung verschiedener sozialer Elemente. Ganz ohne Kampf ist es allerdings nie und nirgends abgegangen, und wird es sicherlich auch hier nicht abgehen; darüber ist einfach zu sagen, daß Konflikte mit obligatem Blutvergießen zu den Civilisationsmethoden gehören, deren die Geschichte der Menschen wohl noch auf geraume Zeit nicht wird entrathen können.

Fassen wir indeß, soweit es möglich ist, die eben berührte Schwierigkeit in ihrer ganzen Tragweite in's Auge, und sehen wir einmal zu, ob es da keinen Ausweg giebt, und wo er zu finden ist. In Süd-Karolina, in gewissen Theilen von Mississippi, Georgien, Alabama und Louisiana sind die Neger in der Majorität. Angenommen nun, die politische Gleichberechtigung der Neger und Weißen führte dort zu Konflikten, die mit dem Zusammenleben der beiden Rassen gleichdauernd wären. Was würde geschehen? Die Weißen würden, *müßten* den Negern das Feld räumen. Umgekehrt, wo die Weißen die Ueberzahl hätten, würden die Neger sich zurückziehen müssen. Die politische Gleichberechtigung würde also gerade das herbeiführen, was unseren modernen demokratischen Staatsphilosophen und gewissen republikanischen Angsthubern so wünschenswerth erscheint. Die Rassen würden sich sondern. Dabei hätte man noch den Vortheil, daß das Experiment selbst über die Wahrheit oder Falschheit der Voraussetzung entscheiden würde. Man liefe keine Gefahr, sich vorneweg in der Annahme einer absoluten Unverträglichkeit der Rassen geirrt zu haben, wie das z. B. der Fall wäre, wenn man gleich anfangs, vor Verleihung des Stimmrechts an die Neger, von Staatswegen eine gewaltsame und künstliche Trennung der Rassen vornähme, wie das eben von Gen. Cox, dem republi-

kanischen Gouverneurskandidaten in Ohio, in Vorschlag gebracht worden ist. Ueberhaupt soll man nie durch ein Statut bewerkstelligen, was durch die Operation eines Naturgesetzes bezweckt werden kann. Die Logik der Dinge ist viel zuverlässiger, als der Menschenverstand. Und ein Naturgesetz vollstreckt sich selber; man spart da viele Advokaten, Richter, Büttel und sonstige stehlende und nicht stehlende Offizianten. Man spart Mühe und Kosten. Und das Resultat ist sicher. Die Natur erkennt den dummen Unterschied zwischen dem theoretisch Richtigen und praktisch Ausführbaren, den wir zu statuiren pflegen, nicht an. Bei ihr fallen Theorie und Praxis zusammen. Dem Auge der Natur ist es klar, daß eine sogenannte unpraktische Theorie einfach eine unvollständige und darum falsche Theorie ist, eine Theorie, bei deren Aufstellung man wesentliche Momente, wichtige Thatsachen, meistens die Hauptsachen — vergessen hat; daß die Praxis nie befriedigende Resultate liefern kann, wenn sie nicht der wahren Theorie vollkommen entspricht. In diesem Sinne ist die Natur immer radikal. Sie macht keine Kompromisse. Und in demselben Sinne ist jeder Bürger, der Verstand hat, ebenfalls ein Radikaler. Daß es nebenbei viele Esel giebt, die sich auch Radikale nennen, bringt zwar große Verwirrung in die Begriffe der Menschen, aber glücklicher Weise nicht in die Ordnung der Natur und den Lauf der Geschichte.

Im Vorstehenden haben Sie einige der Gründe, die mir für das Stimmrecht der Neger entscheidend zu sein scheinen. Diese Gründe werden durch eine Menge Nebenrücksichten gestützt, die Ihnen bekannt sind, und unter denen für mich die Nothwendigkeit, dem Volk des Südens möglichst bald die Verantwortlichkeit für seine eigenen Geschicke zurückzugeben, im Vordergrunde steht. Die Selbstregierung, richtig verstanden, ist und bleibt die Grundlage unserer republikanischen Institutionen. Der infame Mißbrauch, der mit der Lehre von den Staatsrechten getrieben worden ist, hat den wahren Kern dieser Lehre nicht berührt. Wir dürfen die alte republikanische Rechtspyramide,

deren breite Basis von dem Volke gebildet wird, nicht umkehren und auf die Spitze stellen. Millionen Menschen, die auf Einem Kopfe stehen, bilden ein sehr labiles Aequilibrium. Wir müssen den Grundsatz im Auge behalten, daß unser Staat nicht ein Mechanismus ist, dessen Bewegungen von einer großen, am Sitze der Centralregierung aufgestellten Dampfmaschine ausgehen, sondern ein Organismus, dessen Lebensregungen in den Zellen entspringen. Aber das Stimmrecht Aller, die über die Verwerthung ihrer Kräfte selbst verfügen, einen eigenen Lebenskonto führen, auf eigene Rechnung arbeiten und genießen, ist eine strenge Folgerung aus dem Recht der Selbstregierung. Dabei leuchtet es jedem Denkenden ein, daß die Erhaltung eines stabilen Gleichgewichts in unserer Republik, bei den obwaltenden Gesinnungen und Bestrebungen der eben entwaffneten Sezessionisten, eine von zwei Maßregeln unabweislich fordert: entweder eine über lange Jahre hinaus sich erstreckende Besetzung des Südens durch eine allgegenwärtige Militärmacht, die, wie alle Despotien, die Nothwendigkeit ihrer Fortexistenz immer wieder aus sich selbst, durch ihre eigene Wirksamkeit, erzeugen würde, oder eine Reorganisation der Südstaaten auf breitester Volksbasis, also mit Einschluß aller Bürger, ohne Unterschied der Farbe. Nun besteht ein großer Vorzug unserer Republik vor den alten Regierungssystemen darin, daß bei uns die Ruhe und Ordnung durch innere, nicht durch äußere Garantien gesichert ist, daß unser Staats- und Staaten-Verband nicht auf äußerm Zwang beruht, sondern auf innerem Halt. „Der Mensch muß nicht müssen," auch der Südländer nicht, — ausgenommen etwa (auf kurze Zeit) der ganz störrische frühere Sklavenhalter.

Das wäre meine Antwort auf Ihre Frage. Sie ist nicht erschöpfend und kann es auf ein paar Briefbogen nicht sein. Sie sind wahrscheinlich wenig davon erbaut, denn, wie Sie sehen, habe ich die Rechte der Neger nicht an die Sterne gehängt. Ich habe ein großes Mißtrauen gegen die goldenen Stricke, „die von oben langen." Das Dach meines Hauses, in

dem ich vor Wind und Wetter mich bergen will, befestige ich nicht daran. Ich habe mehr Fiduz zu einer soliden Mauer, die freilich auch nicht auf Sand ruhen darf. Daraus, daß der Neger ein (etwas dunkel ausgefallenes, wie es bei Photographien wohl vorkommt) „Ebenbild Gottes" ist, oder aus dem Prinzip der allgemeinen „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" mögen sich vielerlei Rechte für ihn ableiten lassen; ich habe mit derlei Deduktionen nie zurecht kommen können. Wenn Sie mich darob einen schlechten Realisten schimpfen, welcher der uns Deutschen in Amerika von Freund Kapp jüngst zugetheilten Mission, das Ideal zu verbreiten, untreu geworden ist, so muß ich das, wie so vieles Andere, ruhig über mich ergehen lassen. Sie wissen, ich bin Jurist; daher liebe ich die sicheren Kapitalanlagen. So weit es möglich ist, möchte ich für jede Idee, die man mir bietet, Hypothek auf eine Thatsache haben. Die gewöhnlichen Wechsel der Poeten und Träumer aber sind leider nicht nur ohne hypothekarische Sicherheit, sondern sind in der Regel von unbekannter Firma ausgestellt, und — was das Schlimmste ist — haben keinen Verfalltag. Ich will wissen, an wen und an was ich mich zu halten habe. Uebrigens habe ich längst gelernt, daß es Werthe giebt, die keine Liegenschaften sind, und daß auch diese auf dem Markt der Gedanken ihre Währung haben. Nur das bloße, uneinlösbare Papiergeld hasse ich. Von solchen Papieren deponirte vor vielen Jahren ein Freund in meiner Kiste achtzigtausend Gulden; er hat sich nie wieder danach umgesehen. Sie liegen jetzt in meinem Pult in einem Schubfach links; hoffentlich kommt bald Jemand, der sie stiehlt.

Wir sprechen über alle diese Dinge weiter, wenn Sie mich (hoffentlich bald) besuchen. Sie können dann den Butz und den Praetorius zu Ihrer Verstärkung mitbringen; ich hole mir den Kapp (der in ruhigen Stunden, wenn er nicht eben in Jones' Wood gesungen und gezecht hat, auch Realist ist), den Pfeil aus Milwaukee (— der behauptet selbst nach der Bowle noch: „Omne ens ponderabile!" —) und die beiden Gegenfüßler,

die Doktoren Hering und Tiedemann in Philadelphia (wovon der Eine bekanntlich die Materie zu verdünnen und der Andere neuerdings die Geister zu verdicken bemüht ist). Wenn Sie nämlich die großen Kanonen bringen, muß ich für starke Kolonnen sorgen. Indeß ist August Becker auch da und wird sich, wenn Sie mir zu arg zusetzen, wohl auch auf meine Seite schlagen. Kommen Sie nur: wir lassen dann den Realismus und Idealismus auf einander platzen. Vielleicht verständigen wir uns; ich gebe von vorne herein zu, daß man nicht schließen kann, es gebe kein Firmament, weil wir auf dem Boden stehen.

Indem ich diesen langen Brief noch einmal überlese, fällt es mir ein, daß man mir vielleicht vorwerfen könne, durch meine Zurückführung des Rechts auf die Macht rechtfertige sich die Willkür des Starken gegen den Schwachen. Es liegt mir durchaus fern, eine solche Rechtfertigung vornehmen zu wollen, denn ich habe ein persönliches Interesse daran, auch denjenigen Menschen, die nur 135 Pfund wiegen, keine Gymnastik getrieben haben, und nicht schießen können, einiges Recht zu vindiziren. Auch folgt nichts der Art aus meiner Lehre. Das Rechtsbewußtsein, obwohl es in seinem innersten Wesen eine Gedankenvergegenwärtigung der Macht ist, eine Berechnung der Kräfte, welche den streitenden Faktoren in den Willenkonflikten zu Gebote stehen, zieht in seinen Kalkül nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft hinein. Es sieht oder ahnt nicht nur den Widerstand der Minute, sondern auch den Rückschlag und die Rache des Jahrzehnts oder Jahrhunderts. Außerdem berücksichtigt es nicht nur den Willen der Menschen, sondern auch den Willen der Natur, die bekanntlich über sehr starke Heeressäulen gebietet. Und die Natur hat in der Regel die Großmuth, den gewöhnlichen Sollbestand ihrer Streitmacht den Hülflosen und Krüppeln zur Verfügung zu stellen. Daher hat in jedem wohlgeordneten Staatswesen der Naturwille auch eine Stimme, obwohl diese Stimme, wie die der Frauen, auf etwas indirekte Weise abgegeben wird, und sich mehr als eine latente

Despotie geltend macht. Durch diesen Umstand, denk' ich, sind viele Poeten und einige Philosophen darauf gekommen, von ewigen, unveräußerlichen Rechten zu reden.

Leben Sie wohl, und verschonen Sie mich hinfort mit Ihren verfänglichen politischen Fragen; ich studire eben vorsokratische Logik.

XI.

Ein Brief über Frauenemanzipation.

Sonntagsblatt der New-Yorker Staatszeitung, 5. April 1874.

Meine liebe Himmelsstürmerin!

Gleich nach Ihrer Abreise faßte ich den Vorsatz, bei nächster Gelegenheit die Frauenfrage mit Ihnen zur eingehenden Erörterung zu bringen, — einen Theil der Feindseligkeiten zwischen den Männern und Frauen, worauf Sie es abgesehen haben, vorweg durch ein Duell abzumachen, und dann, wo möglich, für den Rest meiner Tage mit Ihnen Frieden zu schließen. Indem ich nun zur Ausführung dieses Vorsatzes schreite, überfällt mich, ehrlich gestanden, ein gelindes Grauen. Die Frauenfrage ist ein sehr ungeeigneter Gegenstand einer Debatte, woran ich mich betheiligen soll; sie gehört zu den Grundfragen, welche in letzter Instanz nicht vom Verstand entschieden werden, sondern vom Gefühl. Und das Denken mit dem Herzen ist, wie Sie ja wissen, den trockenen Juristen meines Schlages ein Unfug und ein Gräuel. Außerdem wird der Kampf mit gar zu ungleichen Waffen, und meinerseits unter gar zu ungünstigen Auspizien geführt werden, denn Sie haben ohne Zweifel durch Ihre Beredtsamkeit, Ihre Thränen und sonstige weibliche Künste die olympischen Götter längst auf Ihre Seite gebracht. Allein ich verlasse mich auf die gute Sache, für die ich einstehe, und rüste mich zum Streit, so gut ich damit ohne Beihülfe der Ihnen verbündeten Minerva zu Stande kommen kann.

Ehe wir indeß auslegen, ist es nöthig, die Mensur abzustecken und die Schranken aufzustellen, innerhalb welcher gekämpft werden soll. Ohne Bild gesprochen: Wenn wir uns

über die politische und sonstige Gleichberechtigung der Frauen in der menschlichen Gesellschaft in kluger und verständiger Rede und Gegenrede ergehen wollen, so sollten wir von vorne herein, wo möglich, darüber einig werden, nicht nur, wie diese Gesellschaft im Augenblick gestaltet ist, sondern, wie sie überhaupt zur Gestaltung kommt, und welche Kräfte und Agentien dabei wirksam sind. Die meisten Befürworterinnen der Frauenrechte, wie alle Träumer, die darauf ausgehen, ihre Visionen an die Stelle des natürlichen Bestandes der Dinge zu setzen, leben mit ihren Gedanken in allerlei Himmeln, Elysien, Eden, goldblättrigen Hainen und sonstigen seligen Gefilden, in denen es keine andere Noth, kein anderes Unglück, keine andern Kämpfe und Entbehrungen giebt, als diejenigen, welche die verabscheuungswürdigen Lenker der Menschengeschicke, die Männer, deren Despotie angeblich bis jetzt schrankenlos gewesen ist, hineingetragen haben. Dies gilt auch von denjenigen Frauen, welche den Glanz ihrer Schönheit mit den Strahlen der Aufklärung verstärken, und über den alten Glauben an einen außerhalb des Universums stehenden, in wechselnden Paroxysmen des Hasses und der Liebe gegen die von ihm selbst geschaffenen Erdbewohner entbrennenden Gott, — an den schönen Garten voll süßer Birnen, saftiger Mirabellen und köstlicher Trauben, vor dessen Pforten jetzt der Engel mit flammendem Schwerte steht, weil der Emanzipationsdrang des ersten Weibes in Form eines krankhaften Gelüstes nach unreifen Aepfeln zur Aeußerung kam, und dergleichen mehr, längst hinausgekommen sind. Auch bei Denen, die, wie Sie, der Anschauung huldigen, daß das Leben des Alls ein großer Entwickelungsvorgang ist, und mit einem dunkeln, dämmrigen Urtriebe beginnt, der mühevoll und langsam durch zahllose, nicht immer sehr ästhetische Wandlungen sich zum hellen Bewußtsein des Menschengeistes hindurcharbeitet, finden sich immer noch Reste des alten Wahns, das Menschenleben sei ursprünglich in idealen, schön gegliederten Formen in die Erscheinung getreten, und erst in Folge der Bosheit und

Willtür einzelner Machthaber in Unordnung gerathen. Zur Verständigung über die Stellung der Frauen (wie aller andern Menschen) in der Gesellschaft ist es unerläßlich, diesen Wahn gleich eingangs vollständig fahren zu lassen, und mit der von der neuern Naturwissenschaft gebotenen Erkenntniß gründlich Ernst zu machen. Sie haben in jüngster Zeit Büchner's Vortrag über die Entstehung des Planetensystems gehört, und wissen, daß uranfänglich die Sonne mit ihren Planeten und deren Trabanten in sehr benebeltem Zustande auf den Straßen des Universums herumtaumelte, und daß die Glieder unseres Planetensystems erst in vielen Aeonen allmählich in anständig elliptischen Bahnen ihre rhythmischen Walzer um den gemeinsamen Schwerpunkt bei obligater Sphärenmusik aufführen lernten — daß die Ordnung sich langsam aus dem Chaos hervorringen mußte. Sie wissen aus einem andern Vortrage desselben Gelehrten, daß die organischen Formen der Erde sich aus sehr rohen Anfängen zur ihrer jetzigen feinen Gliederung entwickelt haben, daß der Mensch seine Lebensbahn als winziges Moner, als formloses Schleimklümpchen, antrat, und dann, wenn auch nicht gerade als Polyp, Maulquappe, Tintenfisch, Heuschrecke, Molch, Fächer- oder Kolben-Käfer, Igel, Ameisenbär, Tatu, Hyäne, Brüllaffe, Pavian, Waldteufel u. s. w., wie wir diese Bestien jetzt kennen, fortsetzte, so doch seine ätherische Höhe über Stufen erklomm, die diesen Formen sehr analog waren; — daß es eine Zeit gab, wo die Primadonnen auf dem Theater der Welt ihre „Casta Diva" mit sehr heiserer Stimme sangen, weil sie noch durch Kiemen athmeten, und ihre Beethoven'schen Sonaten nur sehr stümperhaft spielen konnten, indem ihre schönen Finger durch Schwimmhäute verbunden waren; daß selbst auf verhältnißmäßig hohen Sprossen in der Leiter der Menschenbildungen das holdselige Lächeln, womit die Braut ihrem Geliebten das Nahen der Schäferstunde ankündigte, nach unsern Begriffen schwerlich sehr bezaubernd gewesen sein kann, da ihre Wange noch die etwas reizlose Hülle eines borstigen

Haarwuchses trug, und der Kuß ihrer Lippen den Beischmack des eben ausgeschlürften Knochenmarks einer Nebenbuhlerin hatte; daß ehedem die Damen sogar in den tropischen und subtropischen Zonen ihre Pelzmäntel auch im Sommer trugen und sich überhaupt eines viel einfacheren Toilettenapparats bedienten, als in den Zeitaltern des modernen Luxus (nach meinem Dafürhalten eine starke Instanz gegen die Theorie des menschlichen Gesammtfortschritts); daß selbst an dem Engel, den wir heut' zu Tage Mensch nennen, nicht nur allerlei Fetzen und Ueberbleibsel der Bestienlarven, aus denen er sich entpuppt hat, herumhangen in Form von etwas zu tief unten angebrachten, von der Natur verschämt eingebundenen kleinen Zöpfen, oder in Gestalt von Ohrläppchen (welche unsere Damen, beiläufig gesagt, jetzt noch aus Pietät gegen ihre Urgroßmütter dadurch zu erhalten suchen, daß sie ihnen Gewichte anhängen), Ohrwackelmuskeln, Wurmfortsätzen am Blinddarm u. s. w., sondern daß in der Seele dieses Engels auch Reste der Gemüthszustände seiner alten Larven herumspuken und von Zeit zu Zeit als tigerwüthiges Zähnefletschen oder affenartiges Grinsen zum Ausdruck kommen. Sie wissen, daß in den Hörsälen und Salons der Höhlenperiode die Frauenfrage nur mit Tatzen und Krallen erörtert, und daß in jener Periode das Stimmrecht dadurch geübt wurde, daß man sich mit den Stimmzetteln (die noch die Form großer Felsstücke hatten) die Schädel einschlug, indem die Kultur bis zur Erfindung der Stimmurnen nicht vorgeschritten war. Sie wissen, daß noch in unsern Tagen, wie Caldwell berichtet, der Bosjemane, wenn ihm eben seine gewöhnlichen Leckerbissen, die Käfer, Würmer und Ameisen, ausgegangen sind, sich mit den Hyänen um faule Kadaver herumbalgt, daß, nach Stainbridge, der höchste Schmaus der Urbewohner Viktorias aus ihren eigenen neugebornen Kindern besteht; daß, nach Darwin, die Fuegianer, wenn sie die Wahl haben, ihre Mütter oder ihre Hunde zu schlachten, die erstern an's Messer liefern, weil, wie ein philosophischer Jüngling des Stammes das begründete, die Hunde

Ottern fangen, die alten Frauen aber nicht; daß nach Crawfurd die Bevölkerung von Neu-Guinea ihre Spaziergänge auf den Baumzweigen macht, wo Männlein und Weiblein kichernd und grinsend ihre Wettsprünge machen; daß, nach Mouatt, die nackten, nach Blut lechzenden Andamaner einen Menschenschädel als einzige Zierrath an ihren Hälsen tragen; daß das Leben und die Gewohnheiten der Dyaken auf Borneo, der Dokos in Abessinien, der Veddahs auf Ceylon, der Miaoutsen in China, der Negrillos in Aramanga, der Battas auf Sumatra, der Ainos in Jesso, der Hyglaus am weißen Nil, der Kukies in Indien, der „races maudites“ in Frankreich und Spanien u. A. m. aus Gräueln bestehen, denen gegenüber das Würgen eines Wolfes in einer Schafhürde als reizende Idylle erscheint; daß die Judenverfolgungen, Ketzerverbrennungen, mörderischen Kriege u. s. w., wie sie noch in der neuern Geschichte der hochzivilisirten abendländischen Völker verzeichnet stehen, für die legitime Vetterschaft dieser Völker mit den erwähnten Dyaken, Veddahs, Negrillos u. s. w. das unwiderleglichste Zeugniß ablegen; — Sie wissen, mit einem Wort, daß der jeweilige Kulturzustand der Menschheit einfach eine Station ist auf ihrer Flucht aus den Schrecknissen der Barbarei, und daß jede Bewegung im Interesse der Menschheit nur den Zweck haben kann, sie auf dem zwischen den beiden Endpunkten ihrer Entwickelung in unabsehbarer Länge sich hinziehenden Wege um ein paar Schritte weiter zu bringen.

Wenn es mit diesen Lehren der modernen Naturwissenschaft seine Richtigkeit hat, so ist die Kulturwelt, welche Sie und Ihre Genossen im Sinn der Frauenemanzipation reorganisiren wollen, nicht ein verwildertes Eden, sondern ein Urwalddickicht, in welchem allmählich die Moräste ausgetrocknet, die Upasbäume gefällt, die Schlangen getödtet, und die übrigen Bestien, so gut es eben geht, gezähmt worden. Wir haben es im Leben nicht mit Zuständen zu thun, in denen die uranfänglich schöne Ordnung durch behoste und unbehoste Satanasse

absichtlich und unabsichtlich verwirrt wurde, sondern mit Naturmächten, die eben dadurch Mächte sind, daß sie von Haus aus in egoistischer Vereinzelung sich gegenseitig bekämpfen, und erst im Laufe der Zeit in leidlichem Zusammenwirken sich stützen und halten lernen. Die Menschen — auch die, welche in der von den Weltverbesserern neu zu konstituirenden Gesellschaft die Elemente bilden, — sind nicht maskirte Engel, sondern halbgezähmte Raubthiere, die zwar in vielen Fesseln liegen (und zwar, wie wir weiter sehen werden, in Fesseln, die zu großem Theil von den Frauen gesponnen und geflochten worden sind), aber immer und immer wieder diese Fesseln zu sprengen suchen*).

Nach der Ansicht schwärmerischer Reformatoren bedarf es zur Herstellung idealer gesellschaftlicher Zustände nur der Beschwichtigung einiger Ruhestörer, der Beseitigung einiger Vorurtheile, der Verbreitung einiger Einsichten; in Wahrheit aber ist das Leben der Menschen ein unendlich mühevolles Hinaufringen nach Höhezielen, die sich nur einzeln und nacheinander in nebelhaftester Weise dem blöden Auge erschließen. Und dies Hinaufringen bedeutet für die Gesammtheit, wie für das Individuum, unablässige Arbeit und endlose Qualen und Wirrnisse. Es giebt im menschlichen Leben keine Harmonie, die etwas Anderes wäre, als sich aufhebende, aber immer wieder durchklingende Dissonanzen. Alles Glück ist nur halbüberstandenes Unglück; alle Freude kaum verschmerztes Leid; an jedem dauernden Lebensgewinn haftet die Entsagung. Alles, was wir sind und besitzen, ist die Frucht unaufhörlicher Kämpfe und unsagbaren Duldens. Des Menschen Seele ist eine Summe

*) Ich weiß sehr wohl, daß Sie nicht nur Ihren Horaz, sondern auch Ihren Darwin lesen, und daß zu den Rollen, die Sie für die Frauen in Anspruch nehmen, auch die einer ernsten Priesterin der Wissenschaft gehört. Ich habe mir indeß, wie Sie sehen, erlaubt, die Ergebnisse der neuern Naturforschung für den gewöhnlichen Damengeschmack noch etwas über den Büchner hinaus zu popularisiren d. h. sie, nach Horazischem Ausdruck als „sine clune palumbes“ (oder wie Wieland das in's Deutsche übersetzt, à la Crapaudine) zuzubereiten.

angstvoller Empfindungen und quälender Gedanken: sein Körper das Endergebniß peinlicher physischer Prozesse, die lange vor dem Keimen seines Lebens ihren Anfang hatten, und selbst mit seinem Tode nicht zum Abschluß kommen. Das moderne Kulturleben ist das vorläufig letzte Glied einer Reihe von Vergewaltigungen und entsetzlichen Greueln aller Art. Jede höhere Lebensform ist nur dadurch in die Wirklichkeit getreten, daß Tausende anderer Lebensformen verdrängt und vernichtet worden sind. Das Familienleben begann mit der rohesten Vergewaltigung des Weibes durch den Mann, wie wir sie noch jetzt bei den niedrigen Kulturvölkern sehen, und wovon der Raub der Sabinerinnen schon eine poetisch verklärte Form ist. Es ist in gewissem Sinne ganz falsch, daß die Unnatur zu beseitigen und die Natur in ihre Rechte einzusetzen ist; es ist eben die Natur, welche der Veredelung und Reinigung bedarf. Dieser Satz ist freilich dahin zu ergänzen, daß auch die Läuterung zum Wesen und zu den Intentionen der Natur gehört, so daß es in anderem Sinne wieder wahr ist, daß man die Natur bekämpfen soll, um sie in ihr eigentliches Recht einzusetzen.

Nun, werden Sie fragen, folgt aus dem Allen nicht, daß wir unablässig ringen und kämpfen sollen, um die Ordnung und den Bestand, wonach alles Seiende einen geheimen Trieb hat, herbeiführen zu helfen? Allerdings. Und Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen Passivität predigen will. Ihr Heil, wie das Heil aller Menschen liegt im Streben, im Ringen, im Kampf, in der Arbeit. Aber dabei dürfen Sie zweierlei nicht vergessen, welches von vielen (und gerade den edelsten) Frauen, wie von allen Schwärmern, gewöhnlich außer Acht gelassen wird. Das Eine ist, daß ersprießliche, fruchtbringende Arbeit durch die Beschränkung bedingt ist, und daß das Streben eines Menschen nur dann frommt, wenn es sich auf nahe und erreichbare Ziele richtet — wobei jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß der Blick ahnungsvoll in die weite, unerreichbare Ferne dringt, und das mühselige, auf's Einzelne

gerichtete Thun in der Poesie und dem weltumfassenden Gedanken seine Weihe sucht. Und das Andere ist die Unmöglichkeit, die natürlichen Kräfte und Elemente des geschichtlichen Lebens durch künstliche zu ersetzen, oder überhaupt irgend etwas Lebensfähiges, Bleibendes zu schaffen, wozu die rohe Natur nicht die Keime geliefert hat. Der Mensch kann nirgends Schöpfer oder Erzeuger außernatürlicher Gestaltungen sein, geschweige denn ihr mechanischer Baumeister; es ist ihm nur gegeben, die von der Natur vorgebildeten Ansätze zur Entwickelung zu bringen, die in der Natur ewig waltenden Kräfte zu zähmen, die spontan entstehenden Formen zu veredeln und zu reinigen. Die Liebe z. B. ist unter allen Umständen nur der geläuterte, zu gegenseitiger geistiger Durchdringung geadelte Fortpflanzungstrieb; wo dieser nicht mehr im Hintergrunde steht, wird auch bei den mit den höchsten Adelsdiplomen der Menschheit versehenen Individuen die Liebe erlöschen. Die Freundschaft zweier Menschen ist ursprünglich nicht Anderes, als das Gefühl der gegenseitigen Abhängigkeit, der Nothwendigkeit einer Verbindung zu Schutz und Wehr, zu Handleistung und Hilfe. (Aus diesem Grunde ist die reine Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes nur bei Völkern, die auf sehr hoher Kulturstufe stehen, wie bei den Griechen, und unter diesen nur bei sehr bevorzugten Individuen, denkbar und möglich; weil erst da die gegenseitige geistige Ergänzung an die Stelle der physischen treten kann.) Sogar die Mutterliebe und die ihr entsprechende Kindesliebe — die stärkste und edelste, weil natürlichste und ursprünglichste aller menschlichen Regungen — hat ihre Quelle in dem egoistischen Gefühl physischer Bedürftigkeit.

Wer die Menschheit bessern und veredeln, wer die Menschen bilden und erziehen will, muß zusehen, für welchen Apparat die Natur zu diesem Zwecke gesorgt hat. Ein künstlicher Apparat läßt sich nicht herstellen, wie sich bei den vielen mißlungenen Versuchen der Philanthropen und Weltstürmer beiderlei Geschlechtes unzählige Male herausgestellt hat. Der Erzieher des

Menschen kann keine andern Triebkräfte in Anwendung bringen, als die, welche auch im Naturzustande sein Handeln bestimmen; allein er kann, zum Theil wenigstens, den Konflikt dieser Kräfte lösen und ihr Walten regeln. Der Reformator kann der Menschheit ihre Irrungen, ihr Schwanken und ihre Trübsale nicht ersparen: allein er kann bis zu einem gewissen Grade diese Irrungen in Vorstufen der Wahrheit verwandeln, ihrem Schwanken Rhythmus verleihen, den Trübsalen die Weihe der Erkenntniß geben. Der Welterlöser kann den Schmerz der Welt nicht tilgen; aber er kann ihn heiligen und verklären, indem er nachweist, daß dieser Schmerz eben die Aeußerung eines tiefen Ahnens und Wollens ist, an dessen Erfüllung die momentane Wirklichkeit nicht heranreicht. Auch der weiseste Lenker menschlicher Geschicke kann die großen Ziele geschichtlicher Entwickelung nicht verrücken; allein er kann die Blicke der Menschen entschleiern, diese Ziele ihnen sichtbar machen und durch den Hinweis darauf den wankenden Schritten des Erdenwallers Festigkeit sichern.

Sie sehen, ich glaube nicht daran, daß man den Menschen Ideale an die Wand zeichnen, und sie dann durch eindringliches Zureden, geschweige denn durch äußern Zwang bestimmen könne, in ihrem Leben diese Ideale zu verwirklichen. Man kann, meines Erachtens, nur die natürlichen Impulse, die aller Orten das Blut durch ihre Adern treiben, kräftigen und läutern, und die Formen, in welchen die Natur unwandelbar ihre Werdeprodukte zu Tage fördert, vergeistigen und adeln. Wer die Frau bestimmt, ihren Mann oder ihr Kind, trotz seiner Launen und Mängel, liebend zu halten am treuen Herzen, wer den Mann ermuthigt, selbstlos und uneigennützig am großen Werk der Menschheit mitzuarbeiten und in den kleinen Kreisen, in welche das Leben ihn bannte, für die Lösung ihrer hohen Aufgaben zu wirken — nie an dem endlichen Sieg des Wahren, Rechten und Guten zu verzweifeln, sondern rastlos und unverdrossen fortzuwirken und dem Gebäude der Kultur immer und immer

wieder neue Steine zuzutragen, selbst wenn das, was man am Morgen baute, Abends wieder zusammenstürzt — wer die Menschheit lehrt, geduldig sein, Entsagung üben und von ihrer täglichen Sorge und Noth hinaufzublicken nach den ewigen Sternen: der ist seines äußern und innern Lohns gewisser, als der, welcher gegen die Sünden der Welt seine Bannflüche schleudert und sich unterfängt, ihre Irrthümer und Mißbildungen mit der Wurzel auszurotten, um auf dem so gewonnenen Boden ein neues Reich der Ideale zu gründen.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, was ich von den seit anderthalb Jahrhunderten so oft wiederholten Versuchen, die Menschheit von ihren Gebrechen dadurch zu befreien, daß man sie in Illuminatenorden, Tugendbunden, Fourierschen Phalansteren, kommunistischen Dörfern, Humanitätsvereinen u. s. w. unterbringt, halte. Zu jedem sozialen Bau, der Bestand haben soll, muß die Natur nicht nur die Steine, sondern auch den Mörtel liefern, nicht nur die Balken, sondern auch die Nägel. Es giebt keine Agentien, wodurch die Ordnung und der Frieden der Gesellschaft (worauf alle Kultur beruht, und worin alles Recht und alle Freiheit ihre Garantien finden) gegründet und erhalten werden können, als die Naturgewalten. Jeder Versuch, diesen Naturgewalten feindlich gegenüber zu treten, statt sich mit ihnen zu verbünden und sie der Vernunft dienstbar zu machen, wird unfehlbar scheitern. Das hat sich überall gezeigt, wo man darauf ausging, eine abstrakte allgemeine Menschenliebe an die Stelle der konkreten Gattenliebe, Mutterliebe oder Kindesliebe zu setzen, die „universelle Brüderlichkeit" die Rolle des Hungers oder des Interesses spielen zu lassen, und die heiligen Bande der Familie durch allerlei künstliche Ketten und Schnüre zu ersetzen. Die Menschen befreien heißt sie stark und gesund machen; und das kann nur bewerkstelligt werden durch die Kräftigung und Reinigung der menschlichen Urtriebe, worunter der Erhaltungstrieb in seinen verschiedenen Verlarvungen als Hunger, Brunst, Habsucht u. s. w. in erster Reihe steht.

„Das ist ein langer Circumflex" werden Sie sagen; „wann führen Sie denn Ihren Streich? Sie holen weit aus, wann kommen Sie zur Sache?" Nur Geduld! Die vorstehenden weitschweifigen Erörterungen waren nöthig, um Ihnen begreiflich zu machen, daß die Grundvoraussetzung, worauf die Forderung einer politischen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern sich stützt, durchaus falsch ist. Nach dieser Voraussetzung lassen sich nämlich die natürlichen Entwicklungsprozesse der Gesellschaft künstlich, von außen, durch den Staat, nicht nur regeln, sondern vollständig umgestalten, während in Wirklichkeit der Staat diesen Prozessen machtlos gegenübersteht. Es ist meine Absicht nicht, Ihnen über die wahre Wirksamkeit des Staats und ihre Grenzen einen gelehrten Vortrag zu halten; ich will Sie nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß diese Wirksamkeit mit dem Fortschritt in der Entwicklung des Kulturlebens immer mehr in den Hintergrund tritt. Wer sich über die Bedeutung des Staats für die menschliche Kultur klar werden will, darf vor allen Dingen eine einfache Thatsache nicht aus dem Auge verlieren: die Herrschaft des Staats ist in ihrem Wesen eine Ausübung brutaler, äußerer Gewalt. Sie gründet sich auf die Nothwendigkeit, alle Bürger, d. h. alle Glieder des staatlichen Verbandes, nach Außen gegen andringende Feinde, nach Innen gegen leidenschaftliche und ungezähmte Ruhestörer zu schirmen. Der Staat ist naturgemäß einfach eine Allianz seiner wehrhaften Glieder zu Schutz und Trutz nach Außen, und zur Erhaltung der Ordnung, des Friedens und der freien Bewegung nach Innen. Die Symbole seiner Macht sind, wie ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung scherzhaft sagte, die Muskete und der Polizeiknittel. So lange er nicht über seine Sphäre hinausgreift, so lange er sich auf das allgemein gefühlte Bedürfniß der Wehr gegen Vergewaltigungen und Unordnungen stützt, hat er eine natürliche Grundlage und eine vernunftgemäße Berechtigung. Aber so wie er, im Einklang mit dem Wahn der meisten Frauen und vieler Männer, mehr

will und soll — so wie er die Funktionen der Familie und des Individuums übernehmen, nicht nur Kinder, sondern auch erwachsene Menschen erziehen, nicht nur Schulen, sondern auch Kirchen gründen, überhaupt die Menschen durch Gesetz und Zwang tugendhaft, weise und glücklich machen will, ist er ein Unfug, und verfällt dem Verdammungsurtheil unserer Zeit. Jede nachhaltige Umbildung der Gesellschaft vollzieht sich in engen Kreisen durch Kräfte und Hebel, mit denen die rohe Faust des Staats nichts anfangen kann; wo dieser in die innere Entwicklung des Menschenlebens eingreift, wirkt er unfehlbar hemmend und zerstörend. Alle Operationen des Staats sind rücksichtslos und gewaltsam, und dies gilt nicht minder vom Volksstaat, als von der Herrschaft einzelner Despoten. Das Stimmrecht ist, wie ich vor Jahren in einer Abhandlung über das Negerstimmrecht gezeigt habe, Nichts als ein bequemeres Surrogat für die grobe physische Waffe. Und die Frauen, welche das Stimmrecht für sich fordern, strecken die Hand aus nach dieser Waffe, und verlangen, daß wir allen Ernstes Tag für Tag mit ihnen auf die Mensur gehen! Wie ist das, selbst bei der idealsten Ritterlichkeit der Männer, ohne Vernichtung aller sozialen Grundverhältnisse möglich? Halten Sie es nicht für gerathener, es einstweilen bei diesem kleinen brieflichen Duell bewenden zu lassen?

Die Frauen, welche das Stimmrecht für sich in Anspruch nehmen, erwarten von der Erlangung dieses Rechtes zweierlei Gewinn: erstens, Hebung ihrer eigenen Stellung in den Rangordnungen der Gesellschaft, und zweitens, Abstellung, auf dem Wege geeigneter Gesetzgebung, einer Menge von Mißständen, die, wie sie meinen, ihrem feinern aesthetischen und sittlichen Gefühl anstößiger sind, als dem rauhen und harten Sinn der Männer. Diese Erwartung beruht, meines Erachtens, nach beiden Seiten hin auf einer schlimmen und verderblichen Täuschung. Die Frau ist bei allen Völkern die Trägerin einer Art von Priesterwürde, die sie für den Mann unantastbar macht;

wollte sie sich dieser Würde entäußern und mit gegürteten Lenden auf den Kampfplätzen des politischen Lebens erscheinen, so würde sie damit auch auf die Ehrfurcht verzichten, mit der man ihr zu begegnen gewohnt ist. Sie würde in der sozialen Rangordnung nicht eine Stufe hinauf, sondern mehrere Stufen herabsteigen. Und es ist mehr als zweifelhaft, ob ihre gesetzliche Thätigkeit für die Menschheit heilbringend sein würde. Alle Befürworterinnen der Frauenrechte, welche ich bis jetzt kennen gelernt habe, hoffen die vielen Gebrechen der menschlichen Gesellschaft, wie sie eben ist, dadurch zu beseitigen, daß sie das ganze System menschlicher Satzungen, die wir Gesetze nennen, reorganisiren, und die Thorheiten der Männer durch ihre Weisheit verdrängen oder ersetzen. Sie weisen auf die unter dem Volk herrschende Finsterniß, auf seine Unwissenheit, auf seinen Aberglauben u. s. w. hin, und zweifeln nicht daran, daß diese Finsterniß sich durch das Licht eines schönen Kapitels in einem neu zu schreibenden Gesetzbuch verscheuchen lasse: sie entsetzen sich vor dem Egoismus, der Habsucht, den Leidenschaften der Menschen, und sind gewiß, daß diese Flecken der Menschennatur durch angemessene Gebote oder Verbote ausgemer[illegible]den können; sie jammern über die ungleiche Vertheilung [illegible] güter, über Armuth und Noth, und harren sel[illegible] Augenblicks, wo sie den Beschluß, dieser Jammer s[illegible] nehmen, mit glänzender Schrift in das Statutenb[illegible] des von ihnen einzuführenden goldenen Zeitalters eintragen werden. Allein die weiseste aller Lehrerinnen, die Geschichte, schüttelt zu allen diesen Träumen das gedankenvolle Haupt. Sie bedeutet uns, daß die Menschheit nur in sehr beschränktem Maße durch Gesetze veredelt, gebildet oder erzogen werden kann, daß diese Gesetze in der Regel nicht den Bildungsprozessen der Gesellschaft vorausgehen, sondern ihnen folgen, indem sie nichts Anderes sind, als die dürftig erkannten und fragmentarisch in stümperhafte Formeln gebrachten innern und äußern Erfahrungen, welche von der Menschheit im Laufe ihrer sich blind vollziehenden

Entwicklungsvorgänge gemacht werden. Wenn ein Lebensgesetz in Stein gehauen, auf Pergament geschrieben oder auf Löschpapier gedruckt wird, liegt seine Wirksamkeit längst hinter ihm; es ist eben in's Bewußtsein der Menschen getreten und von ihnen in Worte gefaßt worden, weil es sich vor ihren Augen in sichtbaren und greifbaren Formen ausgestaltet hatte. „Erst bei einbrechender Dämmerung, wenn der Tag zur Neige geht," sagt ein deutscher Denker, „beginnt die Eule der Minerva ihren Flug." Das gilt von allen Eulen, gleichviel, ob ihr Gefieder im Gewande des dogmatischen Priesters, dem Schlafrock des Moralphilosophen oder dem Frack des Gesetzgebers besteht. Und was diese Eulen der Nacht zu vertrauen haben, betrifft weniger die lebendigen Geister in den warmen Pulsen der werdenden Welt, als die bleichen Gespenster geschwundenen Lebens.

Es giebt keine Wahrheit, die für das wirkliche Begreifen des Verlaufs der Geschichte wichtiger wäre, als die, daß die Gesellschaft nicht von Außen — seien die Herrscher nun Götter oder Menschen — *umregiert*, sondern nur von Innen *umgebildet* werden kann, und daß diese Umbildung sich auf stillen Herden vollzieht, in welche die gesetzgebende Gewalt nie hineintappen kann, ohne das sinnige Walten der unter der höhern Gesetzgebung der Natur stehenden Triebkräfte zu stören und zu lähmen. Alle Gesetzgebung, alle Regierung, ist ein *Schrankensetzen*; ihre Macht kann nie als Bildner oder Erzeuger auftreten.

Wenn daher die Frau von der Theilnahme an der äußern Regierung des Staats ausgeschlossen ist, so folgt daraus keineswegs, daß sie an der Bildung, Veredlung und Sittlichung der Menschen einen geringeren und unbedeutenderen Antheil hat, als der Mann. Im Gegentheil, die Natur, welche nach dem Gesetze der Theilung der Arbeit überall ihre Rollen an verschiedene Kräfte vertheilt, hat gerade die wichtigste aller geschichtlichen Funktionen der Frau zuertheilt. Während der Mann darauf angewiesen ist, die Prozesse der Entwicklung vor äußern

Störungen zu schützen, ist die nähere Sorge um diese Entwicklung eben die Aufgabe der Frau. Es ist ihr hoher Beruf, die Keime der edlen Menschlichkeit zu hüten und zu pflegen. Diesem Beruf kann die Frau nur dann mit Erfolg obliegen, wenn sie von den äußern Kämpfen des Lebens unberührt bleibt. Sie vertritt inmitten dieser Kämpfe die Besonnenheit, den Frieden, die innere Ruhe; sie darf nicht mitstürmen im Getümmel der Welt, sich nicht betheiligen am Streit um kleine, augenblickliche Zwecke. Das hat schon Homer erkannt; als einst Aphrodite (die Verkörperung der antiken Idee der Weiblichkeit) ihrem Aeneas im Gefecht beistehen wollte, sehr bald sich aber veranlaßt fand, mit einer ihr von Diomed an der Hand beigebrachten Wunde weinend zum Olymp zu flüchten, wurde sie von Zeus lächelnd bedeutet:

„Nicht dir wurden verliehen, mein Töchterchen, Werke des Krieges;
Ordne du lieber hinfort anmuthige Werke der Hochzeit —
Jene besorgt schon Ares, der stürmende, und Athenaia."

Ich komme hier von Neuem auf den Punkt zurück, der mir zur richtigen Beantwortung der Frauenstimmrechtsfrage von der größten Erheblichkeit zu sein scheint; die gemeiniglich sogenannten Gesetze, d. h. die ausdrücklichen Satzungen der Menschen, haben auf die Gestaltung der Gesellschaft und auf die Schicksale ihrer Glieder einen verhältnißmäßig sehr geringen Einfluß, und können sicherlich die sozialen Mißstände nicht heben, worüber die Frauen sich, zum Theil mit Recht, beklagen. Die Gestaltungsvorgänge der Gesellschaft vollziehen sich auf einem ganz andern Gebiet, auf welchem das Weib jetzt schon eine fast unbeschränkte Herrschaft übt, nämlich auf dem Gebiet der Sitte — jener ungeschriebenen Gesetzlichkeit, welche nie zum Statut erstarrt, aber eben darum in weicher Schmiegsamkeit alle Formen und Verhältnisse des sozialen Lebens umfaßt und durchwebt — einer Gesetzlichkeit, die ihre Sanktionen nicht in harten Strafen und rohen Zwangsmitteln findet, sondern im Lohne der milden Menschlichkeit.

Es ist wunderbar, wie schwer unsere Alles von äußeren Formen und künstlichen, mechanischen Mitteln erwartende Zeit zum Verständniß ihres eigenen Lebens gelangt. Die gewöhnlichen, landläufigen Begriffe über den möglichen Antheil der Menschen an dem Werk ihrer eigenen Sittlichung und Befreiung bedürfen sehr der Berichtigung. Dieser Antheil reduzirt sich (wie ich schon mehrmals gesagt habe) auf eine von ihnen im Lichte des Bewußtseins und der Einsicht bewerkstelligte Veredelung der Naturformen durch Stärkung und Läuterung der Naturgewalten. Es würde mich zu weit führen, wenn ich versuchen wollte, hier die Momente aufzuzählen, die dabei in Betracht kommen; Sie müssen sich mit einigen flüchtigen Andeutungen begnügen.

Aller menschliche Fortschritt kann bezeichnet werden als eine Verwandlung der Barbarei in die Kultur. Diese beiden Zustände der Gesellschaft unterscheiden sich dadurch, daß im Zustande der Barbarei alles Thun sich vollzieht ohne Rücksicht auf seine weitern Folgen, daß Männer sich bekämpfen und umbringen, weil die momentane Leidenschaft sie dazu drängt, daß ebenso Mann und Frau sich umarmen, weil sie erfaßt werden von einer augenblicklichen Glut, daß Menschen bilden und zerstören, ohne sich weiter zu kümmern um die Produkte oder die Leichen, daß alle gesellschaftlichen Knoten in der Stunde sich schürzen und lösen, daß alle Beziehungen zwischen den Menschen, und ihre Einwirkungen auf einander flüchtig sind, daß es keine Gewinne giebt für's Leben und keine Ansätze, die nicht gleich wieder zerfließen, daß Alles sich heute findet und morgen wieder verliert, daß alle Keime sofort zertreten und die kaum entknospten Blüten vom Sturm zerrissen werden, — während dagegen unter den Zelten der Kultur das Einzelne sich vollzieht, als ein Moment eines sich erhaltenden und fortsetzenden Bildungsprozesses, und zu jeder That sich das Bewußtsein der daraus sich ergebenden Folgen gesellt, so daß die That durch dieses Bewußtsein geregelt und bestimmt wird. Der Charakter

der Kultur liegt darin, daß das Einzelne dauert, und eben in dieser Dauer sich verallgemeinert, entwickelt und veredelt, daß so allmählich an die Stelle des ungestümen Triebes die besonnene Kraft, an die Stelle der rohen Gewalt die ruhige Ueberlegung und der klare Gedanke, an die Stelle des egoistischen Drangs zur Herrschaft und Willkür des Einzelnen die Sorge für die Erhaltung des den Bestand Aller gewährleistenden Ganzen tritt. Dadurch bestimmt sich nun der Antheil des Menschen an der Entstehung der Kultur und ihren Formen. Er kann das blinde Naturwalten nur ergänzen durch sein Besinnen auf vergangene Erlebnisse und durch die daraus sich ergebende Antizipation der Zukunft. Seine ganze Macht über die Naturgewalten besteht darin, daß er ihre innern Beziehungen festhält und den von ihnen erzeugten Formen den Bestand der Gedanken giebt. Die Geschichte ist nur eine Form der Natur, worin das Bewußtsein eins der bestimmenden Elemente ist. — Das ist im Allgemeinen der Gang der Kulturentwicklung, — wie Sie sehen, ein Gang auf Wegen, für welche die Natur überall den Boden liefert. Und wenn wir uns die Mittel ansehen, wodurch die Verwandlung der Barbarei in die Kultur bewerkstelligt wird, so finden wir wieder, daß die Methode der Geschichte genau dieselbe ist, wie die der Natur. Die Natur bannt alle ihre Entstehungsprozesse in enge Kreise, die sie nicht nur der direkten Einwirkung, sondern sogar der Beobachtung und Betrachtung von Außen möglichst entzieht. Alle ihre Keimbildungen sind Zellenbildungen. Ganz so laufen die Keime und Bildungsprozesse der Kulturgeschichte auf Zellenbildungen hinaus. Die Urzelle der Menschenbildung aber ist die *Familie* — der ewigglühende Herd aller Kultur und Gesittung. Und der Keimfleck in dieser Zelle, der springende Punkt jeder Kulturgestaltung ist *das Weib*, der heilige Schooß nicht nur aller physischen sondern auch aller sittlichen und geistigen Geburten der Menschheit. Der ganze Lebensprozeß des Weibes ist eine Reihe von Verinnerlichungen und Stätigungen primitiver Kulturvorgänge;

schon seine Organisation bedingt, daß es den bedeutsamsten aller Lebensakte als verkörperte Liebe dauernd in sich trägt und hegt, und die Glut des Moments als stillfortglühende Lebenswärme einem neuen Leben und so dem Leben der ganzen Menschheit zuführt. Ohne das Weib, ohne ihr auf Bestand und stille Entwicklung gerichtetes Wesen, wären selbst die ersten Schritte der Barbaren auf dem Wege zur Kultur absolut undenkbar. Wie das Weib unter dem Zelt des Nomaden sowohl, wie im Hause des Kulturmenschen das Feuer schürt, zu dessen Licht und Wärme der Mann aus der finstern und frostigen Außenwelt immer wieder zurückkehrt, so nährt sie überhaupt auf dem Herd der Familie die wärmenden und leuchtenden Gluten des Gefühls und des Ideenlebens. Das Weib ist die natürliche Hüterin und Beschützerin alles Dessen, worin die Welt ihre Erlösung zu suchen hat; allein sie hat für diesen Schutz nur die eine Waffe der sturmlosen Ruhe und wolkenlosen Klarheit ihres Wesens, der wunderbaren, träumerischen, allen Hader in sich beschwichtigenden Stille bewußtlosen Naturwaltens, der Schönheit, des Reizes und der Weihe ewiger Weiblichkeit. So wie das Weib aus dieser Stille heraustritt in die Kämpfe der schlechten, auf Verwüstung ausgehenden wirklichen Welt, so wie sie Bäume fällen und Mauern brechen will, statt Keime zu hüten, so wie sie sich der Waffen bemächtigt, mit denen der Mann sich und seinen Aufgaben Bahn bricht, wankt der Boden unter ihren Füßen, und ihre Blicke irren unstät und lichtlos in den Nebeln des Wahns und der Verzweiflung.

Sie sehen, ich schone Sie nicht, und zwar nicht nur darum nicht, weil Sie mich ausdrücklich dazu aufgefordert haben, sondern weil ich weiß, daß Sie im Grunde Ihres Herzens vollständig mit mir einverstanden sind. Sie gehören zu den Menschen, die sich in ihrem dunklen Drange des rechten Wegs wohl bewußt sind, aber dennoch sich das Vergnügen nicht versagen können, zur Abwechselung einmal auf Nebenwegen herumzustrolchen. Sie treiben für den Augenblick mit sich selbst und mit Ihren Freunden

Maskenscherze; aber es ist kaum nöthig, die Maske zu lüften, damit das wahre Menschengesicht dahinter sichtbar werde.

„Nein," rufen Sie aus, „es ist kein Maskenscherz; es ist bitterer heiliger Ernst, der mich als Kämpferin auf die Tribüne treibt! Sie kennen die Entwürdigungen nicht, denen das Weib in der jetzigen Gesellschaft ausgesetzt ist! Sie sind in den Behausungen der ächten Frauenseele ein Fremdling und ahnen nicht, welch' tiefes Leid darin wohnt!" —

Nun es mag sein, daß es in dem Leben und in den Gemüthern der Frauen Rezesse giebt, in die ich nie eingedrungen bin, und in welche einzudringen uns Männern überhaupt nicht vergönnt ist. Aber ich bin ein alter Jurist, dem es nicht an Gelegenheit gefehlt hat, sein Stück Menschenschicksal zu beobachten, wenn nicht zu erleben, und habe wenigstens eine Ahnung davon, worin das große Weh der emanzipationssüchtigen Frauen besteht. Es besteht nach meinem Ermessen in zwei Dingen. Das erste ist, daß alle Naturstärke in ihrer Aeußerung derb ist, und daß die Stärke des Mannes, deren doch das Weib in seiner Hülfsbedürftigkeit nicht entrathen kann, keine Ausnahme macht. Die revolutionären Frauen suchen das unlösbare Problem zu lösen, diese Stärke in unendliche Milde zu verwandeln, ohne sie als Stärke zu vernichten — beiläufig gesagt, nur ein Beispiel des ewigen Hanges der Frauen, Alles ungehülst zu genießen, Kerne haben zu wollen ohne Schalen. Und das zweite (eigentlich nur eine besondere Form des ersten) ist, daß viele Frauen sich der Einsicht verschließen, wonach alles Glück, auch das der Ehe, allmählich durch viele Irrungen, Qualen und Entsagungen errungen werden muß. Sehen wir uns einen Augenblick die Ehe — dieses Thema der unablässigen Deklamationen der Frauenrechtlerinnen — an; was ist sie in unsern Tagen, wie wird der Bund der Herzen geschlossen? Ein junger Mann und ein junges Weib, die beide dem Ernst des Lebens vollständig fremd sind, begegnen sich in einem Ballsaal, oder in einem Salon, oder irgendwo sonst, wo alle Beding-

ungen zur Verhüllung des wahren Charakters eines Menschen gegeben sind. In den meisten Fällen ist die Begegnung eine rein äußerliche, selbst wenn sie sich Jahre lang täglich wiederholt, — es ist die Begegnung zweier X, wovon das eine X lange Beinkleider, das andere X eine Robe trägt. Der Natur nun, der rücksichtslosen, ist jedes X gut genug als Herd, um darauf ihre Flammen aufflackern zu lassen, denn sie hat Dinge vor, bei denen das Glück oder das Unglück der beiden Menschenkinder nur in zweiter Instanz in Betracht kommt. Sie sinnt auf neues Leben, sie will sorgen, daß eine junge Generation erblühe, daß es sprosse und keime, gleichviel auf welchem Boden. Sie wirft ihren Funken in zwei Seelen — irgend einen Funken von der alten ewigen Lampe im Dom des Alls, der zwar hin und wieder sogleich zur lichten Aetherflamme werden mag (wie bei den Poeten des Ausführlichen zu lesen), aber in den meisten Fällen sich in ein dumpfes, rauchiges Lohen verwandelt (wie in der wirklichen Welt des Nähern zu sehen) — die zwei Menschen treten vor den Altar und lassen sich einsegnen für's Leben. Nun kommt aber das Leben mit seinen Einzelnheiten, mit seinen kleinen prosaischen Anforderungen, mit seiner Sorge, Noth und Plage; es kommt wieder dieselbe rücksichtslose Natur mit ihren Plackereien, ihren Krankheiten, ihren deprimirenden Einwirkungen, besonders auf den weiblichen Organismus und das weibliche Gemüth. Die wahren Werthe der X treten zu Tage, das eine wird zum a, das andere wird zum u, und der aus dem Zusammenklang dieser Laute entstehende Ton bezeichnet leider das Gegentheil der himmlischen Wonne. Wie läßt sich da helfen und rathen? Einfach mit der Wahrheit, die ich in diesem Briefe schon so vielfach gepredigt habe, daß aller Schmerz und alles Unglück nur Vorstufen des Glücks sind, daß auch das Glück der Ehe allmählich entstehen, aus dem Kampf und dem Dulden hervorgehen muß, daß die Götter überall, wie schon der alte Grieche wußte, den Schweiß vor den Kuchen, die Arbeit vor den Genuß, die saure, irdische Mühe vor das süße,

himmlische Behagen gesetzt haben, und daß es nirgends goldene Schalen giebt, auf denen uns die reifen Früchte entgegengebracht werden. Dazu kommt noch, daß der reine, ungetrübte Lebensgenuß zu den Dingen gehört, von denen weder die Natur noch die Geschichte etwas weiß, indem es im Leben nie zu reinen Dreiklängen, sondern höchstens zu Septimenakkorden (in der Ehe mit ehrgeizigen Frauen sogar zu übermäßigen Serten- und Nonenakkorden) kommt.

Das ist sehr prosaisch, nicht wahr? Leider sind auf diesem staubigen Planeten alle Details, alle in endlicher Form darstellbare Wirklichkeiten, eitel Prosa, und die Poesie liegt nur in der Vollendung des Ganzen, welches anders als im Geiste zu erfassen den sterblichen Menschen versagt worden ist. Es giebt eine Welt der Ideale, aber man kann nur mit der Seele darin wohnen. Selbst die schönen, mit allen Reizen der hochadeligen Menschennatur ausgestatteten Frauen müssen nicht nur ihre Shawls, Baschliks, Falbeln, Corpetten, Cotillons u. s. w., sondern den ganzen irdischen Menschen zurücklassen, sie müssen alles ablegen bis auf die nackte Psyche, wenn sie in den Feenpalast der Ideale eintreten wollen.

Die Stellung der Frau in der Ehe, wie im Leben, bedarf ohne Zweifel, wie so viele andere Dinge, der Reform; allein die Reform kann nicht darin bestehen, daß man die Ehe zerstört, und aus den Fragmenten neue, hübsche, künstliche Spielzeuge konstruirt, sondern nur darin, daß man die wirklichen Kräfte, von denen die Elemente der Familie zusammengehalten werden, zur Geltung bringt, und ungehörige Einwirkungen von den Bildungsprozessen der Familie ausschließt. Hier gilt wieder, was ich Eingangs dieses Briefes gesagt habe: man kann die Organisation der Gesellschaft nicht zertrümmern und aus ihren Bestandtheilen künstliche Bauten in erträumtem edlerem Styl aufführen; alle architektonischen Versuche dieser Art waren nichts als leichtsinnig aufgestellte und vor dem ersten Windstoß der Natur zusammenstürzende Kartenhäuschen.

Sie werden einwenden, meine Angriffe seien hier gegen eine Phase der Frauenemanzipation gerichtet, die von ihren Befürwortern in jüngster Zeit desavouirt werde. Allein auch diejenigen, welche das Band der Ehe nicht lösen wollen, haben Dinge im Auge, die unfehlbar dahin führen müssen, dieses Band zu lockern; und ich halte jede Agitation, die darauf abzielt, die geschlossene moralische Einheit der Familie (welche sich auch in den bürgerlichen Verhältnissen, wie z. B. in der Gütergemeinschaft, spiegelt) aufzuheben, für eine gefährliche Verirrung. Uebrigens ist aus meinem Protest gegen die Emanzipationsbestrebungen der Frauen, wie sie besonders hier zu Lande gang und gäbe sind, keineswegs zu folgern, ich wünsche die Frau in die Küche und die Kinderstube zu sperren, und streite ihr das Recht zur Theilnahme an irgend einer Beschäftigung ab, die sich nicht durch das Beispiel der Penelope belegen läßt. Ich gebe nicht nur zu, daß die Kreise der weiblichen Thätigkeit sich mit den Fortschritten der Kultur immer mehr erweitern, sondern auch, daß der Kulturgrad eines Volkes an der Bedeutung der den Frauen zugewiesenen Rollen sein zuverlässigstes Maß findet. Ich wünsche so sehnlich wie Sie und Ihre Freundinnen, daß die Frau im Tempel unserer Kultur auf hohem Postamente stehe, und daß ihre Herrschaft weithin fühlbar werde. Aber wenn ich diesem Postamente mit Ehrfurcht nahen, wenn ich vor dieser Herrschaft mit dem ungeheuchelten Gefühl der inneren Huldigung mich beugen soll, so darf sie den Gürtel der Anmuth nicht mit dem Wehrgehänge vertauscht haben, und statt des Diadems der Schönheit nicht die hohe Mauerkrone der gewöhnlichen Macht tragen. Die Frau ist, mit dürren Worten gesagt, überall am Platze, nur da nicht, wo mit dem Schwerte oder seinen Surrogaten und Symbolen gekämpft wird — im Felde, im Rathszimmer und auf der politischen Tribüne.

Sie wundern sich vielleicht, daß ich im Vorstehenden der sogenannten Fundamentalsätze, worauf man hierlands das schöne Lehrgebäude des Frauenrechts aufzuführen pflegt, wie z. B. des

Satzes der Unabhängigkeitserklärung, wonach „alle Menschen frei und gleich erschaffen worden sind," mit keiner Sylbe erwähnt habe. Der eben angeführte Satz (wie überhaupt die ganze Theorie der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung) stammt aus der Rousseau'schen sogenannten Vertragstheorie, oder eigentlich aus der Naturrechtslehre der alten römischen Juristen, und ist im Sinne seiner gewöhnlichen Auffassung (entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdruckes) hirnloser Blödsinn. Die Menschen werden nicht im Zustande der Freiheit geboren, sondern in dem der größten Hilflosigkeit und Abhängigkeit; und am Beginn ihres Lebens — ob wir nun den Einzelnen in's Auge fassen oder das Geschlecht — finden wir nicht Gleichheit, sondern die Ungleichheit, welche alle Barbarei (worin nur die physische Gewalt zur Geltung kommt und die physische Ohnmacht unfehlbar der Sklaverei verfällt) kennzeichnet. Was mit Recht Freiheit genannt wird, findet sich nirgends in den Anfängen, sondern immer erst auf den späteren Entwicklungsstadien des Menschenlebens, und ist die schwere Errungenschaft blutiger Kämpfe und mühseliger Arbeit. Ebenso ist die Gleichheit, soweit sie überhaupt erreichbar und legitimer Gegenstand menschlichen Strebens ist, d. h. das allmähliche Oeffnen der Quellen des Lebens und der Kultur für alle Menschenkinder, auf daß jedes trinke nach seinem Vermögen, nicht ein Wiegenangebinde der Menschheit, sondern eine Morgengabe für das reifere Alter. Hier gerathen wir indeß mit unsern Ausführungen auf Gedankengebiete, wo es sehr dichtes Gestrüpp und viele Dornen giebt, und wo Sie mit Ihrer leichten Fußbekleidung schwerlich fortkommen werden, daher wir uns als behutsame und verständige Menschen zeitig zurückziehen wollen.

Und damit können wir uns überhaupt, denk' ich, für heute zurückziehen — nicht, weil unser Gegenstand erschöpft ist, sondern weil ich müde bin, wie Sie ohne Zweifel nicht minder. Nur eine Andeutung erlauben Sie mir zum Schluß noch zu machen. Wenn, wie ich zugestanden habe, die Frau auf dem

Bilde der Kultur in demselben Maße als bedeutsamere Figur hervortritt, in welchem dieses Bild vor unsern Augen sich in immer lichtern Formen ausmalt, so erleidet damit das geschichtliche Gesetz der Theilung der Arbeit oder der Spezifikation der Funktionen nicht nur keine Ausnahme, sondern es findet darin seine glänzendste Bestätigung. Der Fortschritt des Kulturlebens bedingt eine Steigerung seiner Sinnigkeit und Gedankenruhe; die Welt wird gemüthlicher, ihr Leben seelenvoller; und die Trägerin dieses Charakterzuges der Neuzeit ist eben das Weib. In Folge dessen werden die Grenzen der weiblichen Wirksamkeit zwar nicht enger, aber doch schärfer gezogen. Das zeigt sich sogar in den weiblichen Physiognomien der Jetztzeit, wenn man sie mit denen früherer Jahrhunderte vergleicht. Die Bildnisse mittelalterlicher Frauen z. B. (die berühmter Schönheiten nicht ausgenommen) haben, wie schon Riehl, wenn ich nicht irre, irgendwo bemerkt hat, etwas für uns auffallend Männliches, Unangenehmes; man vermißt den Schmelz und die Weichheit des modernen Frauengesichts. Wenn in unsern Tagen die Virilität an dem schönen Geschlecht zum Ausbruch kommen soll, so bedeutet das, von der aesthetischen Seite wenigstens, einen entschiedenen Rückschritt.

Doch genug und übergenug. Wenn Sie nun, ehe Sie Ihrem gepreßten Herzen in einer geharnischten Entgegnung Luft machen, sich einmal wieder den „Tasso“ und „Hermann und Dorothea“ ansehen wollten, so wären einige Bedingungen wenigstens der Möglichkeit einer Verständigung zwischen uns — einige Präliminarien zu dem zu schließenden Frieden — gegeben.

Inzwischen bin ich (natürlich innerhalb der von mir bezeichneten Grenzen)

Ganz der Ihrige

J. B. S.

XII.

Garibaldi.

Rede gehalten in der Turnhalle zu Cincinnati am 25. Juli 1860.

Die Versammlung, an die ich heute Abend einige Worte zu richten aufgefordert werde, ruft mir eine andere in's Gedächtniß, die wohl vielen der Anwesenden noch in der Erinnerung ist, — die erste Volksversammlung, der ich in Cincinnati gegenüber getreten bin. Es war im Jahre 1848, nach dem Sturz des Juli-Königthums in Frankreich und bei der Nachricht von den ersten Regungen des wiedererwachenden Volkslebens in Deutschland, als eine Anzahl Deutscher sich in unserer Stadt versammelten, um den Vorboten der allgemeinen Völkerbefreiung ihren Gruß entgegen zu bringen, und die Zeichen der Wiedergeburt Europas im Sinne der freudigsten Hoffnungen zu deuten. Wir alle sind seit jener Zeit um zwölf Jahre älter geworden. Die Erlebnisse dieser zwölf Jahre haben die Hoffnungen der wenigen, die sich vor der vollständigen Verzweiflung an der Sache europäischer Freiheit zu retten wußten, von der Stunde auf die Jahrzehnte übertragen. Wir haben uns seither in der historischen Geduld geübt und das, was uns damals als die Geburt der augenblicklichen Begeisterung entgegen kommen zu wollen schien, erst als Preis langer, nach wiederholten Niederlagen rastlos erneuerter Kämpfe erwarten gelernt.

Die Geschichte der letzten zehn Jahre ist jedoch nichts weniger als entmuthigend, wenn man sich nur entschließt (nach dem Ausdruck eines deutschen Geschichtsschreibers) die Geschicke der Menschen nicht aus einzelnen Zeilen dieser Geschichte herauszubuchstabiren, sondern den Text im Zusammenhange zu lesen.

Auf den ersten Blick sieht es allerdings mit dem, was die letzten Jahre gebracht haben, traurig aus. Ueberall in Europa — nicht nur in Frankreich — hat die Freiheit ihren zweiten Dezember erlebt. Jeder europäische Staat hat seine Brigittenau oder sein Lambessa; überall haben wir Konkordate oder Polizeiordnungen statt der Konstitutionen; überall verfügt das Gottesgnadenthum wieder über die Loose der Völker wie der einzelnen Menschen. Auf unzähligen Schlachtfeldern haben die Kinder der alten Welt wieder geblutet, nicht für die Freiheit, sondern für die Willkür ihrer Dränger; die ungeheure zwecklose Schlächterei in der Krim allein hat eine Armee von Kriegern hingemordet, die fast ausgereicht hätte, im Dienste der Freiheit die Welt zu erobern. Selbst der Krieg in Italien drohte den Streit um Prinzipien und Weltanschauungen, in welchem wenige Jahre vorher die Völker noch gegen ihre Fürsten verbündet und verbrüdert gewesen waren, in einen selbstmörderischen Kampf der Rassen und Nationalitäten umzuwandeln, und den Kämpfenden ein Phantom statt ihrer heiligsten Interessen als Siegespreis unterzuschieben.

Nichts desto weniger zeigt uns ein schärferer Blick auf alle diese Thatsachen und Begebenheiten, daß der Versuch der europäischen Gewalthaber, des Geistes der neuern Zeit Herr zu werden, mißlingen muß. In jedem Feldzuge, den die Fürsten zur Befestigung ihrer Macht und zur Abschwächung der Völker unternehmen, erscheint dieser Geist uneingeladen als Mitstreiter auf dem Kampfplatz und beherrscht den Ausgang. Louis Napoleon denkt, aber das Bewußtsein und der Instinkt der Völker lenken. Als vor einem Jahre der Dezemberkaiser seine Fahnen nach Italien schickte, um dort einen französischen Vasallenstaat zu erobern, sah er sich gezwungen, auf diese Fahnen das Wort „nationale Unabhängigkeit" zu schreiben; und in diesem Wort erkannte Europa sogleich eine seiner revolutionären Losungen wieder. Napoleon hatte das nationale Vorurtheil und den Rassenhaß gerufen; es kam aber die Begeisterung für die

Freiheit. Während er mit Victor Emanuel unten in der lombardischen Thalebene im Namen des Romanenthums vorging, erschien oben am Fuß der Alpen Garibaldi mit seinen italienischen, ungarischen, polnischen, deutschen und englischen Jägern und ging vor im Namen der europäischen Freiheit. Und während Napoleon nach dem faulen Frieden von Villafranca mit dem heiligen Vater fromme Blicke wechselt und auf Mittel sinnt, das Papstthum zu einem französischen Staatsinstitut umzuschaffen, um dann dieses neue Papstthum für die innere Einigung des romanischen Elements gegen das germanische auszubeuten, zieht Garibaldi nach Sicilien und vertreibt die Jesuiten und Liguorianer gleich nach den neapolitanischen Wirren. Auch die Dezemberkaiser sind, ohne es zu wissen, Werkzeuge im Dienste höherer Mächte; sie sind

„ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Ueberhaupt scheint die Geschichte endlich einmal ihre Methode gewechselt zu haben. Was früher im Interesse der Freiheit unternommen wurde, schlug regelmäßig aus zu Gunsten der Despotie; — die Napoleone nach den Revolutionen von 1789 bis 1848, und Metternich und sein System nach den deutschen Freiheitskriegen u. s. f.; — wo jetzt hingegen die Despotie etwas unternimmt, schlägt es aus zu Gunsten der Freiheit. Wenn früher nach einer heißen Völkerschlacht die Beute zu vertheilen war, knöchelten allemal die Herren der Erde mit falschen Würfeln mit und betrogen die Sieger um den Preis; jetzt aber beschwert der Geist des Jahrhunderts diese Würfel mit der Wucht des Gedankens, und sie fallen auf die Seite der Freiheit!

Der Kampf, welcher gegenwärtig in Italien geführt wird, ist in vielen Beziehungen der interessanteste, den die Geschichte seit Jahrhunderten aufzuweisen hat. Der Zweck, für den Napoleon III. diesen Kampf einleitete, war unzweifelhaft die Begründung einer französisch-napoleonischen Universaldespotie, zu welcher die neu zu bildenden italienischen Staaten in ein

romanisches Vasallenverhältniß treten sollten. Der Verlauf dieses Kampfes aber führt zur Gründung eines mächtigen romanischen Staates mit freien Institutionen, der zu dem französischen Polizeistaat den schneidendsten Gegensatz bieten, und auf die Dauer die Fortexistenz der napoleonischen Kaiserdespotie unmöglich machen muß. Zu den wesentlichsten Ingredientien der beabsichtigten romanischen Herrschaft gehörte die römische Hierarchie, die zwar abhängig gemacht, aber dennoch gefestigt werden sollte; statt dessen ist auch ein kirchlich revolutionärer Geist über die Alpen und Apenninen gezogen, der das Gefährliche des Gegensatzes zwischen Romanismus und Germanismus austilgen zu wollen verspricht.

Der alte Haß zwischen Lateinern und Germanen sollte, nach dem Grundsatze: „theile und herrsche", aufs Aeußerste geschürt werden; statt dessen feiern Lateiner und Germanen Feste der Verbrüderung im Namen der geistigen und politischen Selbstbefreiung, und es giebt gewiß kein Volk der Erde, welches mit Garibaldi und seinen Genossen ehrlicher und inniger sympathisirt, als das deutsche. Die Deutschen wissen wohl, daß jeder Streich, den man in Sicilien oder Neapel gegen den Mustertyrannen führt, auch den Nacken ihrer eigenen Tyrannen trifft; und sie wissen ferner, daß in dem Boden, der jetzt in Italien gelockert wird, früher oder später auch mancher Samen deutschen Geistes keimen muß. Die Flamme der italienischen Revolution wird über die Alpen nach Deutschland hinüberlecken; dafür wird das Licht der deutschen Gedankenfreiheit dereinst auch auf der italienischen Halbinsel seinen Widerschein finden. Bisher ist leider der Verkehr zwischen Italien und Deutschland eben kein segenbringender gewesen. Italien schickte uns die schwarzen Schaaren der römischen Hierarchie; wir sandten ihm dagegen die bunten Rotten kaiserlicher und unkaiserlicher Söldlinge. Wenn einmal das Geburtsland Dante's und Tasso's geistig entfesselt und die Heimath Lessing's und Goethe's politisch frei wird, dann werden die beiderseitigen Sendboten eine andere Mission haben als die der gegenseitigen Knechtung.

Nicht minder merkwürdig, als der italienische Kampf, ist sein Führer. In anderem und edlerem Sinne als Napoleon III. zeigt er, welch' ungeheure Macht auch in unsern Tagen noch in der Persönlichkeit liegt. Ein Kind des Volks, ein mittelloser Abenteurer ohne Krone und Würde, mit dem einfachen Wappen der Freiheit auf seinem Schilde, mit dem Schwerte der Revolution in seiner Hand, an der Spitze weniger heimathloser Fremdlinge, erscheint Garibaldi im Sommer 1859, zwischen zwei Dynasten, deren jeder von einem fast zahllosen Heere umgeben ist und wovon der eine ein kaiserliches Diadem und der andere eine Königskrone trägt; und von dem Augenblicke seines Erscheinens an ist er der wahre König der Streiter, der wirkliche Befehlshaber der verbündeten Heere.

Er beherrscht den König von Sardinien als sein Gewissen, den Dezemberkaiser als sein Schreckgespenst, das italienische Volk als seine Seele. Was er will, wird Ereigniß; nicht, was in Plombières zwischen Cavour und Napoleon abgekartet, oder zwischen Franz Joseph und demselben Napoleon zu Villafranca „verhandelt", sondern was im Rathe der Geister, die über die Freiheit der Völker wachen, beschlossen worden ist, ist sein Wille und damit der Wille Italiens. Ein Edelmann in der Blouse, ein Ritter in der Flanelljacke, ein Held unter den schlichtesten Formen der Alltäglichkeit, hat er nichts von dem Theatralischen, was wir bei den Romanen zu erwarten gewohnt sind. Ihm ist die Sache Alles, die Form Nichts. Vor einigen Wochen erfuhr er, daß die dankbaren Sicilianer ihm ein Standbild errichten wollten; — „ich bin gekommen", schrieb er ihnen sofort, „mich für euch zu schlagen; wenn ihr Geld habt für Monumente, so schickt es mir; ich brauche Pulver und Blei." Wie ihn das Unglück nicht beugen konnte, so haben ihn weder die ihm von den Verhältnissen aufgedrungene Kameradschaft der Mächtigen, noch der Ruhm und der Erfolg zu verderben vermocht.

Ebenso selten wie seine einfache Geradheit und Anspruchslosigkeit ist Garibaldi's Mäßigung und Besonnenheit. Er strebt

ohne Zweifel die volle Freiheit seines Volkes an; aber er ist bereit, den Bedingungen der Geschichte Rechnung zu tragen. Er weiß, daß ein Volk, welches einmal national einig und unabhängig und politisch wie geistig lebendig geworden ist, zur Freiheit durchdringen muß. Wie er früher neben Victor Emanuel kämpfte, so kämpfen jetzt neben ihm sicilianische Priester und es ist dabei auf Seiten Garibaldi's gewiß kein unehrlicher Hintergedanke. Und wenn er später auf seinem Zuge in den Kirchenstaat kommt, wird er sicherlich nur die Krone und nicht die Tiara des heiligen Vaters antasten; er wird nur darauf bestehen, daß Krone und Tiara zugleich für ein greises Haupt eine zu schwere Bürde sind, und daß der Krummstab sich nicht auch zum Scepter eignet. Ob dann im Laufe der Zeit die Tiara nicht zu einer gemüthlichen Zipfelmütze zusammensinken und der Krummstab sich in eine einfache Stütze für einen ehrwürdigen Pilger verwandeln wird, das wird er wahrscheinlich ohne Arg und Vorbehalt der Zukunft anheimstellen, und dem guten Genius des Volks, das in Zeiten freier Entwicklung seinen nachkommenden Savonarolas und Giordano Brunos schwerlich wieder Scheiterhaufen bauen wird.

Man darf sich überhaupt seine Sympathien für die italienische Bewegung nicht deswegen verkümmern lassen, weil die meisten Träger dieser Bewegung nur von sehr unbestimmten Gefühlen geleitet werden, und den Gedanken der Freiheit unklar erfaßt haben. Ich gestehe, daß meine Theilnahme an dem sicilianischen Aufstande um das Doppelte gestiegen ist, seit ich die letzten Berichte über den Einzug Garibaldi's in Palermo gelesen habe. „Als wir an den Klöstern vorüberzogen", schreibt ein Augenzeuge, „flatterte aus fast jedem kleinen Gitterfenster ein weißes Tuch, das von einer Nonne, die sich an die Oeffnung ihrer Zelle gedrängt hatte, geschwenkt wurde. Und auf dem Wege fanden wir eine Doppelreihe von Kapuzinern, die sich mit Sensen, an lange Stäbe gebunden, bewaffnet hatten und mit dem Rufe: „Evviva Italia" sich unserm Zuge anschlossen.

Viele von diesen Kapuzinern sind später in den Straßen von Palermo, an unserer Seite kämpfend, gefallen."

Der dunkle Drang, der sich selbst durch Klostermauern, durch Kapuzen und Nonnenschleier, durch kirchliche Gelübde und priesterlichen Fanatismus seine Ausgänge bahnt, unter dessen Impulsen hier von bleicher Nonnenhand ein Tuch und dort von der Faust des Bettelmönchs eine Sense geschwungen wird, ist eine Regung des nie schlummernden Gewissens der Menschheit, an welches die Freiheit am Ende überall ihre Mahnungen zu richten hat.

„Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — Doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben!"

Uns ist die Flamme der Freiheit heilig, auf welchem Herd sie sich entzünden, mit welchem Farbenspiel sie auch auflodern möge. Wir fragen nicht lange, ob zur Siegesfeier der Freiheit ein Tedeum oder eine Marseillaise angestimmt wird, ob man zu ihrer Verherrlichung ein Heiligenbild, oder die Statue eines Galilei oder Giordano Bruno bekränzt; der Geist, welcher sich in allen diesen Aeußerungen kund giebt, wird stark genug sein, sich zuletzt seine wahren und reinen Formen zu schaffen. Dieser Geist wird sich in Italien unter der eigenthümlichen Pflege der Cavours und Napoleone noch manche Vermummungen und Verpuppungen gefallen lassen müssen; aber er ist mächtiger als seine Hüter, und wird sich weder tödten noch verkrüppeln lassen.

XIII.

Aufforderung zur Gründung eines deutschen Regiments.

Rede gehalten in der Turnhalle zu Cincinnati am 17. April 1861.

Deutsche Männer!

Bürger der Vereinigten Staaten!

Uebermorgen schreiben wir den 19. April. An diesem Tage vor 86 Jahren knallten an einer Brücke zwischen Lexington und Concord in Neu-England einige Musketensalven und einige Büchsenschüsse. Ein kleines, an Zahl schwaches, aber freies und muthiges Volk hatte seit Jahren an den Gestaden der Atlantis gestanden und hatte hinübergeblickt nach der Königsinsel England, in der Erwartung, von dort aus, nach langen Mahnungen und Bitten, seine Rechte und Freiheiten anerkannt zu sehen. Es war sehr geduldig gewesen, dieses kleine Volk; es hatte Gesandten und Bittschriften geschickt an König und Parlament; wie einst Luther appellirte „von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst", so hatte das Volk appellirt von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden König. Es hatte lange unterhandelt und diplomatisirt, — alles war fruchtlos geblieben; die einzige Antwort auf alle Vorstellungen bestand in Drohungen und Rüstungen zu einem Unterjochungskrieg. Da begegneten sich am 19. April 1775 bei Lexington ein Häuflein bewaffneter Bauern und Bürger und ein Trupp englischer Soldaten, — die ersten Schüsse fielen, und von Stunde an, wie das Echo dieser Schüsse unter den Felsen des Nordens und in den Savannen des Südens verhallte, standen die Männer von Massachusetts wie die von Süd-Carolina unter den Waffen.

Aller Orten wurden Berathungen gepflogen, Versammlungen gehalten, Gelder gesammelt, Freischaaren geworben für die Fahnen der amerikanischen Unabhängigkeit. Die Explosion in einigen Feuerröhren hatte dem Zaudern und Diplomatisiren ein Ende gemacht. Die Kolonisten sahen ein, daß der König und das Parlament von England die paar einfachen, selbsteinleuchtenden Wahrheiten, die man später auf das Pergament der Unabhängigkeitserklärung schrieb, nie würden verstehen lernen, wenn man ihre Bedeutung nicht mit dem Bayonett auseinandersetzte. Es kamen dann die Tage von Bunker-Hill und Ticonderoga, von Princeton und Trenton, von Monmouth und Yorktown und wie die Tage alle heißen, die mit rother Schrift im Kalender der Geschichte verzeichnet sind — es kamen acht Jahre des blutigen Kampfes und der Noth. Aber am Schluß dieser acht Jahre wehte auf allen Höhen zwischen Vermont und Georgien das Sternenbanner, und das amerikanische Volk war keinem Herrn mehr unterthan, als seinem eigenen vernünftigen Willen.

Wie die Väter unserer Republik vor 86 Jahren vergebene Blicke der Hoffnung nach Osten richteten, so blicken wir seit vier Monaten vergebens nach dem Süden, in der Erwartung, unsere abtrünnigen Brüder werden zur Besinnung und Einsicht kommen. Auch wir sind geduldig gewesen und haben gehofft und unterhandelt; auch wir haben appellirt von dem schlecht unterrichteten an das besser zu unterrichtende Volk der Baumwollenstaaten; auch wir haben gezaudert und diplomatisirt; da kommt das Krachen aus den Feuerschlünden vor Fort Sumter, — und wir wissen nun, daß uns nur die Wahl bleibt zu kämpfen, oder aufzuhören frei zu sein. Hoffentlich wird es diesmal kein Jahrzehnt dauern, ehe wir wieder stolz hinaufblicken dürfen zum Banner der Freiheit in der neuen Welt, und ehe wir den Kultus der Selbstregierung wieder vollziehen können mit dem Stimmzettel statt mit dem Bayonett und der Muskete.

Meine deutschen Freunde und Mitbürger, ich habe noch nie

in so ernster Stimmung und mit so schwerem Herzen die Tribüne betreten, wie heute Abend. Ich weiß wohl, die Geschichte der Vergangenheit lehrt uns, daß die Blätter am Baume der Freiheit verdorren, wenn nicht von Zeit zu Zeit seine Wurzeln von neuem mit Blut genetzt werden. Allein wir alle hatten uns an den Gedanken gewöhnt, hier in diesem Lande der jungen Hoffnungen und neuen Erfahrungen habe die ruhig ordnende Vernunft für immer ihre Zelte aufgeschlagen. Wir glaubten, dies Land der Freiheit sei das Land des Friedens und der besonnenen Entwicklung. Die vulkanische Zeit der Revolutionen, dachten wir, sei in Amerika vorüber. Wenn irgend ein armer abgehetzter Flüchtling vor den Tyrannen Europa's eine Freistätte suchte, wo er in Ruhe seinen Gedanken nachhängen und in Frieden die Früchte seiner Arbeit genießen könne, so kam er nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Unsere Regierung galt als das Muster aller Republiken, als das Vorbild aller zukünftigen freien Staatenbildungen, als das Ideal aller Gedanken und Träume, die für die Neugestaltung unseres alten europäischen Heimathlandes gedacht und geträumt wurden. Und nun bemächtigt sich der Wahnwitz des Volks der südlichen Staaten, so daß es mit frevelnder Hand die Säulen des Gebäudes niederreißt, in dem es all sein Glück und seinen Wohlstand aufgespeichert hatte. Wie ein Irrsinniger redet dieses Volk von Freiheit, und meint damit die Sklaverei; es spricht von Unabhängigkeit, und meint damit die Despotie der Leidenschaft; es bramarbasirt von seinem guten Recht, und meint damit das Recht, den freien Gedanken in Ketten zu legen, das freie Wort zu knebeln, die Freiheit der Versammlungen zu unterdrücken, freie Bürger wegen der gewissenhaften Ausübung ihres Stimmrechts zu mißhandeln und zu morden. Dieses Volk beruft sich auf die Helden der Revolutionszeit, auf den Geist der Zeit, wo Jefferson die Unabhängigkeitserklärung schrieb, wo Marion und Sumter mit dem Schwerte bewiesen, daß alle Menschen gleich geboren und frei, — während es amerikanische Bürger mit

Ruthen peitschen läßt, die sich nicht überzeugen konnten, die Sklaverei sei eine allen noch freien amerikanischen Gebieten aufzuzwingende Segnung des Himmels, und während es im Geburtslande Washington's und Jefferson's die alten mittelalterlichen Galgen und Scheiterhaufen wieder zu errichten sucht. Fürwahr, man sollte meinen, unser Dichter habe an Süd-Carolina gedacht, als er schrieb:

„In's Gotteswerk griff Gottes Affe
Stahl sein Panier und Feldgeschrei.
Die Thorheit rief: auch ich bin frei!
Die Unthat prunkt in heil'ger Waffe.

Die Freiheit wendet ihre Sohlen
Mit Grausen von des Greuels Flur.
O! glückt' es, die verwehte Spur
In Enkelzeiten einzuholen!"

Es ist mir bei den letzten Nachrichten aus den Südstaaten oft zu Muthe gewesen, als seien die Mächte der Finsterniß, die von Helden, wie Garibaldi, eben aus Europa verscheucht worden, nach Georgien oder Louisiana geflohen, um dort wieder ihr altes Reich zu errichten. Wenn ich von den Missethaten lese, die dort an amerikanischen Bürgern verübt werden, so ist es mir, als hörte ich wieder das Rasseln verrosteter Ketten aus den Kerkern von Neapel und Palermo. Und in der That, der Geist, der jetzt in den Sezessionsstaaten waltet, ist derselbe Dämon, der in der Bartholomäusnacht in den Straßen von Paris und unter Philipp II. in den Niederlanden spukte; der Lärm der Geschosse, welche eben die Mauern Sumters niedergeschmettert haben, hat denselben Klang, wie der Kanonendonner des Königs Bomba. Und die Herren im Süden muthen uns nicht weniger zu, als die europäischen Despoten von jeher ihren Unterthanen zugemuthet haben: wir sollen uns vorschreiben lassen, was wir denken und nicht denken, was wir schreiben und nicht schreiben, für wen wir stimmen und nicht stimmen dürfen. Sind Sie bereit, sich dieser Despotie zu fügen? (Donnerndes Nein!) — Nein! Nein! Nein! Bei der Vergangenheit unseres

Volks, das den Gedanken der Freiheit auf uns, seine Söhne vererbt hat, bei der Zukunft unserer Kinder, auf die wir dieses Erbe zu übertragen gedenken, bei allem Blut, das an beiden Ufern der Atlantis für die Menschenrechte geflossen ist: so lange wir noch Köpfe haben zum Denken, und Arme zum Kämpfen und Arbeiten, werden wir uns nicht fügen!

Es ist, als hätte für den Augenblick in unserem Lande die Zeit ihre Spuren verloren, und als wäre die Geschichte an ihren unabänderlichen Gesetzen irre geworden. — Während in der alten Welt die Gewitter der Revolution mit ihren Blitzen die Luft für den Athem der Freiheit zu reinigen beginnen, brechen hier Vulkane auf, deren Qualm wie ein Pesthauch durch die Lande zieht. Während der Volksgeist Europa's in einem Garibaldi sichtbar wird, findet der Volksgeist Amerika's seine Vertreter in Wigfall und Jefferson Davis. Während drüben die alten Schranken fallen, bemüht man sich hier neue aufzurichten. Während in Italien alle Völker italienischer Zunge sich unter einem gemeinsamen vaterländischen Banner schaaren, und den Tag kaum erwarten können, wo es zwischen den Alpen und dem Mittelmeer nur ein großes, herrliches italisches Reich noch geben wird, während unsere deutschen Brüder drüben mit glänzenden Augen der Stunde harren, wo sie auf der schwarz-roth-goldenen Fahne die flammenden Worte der deutschen Freiheit und *Einheit* lesen werden: reißen amerikanische Bürger die Streifen von unserm Banner und löschen die Sterne aus seinem Felde, und versuchen es, die Zeit heraufzubeschwören, wo an den Grenzen von einem Dutzend neugeschaffener amerikanischer Raubstaaten eben so viele Fetzen der alten Flagge wehen sollen. Wir wollen streiten, daß die Sterne sich wieder enthüllen und die Streifen sich wieder zusammenfinden; — wenn aber ein unabwendbares Geschick es anders fügen sollte, — nun, so wollen wir wenigstens Sorge tragen, daß an dem Fähnlein, welches wir uns retten, der *eine* Stern der Freiheit noch leuchte und daß ein Streifen daran noch flattere mit den

Farben der Treue für die Regierung, die wir selbst eingesetzt haben.

Meine deutschen Mitbürger, ich habe kein Recht, weitere Worte zu verlieren. Wir sind gekommen zu handeln, und die Zeit drängt. Viele von den Jüngeren unter Ihnen sind bereits in die Reihen Derer eingetreten, die mit den Waffen in der Hand dem Rufe unserer Regierung zu folgen gedenken. Daß diese Reihen bald vollzählig sein werden, daran zweifle ich nicht. Aber es sind Andere hier, von denen es nicht erwartet wird, daß sie, bis zum Augenblick der höchsten Gefahr, von Haus und Familie sich trennen. Wer aber nicht mit auszieht, kann daheim arbeiten und von dem, was er besitzt oder erwirbt, beisteuern, um zur Bewaffnung der Freiwilligen und zum Unterhalt ihrer Angehörigen die Mittel zu beschaffen.

Ich fordere Sie auf, gleich heute Abend und hier an dieser Stelle die Subskriptionen für Geldspenden, in augenblicklichen Summen und monatlichen Beiträgen, zu eröffnen. Ich hoffe, daß sich vor morgen Abend noch ein vollständiges deutsches Regiment organisiren wird.*) Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Deutschen in diesem Kampf in den Vordereihen stehen. Es wird die Zeit der Verhandlungen kommen, wo man sich darüber berathen wird, unter welchen Bedingungen dem Lande der Frieden wieder gegeben werden kann. Es ist nöthig, daß die Deutschen dann das stolze Recht haben, mitzurathen. Es hat keine Noth, daß im Kampf mit Büchsen und Kanonen die gute Sache unterliege; die Gefahr einer moralischen Schlappe liegt viel näher. Wir dürfen

*) Noch ehe die Versammlung sich vertagte, berichtete Gustav Tafel (der damalige Sprecher der Turngemeinde), die Listen der zehn Kompagnien seien voll — es seien über tausend Namen gezeichnet. Zwei Tage später standen die jungen Männer vollzählig in Reih' und Glied. So entstand das glorreiche 9. Ohio (1. deutsche) Regiment — das hohe Vorbild vieler andern deutschen Truppenkörper, die in dem nun folgenden vierjährigen Sezessionskrieg an dem Siege der Freiheit einen so ruhmvollen Antheil hatten.

aus diesem Streit nicht herauskommen durch einen faulen Frieden. Das Schiff des Staats hat viel Eisen an Bord, und es kann sein, daß die Steuerleute in Washington sich bald nicht mehr auf die dortigen Magnetnadeln verlassen können, so stät diese auch jetzt noch nach Norden gerichtet sind. Da bleibt nur Eins übrig, um den Kurs nicht zu verlieren: ein fester Blick auf den nordischen Himmel, hinauf zu den ewigen Sternen!

Es gilt jetzt unsere Pflicht zu erfüllen. Jeder von uns hat seine Stelle, wo er einstehen soll für Recht und Ehre des Landes seiner Geburt oder seiner Wahl in dieser Zeit der Gefahr. Es handelt sich darum, zu beweisen, daß unsere Institutionen darum nicht minder fest und unerschütterlich dastehen, weil sie auf der breiten Grundlage der Freiheit ruhen, daß Volkswillen und Gesetz hierlands noch gleichbedeutend sind, und daß Selbstregierung *nicht* gleichbedeutend ist mit Zügellosigkeit. Es handelt sich darum, die Siegespreise jahrtausend langer Kämpfe um Gedankenfreiheit und die Selbstbestimmung des Menschen zu retten aus den Stürmen der Leidenschaft und Empörung. Es handelt sich um die Sicherheit und das Leben unserer unionstreuen Brüder in den aufrührerischen Staaten. Es handelt sich um das Vermächtniß unserer Väter und das Erbe unserer Kinder. Denn wir können sagen, was Schiller die Schweizer auf dem Grütli sagen läßt:

„Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern . . .
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren!

XIV.

Deutschlands Sieg.

Rede gehalten in der Turnhalle zu Cincinnati am 7. September 1870.

Selbst wenn meine Stimme stark genug wäre, sich der in diesem großen Raum versammelten Menge vernehmbar zu machen, und wenn nicht ein Beschluß der Herren, die diese Versammlung berufen haben, den Rednern ausdrücklich vorgeschrieben hätte, sich kurz zu fassen, so würde ich es dennoch nicht wagen, mich heute in längerer Rede an Sie zu wenden. Ich habe keine Worte für den Jubel der Herzen, der hier laut werden will, und der nur in einem großen Hymnus, in den Sie Alle miteinstimmen, zum Ausdruck kommen kann. Sie sind gekommen, ein Fest zu feiern, wie ein schöneres in deutschen Landen und von deutschen Männern nie gefeiert worden ist: das Fest der Wiedergeburt der deutschen Nation in ihrer Größe, in ihrer Einheit, in ihrer Macht und in ihrer Freiheit. Der Traum, den seit Jahrhunderten das deutsche Volk geträumt, das Ideal, für welches die deutsche Phantasie unablässig geschwärmt, der Gedanke, den der deutsche Geist so lange getragen, ist während der letzten vier Wochen zur Wirklichkeit geworden. Deutschland ist groß, denn es giebt jetzt keine Macht mehr, die ihm fortan den Besitz seiner wahren Grenzen streitig machen kann; es ist stark, denn seine Kräfte, die sich früher gegenseitig lähmten, gehorchen jetzt einem Willen; es ist frei, denn es ist Herr seiner eigenen Geschicke, und keine äußere Gewalt wird es mehr hindern, die Formen seiner innern Gestaltung in naturgemäßer Entwicklung seinem von unvertilgbarem Freiheitsdrange belebten Geiste anzubequemen. Darum jubeln wir — nicht nur,

weil ein Streit, in dem unser Volk für sein Recht einstand und für seine Ehre, sich für uns entschieden, nicht, weil ein gütiges Geschick eine augenblickliche Gefahr von uns abgewendet, nicht, weil ein alter Feind den Streichen unserer tapferen Brüder erlegen, nicht, weil die Deutschen zur Herrschaft gelangt sind über ihre Nachbarn, sondern weil sie zur Herrschaft gekommen sind über sich selbst, zum Bewußtsein ihrer nationalen Pflicht und zum Gefühle der Kraft, diese Pflicht zu erfüllen.

Es ist wahr, unsere Feier findet ihre unmittelbare Veranlassung in den Siegen, die das mannhafte deutsche Volk über ein anderes Volk, welches vor Kurzem wieder, wie so oft vorher, sich ihm feindlich gegenüberstellte, errungen hat. Allein wir jubeln nicht, weil der Wahn der Franzosen zerstört und ihr Stolz gedemüthigt worden ist. Es liegt freilich eine gewisse Genugthuung darin, zu sehen, wie die Geschichte über eine Nation, die sich so vieler Verbrechen gegen die Deutschen schuldig machte, ihr Strafgericht hält, und daß es den Deutschen selbst vorbehalten war, dieses Strafgericht zu vollziehen. Aber wir geben uns dabei keinem unedlen Gefühle der Rache hin; wir freuen uns nur, den Franzosen den Beweis geliefert zu haben, daß die einzigen Eroberungszüge, die sie von jetzt ab über ihre Grenzen ungestraft im Namen der Zivilisation machen dürfen, friedliche sind, wie sie die wahren Apostel der Freiheit und Träger der Kultur zu machen pflegen. Selbst darüber jubeln wir nicht, daß die Nemesis den meineidigen Mörder, der seinen zusammenbrechenden Thron mit neuem, und diesmal mit deutschem Blute zu kitten suchte — der nun den elenden Rest seiner Tage als Flüchtling vor dem Schatten seiner eigenen Vergangenheit verleben wird —, ereilt hat; wir freuen uns nur, daß sein Untergang abermals zeigt, in unserem Jahrhunderte wenigstens lasse sich auf Meineid, Mord und Verrath keine dauernde Macht mehr gründen.

Wir wollen es nicht verhehlen, daß wir jubeln, weil das Volk unserer Väter den eben zu Ende gehenden Kampf siegreich

bestanden hat; allein wir fordern unsere amerikanischen Mitbürger auf, in diesen Jubel mit einzustimmen, weil in diesem Kampf die Freiheit über die Despotie, die wahre Kultur über die Scheinkultur, obgesiegt hat. Ich weiß wohl, daß man uns sagen wird, Frankreich habe sich seines Despoten entledigt, und von jetzt an sei der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ein Krieg zwischen einer Monarchie und einer Republik. Allein wir wissen längst, daß ein Wechsel des Namens nicht nothwendig auch eine Aenderung der Dinge bedeutet, und daß eine Willkürherrschaft, der man das Wort „Republik" anklebt, darum nicht aufhört, eine Willkürherrschaft zu sein. Es hat nie schlimmere Despotien gegeben, als die beiden ersten französischen Republiken, und wir haben keinen Grund zu glauben, daß die soeben in Paris proklamirte Volksherrschaft besser sein wird. Das innerste Wesen einer Republik besteht nach vernünftigen Begriffen in der Selbstherrschaft, die ohne die Selbstbeherrschung nicht möglich ist; nach französischen Begriffen aber ist die republikanische Freiheit darin zu suchen, daß Jeder alle Andern beherrscht, ohne sich von Jemandem beherrschen zu lassen. Der Unterschied zwischen Freiheit und Anarchie besteht für die Franzosen nicht; die Anarchie ist aber in ihrem Wesen Eins mit der Despotie. Daher kommt es, daß die Geschichte Frankreichs in einem Wechsel der Formen der Despotie verläuft, daß offene Despotie und offene Anarchie einander ablösen. Die Franzosen haben es nie verstanden, die Freiheit mit der Ordnung zu verbinden; diese Aufgabe haben nur die germanischen Völker zu lösen vermocht. Nur bei diesen giebt es einen ruhigen, gemessenen, naturgemäßen, besonnenen Fortschritt, durch welchen allein die Freiheit erstrebt werden kann.

Diesen Fortschritt vertritt jetzt in der alten Welt vor Allen das deutsche Volk, welches seit langer Zeit der Welt die Fahne der geistigen Freiheit vorangetragen hat, und nun auch die Fahne der bürgerlichen Freiheit mit fester Hand hoch tragen wird. Man kann keine Republik machen über Nacht, indem

man sie proklamirt; sie muß langsam und allmählich in dem Innern eines Volks, seinen kleinen Einrichtungen, seinem alltäglichen Thun und Wollen zur Ausbildung kommen. Die wahre Verfassung eines Volks besteht nicht in den Phrasen, womit man ein Stück Pergament beschreibt oder einen Bogen Papier, sondern in dem unbewußten, inneren Drange dieses Volks, in seinen Gewohnheiten und Instinkten; und wir können mit Stolz sagen, daß die Gewohnheiten und Instinkte des deutschen Volks stets die der freien Selbstbestimmung gewesen sind.

Darum, meine Herren und Damen, fordere ich Sie auf, mit mir zu jubeln, nicht nur, weil wir Deutsche, sondern auch, weil wir Amerikaner und Republikaner sind, — nicht nur, weil wir das Volk lieben, dem wir unserer Abstammung nach angehören, sondern weil wir die Freiheit lieben, — nicht nur, weil uns der Boden heilig ist, auf dem unsere Wiege stand, sondern weil uns die Erde heilig ist überall, wo ein Volk mit aller seiner Macht und allem seinem Blut einsteht für das Recht, seine Bestimmung in freier, selbstgewählter Form zu erfüllen.

Es lebe Deutschland! Es lebe die Freiheit!

XV.

Dr. Max Lilienthal.

Worte zu seinem Gedächtniß, gesprochen im Tempel seiner Gemeinde, Mai 7., 1882.

Wenn auch ich, Ihrem Wunsche gemäß, nach den warmen und beredten Worten meiner geehrten Vorredner an dieser Stelle noch für einen Augenblick das Wort ergreife, so geschieht das sicherlich nicht in der Erwartung, zu der Würdigung des edlen Mannes, dessen Gedächtnißfeier hier begangen wird, einen irgendwie bedeutenden Beitrag liefern zu können. Was er Denen war, welchen er täglich oder wöchentlich als Vater, Lehrer, Seelsorger, Stammesgenosse und Freund gegenüberstand, was er den Armen und Bedürftigen unserer Stadt war, denen er unermüdlich Hülfe in der Noth und Trost in der Verzweiflung brachte, was er diesem Lande war, dessen Kultur er ohne Unterlaß zu heben, dessen Freiheit er zu festigen und zu erweitern strebte — das Alles ist von den Stimmen, die soeben verhallt sind, so trefflich zur Darstellung gebracht worden, daß es eine Anmaßung wäre, Weiteres hinzufügen zu wollen. Allein ich erscheine hier als Vertreter einer nicht geringen Anzahl Menschen, die in ihm noch etwas Anderes schätzten und liebten, als den treuen Hirten seiner Gemeinde, den zuverlässigen Führer seiner Stammesgenossen auf ihren verschlungenen Lebenswegen, den edlen Menschenfreund, den gesinnungstüchtigen Bürger seines neuen Vaterlandes. Denen, für die ich hier rede, war er mehr — ihnen und mir war er vor Allem der biedere Deutsche, der an den Quellen seines Mutterlandes jene eigenthümliche Gemüthsinnigkeit eingesogen hatte, die ihm das Herz eines Jeden, der ihm nur einen Augenblick in's milde Antlitz geschaut, sofort und auf immer gewann — der helle Kopf, aus dessen Augen unverkennbar die Gedankenfülle, die er im Sonnenglanz des deutschen Geistes

gewonnen hatte, hervorleuchtete — der Angehörige der großen germanischen Familie, zu der er allerdings auch in gewissem Sinn in einem Adoptivverhältniß stand, aber an deren geistigen Besitzthümern er dennoch seinen gerechten Antheil sich gesichert hatte.

Lilienthal war ein Deutscher, denn er hatte ein weiches deutsches Gemüth und ein warmes deutsches Herz. Vor langen, langen Jahren — ehe noch das blonde Haar an seinen Schläfen sich gebleicht und auch bei mir an Kinn und Wange der Winter sich eingestellt hatte — bestand in unserer Stadt ein kleiner Kreis befreundeter Deutscher, dessen hervorragendstes Mitglied Lilienthal war, und dem auch ich anzugehören das Glück hatte. Dieser Kreis pflegte sich am ersten Sonntag jedes Monats in dem Hause eines oder des anderen der Mitglieder zu versammeln, und der Pflege edler Geselligkeit heitere Stunden zu widmen. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, wie in diesen Stunden, wenn das Rauschen der Saiten verstummt war und die Becher aneinander klangen, der leuchtende Blick unseres Freundes immer heller leuchtete, seine Zunge sich löste, und wie er erzählte von den sonnigen Tagen seiner Jugend unter fröhlichen Commilitonen an der Isar, oder von den steifen Förmlichkeiten in den Marmorpalästen des russischen Hofs an der Newa — wie aber zu jedem harmlosen Scherz der Ernst einer idealen Weltanschauung den Hintergrund bildete und auch in dem hellsten und herzlichsten Lachen das stets gegenwärtige Bewußtsein der Berufspflicht seinen Ausdruck fand. Noch in anderem, tieferem Sinne war unser geschiedener Freund ein Deutscher: er hatte in vollen Zügen geschöpft aus dem Born deutscher Gedanken und sich bewehrt für den Kampf des Lebens, den er führen sollte auf fremder Erde, auf dem Boden der neuen Welt, mit den Waffen des deutschen Geistes. Er hatte in seinen Universitätsjahren die Zeit erlebt, wo selbst in der alten bayrischen Mönchsstadt die Philosophie und die zu kräftigem Aufschwung sich rüstende Natur- und Sprachforschung der dogmatischen Theologie den Rang streitig zu machen begannen, —

er hatte die metaphysischen Phantasien Schelling's und die mystischen Dithyramben des alten Görres mit angehört, und hatte eben inmitten dieser Ueberschwenglichkeiten den Sinn gewonnen für klare und nüchterne Lebensanschauungen, der ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Früh schon, noch ehe der Jüngling vollends zum Manne gereift war, hatte ihn sein Beruf hinausgeführt in die kalte Welt des russischen Nordens, wo er mit seinem reichen Wissen und seinem jugendlichen Feuereifer als Mittler auftreten sollte zwischen seinen Stammes- und Glaubensgenossen und dem starren Despotismus des Czarenthums. Der von ihm gemachte Versuch schlug fehl; enttäuscht, aber nicht entmuthigt, kehrte er dem Schauplatz seiner erfolglosen Thätigkeit den Rücken und trug seine Ideale hinüber in das große westliche Land, in dem zwar auch nicht alle seine Gedankenträume sich verwirklichen sollten, in dem er aber fand, was er brauchte und suchte: einen ergiebigen Boden für den Samen, den er auszustreuen gekommen war — den Samen der Duldung, der allgemeinen Brüderlichkeit und des freien Menschenthums.

Und hier stehe ich an dem Punkt, wo ich es als meine Pflicht erachte, offen auszusprechen, worin wir, nach meiner Ueberzeugung, das höchste Verdienst und die eigentliche Bedeutung Lilienthal's zu suchen haben. Er hing ohne Zweifel mit unwandelbarer Zärtlichkeit an dem Stamme, dem er entsprossen war, an seiner Gesittung und dem Kern seines Glaubens; er war der treue Sohn des Volkes, das seit Jahrtausenden den großen Gedanken der geistigen Einheit des Weltalls in sich gehegt und mit sich getragen hat durch alle Zonen und Länder, wohin es im Verlauf seiner wechselvollen Geschicke verschlagen wurde; er beugte sich in frommer Ehrfurcht vor den Satzungen und Gebräuchen, die diesem Gedanken als Symbol und Verkörperung gedient. Auch *sein* Auge wandte sich in wehmüthiger und ehrfurchtsvoller Erinnerung zu den Stätten, wo einst die Wiege seiner Väter stand, und wo diese Väter des Messias

harrten, der sie von allen Banden geistiger und physischer Knechtschaft erlösen sollte. Aber der wahre, innere Drang seines Geistes ging in's Weite, nicht in die, wenn noch so traulich umfriedete, Enge; seine Sehnsucht galt der Zukunft, nicht der Vergangenheit; seines Fußes Leuchte erhellte die Pfade vor ihm, nicht die Spuren hinter ihm; seine Losung war vorwärts und aufwärts, nicht rückwärts und niederwärts. Der Messias, von dem er die Erlösung, nicht nur seines Volkes, sondern aller Erdbewohner hoffte, war nicht eine einzelne, wunderbare, mythische Menschengestalt, sondern das ewig strahlende Licht der Vernunft, vor dem aller Wahn erbleichen, in dem alle Farben der verschiedenen Bekenntnisse sich zusammenfinden und verklären sollten. Sein gelobtes Land, das Land seiner Verheißungen, war nicht ein kleiner Fleck Erde an den Grenzen der alten Arabia felix, sondern die ganze weite, lichtumfluthete Fläche unseres Planeten, die vielräumige Wohnung aller sterblichen Menschen. Und wer unter diesen Menschen die Wahrheit suchte, des Schönen sich freute und seine Schritte förderte auf den Pfaden der Tugend und Gerechtigkeit, der gehörte, nach seinen Begriffen, zum auserwählten Volke, der war sein Bruder. In diesem Glauben, in dieser Hoffnung, in dieser Liebe zu allen Menschen haben gewiß Sie, die allwöchentlich in diesem Tempel um ihn sich zu versammeln pflegten, sich Eins mit ihm gefühlt und mit seinem Geiste, wie auch ich mich Eins mit ihm fühle zu dieser Stunde. Und ich kann die wenigen Worte, die mir hier heute aus dem Herzen geflossen sind, nicht zu besserem Abschluß bringen, als durch den Ausdruck der Zuversicht, daß der Geist, den Lilienthal in diesem Tempel verkörpert und vertreten hat, darin walten möge für und für. Der Boden, auf dem wir stehen, ist doppelt heilig, seit unser geschiedener Freund ihn beschritten —

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht: nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

XVI.

Politische Reform.

Rede gehalten in der Arbeiterhalle zu Cincinnati am 24. Februar 1872.

Meine Herren!

Denjenigen unter Ihnen, welche seit längerer Zeit hier leben, ist es gewiß in hohem Grade auffallend gewesen, unter den Namen der für die heutige Versammlung angekündigten Redner auch den meinigen zu finden. Es sind mehr als fünfzehn Jahre verflossen, seit ich zum letzten Male vor einer politischen Versammlung erschienen bin, und es ist wohl bekannt, daß ich für die Rolle eines politischen Wortführers weder Sinn noch Anlage habe. In der That, als ich mich im Jahre 1856 am Schluß der Fremont-Campagne von der Tribüne zurückzog, geschah dies mit dem festen Vorsatz, mich nie wieder öffentlich an der politischen Diskussion zu betheiligen und in Zukunft, wie Sie Alle, meiner Bürgerpflicht einfach am Stimmkasten zu genügen. Daß ich diesem Vorsatz jetzt untreu werde, erklärt sich auf sehr einfache Weise. Mit der Partei, zu deren Erfolg ich damals mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften beizutragen suchte, und der seitdem meine Sympathien im allgemeinen zugewandt geblieben sind, wird in diesem Augenblick genau derselbe Unfug getrieben, den man im Jahre 1856 mit der Demokratie trieb. In jenem Jahre betrat ich die Rednerbühne, weil die Partei, die sich viele Jahre hindurch als die Partei der Freiheit, der bürgerlichen Gleichberechtigung und des Fortschritts bewährt und der ich mich aus diesem Grunde angeschlossen hatte, von Leuten, denen es gelungen war sich an ihre Spitze zu stellen, dazu mißbraucht werden sollte, das Institut der Sklaverei nicht nur in den neuen Gebieten der Union

zu verbreiten, sondern auch für seinen dauernden Fortbestand in unserem Gemeinwesen den Grund zu legen. Und ich betrete jetzt wieder die Rednerbühne, weil die republikanische Partei, die zu dem einen Zwecke gegründet wurde, diesem Unterfangen entgegenzutreten, die Sklaverei in ihre Schranken zurückzuweisen, und, wenn es nöthig werden sollte, sie zu zerstören, — deren Aufgabe und Existenzberechtigung also darin bestand, dafür zu sorgen, daß es in unserer Republik fortan keine gesetzlich aufrecht erhaltene Knechtschaft mehr gebe — weil diese Partei, sage ich, von Menschen, die sich ihrer Organisation bemächtigt haben, in der letzten Zeit dazu benutzt wird, den Grund zu einer Herrschaft zu legen, die schlimmer ist, als die Herrschaft der Sklavenhalter: zu der Herrschaft des todten Besitzes über die lebendige Kraft, des Kapitals über die Arbeit, des Monopols über den freien Verkehr, der mächtigen Korporationen über den einzelnen ohnmächtigen Bürger.

Es kann sein, daß sich viele von denen, die ich hier vor mir sehe, durch das, was ich eben gesagt habe und noch sagen werde, auf's Tiefste verletzt fühlen. Ich weiß recht gut, daß ich hier vor einer Versammlung stehe, die aus frühern Republikanern sowohl wie aus alten Demokraten besteht. Allein ich bin nicht gekommen, um Ihre Stimmen zu werben, oder um Ihren Beifall; ich bin einfach, der an mich ergangenen Aufforderung Folge gebend, gekommen, um Ihnen in offenen, schlichten Worten zu sagen, was ich über den gegenwärtigen Stand der Dinge in dem hiesigen Parteileben denke und, soweit es in den wenigen mir zu Gebote stehenden Minuten geschehen kann, anzudeuten, was nach meinem Dafürhalten zur Abwendung des Unheils, welches unserem Lande von den augenblicklichen Lenkern seiner Geschicke bereitet wird, geschehen sollte. Ich werde daher ganz rückhaltlos das, was ich für Wahrheit halte, eben da am stärksten hervorheben, wo ich die Vermuthung hege, daß ich bei vielen von Ihnen auf Widerspruch stoße. Dabei hege ich die Zuversicht, daß die demagogische Schönrednerei, die in

der amerikanischen Politik leider eine nur zu große Rolle spielt, Ihrem Geschmack ebensowenig entspricht, wie dem meinigen.

Unsere Bundesregierung, wie die Regierungen der meisten einzelnen Staaten, ist seit Jahren in den Händen der republikanischen Partei. Die Geschichte dieser Partei ist Ihnen Allen geläufig, und ich habe auf ihren Ursprung soeben mit kurzen Worten hingewiesen. Während der Regierungszeit des Präsidenten Pierce wurde der Versuch gemacht, die Sklaverei, welche bisher auf einige Südstaaten beschränkt gewesen war, zu einem Nationalinstitut zu machen und auf die großen Gebiete, die von dem Fluche der unfreien Arbeit unberührt geblieben waren, auszudehnen. Um diesem Versuch entgegenzutreten, schaarten sich Bürger aus allen Parteien und von den verschiedensten Ansichten über sonstige Fragen um das Banner der freien Arbeit. Die so gebildete neue Partei unterlag zwar in dem ersten Präsidentenwahlkampfe im Jahre 1856, siegte aber mit der Wahl Lincoln's im Jahre 1860. Dann kam der große Bürgerkrieg. Die Sklavenhalter, denen es nicht gelungen war, sich die Union unterwürfig zu machen, versuchten nun, sie zu zertrümmern. So gesellte sich zu der ursprünglichen Aufgabe des Widerstandes gegen die Ausbreitung der Sklaverei eine weitere, die Erhaltung der Union. Angesichts dieser gewaltigen Aufgabe wurde die Zahl derer, die sich der republikanischen Partei anschlossen, immer größer; Tausende, die der Wahl Lincoln's mit allen Kräften entgegengearbeitet hatten, zogen mit in den Kampf gegen die aufrührerischen Südländer und stritten fortan auch unter der politischen Fahne der Partei, die Abraham Lincoln auf ihren Schild erhoben hatte. Die Rebellen unterlagen und die Sklaverei, für deren Verbreitung sie zu den Waffen gegriffen hatten, wurde nicht nur auf ihr altes Gebiet zurückgedrängt, sondern vernichtet. Wie das bei derartigen Konflikten wohl zu geschehen pflegt, stellte die Geschichte ihr eigenes Programm auf, welches mehr enthielt, als das Programm der Partei. Die Logik der Dinge ging weiter, als die Paragraphen der Chicago Platform.

Die bisherigen Sklaven erlangten nicht nur die Freiheit, sondern auch die politischen Mittel, diese Freiheit zu schützen. Es wurden ihnen nicht bloß die Fesseln abgenommen, sondern es wurde ihnen auch das Stimmrecht gegeben.

Der Sieg der Freiheit in dem eben erwähnten Kampfe wurde mit schweren Opfern errungen. Er kostete nicht nur sehr viel Blut, sondern auch sehr viel Geld. Nach Beendigung des Krieges hatte das Land, welches zu Anfang desselben fast schuldenfrei gewesen war, eine Schuldenlast von mehr als dreitausend Millionen. So entstand denn eine Reihe neuer Aufgaben, deren Lösung das fortdauernde Zusammenwirken der Elemente, aus denen die republikanische Partei bestand, also den Fortbestand dieser Partei, bedingte. Es galt, die Resultate des langen, blutigen und kostspieligen Kampfes als bleibenden Erwerb der Nation sicher zu stellen. Es galt, den inneren Frieden und die Ordnung in den aufrührerischen Staaten wiederherzustellen, und dafür zu sorgen, daß die besiegten Rebellen sich der politischen Gleichberechtigung ihrer früheren Sklaven fügten. Es galt, zu diesem Zweck in dem Grundgesetz der Vereinigten Staaten die nöthigen Aenderungen vorzunehmen. Es galt endlich, durch direkte oder indirekte Steuern, oder durch beide, die Mittel zu beschaffen, um nicht nur die Zinsen der durch den Krieg erwachsenden Schuld zu zahlen, sondern auch die allmähliche Tilgung dieser Schuld anzubahnen. Mit der Lösung dieser Aufgabe ist die republikanische Partei während der letzten Jahre beschäftigt gewesen. Sehen wir einmal zu, ob und inwiefern sie ihr gerecht geworden ist.

Wie nicht anders zu erwarten war, hat man zum Zwecke der Zinszahlung unserer Nationalschuld wie zum Zwecke ihrer allmählichen Abtragung nicht nur ein sogenanntes inneres Steuersystem, sondern ein neues System von Einfuhrzöllen geschaffen. Beides (wie auch die Nothwendigkeit, für den Augenblick die Macht der Bundesregierung in den aufrührerischen Staaten aufrecht zu erhalten) bedingte die Anstellung eines

zahllosen Beamtenheeres, wie es unser Land bis dahin nie gekannt hatte. Dadurch wurden die Geschicke der Republik in viel höherem Maße, als je zuvor von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit der Bundesbeamten abhängig.

Welches Verfahren hat nun die republikanische Partei in der Erhebung der Zölle und Steuern, in der Ausübung ihrer Macht in den zu pazifizirenden Staaten, und in der Anstellung der Beamten eingeschlagen?

Wenden wir uns zunächst zu den Einfuhrzöllen. Als die republikanische Partei ans Ruder gelangte, war die Frage Betreffs der Zulässigkeit eines eigentlichen Schutzzollsystems längst zur endlichen Erledigung gekommen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß zu jener Zeit nicht ein Viertel der Bürger der Vereinigten Staaten ein solches System befürworteten. Seit Jahrzehnten hatten sich die nationalen Wahlkämpfe wie ein großer Theil der Debatten im Kongresse offen um diese Frage gedreht, und die Schutzzöllner waren gründlich unterlegen. Die demokratische Partei war hauptsächlich auf Grund ihrer Opposition gegen das Schutzzollsystem zur Herrschaft gelangt.

Abgesehen davon, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten der Bundesregierung nirgends das Recht einräumt, die Freiheit des Verkehrs durch Willkürgesetze zu hemmen, hatten die von unserer Regierung angestellten Experimente die Erfahrung aller anderen Länder sowohl, wie die unleugbaren Sätze der wissenschaftlichen Erkenntniß auf's Schlagendste bestätigt. Man hatte sich überzeugt, daß jeder Versuch, die Wirksamkeit der unwandelbaren Naturgesetze, die den Verkehr der Menschen, wie alle anderen Vorgänge in ihrem Leben, beherrschen, durch künstliche Hindernisse zu beeinträchtigen, nicht nur eitel, sondern im doppelten Sinne verderblich sind, indem dadurch nicht nur der Gesammtwohlstand des Volkes verringert, sondern auch ein Theil des Volks auf Kosten des andern bereichert wird. Man hatte diese Ueberzeugung um so leichter

gewonnen, als in dieser Frage, wie glücklicher Weise in vielen ähnlichen Fragen (wie z. B. in der Frage Betreffs der Beschränkung der Sklaverei auf ihr ursprüngliches Gebiet und der Erhaltung der Union) die Erkenntniß des Volks im Bunde mit seinem gesunden Instinkte stand. In der That gehörte nicht viel Verstand dazu, einzusehen, daß ein gleichmäßiger, unparteiischer Schutz der einheimischen Industrie durch Einfuhrzölle, wovon die Schutzzöllner so viel reden, ein Unding, eine Unmöglichkeit, und daß ein ungleichmäßiger, parteiischer Schutz derselben eine Ungerechtigkeit, ein indirekter Diebstahl ist. Denn was wäre ein gleichmäßiger, unparteiischer Schutz eines Industriezweiges durch Einfuhrzölle? Es wäre ein Zoll, der das Rohmaterial, die Werkzeuge und die Arbeitskräfte dieses Industriezweiges (die sämmtlich wieder Produkte anderer Industriezweige sind) in demselben Maße vertheuerte, in dem sein eigenes Produkt vertheuert würde, der also nur die nominellen Preise aller Produkte sowohl wie allen Bedarfs in die Höhe triebe, ohne den bei der Produktion erzielten Gewinn im Mindesten zu mehren, der nur zu dem einen Resultat führte, der Produktion die maßlosen Kosten der Erhebung des sogenannten Schutzzolls aufzubürden, und so die Konkurrenz dieser Produktion mit der des Auslandes unmöglich zu machen. Es liegt auf der Hand, daß Einfuhrzölle eine bestimmte Industrie nur dann fördern, oder, wie man es zu nennen beliebt, „schützen" können, wenn diese Zölle einseitig und parteiisch sind, wenn der „Schutz" den Produkten des einen Industriezweiges gewährt, dagegen aber den Produkten anderer Industriezweige, die zu den ersteren die sogenannten Rohstoffe, die Werkzeuge und die Arbeitskräfte liefern, entzogen wird. Und alle Schutzzölle, mit denen die Industrie unseres Landes je gesegnet worden ist, den jetzigen Schutzzoll natürlich nicht ausgenommen, haben die Industrie der großen Kapitalisten zum Nachtheil des kleinen Mannes, des Feldbauers, des Technikers, des Arbeiters „geschützt". Alle diese Schutzzölle haben die Existenz- und Arbeitsmittel des gemeinen Mannes

vertheuert, ohne ihm in entsprechender Erhöhung des Lohnes seiner Arbeit dafür Ersatz zu bieten. Bei allen Schutzzöllen der alten Whigpartei wie der jetzigen republikanischen Partei, war es darauf abgesehen, ein nördliches Industrieritterthum zu schaffen, wie es bei den meisten Maßregeln der demokratischen Partei unmittelbar vor dem Krieg darauf abgesehen war, dem südlichen Sklavenritterthum Vorschub zu leisten.

Das Alles ist in neuester Zeit wieder, an der Hand der Logik sowohl, wie der Statistik des Landes an zahllosen Beispielen, auf die ich aus Mangel an Zeit nicht eingehen kann, nachgewiesen worden. Dazu kommt noch, daß das Schutzzollsystem im grellsten Widerspruch mit der natürlichen Ordnung der Dinge steht und schon darum zu Ergebnissen führt, die kurzweg als industrielle Krankheiten zu bezeichnen sind. Jeder durch künstlichen Schutz geschaffene Industriezweig gedeiht nur auf Kosten anderer Industriezweige, zu denen in dem bestimmten Lande die natürlichen Bedingungen gegeben sind. Um hier nur ein Beispiel anzuführen: zu keinem Industriezweig sind hier die Bedingungen günstiger, als zum Schiffsbau; in unsern Wäldern wächst das trefflichste Holz und zahllose, hochragende Mastbäume warten darauf, gefällt zu werden; und dennoch ist seit dem Erlaß des republikanischen Zollgesetzes, seit der Auflage des hohen Zolles auf Eisen u. s. w., unser Schiffsbau vollständig in Verfall gerathen. Ein Gesetzgeber, der hier eine künstliche Industrie zu schaffen oder zu erhalten sucht, handelt ebenso vernünftig, als wenn er in diesem Lande alle im Freien wachsenden Obstbäume abhacken lassen wollte, um mit ihrem Holze Treibhäuser zu heizen, in denen er um ihrer Nüsse willen tropische Palmen zöge.

Es ist natürlich meine Absicht nicht, in der kurzen Zeit, die mir heute Abend eingeräumt werden kann, die Schutzzollfrage zur gründlichen und erschöpfenden Erörterung zu bringen. Wer darüber vollständig in's Klare kommen will, findet dazu mehr als ausreichende Gelegenheit in den Schriften unserer

europäischen und amerikanischen National-Oekonomen, besonders aber in den gehaltreichen, Jedermann zugänglichen Berichten des geistvollen Amerikaners Wells.

Wie hat sich nun die republikanische Partei zu dieser Frage gestellt? Ich beklage mich nicht darüber, daß sie außer den direkten auch indirekte, also Einfuhrzölle, erhob. Allein, worin bestand ihre Berechtigung dazu? Nur darin, daß die Zinsen der Nationalschuld sowie die laufenden Ausgaben der Regierung gedeckt werden mußten. Die Regierung bedurfte einer Einnahme, und zwar einer großen Einnahme. Diese Einnahme sollte zum Theil durch Einfuhrzölle erzielt werden. Offenbar liegt es aber im Interesse der Ergiebigkeit eines Einfuhrzolls, daß die Einfuhr nicht gehemmt, sondern gefördert, am allerwenigsten aber vollständig verhindert werde. Von einer Waare, die nicht eingeführt wird, kann man keinen Zoll erheben. Ein Schutzzoll aber ist in seinem innersten Wesen ein Zoll, der die Einfuhr hemmt, und, zum Theil wenigstens, ausschließt. Und es ist ein unbestreitbarer Satz, daß im Allgemeinen ein Einfuhrzoll in demselben Maße aufhört, als Quelle der Einnahme für die Regierung zu dienen, oder, wie man das nennt, ein Revenuenzoll zu sein, in welchem er Schutzzoll wird. Ein Revenuenzoll, der gleichzeitig (oder beiläufig, wie es in der neuern trügerischen Phrase heißt) als Schutzzoll figurirt, ist in und an sich ein Widerspruch, ein Unsinn.

Die Berechtigung der republikanischen Partei zur Erhebung von Einfuhrzöllen lag, wie gesagt, in der Nothwendigkeit einer großen nationalen Einnahme. Die Beschaffung dieser Einnahme war eine der rechtmäßigen, legitimen Aufgaben, deren Lösung ihr durch die Folgen des Kriegs überantwortet worden war. Die Massen, deren Stimmen sie ihre Herrschaft verdankt, hatten sich ihr im Hinblick auf diese Aufgabe und der andern, deren ich vorhin erwähnte, angeschlossen. Aber diese Massen hatten ihr nicht das Mandat gegeben, sich zu einer Industrieritterpartei zu gestalten und dem Arbeiter das Blut auszusaugen,

um den feisten Kapitalisten damit noch feister zu machen. Tausende von früheren Mitgliedern der demokratischen und Freiboden-Partei hatten für die republikanischen Kandidaten gestimmt, weil in dem Programm der republikanischen Partei geschrieben stand, die Worte der Unabhängigkeitserklärung, wonach alle Menschen von Natur aus gleichberechtigt sind, müssen zur Wahrheit werden; aber sie hatten nicht dafür gestimmt, daß zu Gunsten weniger Bevorzugter Monopole geschaffen werden sollten, die diese Worte in frecher Weise Lügen straften. Die Mehrzahl der Arbeiter, in den nördlichen Staaten wenigstens, hat während der letzten zwölf Jahre in den Reihen der Republikaner gekämpft, allein sie hat nicht dafür gekämpft, daß an die Stelle der Negersklaverei im Süden eine Sklaverei aller Arbeiter jedweder Farbe in der ganzen Union treten soll.

Die republikanische Partei ist, wie gesagt, seit mehr als einem Dezennium, Herrscherin über die Geschicke des Landes. Sie ist Inhaberin der legislativen sowohl wie richterlichen und exekutiven Gewalt. Und sie hat diese Gewalt dazu mißbraucht, eine Politik zu verfolgen, die, falls sie fortbesteht, einen Besitzadel schaffen muß, der für das Volk hundertmal gefährlicher ist, als der Erbadel in den Fürstenländern der alten Welt. Sie hat unter dem Vorwande, der Bundesregierung die nöthigen Revenuen zuzuwenden, ein Schutzzollsystem geschaffen, dessen Ertrag nur zu sehr geringem Theil der Regierung, zu sehr großem Theil aber wenigen bevorzugten Kapitalisten zu Gute kommt, und welches das Volk im Ganzen mehr drückt und lähmt, als die ungeheure Nationalschuld, die allein schon die öffentliche Tragkraft zur höchsten Spannung bringt. Wie einst die Baalspriester das Volk täglich um zwölf Malter Waizen und vierzig Schafe und drei Eimer Wein brandschatzten, um damit angeblich ihrem Götzen ein Opfer zu bringen, während sie heimlich mit ihren Weibern und Kindern den Waizen, die Schafe und den Wein selbst verzehrten, so brandschatzen auch die Hohepriester der republikanischen Partei das Volk angeblich um der Regierung

ein Opfer zu bringen, während sie in Wirklichkeit mit dem Raub nur ihre eigenen Mägen, Taschen und Truhen füllen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß das Alles von den Wortführern der republikanischen Partei in Abrede gestellt wird. Allein angenommen, es wäre wahr, daß die angeblichen Segnungen der Last, die man der Arbeit des amerikanischen Volkes durch den jetzt bestehenden Schutzzoll aufgebürdet hat, nicht nur den großen Fabrikherren und sonstigen Monopolisten, sondern auch dem kleinen Mann zu Gute kämen, — angenommen, es läge wirklich im Interesse des Arbeiters, durch das Gesetz daran verhindert zu werden, daß er seinen Bedarf an Lebens- und Arbeitsmitteln da kauft, wo er ihn am billigsten bekommt, und die Produkte seiner Thätigkeit da absetzt, wo man ihm am Meisten dafür bietet, — angenommen, die Monopolisten, deren Taschen durch die Aufhebung des freien Verkehrs und die daraus für sie erwachsenden Privilegien gefüllt werden, wären wirklich großmüthig genug, ihren Gewinn ehrlich mit ihren Arbeitern zu theilen, trotz dem Gesetz des Angebots und der Nachfrage, wonach der Lohn des Arbeiters nicht durch die Einnahme des Arbeitgebers, sondern durch den Druck bestimmt wird, den die unfreiwillige Konkurrenz der abhängig und schutzlos gewordenen Arbeiter auf diese selbst ausübt, — angenommen, alle Lehren der Wissenschaft wären ein Wahn und alle Sätze der Erfahrung ein Irrthum: läge darin eine Rechtfertigung des Gebarens der republikanischen Partei? Gewiß nicht. Diese Partei giebt vor, nicht nur die Partei der Freiheit, sondern auch die Partei der Ehrlichkeit zu sein. Wenn es in ihren Absichten lag, das Volk mit einer Politik zu beglücken, worüber dieses Volk am Stimmkasten wiederholt sein verdammendes Urtheil ausgesprochen hatte, so mußte sie dies auf geradem Wege, sie durfte es nicht auf Schleichwegen thun. Es war ihre Pflicht, offen und ehrlich mit ihren Absichten vor das Volk hinzutreten, und ohne Trug und Hinterlist an seine reichere Erkenntniß und seinen reiferen Willen zu appelliren. Sie durfte kein System der heimtückischen

Wegelagerung einführen, in dem der mittellose Arbeiter und Gewerbetreibende des kleinen Ertrags seiner Mühen beraubt und ihm dabei die fromme Versicherung gegeben wurde, der Raub fließe in die Kasse der Regierung. Sie durfte nicht von Erhaltung der Union, von der Aufrechterhaltung des öffentlichen Kredits, von Sicherung der Resultate des eben beendeten Kriegs, von ewigen Menschenrechten u. s. w. reden, während sie Dinge im Schilde führte, die mit alle dem nichts zu thun hatten. Sie durfte, mit einem Worte, nicht das Eine vorgeben und das Andere thun. Ein europäischer Despot mag seine Unterthanen trotz ihrer Einsicht und gegen ihren Willen glücklich machen; ein republikanisches Volk aber kennt kein anderes Glück, als das, welches es sich durch seine eigene Erkenntniß und seinen freien Willen bereitet hat.

Die Anklage, die ich soeben gegen die republikanische Partei auf Grund ihres Verfahrens in der Einfuhrzollfrage erhoben habe, berührt indeß nur einen Theil der Schuld, die ihr in dieser Angelegenheit zuzuwälzen ist. Die Führer der republikanischen Partei haben nicht nur das Volk absichtlich hintergangen, sie haben nicht nur unter dem Deckmantel der Freiheitsliebe und des Patriotismus der Einsicht und dem Willen des Volkes Trotz geboten, sondern sie sind viel weiter gegangen: sie haben Alles aufgeboten, die Quelle der Einsicht des Volkes zu verstopfen und die Macht seines Willens zu lähmen. Von den vielen Belegen hierfür will ich nur Einen hervorheben. Vor einigen Jahren bestand hier das Amt eines sogenannten Revenue-Kommissärs, dessen Pflicht es war, die Thatsachen, welche auf die Zweckmäßigkeit unseres Steuersystems Bezug hatten, zu sammeln und darüber zu berichten. Dieses Amt wurde von einem der hellsten Köpfe, von einem der ehrlichsten und fähigsten Männer, die unser Land aufzuweisen hat, verwaltet, von dem Manne, dessen Namen ich bereits genannt habe, von David A. Wells. Dieser Mann lag der Führung seines Amts mit der größten Gewissenhaftigkeit ob; er sammelte die Thatsachen und

stellte sie in ausführlichen Berichten an die Regierung und das Volk zusammen. Er war ein Republikaner und ein Freund der Administration. Die Einsicht, welche sich jedem vorurtheilsfreien, denkenden Bürger bei der Prüfung der in seinen Berichten dargelegten Thatsachen aufdrängte, war, daß das Schutzzollsystem nicht nur ein verfehltes, sondern ein für das Wohl des Landes verderbliches sei. Was that nun der republikanische Kongreß mit Zustimmung des republikanischen Präsidenten? Er schaffte das Amt des ehrlichen Verfechters der nationalökonomischen Wahrheit ab und verdeckte auf diese Weise die Schaubühne der öffentlichen Verwaltung mit einem dichten Vorhang, um hinter demselben mit den Interessen des Volks ein schamloses, unbeobachtetes Spiel treiben zu können!

Verlassen wir diesen unerquicklichen Gegenstand und gehen wir zu anderen Zweigen der Verwaltung über: wie hat die republikanische Partei den Anforderungen, die man mit Recht an sie stellte, da entsprochen? Die Antwort auf diese Frage ist längst keine zweifelhafte mehr. Es hat nie eine schmachvollere Korruption gegeben, als die, welche sich, besonders in der letzten Zeit, in unserer Verwaltung breit macht. Die republikanische Partei hat nicht nur den infamen Grundsatz: „Dem Sieger gehört die Beute" in seiner verwegensten Bedeutung zur Geltung gebracht, sondern die Unfähigkeit, Unehrlichkeit und Charakterlosigkeit sind förmlich zu republikanischen Tugenden geworden. Wo irgend ein talentvoller, ehrlicher und unabhängiger Bürger ein wichtiges und hervorragendes Amt bekleidete, wurde er mit der rücksichtslosesten Konsequenz verdrängt und durch ein willenloses Werkzeug der Korruption ersetzt. Ich rede hier nicht nur von den Aemtern, über welche der Präsident zu verfügen hatte, ich spreche nicht nur von Cox und Hoar und den vielen anderen, die gezwungen wurden, sich der faulen Atmosphäre der Exekutive zu entziehen; der republikanische Kongreß hat sich in dieser Beziehung, wo möglich, noch mehr ausgezeichnet, als der republikanische Präsident, wie das Beispiel

des Senators Sumner, der als Vorsitzender des Committees für auswärtige Angelegenheiten dem Simon Cameron Platz machen mußte, und das eben angezogene Beispiel des Kommissärs Wells zur Genüge lehren. Sogar die richterliche Gewalt ist von der herrschenden Gewissenlosigkeit nicht verschont geblieben. Als vor einigen Jahren die Mehrheit unseres obersten Bundesgerichts entschied, der Kongreß habe kein konstitutionelles Recht, Werthe zu fälschen und den Schuldner von seiner Pflicht zu entheben, dem Gläubiger in demselben Sinne und in denselben Valuten Wort zu halten, in dem er ihm sein Versprechen gegeben und seine Schuld kontrahirt habe, gab der Kongreß dem Präsidenten sofort Gelegenheit, durch die Anstellung einer genügenden Anzahl neuer Richter dafür zu sorgen, daß die Entscheidung umgestoßen werde, was denn auch soeben in dem bis dahin unerhörten Spruch des von Grant eigens zu diesem Zwecke ernannten Richters Strong willfährig geschehen ist.

Und das Schauspiel, welches sich uns bietet, wenn wir auf die Rücksichten blicken, die den Präsidenten bei der Anstellung seiner Beamten leiten, ist einfach Ekel erregend. Es ist nur noch zweifelhaft, welches von zwei Verdiensten in seinen Augen als Anwartschaft auf ein Amt in erster Reihe steht: sein Bruder, Schwager oder Vetter seiner Frau zu sein, oder aber, ihm eine volle Börse geschenkt zu haben. Es kommt mir vor, als wären die Worte, die Shakespeare dem Brutus in den Mund legt, nicht an Cassius, sondern an Grant gerichtet:

„Laß mich Dir sagen, Cassius, daß Du sehr
Verschrie'n bist, weil Du hohle Hände machst,
Weil Du an Unverdiente Deine Aemter
Verkaufst und feilschest."

Es würde schwer sein, den Beweis zu führen, daß irgend ein Inhaber eines hervorragenden, einträglichen Amtes die Entdeckung seiner Fähigkeit, Ehrlichkeit und Unabhängigkeit als Beamter mehr als drei Monate überlebt hätte; Leute aber, wie Cramer, Casey, Robeson ꝛc. sind ihrer Stellen noch immer so

sicher, als wenn der Sturm, der seit einem halben Jahre das Land bewegt, sich nie erhoben hätte.

Es ist mir durchaus nicht darum zu thun, über den Präsidenten Grant viel Worte zu verlieren. Wie Ihnen aus dem, was ich gesagt habe, wohl klar geworden ist, gründet sich mein Protest gegen das Gebahren der herrschenden Partei keineswegs ausschließlich oder auch nur hauptsächlich auf die Ansichten, die ich über den Charakter und die Fähigkeiten des augenblicklichen Inhabers der Exekutivgewalt hege. Obschon mir, so oft ich an ihn denke, die Worte einfallen:

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,"

so steht es mir dennoch nicht zu, den Ruhm zu schmälern, den sich Grant als Oberbefehlshaber unserer Armee zur Zeit, wo die Rebellion unterlag, erworben und zu dessen Anerkennung das Volk ihn als Präsidenten erwählt hat. Ich verstehe nichts von militärischen Dingen und bescheide mich mit der einfachen Bemerkung, daß es unter den Gemeinen sowohl, wie unter den Offizieren der Unions-Armee Tausende von Männern gab, die mindestens eben so patriotisch, einsichtsvoll und tapfer waren, wie Grant, deren Stirnen aber mit Lorbeeren bekränzt sind, die ihnen die republikanischen Politiker nicht geflochten, und die sie in Long Branch, in Gesellschaft der Leet, Babcock, Robeson, Murphy und Fisk nicht zur Schau zu tragen pflegen. Es ist außerdem an der Zeit, die Einsicht zu gewinnen, daß an den Präsidenten der Vereinigten Staaten noch andere Anforderungen zu stellen sind, als die, ein erfolgreicher Soldat gewesen zu sein. Und daß Grant diesen Anforderungen nicht genügt, ist durch seine Amtsführung vollständig klar geworden. Seine Botschaften beweisen, daß ihm Volkswirthschaft, Verwaltungslehre und überhaupt politische Kenntnisse sowohl unbekannte, als gleichgültige Dinge sind, und aus seinen Anstellungen geht hervor, daß ihm nicht nur der zur Würdigung des wirklichen bürgerlichen Verdienstes nöthige Sinn, sondern sogar das Gefühl des

gewöhnlichsten Anstandes durchaus abgeht. Wenn uns das Unglück bevorsteht, die Herrschaft der jetzigen Machthaber auf weitere vier Jahre verlängert zu sehen, so ist wenigstens zu hoffen, daß das Staatsruder anderen Händen anvertraut wird, als denen ihres jetzigen Häuptlings.

Ein eben so schwerer Vorwurf wie der, welcher sich auf die Unehrlichkeit der von der republikanischen Partei verfolgten Politik und die Korruption ihrer Verwaltung stützt, trifft diese Partei wegen ihres Verfahrens in den südlichen Staaten. Es war allerdings durch die Umstände geboten, daß sich der starke Arm der Bundesregierung in den ersten Jahren nach der Niederlage der Rebellion in diesen Staaten fühlbar machte. Es war nöthig, die dort zu Tage tretenden sozialen und politischen Unruhen zu beschwichtigen und den Bestrebungen störrischer After-Rebellen, die sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, energisch entgegen zu treten. Zu diesem Zweck waren aber zwei Dinge unerläßlich: *erstens*, der Autorität der Bundesregierung nicht nur Gehorsam, sondern auch Achtung zu verschaffen, und *zweitens*, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten, daß die soziale und politische Ordnung ihre Garantien möglichst bald wieder in der Selbstregierung der Bürger dieser Staaten und nicht in einer Bevormundung durch die Bundesgewalt finde. Die Vertreter der nationalen Zivil- wie Militärgewalt in den Südstaaten mußten Männer von unbescholtenem Charakter und allgemein anerkannter Tüchtigkeit sein, und die Einmischung der Bundesregierung mußte auf die Fälle der äußersten Nothwendigkeit beschränkt werden.

Die freigewordenen Sklaven waren mit dem Stimmrecht bewaffnet worden; das war die natürliche und nothwendige Folge ihrer Emanzipation, die nicht umgangen werden konnte, obwohl die neuen Stimmgeber zu großem Theil zur vernünftigen Ausübung ihres Stimmrechts weder politische Intelligenz noch politische Erfahrung besaßen. Man mußte hier der geschichtlichen Nothwendigkeit Rechnung tragen, so sehr es an sich zu

beklagen war, daß die Quellen der Regierungsgewalt mit einem Male einen so großen und trüben Zuwachs erhielten; man mußte sich, wie in so vielen anderen Fällen, darauf verlassen, daß durch die Ausübung des vollen Bürgerrechts bei den Negern mit der Zeit auch die Fähigkeit, einen vernünftigen Gebrauch davon zu machen, zur Ausbildung kommen würde. Allein man durfte dabei nicht außer Acht lassen, daß die Unwissenheit und Unerfahrenheit der freigewordenen Neger dem Treiben gewissenloser Abenteurer, die sich diese Unwissenheit und Unerfahrenheit zu Nutze machten, den größten Spielraum bot. Und es war im höchsten Grade unverantwortlich, die Gewalt der Bundesregierung den Händen eben solcher Abenteurer anzuvertrauen. Wer die neuesten Ereignisse in Südcarolina und Louisiana kennt, wer sich erinnert, was sich vor wenigen Wochen in New-Orleans zugetragen hat, wo Casey, der Schwager des Präsidenten, die Union zu Ehren bringen hilft, wird es mir erlassen, auf die Einzelnheiten näher einzugehen.

Es ist unter den amerikanischen Politikern zur landläufigen Phrase geworden, die Rebellion müsse zum Gegenstande des ewigen Hasses gemacht werden. Unsere Regierung aber hat dafür gesorgt, daß sie selbst der gerechte Gegenstand des Hasses und der Verachtung geworden ist. Uebrigens sei hier beiläufig gesagt, daß der von gewissen Leuten geflissentlich geschürte Haß gegen alle frühern Rebellen von keinem anständigen und wohlmeinenden Bürger im Norden getheilt wird. Ihr Versuch, die Union zu zertrümmern, ist sicherlich in keiner Weise zu rechtfertigen; allein wir dürfen nicht vergessen, daß der Impuls, welcher die meisten unter ihnen, selbst die meisten ihrer Führer, unter die südliche Fahne trieb, auch einen gewissen Anspruch auf den Namen des Patriotismus hat. „Unser Land, sei es im Recht oder im Unrecht“ (our Country, right or wrong) hieß es in der ganzen Union während des mexikanischen Kriegs, und das ist eine Phrase, die der Südländer, als er sich den Mitbürgern seines Staats im Kampf gegen die Union

anschloß, mit einer kleinen Variante wiederholen konnte. Gerade diejenigen unter den früheren Rebellen, welche am tapfersten und hartnäckigsten unter der Fahne der Sezession gekämpft haben, sind jetzt die aufrichtigsten in ihrer Bereitwilligkeit, mit der Vergangenheit zu brechen und an der Wiederherstellung des alten friedlichen und freundlichen Einvernehmens zwischen den Bürgern unseres gemeinsamen Landes nach bestem Wissen und mit ihren besten Kräften mitzuwirken. Es ist daher, meines Erachtens, eben so unklug wie gewissenlos, diese Leute darum dauernd entrechten zu wollen, weil sie während des Sezessionskrieges auf Grund ihres Talents oder Charakters unter ihren Mitbürgern eine hervorragende Stellung einnahmen. Außerdem ist die Stunde gekommen, die Leidenschaften des jetzt beendeten Kampfes schweigen, und, soweit es möglich ist, die herben Erinnerungen an unsern Bürgerkrieg verlöschen zu lassen. In dem alten Attika bestand ein Gesetz, wonach es verboten war, Denkmäler zur Verherrlichung eines großen Ereignisses oder einer großen That während eines Bürgerkrieges aus anderem Material zu errichten als aus morschem Holz; und der Römer Cornelius Nepos sagt mit Recht von dem Athenienser Thrasybul, sein größtes Verdienst habe nicht darin bestanden, seine Vaterstadt von dreißig Tyrannen befreit, sondern darin, für den Erlaß und die strenge Ausführung eines Gesetzes gesorgt zu haben, wonach Niemand wegen politischer Vergehen zur nachträglichen Rechenschaft gezogen oder gestraft werden durfte.

Wenn es mir darum zu thun wäre, eine vollständige Anklageakte gegen die republikanische Partei zu formuliren, so wäre die Liste meiner Beschwerden noch lange nicht voll. Ich hätte dann besonders auch von der Verschleuderung der öffentlichen Ländereien, von der Veruntreuung des Erbgutes der armen Arbeiter an große Eisenbahngesellschaften und andere von den räuberischen Spekulanten gebildete Körperschaften zu reden, wofür die republikanische Partei zwar nicht ausschließlich, aber doch zum großen Theile verantwortlich ist. Allein zur Erörterung

dieser, wie so vieler anderer Dinge findet sich heute Abend die Zeit nicht und ich muß auf die eingehende Besprechung dieser Angelegenheit verzichten.

Es bleibt mir noch übrig, mit wenigen Worten zu sagen, was nach meiner Ansicht für Alle, denen die Interessen ihres Landes heiliger sind, als die Interessen einer Partei, Bürgerpflicht ist.

Viele ehrliche und einsichtsvolle Männer, die meine Entrüstung über die in unserer Verwaltung herrschenden Mißstände theilen, hoffen noch immer, durch eine Reform innerhalb der republikanischen Partei diese Mißstände beseitigen zu können. Diese Hoffnung beruht, nach meiner festen Ueberzeugung, auf einem sehr verderblichen Wahn. Man gefällt sich darin, immer wieder und wieder den Ruhm der „edlen und großen" republikanischen Partei zu verkünden, und darauf zu bestehen, diese große und edle Partei dürfe nur im äußersten Nothfall zu Grunde gehen. Ich bin durchaus nicht gesonnen, an diesem Ruhm zu mäkeln. Wenn man unter der republikanischen Partei die Massen versteht, die sich vor etwas mehr als anderthalb Jahrzehnten allerorten wie ein Mann erhoben, um den Uebergriffen der Sklaverei Einhalt zu thun, und die seitdem nicht nur ihre Arbeit, sondern auch zum Theil ihr Blut für die Union und die Freiheit eingesetzt und Beide durch ihr einträchtiges und uneigennütziges Zusammenwirken gerettet haben, — wenn man mit dem Namen der republikanischen Partei nicht nur die Drahtzieher, Aemterjäger und Spekulanten bezeichnet, die sich um der Beute willen zu ihr gesellt und sich ihrer bemächtigt haben, so gestehe ich mit Freuden zu, daß diese Partei eine edle und große gewesen ist. Allein es hat mit ihr jetzt leider dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Schlachtroß des Cid in der spanischen Romanze. Dieses Thier hatte alle Vorzüge, die ein Pferd nur haben kann, trotz Bucephalus und Rocinante, nur hatte es einen Fehler: es war todt. Ebenso hat die edle, große, mit allen idealen Vorzügen ausgestattete republikanische Partei

das eine Gebrechen, daß sie nicht mehr anständig genug ist, zu leben. Und sie ist nicht etwa durch einen Unfall, oder auf dem Wege der Gewalt um's Leben gekommen, sondern eines natürlichen Todes gestorben. Sie ist gestorben, weil sie das Prinzip ihrer Existenz überlebt, weil sie die Aufgabe, zu deren Lösung sie in's Leben gerufen worden war, gelöst hatte, soweit dies mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln bewerkstelligt werden konnte. Die Elemente, woraus sie bestand, waren nicht zu einem Ganzen zusammengetreten, um über alte national-ökonomische Fragen von Neuem zu entscheiden, Zollsysteme zu revidiren und überhaupt prinzipielle Neuerungen einzuführen; ein ehrliches Zusammenwirken unter ihnen zu solchen Zwecken war nicht möglich, denn sie huldigten in diesen Dingen den verschiedensten Ansichten. Sie waren nur darin einverstanden, es müsse den Uebergriffen der Sklaverei Einhalt geboten und die Union müsse um jeden Preis erhalten werden. Der alleinige Zweck ihres Zusammenwirkens war, dieses eine gemeinsame Prinzip zur Herrschaft zu bringen. Sobald dies geschehen war, mußte die Partei naturgemäß wieder in ihre Elemente zerfallen; die Organisation mußte sich zersetzen. Ein Organismus, der von dem Athem seines Lebens verlassen worden ist, verfällt dem Hauch der Verwesung und Fäulniß; und auch an der republikanischen Partei hat sich der alte physiologische Satz bewährt, daß Verwesungsprozesse um so unangenehmer sind, je edler die Organismen, die davon ergriffen werden. „Corruptio optimi pessima." Es giebt keinen ekelhafteren Leichengeruch, als den, der in diesem Augenblick unsere Republik durchzieht, und die Askariden und anderen Würmer, die den Kadaver der republikanischen Partei durchwühlen, sind nur für den Zoologen eine erquickliche Augenweide.

Meine Herren, die republikanische Partei ist nicht mehr in's Leben zu rufen. Die Bande, welche die Mitglieder einst ehrlich zusammenhielten, haben sich längst gelöst, und ihr jetziger

scheinbarer Halt und Bestand beruht auf nichts Anderem als der gemeinsamen Beutegier der Aemterjäger und Spekulanten.

Aus den kongressionellen Debatten und sonstigen Lebensäußerungen auf den Hauptherden der Parteithätigkeit ist leicht zu erkennen, was auf der nächsten republikanischen National-Konvention geschehen wird. Man wird der immer lauter werdenden Entrüstung des Volkes äußerlich Rechnung tragen, man wird den stürmischen Forderungen allseitiger Reformen einige Scheinkonzessionen machen, man wird über die ruhmreiche Vergangenheit der republikanischen Partei sehr hochtrabende und über die in Zukunft zu befolgende Politik sehr vieldeutige Phrasen machen — man wird vielleicht sogar Grant fallen lassen und ihn als Sündenbock in die Wüste schicken, und dann, wenn das Volk sich wieder täuschen läßt, wird man das alte Spiel in einer Ausdehnung fortsetzen, wovon das Treiben der letzten Jahre nur ein leichter Vorgeschmack ist.

Wer da Lust hat, sich an diesem Gaukelspiel zu betheiligen, möge es thun; Sie und ich gaukeln hoffentlich nicht mit.

Sie denken vielleicht, ich spreche mit ungebührlicher Härte von den Führern der republikanischen Partei. Es ist in der That meine Pflicht zuzugestehen, daß es unter ihnen, außer den Charakterleichen, die „den Strom der Zeit hinabschwimmen und steigen wie sie faulen", ehrliche, wohlmeinende Männer giebt, die entweder stumm sind, oder aus einer Art von Schamgefühl ihre Stimme nur erheben, um die Mängel der Partei, der sie ihre Stellung verdanken, zu beschönigen, weil sie vor dem Gedanken zurückschrecken, die Schande ihrer Partei und ihrer Parteifreunde bloßstellen zu helfen. Diesen Männern aber rufe ich die Worte des Kreon zu in der Sophokleischen Antigone:

„Es dünkt mir, wer einen Staat regiert
Und nicht den besten Rath zur Geltung bringt,
Vielmehr aus Furcht sich Schweigen auferlegt,
Ein schlechter Mann zu sein. So dacht' ich stets.
Verworfen aber vollends sind' ich den,
Der einem Freund sein Vaterland hintansetzt.

Ich wenigstens — ich rufe Zeus zum Zeugen,
Der Alles schaut — ich würde nimmermehr
Zu schweigen wagen, wenn ich das Verderben
Anstatt des Heiles gegen meine Bürger
Im Anzug sähe."

Nun denn, werden Einige von Ihnen mich wahrscheinlich fragen, wenn dem Allem so ist, warum wenden Sie sich denn nicht wieder der alten demokratischen Partei zu? Darauf habe ich eine sehr bündige Antwort: weil auch diese Partei sich längst überlebt hat, und seit fast zwanzig Jahren nur noch als Gespenst in unserem öffentlichen Leben Spuk treibt. Was davon übrig ist, ist höchstens ein Skelett, und hat sogar aufgehört, zu riechen. Aber es ist selbst sehr zweifelhaft, ob die alten Gebeine noch vorhanden sind.

Die sogenannte demokratische Partei der Neuzeit ist mir oft vorgekommen, wie eine Art von umgekehrtem Peter Schlemihl. Schlemihl war bekanntlich ein unglücklicher Körper, dem sein Schatten abhanden gekommen war, und die demokratische Partei ist ein Schatten, der seit Jahren umgeht, um einen Körper zu suchen. Sie ist längst bereit gewesen, sich jedes Kadavers zu bemächtigen, und ich schreibe es nur der Witterung des von der republikanischen Partei verbreiteten Leichengeruchs zu, daß Vallandigham kurz vor seinem Tode mit dieser Partei zu liebäugeln anfing. Sogar die Reste des alten Whigkörpers waren vor Jahren dem demokratischen Schatten gut genug. In Pennsylvanien suchte die „Demokratie" dadurch Körper zu gewinnen, daß sie, die alte Kohorte des Freihandels, Schutzzöllnerei trieb, und es ist noch keine drei Jahre her, daß im Namen der alten Gegnerin des Papiergeldschwindels Plakate in Form von ungeheuren Greenbacks gedruckt wurden, um dem Volke begreiflich zu machen, das Heil des Landes beruhe auf der unbeschränkten Fabrikation uneinlösbarer Papierfetzen.

Wenn man indeß von den Todten spricht, ziemt sich ernste Rede; wir wollen daher mit den Manen der demokratischen Partei keinen weitern Scherz treiben, sondern es bei der

Bemerkung bewenden lassen, daß es in der Vergangenheit dieser Partei einige sehr ruhmreiche, aber auch einige sehr schmachvolle Momente giebt. Ihr früheres Buhlen mit der Sklaverei, ihre neuere Spiegelfechterei in unserer Finanzpolitik, überhaupt ihre ganze Haltung seit Beendigung des Kriegs, schließen, bei mir wenigstens, den Gedanken einer Verbindung mit ihr vollständig aus. Selbst wenn die Politiker, welche die alte, zerfetzte und verblichene, jeder leserlichen Prinzipien-Inschrift längst baare demokratische Parteifahne im Lande mit sich herumschleppen, sich bereit erklärten, alle die Grundsätze, auf deren praktischer Geltung das Heil der Republik beruht, in ihr Programm aufzunehmen, so würde ich wenigstens mich erinnern, daß Gespenster, wie man sagt, heimtückisch sind, und mich des Verdachts nicht erwehren können, hinter allen diesen schönen Versicherungen laure ein unehrlicher Hintergedanke.

Meine Herren, es ist an der Zeit, mit der Geschichte beider Parteien zu brechen. Es ist an der Zeit, unter der Standarte der Zukunft zu kämpfen und nicht unter den Fahnen der Vergangenheit. Es ist an der Zeit, auf etwas Anderes hin selig zu werden, als auf alte Namen. Es ist an der Zeit, die Todten ihre Todten begraben zu lassen.

Es herrscht kein Zweifel darüber, daß die große Mehrzahl der Bürger dieses Landes jedweder Parteifärbung, gleichviel, ob sie im Norden oder im Süden leben, längst zu der Einsicht gekommen ist, daß sich die Ereignisse der letzten zehn Jahre nicht mehr rückgängig machen lassen, daß die Logik der Dinge der Logik aller alten Parteiprogramme gegenüber im unbestreitbaren Recht ist und bleiben wird, und daß von jetzt an der ehrliche, politische Kampf sich um lebendige Fragen, und nicht um veraltete Reminiscenzen drehen muß. Es steht ein für allemal fest, daß es von jetzt ab in diesem Lande nur freie, gleichberechtigte Bürger geben wird, daß an den zur Gewährleistung dieser Gleichberechtigung in unsere Bundesverfassung aufgenommenen Paragraphen nicht gerüttelt werden darf, und daß unsere

Nationalschuld ehrlich bezahlt werden muß. Alle diese Dinge sind, meines Erachtens, zur vollständigen und endgültigen Erledigung gekommen. Was bleibt nun für die Zukunft? Meines Bedünkens giebt es vier Hauptfragen, auf welche sich ein ehrlicher, politischer Kampf in der nächsten Zeit beziehen kann.

Vor Allem die große Frage Betreffs der Freiheit des Verkehrs, — die Frage, ob dem Kongreß das konstitutionelle und überhaupt das prinzipielle Recht zusteht, zu anderen als Revenuezwecken Einfuhrzölle zu erheben.

Dann die Frage, ob die Nationalgesetzgebung die Macht hat, mittelst der Alchemie der Druckerschwärze eine Transsubstantiation des Löschpapiers in Metallwerthe vorzunehmen und mit ein Bischen grüner Farbe Solawechsel, die den Nimmermehrstag, die griechischen Kalenden, zum Verfalltag haben, die Noten, welche das Versprechen enthalten, nie zu zahlen, zu wirklichen vollgültigen Tauschmitteln zu machen, oder ob die einzige ihr zustehende Macht und Befugniß darin besteht, vorhandene Werthe als solche zu messen und zu bezeichnen und durch dieses Maaß und diese Bezeichnung ein brauchbares Zirkulationsmittel zu schaffen. In diesen beiden Fragen stehen meine Gesinnungsgenossen und ich einfach auf dem Standpunkt, der von der wissenschaftlichen Welt seit mehr als einem halben Jahrhundert eingenommen wird. Wir bekennen uns zu der Lehre, daß die legislative Gewalt weder durch Schutzzolle die Industrie heben und nationalen Reichthum schaffen, noch durch Fabrikation von bedruckten Lumpen Werthe erzeugen kann, daß Versuche, die Gesetze des Verkehrs, die eben unverbrüchliche und unwandelbare Naturgesetze sind, durch Menschensatzungen aufzuheben, nichts Anderes zur Folge haben, als ökonomischen Wirrwarr und industriellen Ruin.

Eine dritte, nicht minder wichtige Frage betrifft das Verhältniß der einzelnen Staaten zur Union. Die Fortschrittspartei der Zukunft muß zwar zugestehen, daß wir eine untheilbare Nation sind, aber trotzdem darauf bestehen, daß diese Nation

gegliedert ist. Unser ganzes Regierungssystem beruht auf dem Prinzip der Autonomie, dem Grundsatz der Selbstregierung, und dieses Prinzip hat, innerhalb geeigneter Grenzen, seine Geltung sowohl in der Anwendung auf Staaten, wie in der Anwendung auf Individuen. Die Bundesregierung darf so wenig auf das Gebiet der Staatsrechte übergreifen, wie die Staatsregierungen auf das Gebiet der Bundesrechte. „Der infame Mißbrauch," schrieb ich vor acht Jahren in einem Aufsatz über das Negerstimmrecht, „der von den Sezessionisten mit der Lehre von den Staatsrechten getrieben worden ist, hat den Kern dieser Lehre nicht berührt. Wir dürfen die alte republikanische Rechts-Pyramide, deren breite Basis von dem Volke gebildet wird, nicht umkehren und auf die Spitze stellen. Millionen Menschen, die auf Einem Kopfe stehen, bilden ein sehr labiles Aequilibrium," — insbesondere, würde ich hinzufügen, wenn ich jetzt schreibe, wenn es der Kopf ist, der zu den Schultern eines Grant gehört, nachdem dieser in Gesellschaft eines Leete, Murphy oder Robeson in Long Branch den Tag über mit den Angelegenheiten der Nation beschäftigt gewesen ist. „Wir müssen den Grundsatz im Auge behalten, daß unser Bundesstaat nicht ein Mechanismus ist, dessen Bewegungen von einer großen, am Sitze der Zentralregierung aufgestellten Dampfmaschine ausgehen, sondern ein Organismus, dessen Lebensregungen in den Zellen entspringen." Zu den Worten, die ich damals schrieb, setze ich jetzt noch hinzu, daß die Verderblichkeit einer Kontrole der Wahlangelegenheiten u. s. w. in den einzelnen Staaten durch die Bundesregierung noch nie zu solcher Anschaulichkeit gebracht worden ist, wie jetzt durch die Regierung Grant's, dessen Drahtpuppen Casey und Konsorten in New Orleans eben ein Schauspiel aufgeführt haben, welches unsern republikanischen Zuschauern wohl noch lange im Gedächtniß bleiben wird.

Die vierte und letzte Hauptfrage, die für unser zukünftiges Parteileben in Betracht kommt, betrifft die Reorganisation des Zivildienstes. Es ist hier die Gelegenheit nicht, mich über diesen

Punkt ausführlich zu verbreiten; ich weiß recht wohl, daß die Ansichten denkender Bürger in dieser Sache weit auseinander gehen. Das zu lösende Problem hat seine großen Schwierigkeiten; eine derselben besteht darin, die Schöpfung einer in sich geschlossenen und unserem republikanischen Staatsleben darum Gefahr drohenden Büreaukratie zu vermeiden.

Es ist nicht zu verkennen, daß irgend ein Beamteninstitut, welches einer solchen Büreaukratie auch nur im Entferntesten ähnlich sähe, wegen seiner Permanenz, seiner Geschlossenheit und ihrer Unabhängigkeit von dem Wechsel in der Herrschaft der Parteien, der zwar viel Gutes, aber auch viele eingerissene Uebel zu zerstören pflegt, dem Leben unserer Republik höchst gefährlich wäre. Wir sind hier von einer Versteifung in den nationalen Gliedern bedroht, auf die ich es für meine Pflicht halte, aufmerksam zu machen.

Aber alle denkenden und ehrlichen Bürger sind darin einverstanden, daß öffentliche Aemter keine Parteibeute sein sollen, und daß der scheußliche Grundsatz, wonach dem Sieger die Beute zufällt, in einem geordneten, anständigen Staatshaushalt keine Geltung haben kann. Und darüber wenigstens streitet man sich auch nicht, daß Niemand bloß darum als auswärtiger Gesandter, als Marinesekretär oder als Steuereinnehmer angestellt werden sollte, weil er der Schwager des Präsidenten ist, oder diesem ein Haus geschenkt hat. Und hoffentlich ist auch darüber kein Zweifel, daß lautes Schreien in den Wardversammlungen, geschicktes Drahtziehen im Caucus und eifriges Wühlen in den Spelunken im Interesse des erfolgreichen Kandidaten während der letzten Präsidentenwahl und die Bereitwilligkeit zu ähnlicher Dienstleistung zu Zwecken der zukünftigen Wiederwahl desselben Kandidaten die zur Ausübung einer Amtsfunktion nöthige Fähigkeit und Ehrlichkeit nicht ersetzen kann.

Meine Herren, ich habe Sie länger aufgehalten, als es meine Absicht war. Wenn Sie in der Hauptsache mit mir einverstanden sind, und sich zu den Grundsätzen bekennen, die

ich eben in Kürze dargelegt habe, so fordere ich Sie auf, an dem eben begonnenen Werke mitzuarbeiten. Im Laufe des Monats Mai wird in dieser Stadt eine Konvention abgehalten werden, wozu der Aufruf zwar von den liberalen Republikanern in Missouri ausgegangen ist, die aber ohne Zweifel, ehe sie zu einer dauernden Organisation den Grund legt und zur Aufstellung von Kandidaten schreitet, ihre einseitige Stellung aufgeben und sich an die Patrioten jedweder früheren Parteifärbung wenden wird. Ich fordere Sie, wie alle gleichgesinnten Bürger dieses Staates und anderer Staaten, auf, in Ihren Distrikten, Townships und Wards zusammenzutreten und unsere Konvention mit geeigneten Delegaten zu beschicken. Ich kann Ihnen als Preis Ihrer Bemühungen weder eine dänische Gesandtschaft noch eine südliche Hafenkollektorstelle in Aussicht stellen; aber das kann ich Ihnen versprechen, daß Sie am Schluß des Wahlkampfes, gleichviel ob wir siegen oder unterliegen, Ihr mit ehrlicher Arbeit verdientes Brod in dem Bewußtsein essen werden, Ihre Bürgerpflicht gethan zu haben. Und ich kann Ihnen ferner die Versicherung geben, daß das Volk in seinen Arsenälen Waffen hat, mit denen nur auf unserer Seite gekämpft werden kann: die Waffen der fortschreitenden Erkenntniß und des allmählich wieder erwachenden sittlichen Gefühls; und gegen den Andrang dieser Waffen haben die alliirten Mächte des Wahns und der Korruption auf die Dauer noch nie Stand gehalten. Wenn es indeß unter Ihnen Leute geben sollte, die des Tages harren, wo die Partei der Zukunft ihre Siegespreise vertheilt, so kann ich auch denen einen Trost geben, — den nämlich, daß es wenigstens Einen Menschen giebt, dessen Anwesenheit die Räume nicht verengern wird, weil er es zu halten gedenkt mit dem Wikinger Balk: „Er knöchelt um Beute nicht mit."

Meine Herren, lassen Sie mich zum Schluß ein Geständniß ablegen. Ich gestehe Ihnen, ich hätte schwerlich mit so viel Eifer und Wärme gesprochen, wenn es sich bloß um die Beseitigung augenblicklicher Mißstände in unserm Parteileben

gehandelt hätte. Hinter meiner Entrüstung über das Treiben gewissenloser Intriganten, hinter meinen Gefühlen sogar für mein theures Adoptivvaterland steht etwas Anderes, Höheres, Heiligeres: der Enthusiasmus, der sich in mir regt, die Schwärmerei, wenn Sie wollen, von der ich hingerissen werde bei dem Gedanken, daß unserem Lande eine Zukunft bevorsteht, in der die ewigen, unwandelbaren Gesetze der Natur und der geschichtlichen Entwicklung zur allgemeinen Anerkennung kommen, und in der man jedem Gesetzgeber, der die auf das ungestörte Walten dieser Gesetze sich gründende Freiheit durch willkürliche Satzungen zu beeinträchtigen sucht, die Worte der Antigone, in der schon erwähnten Tragödie des alten Dichters, zurufen wird:

„Für so erhaben halt' ich Deine Verkündung nicht,
Daß höher, als des Himmels ungeschriebene
Unwandelbare Gesetze sei ihr Menschenwort.
Denn heut und gestern leben nicht, nein, ewig sie
In Kraft, und Niemand hat geseh'n, von wann sie sind."

XVII.

Pseudoreform.

Rede gehalten zu St. Louis am 16. September 1872.

Meine Herren! Seit Jahren schon bindet mich ein altes Versprechen, in St. Louis einen Vortrag zu halten. Es thut mir sehr leid, daß ich keine bessere Gelegenheit gefunden habe, diesem Versprechen nachzukommen, als die gegenwärtige. Es war meine Absicht über Dinge zu reden, die meinem Gedankenleben und meinem Geschmacke näher liegen, als die Politik. Und ich hatte die Hoffnung, daß die Motive Ihres Einverständnisses mit dem, was ich zu sagen gedachte, oder Ihre Einsprache dagegen, wo anders liegen würden, als in den praktischen Interessen des Augenblicks. Es hat sich indeß so gefügt, daß ich Anlaß gefunden habe, Ihre Stadt zu einer Zeit zu besuchen, wo eben die Dinge, von denen ich mich fern zu halten wünschte, Sie dermaßen beschäftigen, daß ich nur dann auf Ihre Theilnahme rechnen kann, wenn ich mich entschließe, sie zur Sprache zu bringen. So bin ich denn erschienen, um über Politik zu reden — über die Politik des Tages — über den Kampf, an welchem im Augenblick jeder Bürger sich mehr oder weniger zu betheiligen gezwungen ist. Und weil ich hier vor einem Auditorium in der Metropole des Staates stehe, dessen hervorragende Bürger diesem Kampfe seinen Charakter verliehen haben, rede ich von der Bewegung, die Ihnen Allen unter dem Namen „Reform-Bewegung" bekannt ist.

Es ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß meine herzlichen Sympathien dieser Bewegung in ihren ersten Stadien zugewandt waren. Und Sie wissen wahrscheinlich auch, daß ihr späterer Verlauf meine Sympathien entfremdet und meine Theil-

nahme daran ausgeschlossen hat. Ich werde heute Abend versuchen, einige der Gründe zu entwickeln, wodurch meine jetzige Stellung zu dieser Bewegung und ihren Trägern bestimmt worden ist.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß die Reform-Bewegung in etwas Anderem ihren Ursprung hatte, als in der bloßen Opposition gegen die Amtsführung des Präsidenten Grant. Sie hatte ihren Ursprung in dem durchgreifenden Gefühl und der allgemeinen Ueberzeugung: die großen Ereignisse in dem letzten Jahrzehnt unseres nationalen Lebens haben in den öffentlichen Zuständen des Landes eine solche Umwandlung herbeigeführt, daß die Forderung einer vollständigen Neugestaltung der politischen Faktoren unabweisbar geworden sei. Große Interessen, von welchen unsere Politik bis dahin beherrscht worden war, wie das Institut der Sklaverei, waren verschwunden, und die Beziehungen zwischen den übrigen Herden der politischen Thätigkeit — zwischen der Bundesregierung und den Staatenregierungen, zwischen dem Norden und Süden, zwischen den Negern und ihren frühern Herren, zwischen dem Kapital und der Arbeit — waren wesentlich andere geworden. Die alten politischen Gegensätze vertraten weder den Streit der neuen Interessen noch den Kampf der lebendigen Ueberzeugungen; die alten Parteien hatten aufgehört Organisationen zur Verfolgung prinzipieller Zwecke oder zur Förderung des nationalen Wohls zu sein, und waren daher zu bloßen Werkzeugen selbstsüchtiger Ränkeschmiede herabgesunken. Fast jeder Bürger befand sich in schiefer Stellung zu den Aufgaben der Zeit; Mitglieder derselben Partei kreuzten sich in ihren Bestrebungen; die Möglichkeit eines verständigen gemeinsamen Handelns zu gemeinsamen Zwecken war abgeschnitten, und nur gewissenlose Verschwörer gegen das Gemeinwohl standen in wertthätigem Einvernehmen. Die wahren Aufgaben der Regierung, das Wesen ihrer Funktionen und die Grenzen ihrer rechtmäßigen Wirksamkeit waren in den Hintergrund des Volksbewußtseins getreten, und die in

den öffentlichen Ideen sowohl wie in den öffentlichen Zuständen herrschende Anarchie war im Laufe des Bürgerkrieges, der die Regierung zur Ausübung außerordentlicher Willkürgewalten gezwungen hatte, auf's Höchste gestiegen. Die Nachsicht, mit welcher jeder gute Bürger während der Zeit der Gefahr sich aller Kritik der Ausschreitungen seitens der Regierung enthalten hatte, um dem Verdacht unpatriotischer oder gar verrätherischer Gesinnung zu entgehen, war zur vollständigen Apathie geworden. Man hatte sich gewöhnt, in seinem Urtheil über öffentliche Maßnahmen nur auf die zu erreichenden Zwecke zu blicken und die Berechtigung der dazu in Anwendung gebrachten Mittel außer Acht zu lassen.

Die natürliche Folge dieser Zustände war ein maßloser Wirrwarr in den politischen Anschauungen und eine unerträgliche Korruption in der öffentlichen Verwaltung. Es lag auf der Hand, daß dem herrschenden Unfug nicht dadurch zu steuern war, daß man statt des augenblicklichen Inhabers der Exekutivgewalt einen andern wählte, oder die alten Parteien ihre Rollen wechseln ließ.

Was Noth that, war die gründliche Zerstörung der alten Parteikörper und die Gruppirung ihrer Elemente um die lebendigen Fragen der Gegenwart. Eine solche Gruppirung konnte nur dadurch bewerkstelligt werden, daß man alte, in Vergessenheit gerathene Wahrheiten wieder an's Licht zog und die durch die Erfahrung der letzten Jahre gewonnenen Einsichten zur Geltung brachte. Es bedurfte einer Wiedergeburt unseres politischen Lebens, die nur möglich war unter der Herrschaft des Prinzips; einer Wiederbelebung der in Fäulniß übergehenden politischen Massen durch den Hauch der Ideen. Der Versuch, den herrschenden Uebelständen durch bloße Beseitigung schlechter oder unfähiger Beamten abzuhelfen, war ein nutzloses Unterfangen, denn diese Menschen verdankten ihre Macht und ihren Einfluß eben der trostlosen Verwirrung politischer Begriffe und der dadurch bedingten Lähmung des öffentlichen Gewissens.

Ueber alle diese Dinge waren die Urheber der Reformbewegung in Ihrem Staate sich völlig klar. Sie stellten an die Spitze ihrer Bewegung nicht einen Mann, sondern eine Prinzipienerklärung. Es ist nicht nöthig, auf eine Charakteristik dieser Erklärung näher einzugehen; es genügt für die Zwecke der gegenwärtigen Erörterung zu sagen, daß sie im Wesentlichen auf eine offene Kriegserklärung hinauslief gegen eine politische Theorie, auf deren Herrschaft in unserer nationalen Gesetzgebung und Verwaltung meines Erachtens mehr als die Hälfte unserer öffentlichen Mißstände zurückzuführen ist. Ich meine die Theorie, wonach die Regierung nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet ist, die Interessen und sonstigen Triebkräfte der Gesellschaft bis in's Kleinste hinein unter ihrer Aufsicht und Kontrole zu halten, Alles durch äußeren Zwang zu bestimmen und Nichts seiner natürlichen inneren Entwicklung zu überlassen; die rohe, gewaltsame, unregelmäßige Thätigkeit der Gesetzgebung an die Stelle der durchgreifenden, regelmäßigen und beständigen Wirksamkeit der Naturgesetze treten zu lassen und die Richtung naturgemäßer Entwicklungen überall durch willkürliche Anordnungen zu durchkreuzen — eine Theorie, die man als die Theorie der väterlichen Bevormundung bezeichnet hat, die man aber im Hinblick auf ihren hervorragendsten Befürworter in diesem Lande füglich die Theorie der großmütterlichen Bevormundung nennen könnte. Ein berühmter Physiologe hat die Bemerkung gemacht, gewisse Krankheitsformen laufen ihrem Wesen nach auf ein abnormales Wiedererscheinen organischer Prozesse hinaus, die auf niederen Stufen des organischen Lebens normal waren. Und man könnte mit Recht den Satz aufstellen, daß in der sogenannten väterlichen Bevormundung republikanisch-demokratischer Völker durch ihre Regierungen ebenso die alten Vergewaltigungsprozesse niederer Regierungsformen wieder zur abnormalen Erscheinung kommen. Die Geschichte jedes zivilisirten Volkes weist Perioden auf, in denen Niemand das Recht der Regierung in Frage stellte, dem Bürger vorzuschreiben, was

er essen oder trinken, wie er sich kleiden, auf welche Weise er sein Brod verdienen oder wie und wo er die Früchte seiner Arbeit verwerthen sollte, in denen sich daher die Herrscher bemüßigt fanden, das geistige, sittliche und materielle Wohl ihrer Unterthanen dadurch zu fördern, daß sie für ihre Gedanken sowohl wie für ihren Verkehr Schranken errichteten. Es ist eben die allmähliche Beseitigung dieser Schranken, worin der wahre Fortschritt der modernen Freiheit besteht. Dieser Fortschritt findet ein viel zuverlässigeres Maß an dem Grade, bis zu welchem die Lebensthätigkeiten der Gesellschaft sich der Kontrole der Regierung entzogen haben, als an den bloßen äußeren Formen der Regierung. Wir erheben Anspruch auf den Ruhm, das freieste Volk der Erde zu sein; aber das Recht dieses Anspruchs gründet sich viel mehr auf die hier im Allgemeinen zur Geltung gekommene Selbstbestimmung in den Angelegenheiten des Individuums, der Familie und der Gemeinde, als auf den Umstand, daß unsere Regierung in den Händen der Mehrheit der Stimmgeber und nicht in den Händen eines Monarchen ruht.

Die Ueberzeugungen sowohl wie die Instinkte des amerikanischen Volkes sind seit lange schon in offenem Widerspruch mit der Bevormundungstheorie, von der hier die Rede ist. Man ist hier längst zu der Einsicht gekommen, daß eine Regierung, die mehr zu thun versucht, als dem freien Spiel der gesellschaftlichen und industriellen Triebkräfte ihre Hindernisse und Reibungswiderstände aus dem Wege zu räumen und nebenher für das nothwendige Zusammenwirken der Individuen zu gemeinsamen Zwecken die Organe zu schaffen, ihre legitimen Befugnisse überschreitet. Und man ist zu der weiteren Ueberzeugung gelangt, daß die ungebührliche Einmischung der Regierung in die Privatangelegenheiten der Bürger nicht nur die produktive Energie des Volkes im Ganzen und Großen lähmt, sondern auch unfehlbar die Interessen der Vielen zu Gunsten Weniger beeinträchtigt. Nichtsdestoweniger, obschon wohl Niemand hier thöricht oder vermessen genug ist, für die

Regierung die ganze Fülle der Gewalten, die sie in früheren Zeiten besaß, zu beanspruchen, giebt es dennoch immer noch Verfechter des Rechtes ihrer Einmischung in Dinge, die für sie eben so unantastbar sein sollten, wie die religiösen Bekenntnisse oder die häuslichen Einrichtungen der Bürger — meistens Leute, deren Absicht es ist, die Macht der Regierung für ihre selbstischen Zwecke zu mißbrauchen, obschon es Einige unter ihnen geben mag, die in ihren Ansichten ehrlich sind. Aber die Gelegenheiten für den praktischen Erfolg dieser Leute bieten sich nur in Zeiten großer Aufregung, wenn das Interesse des Volkes durch andere Fragen in Anspruch genommen wird, oder in Zeiten großer Korruption. Es ist nicht nöthig, hier auseinander zu setzen, wie es kam, daß solche Gelegenheiten sich fanden und natürlich sofort benutzt wurden während der Herrschaft der republikanischen Partei in den letzten Jahren. Die gesetzgeberische Einmischung hat sich auf alles Mögliche erstreckt; die Staatsgesetzgebungen haben den Versuch erneuert, auf dem Wege des äußeren Zwangs die Mäßigkeit der Bürger zu fördern; der Kongreß hat wieder Schutzzöllnerei getrieben; Uebergriffe der Bundesregierung auf die Gebiete der Staatenregierungen sind an der Tagesordnung gewesen, — überall sind die Rechte des Individuums und die Befugnisse der lokalen Behörden hintangesetzt worden.

Der hervorragendste Befürworter dieses Systems willkürlicher Ueberschreitung ihrer Befugnisse von Seiten der Regierung ist Horace Greeley. Obwohl er zu Zeiten vorgiebt, für die Rechte der Staaten zu schwärmen und die Interessen der Arbeiter zu verfechten, ist er dennoch immer in den Vorderreihen gestanden, wenn es galt, die Industrie und den Verkehr mit hohen Auflagen zu belasten, oder eine despotische Willkürherrschaft an die Stelle rechtmäßiger Selbstbestimmung treten zu lassen.

Angesichts dieser Thatsachen kann das Programm der Missouri Reformer einfach bezeichnet werden als ein Protest gegen das politische Glaubensbekenntniß des Horace Greeley.

Und es versteht sich daher von selbst, daß an ein Zusammenwirken zwischen Herrn Greeley und den Reformern nicht zu denken war, wenn diese es mit der Reformbewegung ernstlich meinten. Ihre politischen Anschauungen waren nicht nur von denen des Herrn Greeley verschieden, sondern standen ihnen feindlich gegenüber. Das sah Niemand klarer als Herr Greeley selbst; seine wenige Monate vor der Cincinnati-Konvention geschriebenen Worte, worin er erklärte, seine Nomination als Kandidat der Reformer würde sie alle in falsche Stellungen bringen, sind Ihnen gewiß noch in der Erinnerung. Als ich mich der Missouri Bewegung anschloß, stand dies, wie ich glaubte, über allem Zweifel. Was war daher meine Ueberraschung, als es sich herausstellte, daß der Hohepriester der Schutzzöllnerei und lärmende Befürworter der Bajonett- und Ku-Klux-Gesetze in gewissen Kreisen als einer der Haupt-Förderer der neuen Bewegung galt; als es bekannt wurde, er sei eine der Zierden der Bühne gewesen im Cooper-Institut, wo die Senatoren Trumbull und Schurz die ersten Reden hielten, und als verlautete, er pflege vertrauten Umgang mit Leuten, die er kurz vorher als „absolute Schufte" denunzirt hatte, weil sie sich als Verfechter der Missouri-Reformprinzipien ausgezeichnet hatten. Und meine Ueberraschung war um so größer, da ich wußte, daß Herr Greeley nicht nur alle die Mißbräuche, gegen welche der Missouri Protest gerichtet war, auf's eifrigste vertheidigt hatte, sondern auch keiner der sonstigen, von den Gegnern der Administration erhobenen Beschwerden gegen die republikanische Partei und den Präsidenten Grant seine Zustimmung gab.

Noch in der letzten Zeit, lange nachdem Grant sein letztes Geschenk eingesteckt und den letzten Vetter seiner Frau als Beamten angestellt hatte, fast zwei Jahre nachdem Leet und Stocking in New-York vor seinen Augen ihr Unwesen getrieben, hatte Herr Greeley in enthusiastischer Weise Grant's Wiederernennung für die Präsidentschaft beantragt. Er hatte das San

Domingo-Projekt gebilligt und war gegen die republikanischen Gegner des Präsidenten zu Felde gezogen. Er hatte Tag für Tag gegen die Missouri-Abtrünnigen seine Bannflüche geschleudert und sie der Verschwörung im Interesse der demokratischen Partei angeklagt. Er war mit seiner Partei einverstanden und ein Bewunderer des Präsidenten. Was ihn jetzt zu der Reformbewegung herüberzog, war eines der Mysterien, vor denen ich auf Grund alter Erfahrungen von einem gewissen Grauen erfaßt wurde. Ich wurde unruhig. Die bevorstehende Allianz störte mich in meiner Gemüthsruhe. Ich hatte das Vorurtheil, daß der Versuch, einer Sache durch Beihülfe ihres entschiedensten Gegners Vorschub zu leisten, wenig Aussicht böte auf Erfolg. Und ich hatte das fernere Vorurtheil, die Allianz mit Greeley müsse dahin führen, daß man die wahren Reforminteressen den geheimen Interessen der neuen Vertreter zum Opfer bringe. Es schien mir, daß die Mitwirkung von Horace Greeley bei dem Versuch, eine Reform in unserm Zollsystem oder eine Rückkehr der Regierung zu den Grenzen ihrer legitimen Wirksamkeit herbeizuführen, uns Alle dem Verdacht der Unehrlichkeit aussetzen müsse, und daß daher die ernsten und patriotischen Bürger, die wirklich mit uns sympathisirten, sich von uns fern halten werden. Und, um offen zu sein, hegte ich die Besorgniß, daß der New-Yorker Versuch, den Text des Missouri-Programms, zum besseren Verständniß der Menge, mit dem Bildniß des Horace Greeley zu erläutern, unter unsern Freunden große Entrüstung und unter unsern Gegnern sehr lauten Hohn hervorrufen werde. Die Genossenschaft zwischen den Reformern und Horace Greeley schien mir widernatürlich und unheilvoll zu sein. Es war mir dunkel in der Erinnerung, daß ein berühmter Politiker, zu dem ich großes Vertrauen hegte, in einem ähnlichen Falle sein entschiedenes Verdammungsurtheil gefällt hatte. Erlauben Sie mir, Ihnen seine Worte zu zitiren:

„Ich habe kein Vertrauen zu der Weisheit der Gelegenheits-
„politik, welche darin besteht, zwischen heterogenen Elementen

„Allianzen zu bilden und leitende Prinzipien auf's Spiel zu „setzen um der numerischen Stärke willen. Solches Gebahren „mag zu temporären Erfolgen führen, und kurzsichtige Menschen, „die sich einbilden, besonders praktisch zu sein, mögen sich mit „solchem Thun brüsten. Sie vergessen aber nur zu leicht, „daß ernste Niederlagen in scheinbaren Siegen erlitten worden „sind, und daß scheinbare Niederlagen sich als moralische „Siege erwiesen haben. Und beide tragen in der Zukunft „ihre Früchte. Es mag sich bald herausstellen, daß dasjenige, „was sie durch ihr Manöver im Augenblick an numerischer „Stärke gewannen, einen moralischen Verlust für die ganze „Zukunft bedeutete. Unsere Führer sollten nicht vergessen, „daß wir nicht nur darauf hinarbeiten, eine Administration „zu stürzen, oder einige augenblickliche Erfolge für heute und „morgen zu erzielen, sondern daß unser eigentlicher Zweck, „welcher darin besteht, die Macht der Sklaverei und die „Entsittlichung des öffentlichen Lebens zu beschränken, auf „Jahre hinaus unser Zusammenwirken bedingen wird . . . . „Eine Partei, wie die unsrige, kann nicht durch geheime „Diplomatie beherrscht werden. Unsere wahre Macht besteht „in dem ehrlichen Vertrauen des Volkes, welches durch ge- „heime Kombinationen, so sinnreich und schlau sie auch sein „mögen, nur gefährdet werden kann. Ich meines Theils „glaube an einen offenen und geraden Kampf. Ich glaube, „daß auch in der Politik die Ehrlichkeit am längsten währt."

Das sind nicht meine Worte, sondern die Worte eines politischen Denkers, der das Gewicht der damals von ihm ausgesprochenen Wahrheit jetzt durch die Autorität seiner Stellung verstärken kann. Es sind die Worte des Senators Carl Schurz, die Sie auf Seite 47 seiner gesammelten Reden finden werden. Betrachtungen, wie sie in diesen Worten ausgesprochen sind, veranlaßten mich, geeigneten Orts gegen die Genossenschaft Greeley's Einsprache zu erheben. Allein man versicherte mich, meine Befürchtungen seien grundlos — es sei die Absicht, Herrn Greeley

in einer Weise zu verwenden, über welche die Zeit Aufschluß bringen werde. Da ich einfach als Gemeiner in den Reihen stand, blieb ich für den Augenblick auf meinem Posten. Es dauerte indeß nicht lange, ehe ich mich veranlaßt sah, mich nach einem Observationspunkt außerhalb umzusehen, und jede direkte Theilnahme an der Konvention, in der, wie mich bedünken wollte, die Interessen Greeley's und seiner Anhänger, die ihren Ruhm keineswegs ihren Bemühungen zu Gunsten der Reform verdankten, bessere Aussichten hatten vertreten zu werden, als die Interessen der Reform, abzulehnen.

Ich will hier nicht reden von der Weise, in der die Konvention organisirt wurde, von den Elementen, aus denen sie bestand, oder von der Art, in der sie sich ihrer Aufgabe entledigte; ich komme auf diese Dinge später zurück. Für den Augenblick genügt es, zu sagen, daß meine Befürchtungen mehr als gerechtfertigt wurden. Die Leute, die zu dem Zweck zusammengetreten waren, die in dem Missouri-Programm niedergelegten Prinzipien zur Ausführung zu bringen, lösten ihre Aufgabe durch die Nomination eben des Mannes, dessen öffentliche Wirksamkeit, wie alle Welt wußte, in einem Kampf gegen diese Prinzipien bestand.

Wenn es da Zweifler gab, die nicht wußten, was sie nach Verübung dieses Bubenstücks zu thun hatten, so gehörte ich zu ihnen nicht. Mein Weg lag gerade und offen vor mir. Es fehlte nicht an eifrigen Patrioten, die unmittelbar nach dem Schluß der Konvention mir ihre Theorien entwickelten betreffs der tiefen metaphysischen und metapolitischen Beziehungen zwischen den ersten und den späteren Phasen der Reformbewegung, zwischen ihrem Keime und ihrer Frucht, zwischen ihren Prinzipien und ihrer Verkörperung, zwischen dem Programm der Reformer und ihrem Kandidaten, zwischen der Göttin, der diese modernen Ixione ihre Arme entgegengestreckt, und der Wolke, die sie umfangen hatten, — es gab Philosophen in Fülle, die mir die Chaos-Theorie, die Theorie vom kleineren Uebel, die Theorie

von der „blutigen Kluft" und alle die anderen Theorien, die sich seither so glänzend entfaltet haben, auseinander setzten. Es war aber alles vergebens; ich schüttelte unwillkürlich den Kopf, und schüttele ihn noch immer. Ich weiß nicht, in welcher Gemüthsverfassung die puritanischen „Roundheads" einen geckenhaften Kavalier aufgenommen hätten, der sich ihnen am Vorabend einer Schlacht als Führer angeboten hätte, vermuthe aber, daß der zum Ausdruck dieser Verfassung zitirte Bibeltext sehr kurz und schlagend gewesen wäre. Sogar die fromme Miene des alten John Knox wäre wahrscheinlich nicht ohne einen Zug heidnischer Entrüstung gewesen, hätte er den Papst als Vorsitzer in einer evangelischen Synode gefunden. Und ich kann mir denken, zu welchen Erregungen am Tage nach dem Fall von Fort Sumter der Vorschlag, Jefferson Davis wieder zum Kriegsminister zu machen, unter dem Volk des Nordens Anlaß gegeben hätte. Greeley aber als Präsidentschaftskandidat der Reformer im Sinne der Missouri-Prinzipienerklärung, war genau das, was ein Kavalier an der Spitze der gottesfürchtigen Cromwelliten, oder der Papst im Stuhl einer presbyterianischen Synode, oder Jefferson Davis als Chef unseres Kriegsdepartements im Jahre 1861 gewesen wäre. Es war unmöglich, nicht durch den schreienden Widerspruch zwischen dieser Nomination und den ursprünglichen Zwecken der Reformbewegung empört zu werden. Und es war ebenso unmöglich, sich des Gefühls zu erwehren, diese offene Verletzung aller Gesetze der Logik und des Anstandes müßte irgendwie in einem Vergehen gegen die öffentliche Moral ihre Erklärung finden. Dieses Gefühl ist seither zur Genüge dadurch gerechtfertigt worden, daß diejenigen, welche die Wahl des Herrn Greeley befürworten, sich gedrungen fühlen, für seine Ernennung allerlei Entschuldigungs- und Erklärungsgründe hervorzusuchen, die, wenn man sie genauer ansieht, sehr eigenthümlicher Art sind. Keiner der Greeley-Redner findet es angemessen, auf die Einzelnheiten der Verhandlungen der Cincinnati-Konvention einzugehen; man begnügt sich damit,

zu bemerken, die Reformbewegung sei durch ihre innere Stärke und Naturwüchsigkeit über die ihr vorgezeichneten Grenzen hinausgetrieben worden, oder aber, die Nomination Greeley's sei eines jener außerordentlichen, wenn nicht wunderbaren Ereignisse, die sich nur erklären lassen als providentielle Erweiterungen menschlichen Beginnens, wie sie im Laufe der Geschichte so häufig vorkommen u. s. w.

Dieser Hinweis auf geheimnißvolle natürliche oder übernatürliche Triebkräfte ist nicht ungewöhnlich, allein er ist nicht immer befriedigend. Wenn eine Stadt von einer verderblichen Epidemie heimgesucht wird, ermahnt man die Bewohner, sich vor den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung zu beugen; aber es ist zuweilen nützlich, darüber nachzuforschen, wie viel von dieser Vorsehung auf Rechnung schmutziger Straßen und verdorbener Luft zu schreiben ist, oder gar auf Rechnung fauler Aepfel oder unreifer Birnen, die das Volk nicht selten einfältig genug ist zu verzehren, wenn sie ihm als das „einzig Erreichbare" geboten werden. Und wenn ich aufgefordert werde, in der Nomination des Herrn Greeley die Wege der Vorsehung oder einen unbezähmbaren Volksinstinkt anzustaunen, so entsteht bei mir unwillkürlich die Frage, wie viele dieser Wege der Vorsehung auf Alexander McClure oder Gratz Brown zurückführen, und von welchem Quantum Volksinstinkt Waldo Hutchins, John Cochrane und die Leute, die ihnen von New-York und Philadelphia aus folgten oder auf ihr Geheiß von Chicago kamen, die Träger waren. Hier lohnt es sich vielleicht der Mühe, genau die Thatsachen festzustellen — Thatsachen, die über allem Zweifel stehen, da sie der jüngsten Tagesgeschichte angehören, und durch mehr als tausend Augenzeugen und eine Menge unwiderleglicher Urkunden erhärtet sind — worin der Werth der Phrase, die in der Nomination Greeley's zum Abschluß kommende Bewegung sei so sehr von den unbändigen Instinkten des Volks nachgeschoben worden, daß sie „nicht von den Details eines politischen Reformprogramms habe eingedämmt werden können", zu suchen ist.

Die Leute, die am 1. Mai in Cincinnati erschienen, kamen in Folge eines Aufrufs, der ausdrücklich nur an diejenigen gerichtet war, welche sich mit den Sätzen des Missourier Programms einverstanden erklärten. Einer dieser Sätze verlangte eine Reduktion der Einfuhrzölle auf der Basis eines Revenuenzolls. Es waren zwar Versuche gemacht worden, die Missouri-Reformer zu einer Erweiterung des Aufrufs zu veranlassen, so daß auch für Herrn Greeley und seine Freunde Raum geschaffen würde; aber diese Reformer waren damals so sehr von der Unzulässigkeit eines Aufgebens ihres prinzipiellen Standpunktes um der numerischen Stärke willen durchdrungen, sie waren so vollständig mit den obenangeführten Worten des Senators Schurz einverstanden, daß sie sich weigerten, irgend Jemanden zu der Konvention zuzulassen, der sich nicht ausdrücklich durch seine Namensunterschrift zu dem politischen Bekenntniß der Missourier verpflichtete. So wurde denn die Konvention organisirt. Sie war drei Tage in Sitzung. Und am zweiten Tage faßten ihre Mitglieder einen Beschluß, worin sie erklärten, es bestehen zwischen ihnen unausgleichliche Differenzen betreffs eines Satzes des Missouri-Programms, welches sie Tags zuvor unterzeichnet hatten, und sie seien daher gezwungen, diesen Satz an die Wähler der Kongreß-Distrikte zu verweisen. Und sie fügten hinzu, diese Differenzen seien nicht nur unausgleichbar, sondern sie seien darin auch *ehrlich* — wahrscheinlich in dem Gefühl, es dürfte sehr nöthig sein, das ausdrücklich zu sagen. Mit andern Worten: Diese Apostel der Reform verkünden der Welt in der Urkunde, die ihnen als Freibrief und Verfassung dienen sollte, die meisten von ihnen haben sich durch einen Treubruch den Weg in die Konvention gebahnt, und das Werk der Reform sei damit begonnen worden, daß man den gewöhnlichen Grundsätzen der Treue und Wahrheit Hohn sprach. Das war die „Unabhängigkeitserklärung", wovon der Senator Schurz jetzt so viel Rühmliches zu sagen weiß. Es war in der That eine Unabhängigkeitserklärung; man erklärte sich eben unabhängig

von den Gesetzen der Wahrheit und den Pflichten der Ehre! Nachdem man diese Unabhängigkeitserklärung erlassen hatte, war man in geeigneter Verfassung, Horace Greeley als den Kandidaten der Reformpartei in ihrer neuern und glänzenderen Phase aufzustellen und die Schritte gen Baltimore zu lenken, um zu sehen, ob die dort versammelten Demokraten bereit seien, mit der Annahme eines neuen Glaubensbekenntnisses unter heimlichem Vorbehalt des Rechts, ihm Tags darauf untreu zu werden, sich den Greeley-Reformern würdig anzuschließen!

Wenn Greeley's Ernennung auf der Cincinnati-Konvention ein Akt der Vorsehung war, so erschien die Vorsehung diesmal in der sehr unanständigen Verlarvung eines gemeinen Betrugs: wenn das Abweichen der Reformbewegung von ihrer eigentlichen Richtung einem unbesiegbaren Volksinstinkt zuzuschreiben ist, so hat das Walten dieses Instinkts die merkwürdigste Aehnlichkeit mit den perfiden Anschlägen ränkesüchtiger Intriganten.

Und nun beehrt man diejenigen, die sich weigern, sich durch diese elende Spiegelfechterei hinter's Licht führen zu lassen und zu dieser schamlosen Gaukelei die Hand zu bieten, — diejenigen, welche darauf bestehen, daß man entweder an den Grundsätzen der Reformbewegung treu festhalte, oder sie offen und ehrlich aufgebe, — mit den Namen „Ideologen", „Doktrinäre" oder gar „Apostaten". Nun, wenn die Apostasie darin besteht, daß man der Sache des Rechts und des Prinzips treu bleibt und die Zumuthung, ihren verrätherischen oder kleinmüthigen Verfechtern auf ihren krummen Wegen zu folgen, zurückweist, so bin ich Apostat. Und es fällt mir nicht ein, erst lange überlegen zu wollen, wie viel Gutes dennoch bei diesem von langer Hand angelegten Uebel herauskommen könne. Ich werde nie glauben, daß man auf dem Wege des absichtlichen Betrugs und der Täuschung zur Ehrlichkeit und Wahrheit gelangen könne. Ich theile die Ansicht des alten geradsinnigen Geschichtsschreibers: Foedum incoeptu. foedum exitu — Was mit einer Schlechtigkeit anfängt, wird mit einer Schlechtigkeit enden.

So sehr ich auch von der Nothwendigkeit, in unserm öffentlichen Leben eine Reinigung vorzunehmen, durchdrungen bin, hoffe ich dennoch nicht, daß diese Reinigung von schmutzigen Händen bewerkstelligt werden wird. Wir bedürfen gewiß der Reform; aber ich ziehe vor, geduldig zu sein, bis diese Reform andere Organe findet, als die, welche auf der Cincinnati-Konvention geschaffen worden sind.

Nach dem, was ich eben gesagt habe, ist es wohl nicht nöthig hinzuzufügen, daß meine Weigerung, Horace Greeley als Kandidat der Reformbewegung anzuerkennen, sich nicht auf eine bloße Vorliebe für andere Kandidaten stützt, oder auf meine Unzufriedenheit mit dem Cincinnatier Programm. Ich gebe zu, daß es unter Umständen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht des Bürgers ist, den praktischen Forderungen des Augenblicks Zugeständnisse zu machen. Ich habe noch nie Gelegenheit gefunden, dem Kandidaten meiner ersten Wahl meine Stimme zu geben, oder auch nur dem Kandidaten einer Partei, deren Wahlprogramm meine ganze Billigung hatte. Ich bin jederzeit bereit, mich Leuten anzuschließen, deren Ansichten über viele Dinge ich nicht theile, vorausgesetzt, daß diese Leute sich ehrlich zur Förderung eines gemeinsamen Zweckes verbündet haben, und nicht darauf ausgehen, sich gegenseitig durch falsche Vorspiegelungen und scheinbare Einverständnisse zu hintergehen. Ich weiß recht gut, daß die Fälle nicht selten sind, in denen man gezwungen ist, selbst wichtige Fragen der Zukunft vorzubehalten, um die sofortige Lösung dringenderer Aufgaben möglich zu machen. In Anbetracht der Weise, in welcher die Schutzzollfrage in Cincinnati aus dem Programm der Reformer herauspraktizirt wurde, ist es fast überflüssig, zu untersuchen, ob das Uebergehen dieser Frage Seitens derjenigen, die sie in ihrer Prinzipienerklärung in den Vordergrund gestellt hatten, — das Abbrechen der Spitze der Pyramide von Grundsätzen, die in dem Missouri-Programm aufgestellt war — durch die politische Lage geboten war. Der eigenthümliche Ton aber, in dem diese

Frage jetzt von gewissen Leuten behandelt wird, veranlaßt mich, über die Beziehungen der Revenuen-Reformfrage zu der Reformfrage überhaupt ein paar Worte zu sagen.

Die Revenuen-Reform, im Lichte der Missourier Erklärung, bedeutet den Umsturz des Schutzzollsystems, und die Abschaffung aller Einfuhrzölle, die zu andern Zwecken, als zu denen der nothwendigen Regierungseinnahmen erhoben werden. Haben Sie je darüber nachgedacht, was das sogenannte Schutzzollsystem, wie es während der letzten Jahre in diesem Lande bestanden hat, und von Horace Greeley vertheidigt worden ist, bedeutet? Es bedeutet nicht nur, daß die von unserm Bürgerkriege herrührende große Steuerlast verdoppelt und die unvermeidliche Ungleichheit ihrer Vertheilung in's Maßlose vermehrt werden soll; nicht nur, daß der Pflug des Bauern, der Amboß des Schmieds, das Beil des Zimmermanns, das Brecheisen des staubigen Tagelöhners auf der Straße Tribut zahlen sollen an ein paar Dutzend Hüttenbesitzer in Pennsylvanien und daß der Preis des Salzes auf des armen Mannes Brod erhöht werden soll zum Vortheil von einem halben Dutzend Salinenbesitzer in New-York; nicht nur, daß unsere Handelsschiffe vom Ocean und unzählige Formen stiller Betriebsamkeit vom Festlande weggefegt werden sollen; nicht nur, daß die intelligente Arbeit und die freie Arbeit — diejenige Arbeit, wobei der Arbeiter selbst der Kapitalist und der Arbeitnehmer sein eigener Arbeitgeber ist, die Arbeit des Handwerkers in seiner bescheidenen Werkstatt und des Bauern auf seinem kleinen Gute — benachtheiligt werden soll zu Gunsten eines Arbeitssystems, in dem bis jetzt die Arbeit nur in der Form der Tagelöhnerei auftritt und daher den Namen der freien Arbeit kaum verdient; nicht nur, daß der Pionier in den westlichen Sümpfen vom Fieber verzehrt werden soll, weil der enorme Zoll auf das Chinin zum Besten zweier Fabrikanten die Fälschung desselben mit werthlosem Cinchonin veranlaßt; nicht nur, daß die ohnehin schon bedeutende Lebensgefahr der Reisenden auf unsern Eisenbahnen

gesteigert werden soll durch schutzzöllnerische Hemmung der Einfuhr des Gußstahls im Interesse einer einzigen Fabrikgesellschaft, deren Mitglieder eine Dividende von hundert Prozent einem Jahresgewinn von nur fünfzig Prozent vorziehen; nicht nur, daß die Wohnung des Farmers in der Prairie besteuert werden soll, um aus dem Ertrag einigen Holzhändlern eine Prämie zu zahlen für die Verwüstung unserer Wälder, wodurch unsere Luft ihrer Feuchtigkeit, unsere Flüsse ihres Wassers, unsere Wiesen ihres Thaus beraubt werden, so daß dies schöne Land bald aufhören wird, ein geeigneter Aufenthaltsort für unsere Kinder zu sein; unser Schutzzollsystem bedeutet nicht nur volkswirthschaftlichen Widersinn, industriellen Ruin und Empörung gegen die Gesetze der Natur — es bedeutet alles Das, aber es bedeutet noch viel mehr. Es bedeutet auch, daß neben jedem Thaler, der zu Regierungszwecken als Steuer erhoben wird, ein weiterer Thaler — in gewissen Fällen sogar zwei und drei Thaler — erhoben werden soll zur Förderung der öffentlichen Korruption, als Abgabe an Herrscher, deren Macht über die wahren Interessen des Volkes und die Geschicke der Republik darum nicht weniger entscheidet, weil sie sich nicht in offener und sichtbarer Weise geltend macht — eine Macht, welche die Gesetzgebung beeinflußt, die Träger der öffentlichen Gewalt sich dienstbar macht, den Parteien ihre Programme diktirt, freihändlerischen Konventionen schutzzöllnerische Kandidaten aufzwingt, überhaupt die politische Intelligenz verwirrt und die politische Thätigkeit lähmt, indem sie ihnen die Ziele verrückt und die Kräfte verzettelt. Es bedeutet, daß die Kongreßhallen von Lobbyisten wimmeln sollen; daß die wichtigsten Berathungen der kongressionellen Comité's sich um die Frage drehen sollen, in welchen Raten der Ertrag des am Volke verübten oder zu verübenden Raubes unter die Räuber billiger Weise zu vertheilen sei; daß Staatsmänner untereinander Händel abschließen sollen, in denen eine Stimme für die Aufhebung des Habeas Corpus gegen eine Stimme für hohen Schutzzoll auf Eisen in

die Wagschale fällt; daß der Hintergrund der öffentlichen Diskussionen aus einem Streit kleiner Sonderinteressen und nicht aus einem Kampf der Ueberzeugungen betreffs der für das öffentliche Wohl zu treffenden Maßnahmen bestehen soll; daß in das Ohr jedes bedeutenden Mannes, dessen Stimme sich im hohen Rath der Nation vernehmbar macht, die Worte des Monopolisten geflüstert werden sollen: „diene mir, wo nicht durch günstige Rede, so doch durch willfähriges Schweigen, oder ich werde sorgen, daß deine Stimme fortan hier überhaupt nicht mehr gehört wird"; daß die moralische Wirkung jeder legislativen oder administrativen Maßregel durch den Verdacht der Bestechung entkräftet wird; — daß in dieser Weise jeder Versuch, die Reinheit unseres öffentlichen Lebens wiederherzustellen oder zu erhalten, alles Bemühen, der Gesetzgebung eine prinzipielle Haltung zu geben oder die Verwaltung zu reformiren, von vorn herein in der aus dem Widerstreit schmutziger Privatinteressen, welche die Thätigkeit der Regierung für ihre Zwecke auszubeuten trachten, aufsteigenden Sumpfluft erstickt werden soll. Es bedeutet, daß die auch in unserem Gemeinwesen thätigen Agentien zur Anhäufung der Macht in den Händen Weniger auf Kosten des Volkes und zur Herbeiführung sozialer Zustände, die mit unsern politischen Formen im grellsten Widerspruche stehen — Agentien, denen entgegenzuarbeiten die höchste Aufgabe des amerikanischen Staatsmannes ist, — absichtlich verstärkt werden sollen; daß durch unsere nationale Gesetzgebung das Kapital zum Nachtheil der Arbeit so begünstigt werden soll (indem man nämlich das Gesetz des Angebots und der Nachfrage für den Kapitalisten aufhebt, während man es gegen den Arbeiter in seiner ganzen Strenge aufrecht erhält), daß der Arbeiter gezwungen wird, auch seinerseits mit dem Knüttel in der Hand die gesetzgeberische Thätigkeit für sich in Anspruch zu nehmen; daß so der Gesetzgeber entwaffnet, der Logik der Gerechtigkeit entkleidet werden soll, wenn der Arbeiter auf der künstlichen Einführung des Achtstundensystems oder einer willkürlichen Feststellung der Preise besteht;

daß somit eine Politik verfolgt werden soll, die das Gleichgewicht, worauf unsere wesentliche soziale Gleichheit und die entsprechende politische Gleichberechtigung beruht, aufhebt und unmöglich macht. Mit einem Worte: Das Schutzzollsystem in Verbindung mit dem ihm verwandten System der Subvention großer Korporationen durch Landschenkungen u. s. w. bedeutet eine organisirte Fäulniß des Staatskörpers, eine Vergiftung der Quellen unsers öffentlichen Lebens, eine absichtlich eingeleitete Verwirrung aller öffentlichen Funktionen, Angesichts welcher das Reformgeschrei der Leute, die das Alles schweigend und geduldig mit ansehen, eitel Trug ist und Wahn.

Sie sehen, daß in meinen Augen die Revenuen-Reformfrage mehr ist, als eine Frage des volkswirthschaftlichen Details, daß sie etwas Anderes ist, als ein Feilschen um eine kleine von dem Steuerzahler zu erpressende Geldsumme. Die Revenuen-Reform ist mit den andern Reformen, die, wie man sagt, durch die Wahl Greeley's eingeführt werden sollen, besonders mit der Zivildienstreform aufs strengste verwoben und verwickelt; es ist sogar meine Ansicht, daß sie auch zu dem Problem der „Pazifikation und Renationalisation", wie man es zu nennen beliebt, die genauesten Beziehungen hat. Man hätte im Kongreß über die Kuklux-Wirren viel weniger Lärm gemacht und die von Herrn Greeley für die „Tribüne" geschriebenen Artikel wären bedeutend leidenschaftsloser gewesen, wenn die fortdauernde Herrschaft der Protektionisten unter dem Deckmantel des Enthusiasmus für die Freiheit für minder wichtig gegolten hätte, als das Wohl des Landes. Die Revenuen-Reform war wichtig genug, um nicht leichtsinnig von den Freunden der Gesammtreform übergangen zu werden, und sie war zu dringend, als daß man sie dem moralischen Einfluß eines Reuben Fenton oder der geistigen Sympathie eines Horace Greeley hätte opfern sollen.

Es ist schon erwähnt worden, daß man auf der Cincinnati Konvention die Schutzzollfrage nicht vollständig ignorirte, sondern sie an die Kongreß-Distrikte überwies, indem man es als die

Pflicht des Präsidenten erklärte, die vom Kongreß getroffene Entscheidung derselben durch Ausübung seiner Veto-Gewalt nicht zu stören. Es ist auffallend, wie vollständig es den Greeley-Reformern gelang, für ihre Unehrlichkeit und Verlogenheit doppelte und dreifache Belege zu liefern. Natürlich wußten sie recht gut, nicht nur, daß diese Frage in erster Instanz ohnehin schon vor den Kongreß gehörte, so daß ihre Erklärung einfach eine hohle und sinnlose Phrase war, sondern auch, daß die an den Präsidenten gestellte Zumuthung, sich der Ausübung der Veto-Gewalt zu enthalten (eine Zumuthung, auf die Herr Greeley seither in erbaulicher Weise eingegangen ist), noch etwas mehr war, als ein schlauer Kniff, nämlich eine Versicherung, der neue Reformpräsident werde sich das Recht, seinen Amtseid zu leisten, durch das Versprechen ertaufen, diesen Amtseid vorkommenden Falles zu brechen. Herr Greeley hat zu wiederholten Malen gesagt, er betrachte die Abschaffung der Schutzzölle als eine Maßregel, durch welche das Interesse fremder Kapitalisten zum Nachtheil der einheimischen Arbeit gefördert werde. Wenn das seine Ueberzeugung ist, so erheischt seine einfache Amtspflicht, sobald er Präsident geworden ist, gegen jede derartige Maßregel sein Veto einzulegen.

Das ist aber nicht Alles. Herr Greeley und seine Freunde sind alte und erfahrene Politiker. Und wenn sie aus ihrer Erfahrung Etwas gelernt haben, so ist es die Allgegenwart des während heißer Präsidentenwahlkämpfe erzeugten Parteigeistes und die Unwiderstehlichkeit seines Zwanges, wenigstens in den kongressionellen Wahlen. Es wäre ohne Zweifel wünschenswerth, daß die Bürger in den Kongreß- und sonstigen Wahlen ihre Stimmen ohne Rücksicht auf die Beziehungen der Kandidaten zu den großen Parteien abgäben; dies ist aber nie der Fall gewesen und wird auch nie der Fall sein. Politische Grundsätze, sofern sie die Massen bewegen, verwandeln sich in Leidenschaften und Vorurtheile, die dem Einfluß ruhiger Ueberlegungen schwer zugänglich sind. So wenig ein Mensch, der einen Abhang

hinunter läuft, auf ein gegebenes Signal im Augenblick stehen bleiben kann, ebenso wenig wird der Bürger sich jederzeit seiner politischen Vorurtheile und Leidenschaften erwehren können. Die Reihen einer Partei lösen sich nicht und schließen sich wieder auf ein gegebenes Kommando. Der gewöhnliche Wähler wird nie in kurzen Zwischenräumen seine Parteiverbindungen wechseln, so daß er heute für einen Greeley-Reformer, morgen für einen Republikaner und übermorgen wieder für einen Greeley-Reformer stimmt. Die Sache der Revenuen-Reform wird ihrer Erledigung keinen Schritt näher rücken, bis sie zur offenen und ausdrücklichen Parteifrage gemacht wird, so daß das Feuer der ihr zu Grunde liegenden Ueberzeugungen ohne Unterlaß das Blut durch die Adern des Volkes treibt.

Wie man sie auch ansehen mag: die Tarif-Planke in der Cincinnati-Plattform ist eitel Trug und Heuchelei, und die uns gestellte Zumuthung, die durch die Kandidatur Greeley's gebotene Gelegenheit zur Wahl von Revenue-Reformern in den Kongreß zu benutzen, — unsere Musketen abzufeuern, nachdem man unser Pulver gründlich durchnäßt hat — eine Dreistigkeit sonder Gleichen.

Bis jetzt habe ich die Stellung der Greeley-Reformer zur Sache der wahren Reform erörtert; ich wende mich jetzt zu ihrer Allianz mit der demokratischen Partei. Diese Partei hat neuerdings nicht nur den Kandidaten, sondern auch das Programm der Cincinnati Konvention adoptirt. Sie ist nach dem Ausdruck des Senator Sumner, wiedergeboren worden; dieselben Leute, welche noch in der jüngsten Zeit lange nach der Annahme der Verfassungs-Zusätze, worin allen Bürgern ohne Unterschied der Farbe gleiche Rechte zugesichert werden, diese Zusätze als Unfug und Betrug zu brandmarken suchten und das Volk aufforderten, die demokratische Partei wieder an's Ruder zu bringen, um diesem Unfug zu steuern, — Leute, wie Frank P. Blair und S. S. Cox, die noch im Februar dieses Jahres in einem Minoritätsberichte an den Kongreß behaupteten, das Neger-

Stimmrecht sei „mehr als ein politisches Verbrechen", es sei „eine unverzeihliche Tölpelei", — haben sich jetzt verpflichtet, „an dem 13., 14. und 15. Zusatz zur Verfassung nicht weiter zu rütteln", und „die Gleichheit Aller vor dem Gesetz anzuerkennen." Sie sind gründlich und vollkommen bekehrt. Die demokratische Partei ist in diesem Augenblick eines Sinnes mit Herrn Greeley (dessen Ueberzeugungen, wie er sagt, durchaus dieselben geblieben sind) und mit seinen Anhängern in der Cincinnati Konvention; sie ist sogar in „ehrlicher und unvereinbarer Weise getheilt" in der Schutzzollfrage. In dieser Bekehrung ist die Natur ihren alten Gewohnheiten untreu geworden. Gemeiniglich werden neue (und, wie man sagt, zuweilen auch alte) Seelen mit neuen Körpern bekleidet; in diesem Falle aber ist ein alter Körper mit einer ganz neuen Seele versehen worden, unbeschadet seiner Identität. In gewöhnlichen Fällen vermeidet die Natur sprunghafte und plötzliche Uebergänge; die neuere Wissenschaft hat die alten Theorien, worin Sündfluthen, Katastrophen und gewaltige Revolutionen eine so große Rolle spielten, längst aufgegeben und zu zeigen versucht, daß die Erscheinungen der geistigen sowohl wie der materiellen Welt dem Gesetz der langsamen und allmählichen Umbildung unterworfen sind; in dem vorliegenden Falle aber hat sich die Transformation so plötzlich vollzogen, wie ein Coulissenwechsel auf der Bühne, oder die Verwandlung einer Münze in eine Blume in der Zauberbüchse eines Gauklers. Und sie hat sich vollzogen, ohne unter den Elementen der demokratischen Partei die mindeste Unordnung herbeizuführen, oder ihre alte Gliederung im geringsten zu stören oder zu verrücken. Alles ist an seinem gewohnten Platz; Führer und Gefolge, Priester und Laien — an Allen ist in demselben Augenblick genau dieselbe Sinnesveränderung vorgegangen.

Diese urplötzliche und gleichzeitige Bekehrung von drei Millionen Demokraten war ein so rührendes und ergreifendes Ereigniß, daß Herr Greeley, als er offizielle Kenntniß davon

erhielt, sich, wie der Telegraph seiner Zeit berichtete, der Thränen nicht erwehren konnte. Und es ist vielleicht unziemlich, die Aufrichtigkeit dieser Bekehrung in Frage zu stellen. Allein ich kann nicht umhin, dem Verdacht Raum zu geben, daß diese unerwartete Heiligung der Demokratie, wenn sie auch nicht erheuchelt sein sollte, dennoch nicht von langer Dauer sein kann. Sie erinnert zu sehr an den offiziellen Religionswechsel deutscher Prinzessinnen nach ihrer Verlobung mit russischen Prinzen, wobei es sich von selbst versteht, daß dieser Wechsel nichts gilt, wenn die Heirath rückgängig wird. Außerdem fallen mir bei der großen demokratischen Bekehrung unwillkürlich einige andere Bekehrungen ein, die der Baltimore-Regeneration nur um einige Monate vorausgingen. Am 29. März d. J. erschien in der New-Yorker Tribüne ein Brief an die Missourier Reformer, dessen Eingangsworte lauteten: „Wir, die unterzeichneten Republikaner von New-York, wünschen unserm Einverständniß mit den neuerdings von den liberalen Republikanern in Missouri ausgesprochenen Grundsätzen Ausdruck zu geben." Unter diesen „unterzeichneten Republikanern" war auch Herr Horace Greeley, und ich habe Grund anzunehmen, daß er den Brief nach sehr sorgfältiger und eingehender Prüfung seines Wortlauts unterzeichnet hatte. Der hervorragendste unter den Grundsätzen, zu denen Herr Greeley in dieser Weise seine Zustimmung gab, war der, daß Einfuhrzölle nur zu Zwecken der Regierungseinnahme erhoben werden dürfen. Das wußte Herr Greeley sehr wohl, denn er hatte den betreffenden Paragraphen der Missouri-Erklärung einer wiederholten und nicht eben günstigen Kritik unterworfen. Die Veröffentlichung des oben erwähnten Briefes mit der Unterschrift des Herrn Greeley bedeutete daher, er habe sich plötzlich zu der Lehre des Freihandels bekehrt. Vier Tage später aber, nachdem seine Freunde ihn wahrscheinlich gescholten hatten, erklärte Herr Greeley in demselben Blatte, er sei nach wie vor ein wüthender Schutzzöllner. Ich habe schon erwähnt, daß Greeley's Freunde sich an der Cincinnati Konvention in ähnlicher Weise wankel-

müthig zeigten. Im Augenblick, wo sie zur Konvention Einlaß begehrten, waren sie alle Freihändler; so wie sie aber darin waren, hatten sie sich flugs wieder zur Schutzzöllnerei bekehrt und sprachen ihr ehrliches Bedauern aus, in der Zollfrage mit Herrn Grosvenor und anderen Herren in Bezug auf den Paragraphen im Missouri-Programm, den sie Tags zuvor unterschrieben hatten, nicht eines Sinnes zu sein. Dazu kommt noch, daß das Baltimore-Wunder der Schluß einer langen offen vor den Augen und Ohren der Welt gepflogenen Berathung war, die über den Charakter dieses Wunders ein eigenthümliches Licht verbreitete. Es lag, soviel ich weiß, nicht im ursprünglichen Plane der Demokraten, welche die Bildung einer Koalition mit den Liberal-Republikanern vorhatten, daß die demokratische Partei Herrn Greeley als ihren Kandidaten ernennen und sich auf sein politisches Bekenntniß taufen lassen solle; wenn ich recht unterrichtet bin, war der Plan der, die demokratische Partei solle sich während des Wahlkampfes auf marsupiale Schliche verlegen, sich chloroformiren, mesmerisiren oder durch sonstige Manipulationen in den Zustand des Scheintodes versetzen lassen, um vor der Wahl seine wahren Absichten und seinen eigentlichen Charakter durch kein Wort und keine Miene zu verrathen. Dieser Plan wurde im letzten Augenblick aufgegeben, aber nicht etwa, weil die Demokratie inzwischen Ueberzeugungen gewonnen hatte, die ihrer Neuheit wegen stark waren und zur entschiedenen Aeußerung drängten, sondern weil der marsupiale Plan gewisse praktische Schwierigkeiten bot, worunter die etwas nahe liegende, daß ein Körper ohne Bewußtsein und Leben nicht besonders kampffähig sein würde.

Die oben angeführten Thatsachen scheinen mir darauf hinzudeuten, daß die alte Maxime des Basilius Valentinus: „Die Natur ist stärker als ein Glaubenssatz" sich auch hier bewähren, und daß nach der Wahl der neue Glaube der Demokratie ihrer alten Natur unterliegen werde. Diese Natur ist so mächtig, daß sie selbst vor der Wahl aller Orten in den Stimmen der

Demokratie zum Ausbruch kommt. Eine Partei, die eine Rolle spielt, ist in der schlimmen Lage, laut zu denken; und das laute Denken der vielen demokratischen Redner im Norden und Süden ist eine etwas unpassende Erläuterung zu dem Geist, der die Demokratie angeblich seit der Baltimore-Konvention beseelt.

Ich weiß wohl, was die Anwälte der Greeley-Sache zur Entkräftung dieser Bedenken zu sagen haben. Sie sagen, die Kommentare einzelner Leute haben kein Gewicht gegen den ausdrücklichen Wortlaut des offiziellen Textes, wie er in den Beschlüssen der Baltimore-Konvention vorliege. Unglücklicher Weise giebt es aber einen Kanon der historischen Kritik, vor dem diese Art der Beweisführung schwerlich Stand halten wird. „In der Betrachtung geschichtlicher Ereignisse," sagt Herr Sismondi, „ist es nöthig, weniger auf offizielle Erklärungen zu sehen, als auf die Begebenheiten, die ihnen vorausgehen oder auf sie folgen." Ein lehrreicher Beleg zu diesem Grundsatz wird von Eduard Freeman aus der englischen Geschichte angeführt. Ein englischer König läßt eines Abends seine Frau enthaupten, und heirathet am nächsten Morgen eine andere. Darauf schickt er seinen Kanzler in's Parlament mit der Versicherung, er habe dies keineswegs aus gewöhnlicher Fleischeslust gethan; und es wird dann ein Parlamentsschluß gefaßt, des Inhalts, „das Thun des Königs sei ein neuer Beweis seiner ausgezeichneten Herzensgüte, und seiner treuen Fürsorge für das Wohl und den Frieden seines Reichs." Und der Geschichtschreiber Froude bescheidet sich bei dieser Erklärung mit dem Bemerken, die Aechtheit des darin bezeichneten Motivs sei über allen Zweifel erhaben, aus dem einfachen Grunde, weil der ausdrückliche Wortlaut des Parlamentsbeschlusses dafür Zeugniß ablege. Aber Herr Freeman, den das eingehende Studium historischer Urkunden in vielleicht unnatürlicher Weise zum Skeptiker gemacht hat, ist der Meinung, das Urtheil der Geschichte werde sich um die Erklärungen des Königs, seines Kanzlers und seines willfährigen Parlaments wenig kümmern,

und das Benehmen des Königs auf andere Beweggründe zurückführen, als die, welche in dem Parlamentsbeschluß angegeben sind. Und ich fürchte, daß den Baltimore-Beschlüssen der Demokratie ein ähnliches Schicksal bevorsteht. Es ist wenigstens meine Ansicht, daß die gemeine Fleischeslust mit der Verbindung zwischen der Demokratie und dem Liberalismus mehr zu thun hat, als die fromme Besorgniß um das Wohl und den Frieden des Landes, trotz aller offiziellen Erklärungen. Es will mich bedünken, daß die Demokratie bei der Ernennung Greeley's und der Annahme seines Programms Dinge im Auge hatte, deren nähere Erörterung man mir wohl erlassen wird, die sich aber wenigstens entfernt in den Worten eines Mannes angedeutet finden, dessen Blick zu Zeiten scharf genug ist, den Dingen trotz aller Nebelhüllen auf den Grund zu sehen. In einer Rede über die Nomination des Herrn Douglas Seitens gewisser Politiker, die vor einigen Jahren auch damit beschäftigt waren, Aemter und politische Macht gegen Grundsätze einzutauschen, sagte Herr Schurz am 13. September 1860:

„Diejenigen, welche er bis dahin für die Zwecke seines „Emporkommens benutzt hatte, sahen jetzt eine Gelegenheit, „ihn für die ihrigen zu benutzen. Sie sagten ihm: „Wir „sind unsern kontraktlichen Verpflichtungen nachgekommen; „es ist jetzt an dir, auch die deinigen zu erfüllen. Wir „haben dich als Präsidentschaftskandidaten nominirt; jetzt „mußt du uns erlauben, als Kongreßmitglieder, Sheriffs, „Gerichtsschreiber, Konstables u. s. w. auf deinen Namen hin „gewählt zu werden. Ho! es gilt die Beute! Glaubst du, „weil du plötzlich tugendhaft geworden bist, solle es fürder „keine Torten und keinen Sekt mehr geben? Ja, bei der „heiligen Kathrina, der Ingwer soll auf der Zunge brennen.“ „So wird denn der Sattel der Nomination auf seinen Rücken „gelegt, und das ganze Gespensterheer der Aemterjäger springt „darauf. Die Sporen werden in die Flanken gedrückt, die „Peitsche zerfleischt den Rücken der keuchenden, blutenden

„Schindmähre, und so geht's mit dem Gespensterritt vor-
„wärts — östlich, westlich — das Roß möge verenden, wenn
„nur die Reiter zum Ziele kommen."

Das war die Sprache, in der Herr Schurz damals sich über die Politiker erging, welche sich zu einem Treibjagen auf Aemter und Beute auf Kosten der öffentlichen Wohlfahrt zusammengefunden hatten. Und er drohte ihnen mit dem Fluch der Geschichte. „Fahrt nur fort," rief er aus, „mit euren Koalitionen, die mit dem klaren Einvernehmen gebildet werden, daß die, welche heute verbündet sind, sich morgen gegenseitig betrügen."

Das sind scharfe Worte, aber sie passen viel mehr auf die Meute, welche eben jetzt die Hatz hinter dem Kandidaten Greeley ausführt, als auf das Gefolge des Kandidaten Douglas im Jahre 1860. Was ist das Schauspiel, welches sich uns jetzt bietet? Wir sehen eine alte Partei, mit ihrer alten Organisation, ihren alten Reihen, ihren alten Führern, ihren alten Traditionen — Menschen, die Herr Greeley vor kaum einem Jahre nicht nur als Feinde der Republik, sondern auch als Lügner, Kehlabschneider und Schufte brandmarkte — als Kampfgenossen verschiedener Mitglieder einer andern Partei, die sich trotz des neuerlichen Piakulums dieser Genossen weigern, sich offen mit ihnen zu identifiziren, — wir sehen eine Koalition zwischen Elementen, deren jedes Dinge im Schilde führt, die das andere verläugnet, und Absichten im Hinterhalt hat, die es den Blicken der Oeffentlichkeit zu entziehen sucht — Leute, deren Gesinnungen zugestandener Maßen in vielen und wichtigen Dingen auseinandergehen, und die in der That in Nichts mit einander einverstanden sind, da ihr scheinbares Einverständniß nur auf Phrasen beruht, denen Jeder eine andere Deutung unterschiebt — wir sehen mit einem Worte einen Haufen Menschen ohne Prinzip, ohne Charakter, ohne Verantwortlichkeit, der unter dem Geschrei „Reform" und unter den Insignien des nationalen Heils in den Kampf geht. Ich, meines Theils,

kämpfe in dieser Gesellschaft und unter dieser Fahne nicht mit. Wenn die Beispiele der Geschichte mir nicht als Warnung dienten, so würden die Lehren der Natur mich davon abschrecken.

Ein deutscher Naturforscher hat, wenn ich nicht irre, zuerst auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß überall, wo in der Natur eine Verbindung heterogener Elemente vorkommt, die zusammentreten, ohne sich gründlich zu verschmelzen, so daß derselbe Körper Eigenschaften aufweist, die mit einander unvereinbar sind — überall, wo die Natur den Versuch gemacht hat, den innern Widerspruch zur körperlichen Darstellung zu bringen, das Gift zum Vorschein kommt. Es giebt für diesen Satz zahlreiche Belege in der anorganischen sowohl wie auf den niederen Stufen der organischen Welt; ein sehr merkwürdiger Beleg aber bietet sich auch in dem schon den höheren organischen Formen angehörenden Schnabelthier, bei dem der Körper eines Säugethiers nach unten in Füße mit Schwimmhäuten und nach oben in den Kopf eines Vogels ausläuft. Es ist meine Ueberzeugung, daß der eben erwähnte Satz auch auf Partei-Organisationen seine Anwendung findet, — daß, sobald die wahre Natur des Körpers, an welchem Horace Greeley den Schnabel bildet, zur Aeußerung kommt, es sich herausstellen wird, daß sein Biß giftig und sein Hauch tödtlich ist.

Die Größe der Gefahr, von welcher das Leben unserer Nation von dem Versuch dieses politischen Ungethüms, sich der Regierung zu bemächtigen, bedroht wird, kommt nur denen zur klaren Anschauung, die sich die Weise seiner Entstehung vergegenwärtigen. Ich habe vorhin schon Gelegenheit gehabt, der Zustände zu erwähnen, in denen die alten Parteien sich befanden, als der Widerspruch zwischen ihrer Forteristenz und den Anforderungen der Gegenwart offenbar zu werden begann. Die republikanische Partei hatte sich, nach dem Dafürhalten einer großen Anzahl ihrer Mitglieder, von denen nur sehr Wenige sich jetzt im Gefolge des Herrn Greeley befinden, überlebt, und war zum bloßen Werkzeug grundsatzloser Menschen herabgesunken,

die ihren alten Ruhm und ihre alte Macht für ihre Privatzwecke ausbeuteten. Und auf der andern Seite gab es in der demokratischen Partei eine ebenso große Anzahl Männer, die nur darum sich nicht von ihr losgesagt hatten, weil sie bis zum Augenblick ihrer Erniedrigung durch die Einflüsse der Sklaverei den Kampf für Gleichheit der Rechte, für lokale Selbstregierung, für Beschränkung aller Regierungen auf ihre legitimen Funktionen, für Freiheit der Gewerbs- und Verkehrsthätigkeit, gegen Monopole und besondere Privilegien und gegen allen Mißbrauch öffentlicher Gewalten zur Förderung von Privatinteressen vertreten hatte — Männer, die ebenfalls in Folge der Herrschaft gemeiner Demagogen innerhalb dieser ihren Grundsätzen untreu gewordenen Partei wehrlos dastanden. In beiden Parteien gab es patriotische Bürger, die sich sehnten, aus diesen Zuständen herauszukommen. Und diese Bürger waren im Wesentlichen vollkommen eines Sinnes; es stand ihrer Verbindung Nichts entgegen, als die Parteidespotie hüben und drüben. Wenn in unserm politischen Leben eine Reform angebahnt werden sollte, so war dies offenbar nur dadurch zu bewerkstelligen, daß man diese Despotie brach, und die wahren Demokraten mit den wahren Republikanern auf dem Boden ihrer gemeinsamen Ueberzeugungen zusammenführte. So wäre eine Verbindung der besseren Elemente beider Parteien gebildet worden; es wäre eine politische Organisation in's Leben getreten, deren Mitglieder von demselben Geiste beseelt gewesen wären und die deswegen auf das Vertrauen des Volkes gerechten Anspruch gehabt hätte. Was ist nun geschehen? Es ist in der That eine Verbindung von Demokraten und Republikanern gebildet worden; allein man hat diese Verbindung dadurch hergestellt, daß man die Demokraten aufforderte, nicht etwa ihr ursprüngliches, ächtes Glaubensbekenntniß zu erneuern, sondern es dem Bekenntniß ihres alten Feindes Greeley zu opfern, und gleichzeitig an die unzufriedenen Republikaner das Ansinnen stellte, nicht etwa gegen die Mißbräuche, wodurch ihre Unzufriedenheit veranlaßt worden war, ihren

Protest einzulegen, sondern diesen Mißbräuchen dadurch den Stempel ihrer Billigung aufzudrücken, daß sie ihren Hauptvertheidiger, Horace Greeley, als Kandidaten für die Präsidentschaft unterstützten. Man hat die Demokratie ihrer Grundsätze entkleidet und den Republikanismus seines sittlichen Gefühls beraubt, um so Material für die Organisation einer Partei zu gewinnen, die dazu bestimmt ist, die Fahne der Reform hoch zu tragen! Ist es da ein Wunder, daß da die schofelsten Strolche beider Parteien in den Vorderreihen stehen, — daß die Ben Wood in den Greeley-Ratifikations-Versammlungen als erste Vizepräsidenten fungiren, und die John Cochrane auf den Greeley-Konventionen als diplomatische Agenten des neuen Präsidentschafts-Kandidaten die erste Rolle spielen?

Zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse halte ich es für meine Pflicht, hier ausdrücklich zu sagen, daß es in dem bunten Troß des Kandidaten Greeley sehr wohlmeinende Leute giebt — Männer wie Gouverneur Körner und Senator Schurz — die ohne Zweifel Alles aufbieten werden, um das Unheil, welches, wie sie selbst fühlen, nach dem Erfolge dieser eigenthümlichen Reformbewegung im Anzuge sein würde, von dem Lande abzuwenden. Aber sie werden sich in derselben Lage befinden, in der die besten Demokraten sich längst innerhalb ihrer Partei befunden haben. Sie werden machtlos sein. In einer Partei, in welcher es keine Herrschaft der Grundsätze und Ideen giebt, herrscht die Allmacht der Demagogen. Und hier sind wir an einem Punkt, wo in letzter Zeit die gedankenlose Phrase sich vielfach breit gemacht hat.

Man sagt, die Unterstützung der Greeley'schen Kandidatur von Seiten der Demokratie sei ein Beweis für das allmähliche Erlöschen des alten Parteigeistes und bedeute in Wirklichkeit die Zerstörung der Partei selbst. Es bedarf nur eines flüchtigen Blicks auf die Thatsachen, um die Hohlheit dieser Behauptung zum Augenschein zu bringen. Was zuvörderst das angebliche Erlöschen des Parteigeistes betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß

die Parteianhänglichkeit an sich kein Uebel ist und nicht zerstört werden sollte, wenn eine solche Zerstörung auch möglich wäre. Sie ist die natürliche Kohäsionskraft politischer Körper, die sich durch das Zusammenwirken ihrer Elemente bildet und steigert, und wodurch die Nachhaltigkeit dieses Zusammenwirkens ermöglicht wird. Der Parteigeist wirkt nur verderblich, wenn er zur Despotie wird und wenn seine Macht den Zwang des Prinzips lähmt, statt ihn zu verstärken — wenn er das prinzipielle Gewissen ertödtet und die Stimme der Pflicht zum Schweigen bringt. Gerade diese Despotie aber hat in dem Herbeitreiben der demokratischen Massen zur Unterstützung ihres alten Lästerers Greeley, und in der Unterwerfung der demokratischen Führer, die noch lange nach der Cincinnati Konvention seine Ernennung als einen Unfug bezeichneten, die glänzendste Probe ihrer Stärke abgelegt. Wenn die Nomination Greeley's auf der Konvention zu Baltimore ein Abschütteln des Parteijoches bedeutet, so hat das denselben Sinn, in welchem behauptet wird, die Ernennung eines rabiaten Schutzzöllners für die Präsidentschaft sei ein Schritt zur Einleitung der Freihandelspolitik.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem angeblich zu Baltimore vollzogenen Selbstopfer der demokratischen Partei. Es ist freilich unbestreitbar, daß diese Partei seit der Ernennung Greeley's als ihres Kandidaten und seit der Annahme seines politischen Programms keinen Anspruch mehr darauf erheben kann, im Sinne ihrer ursprünglichen Bildung zu existiren. Aber in diesem Sinne ist sie schon lange todt gewesen; sobald sie sich mit den Interessen der Sklaverei identifizirt, oder pennsylvanischen Stimmen zu lieb Schutzzöllnerei getrieben, oder aus Rücksicht auf ein vermeintliches Vorurtheil der relativ besitzlosen Masse die unbegränzte Ausgabe von Nationalschuldscheinen befürwortet hatte, war ihr altes geistiges und moralisches Leben dahin. Leider aber kann eine Partei noch lange eine kräftige Rauberistenz führen, nachdem sie allen

prinzipiellen Halt verloren hat: und in dem Sinne würde die demokratische Partei durch die Wahl Greeley's nicht nur nicht zerstört oder auch nur geschwächt, sondern mit erneuter Widerstandsfähigkeit gegen die ihr feindlichen Mächte ausgerüstet werden.

Man wird vielleicht sagen, dies sei eben kein Unglück — wenn die demokratische Partei nicht jetzt schon durch die Annahme des neuen Bekenntnisses umgewandelt und wiedergeboren sei, so werde sie doch allmählich durch ihre Genossenschaft mit den Liberal-Republikanern und unter der Einwirkung einer geläuterten politischen Atmosphäre eine allmähliche Reorganisation ihrer alten Gewohnheiten und Ideen erleiden. Aber eine solche Reorganisation ist gegen alle Analogien der Natur und der Geschichte. Die Natur kennt keine Wiedergeburt alter Formen, sondern zerstört sie. Und die Geschichte verjüngt keine politischen oder kirchlichen Organisationen; neue historische Kräfte bilden sich neue Organe. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, warum das so ist, und warum nicht daran gedacht werden kann, die demokratische Partei durch irgend eine Metamorphose für die Zwecke der Zukunft verwendbar zu machen; es mögen indeß einige Andeutungen hier am Platze sein, die dazu dienen werden, die Stichhaltigkeit gewisser Behauptungen, die von denen aufgestellt worden, die auf der Wahl Greeley's im Hinblick auf die politischen Zustände der Südstaaten bestehen, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Eine der wichtigsten Lehren unserer politischen Geschichte während der letzten zwanzig Jahre ist die, daß die Thätigkeit einer Partei sich zwar aus den Thätigkeiten ihrer Mitglieder summirt, daß aber die Richtung dieser Thätigkeit nicht nothwendig den Strebezielen der Mehrzahl dieser Mitglieder zugewandt ist. Das Streben der Partei kann, zum Beispiel, auf das Schlimme gerichtet sein, während ihre meisten Mitglieder das Gute wollen. Es kann sogar vorkommen, daß die Wirksamkeit der Partei die bestimmten und klar gefaßten Absichten fast

aller ihrer Mitglieder zu nichte macht und vereitelt. Dies rührt nicht nur daher, daß die Thätigkeit einer Partei auf dem Bemühen verhältnißmäßig weniger Menschen beruht, während die Masse gleichgültig und unthätig ist, sondern auch daher, daß eine politische Körperschaft wie ein Individuum im Lauf der Zeit sich einen Charakter aneignet, dessen sie sich nicht mit einem Male zu entäußern vermag, daß ihr augenblickliches Thun sich des Zwangs ihrer Vergangenheit nicht erwehren kann, und daß ihre bewußten Entschlüsse von ihren unbewußten Gewohnheiten beherrscht werden. Eine Partei ist nicht nur in ihre Organisation verstrickt, sondern sie liegt auch in dem Bann ihres alten Rufs und ihrer historischen Gegensätze.

Aus diesem Grunde stehe ich nicht an zu sagen, daß ich, trotz meines Mißtrauens gegen die Haltbarkeit des neuerlichen Farbenwechsels auf der Konvention zu Baltimore die demokratischen Massen im Allgemeinen für ehrlich und patriotisch halte, und der Ansicht bin, sie werden für eine auf Grund lebendiger Prinzipien neu zu bildende Partei vortreffliches Material abgeben. Allein es ist unerläßlich, daß sie vorher ihres gegenwärtigen Parteizwanges enthoben und aus dem Bann ihrer alten Traditionen erlöst werden.

Es waren Erwägungen dieser Art, die mich lange vor dem Zusammentritt der Cincinnatier-Konvention zu dem Schluß führten, der Erfolg der Reformbewegung sei durch die Zerstörung beider alter Parteien bedingt, besonders der demokratischen, und daß der Versuch, mit dieser Partei eine Allianz einzugehen, mit einem Aufgeben der Reformsache gleichbedeutend sei. Es giebt aber, nach meinem Dafürhalten, eine Rücksicht, die alle anderen überwiegt, und die den Gedanken selbst einer temporaren Genossenschaft zwischen den Reformern und der demokratischen Partei hätte ausschließen sollen.

Diejenigen, welche der Kandidatur Greeley's, trotz der Unregelmäßigkeit seiner Ernennung, wie sie das zu nennen belieben, das Wort reden, legen besonderen Nachdruck auf die

Nothwendigkeit einer Versöhnung zwischen dem Norden und dem Süden. Die gewesenen Rebellen, heißt es, indem sie sich bereit erklären, für Herrn Greeley zu stimmen, strecken uns die Hand über den blutigen Abgrund entgegen, und es wäre unpatriotisch, diese Hand von uns zu weisen.

Es bedarf wohl der Versicherung nicht, daß ich mit jedem ernstgemeinten Versuch, das gute Einvernehmen zwischen allen Bürgern der Republik wiederherzustellen, auf's Herzlichste sympathisire. Wenn ein Händedruck über den blutigen Abgrund zu der Herstellung dieses Einvernehmens im Mindesten beitragen kann, bin ich gerne erbötig, von meinem Vorurtheil gegen derartige Bühnenleistungen, die sich bis jetzt, wie der letzte unter dem Präsidium des Senators Doolittle zu Philadelphia in Szene gesetzte Versöhnungsakt, immer erfolglos erwiesen haben, abzustehen. Aber es wäre, meines Erachtens, nützlich, sich einen Augenblick die Personen anzusehen, die in diesem neuen Versöhnungsakt handelnd auftreten sollen. Wer sind denn die Leute, zwischen denen eine Versöhnung stattfinden sollte? Offenbar diejenigen, welche die Union zu zerstören suchten, auf der einen, und diejenigen, die sie um jeden Preis erhalten wissen wollten, auf der andern Seite. Werden nun diese beiden Elemente wirklich vertreten sein, wird ihre Aussöhnung ein geeignetes Symbol finden, wenn die uns über dem blutigen Abgrund entgegengestreckte Hand von dem Präsidentschaftskandidaten der alten demokratischen Partei erfaßt wird, selbst wenn dieser Kandidat Horace Greeley heißt?

Die Bürger der Südstaaten mögen sich keiner Täuschung hingeben! Aussöhnung mit dem Norden bedeutet Aussöhnung mit der neuen, durch den Krieg herbeigeführten Ordnung der Dinge und rückhaltlose Anerkennung der gleichen Rechte Derer, die der Krieg entfesselt hat. Der Antagonismus zwischen Denen, die sich in unserem unglücklichen Bürgerkriege mit den Waffen in der Hand gegenüber standen, wird sich erst dann lösen, wenn

der politische Antagonismus sich löst zwischen den Rassen im Süden. Und Alles, was den Fortbestand dieses Antagonismus zu fördern geeignet ist, bedeutet Feindseligkeit und nicht Frieden. Es konnte nichts Unseligeres in's Werk gesetzt werden, als eine Wiederherstellung der alten Beziehungen zwischen den amnestirten Bürgern des Südens und der demokratischen Partei, so ehrlich sie auch in der Annahme der ersten beiden Paragraphen des Cincinnati-Programms gewesen sein mögen. Sie hätten das Bekenntniß ihrer erneuerten Anhänglichkeit an die Union in keinem unpassenderen Gewande ablegen können, als in der alten Uniform der Demokratie. Denn es war nicht genug, daß sie ehrlich waren; es war ebenso nöthig, dem Mißtrauen ihrer Gegner keinen gegründeten Vorwand zu geben. Werden die freigelassenen Sklaven der Aufforderung, im Bunde mit ihren früheren Herren die Wiederherstellung der Selbstregierung und der verfassungsmäßigen Rechte in den Südstaaten zu erstreiten, Folge leisten, wenn diese Aufforderung an sie im Namen einer Partei ergeht, die ihnen nur als die Gegnerin ihrer Emanzipation bekannt ist?

Es gab Nichts, was von Denen, die die Pazifikation des Südens und die Beseitigung alles dessen, was die Eintracht des Nordens und Südens stört, im Auge hatten, sorgfältiger hätte vermieden werden sollen, als die Möglichkeit eines Zusammenfallens der Parteigrenzen mit den Scheidungslinien der Farben im Süden. Und aus diesem Grunde war sogar die interimistische Benutzung der demokratischen Parteiorganisation für die Wahlzwecke der Reformer ein Mißgriff, der sich vielleicht erst nach langer Zeit wieder gut machen läßt.

Meine Herren! ich habe Sie schon so lange aufgehalten, daß ich es nicht wagen darf, Ihre Geduld durch weitschweifige Betrachtungen über die persönlichen Qualifikationen Greeley's für das Amt, welches er ambirt, auf weitere Probe zu stellen. Herr Greeley hat vielleicht mehr, als irgend eine andere

hervorragende politische Persönlichkeit in diesem Lande, unter den Augen des Publikums gelebt, und eine Charakteristik desselben kann daher keine besonderen Schwierigkeiten bieten.

Herr Greeley verdankt seine politische Stellung und Popularität dem Umstand, daß er mehr als dreißig Jahre hindurch Redakteur einer der verbreitetsten Zeitungen in der Hauptstadt des Landes gewesen ist. Diese Berufsthätigkeit war dazu angethan, seine angeborene Geistesbeweglichkeit und Redseligkeit in ungewöhnlicher Weise zu steigern. Vor einigen Wochen erschien in der New-York Tribune eine Einsendung von einem alten Herrn, der ihn gleich nach seiner Ankunft in New-York als Setzer beschäftigt hatte. In dieser Einsendung wurde besonders hervorgehoben, trotz seiner unablässigen Arbeit sei dem jungen Greeley ein nie stockender Redestrom von den Lippen geflossen. Dieser Strom von seinen Lippen oder aus seiner Feder hat seither nie eine Unterbrechung erlitten. Herr Greeley hat nicht nur die Tribune redigirt und fast täglich spaltenlange Artikel dafür geschrieben, sondern er hat nebenher über alle möglichen Themata Vorträge gehalten, und über die verschiedensten Gegenstände Bücher geschrieben. In dem Redefluß gewöhnlicher Menschen giebt es wenigstens hie und da Pausen schweigsamen Nachdenkens; Herr Greeley aber kennt keinen andern Wechsel als den zwischen den Pendelschwingungen seiner Zunge und den Oscillationen seiner Schreibfeder. Er begann seine journalistische Thätigkeit, ohne in irgend einem Zweige des menschlichen Wissens systematisch geschult zu sein, und hat seither weder Zeit noch Gelegenheit gefunden, sein Denkvermögen in ernster Weise zu disziplinieren. Wie alle brillanten Plaudertaschen, gilt er bei einigen Leuten für einen großen Philosophen und bei anderen für einen großen Narren — Beides natürlich Schätzungen, die nicht ganz zutreffen. Seine geistigen Eigenthümlichkeiten sind übrigens nicht nur Folgen seines unaufhörlichen Orakulirens auf Grund flüchtiger Eindrücke, sondern auch seiner Stellung. Als Herausgeber einer großen Zeitung in der Metropole des

Landes, die mit dem Herald und ähnlichen Blättern zu konkurriren hatte, sah er die Ereignisse naturgemäß als Momente der öffentlichen Sensation, mit allen Uebertreibungen kritikloser Berichte; als Leiter eines Parteiorgans faßte er sie auf als bloßes Parteikapital und als Material für die politische Polemik. Sein Standpunkt schloß daher die klare, ruhige, allseitige, stereoskopische Auffassung der Dinge, worauf der Mann der That nicht minder als der Denker sein Urtheil gründet, vollständig aus.

Es liegt durchaus keine Ungerechtigkeit in der Behauptung, daß Herr Greeley, bei all' seiner Geschäftigkeit und Unermüdlichkeit, nie irgend einer Sache auf den Grund gekommen ist, und daß besonders seine politischen Ansichten in der Regel die Resultate vorschneller Urtheile und gedankenloser Auffassungen gewesen sind. Die Bedeutung, welche man seinen Meinungsäußerungen beilegt, beruht fast ausschließlich auf dem Umstande, daß er mit einem gewissen Recht für ein zuverlässiges politisches Wetterzeichen gilt. Wo immer ein ungebührlicher Volkslärm entsteht, krakehlt er sicherlich sehr laut mit, und so oft unter dem Volk durch eine neue Idee oder eine neue Verrücktheit eine Gährung hervorgerufen wird, werfen die Spalten der N.-Y. Tribune unfehlbar die größten Blasen.

Demjenigen, der diese Dinge in Betracht zieht, können Greeley's Absonderlichkeiten — sein geistiger Schwindel und seine moralische Extravaganz, seine politische Plusmacherei und sein quacksalbrisches Vertrauen zu gesetzgeberischen Mittelchen gegen alle sozialen Mißstände, sein Dogmatismus, seine Unduldsamkeit gegen Andersdenkende u. s. w. kein Räthsel sein. Eine seiner Absonderlichkeiten verdient spezielle Erwähnung — sein Abscheu vor allem systematischen Wissen. Er hat einen unauslöschlichen Haß gegen das Einmaleins und alle Axiome der Mathematik. Er ist der persönliche Feind des logischen Denkens, und ich zweifle nicht, daß er es der absoluten Büberei bezüchtigt, wenn er im Wald zu Chappaqua allein ist. Es ist

seine feste Ueberzeugung, daß das Gesetz, wonach Wirkung und Gegenwirkung gleich sind — ein Gesetz, welches auch auf andere Dinge als die Mechanik seine Anwendung findet — im geheimen Solde der englischen Kapitalisten steht. Er hat eine Syllogistik für sich; sein Syllogismus besteht aus einer dogmatischen Behauptung des zu beweisenden Satzes als Obersatz, einer kräftigen Imprekation als Untersatz, und einer Anklage seiner Gegner als käufliche Schufte oder hirnlose Narren als Schluß.

Ich habe schon bemerkt, daß Herr Greeley ein Philosoph ist — man nennt ihn „den Weisen von Chappaqua." Seine Ansprüche auf diese Auszeichnung gründen sich nicht nur auf seine Allwissenheit und unerschöpfliche Suade, sondern auch auf gewisse Kernsprüche, die neuerdings von seinen Bewunderern zusammengestellt worden sind. Einer dieser Sprüche ist der bekannte Satz: „der wahre Weg zur Wiederaufnahme der Baarzahlung ist, sie wiederaufzunehmen" — eine sehr einfache Widerlegung des landläufigen Irrthums, man könne seine Schulden nicht bezahlen, ohne die Mittel dazu zu besitzen. Ein anderer prägnanter Ausspruch von ihm ist: „geht nach dem Westen und werdet Farmer", — eine an Diejenigen gerichtete Mahnung, die durch die unerträglichen in Folge des Greeley'schen Schutzzollsystems den Landbauern aufgebürdeten Lasten vom Lande vertrieben worden sind, und nun in den Städten die Segnungen der durch dieses Schutzzollsystem geschaffenen Industrie genießen wollen. Das berühmteste „geflügelte Wort" von ihm ist wohl: „wühle, Schwein, oder stirb," welches aber auf den pennsylvanischen Fabrikherrn keine Anwendung hat.

Es ist in der letzten Zeit sehr viel von Greeley's Ehrlichkeit die Rede gewesen, die besonders im Hinblick auf den Charakter der Leute, mit denen er seit Jahren auf's Engste liirt ist, in Frage gestellt wird. Es kommt wohl Niemanden in den Sinn, seine gewöhnliche bürgerliche Redlichkeit in Frage zu ziehen; aber Leute von seiner eigenthümlichen Geistesverfassung sind

selten ohne eine entsprechende moralische Verschrobenheit, und er bildet von dieser Regel keine Ausnahme. Die vielen Intriguen, in denen er Thurlow Weeds Genosse oder Gegner gewesen ist, beweisen, daß er sich zum erfolgreichen New-Yorker Politiker vortrefflich eignete. Eins der höchsten Attribute der Ehrlichkeit geht ihm sicherlich ab: die Gewohnheit, unter allen Umständen offen und wahr zu sein. Als ehrlicher Mensch im besten Sinne des Worts, hätte er den Brief, dessen ich vorhin erwähnte, worin er seine Uebereinstimmung mit Grundsätzen, die er zum Theil gründlich haßte, aussprach, nicht veröffentlichen können.

Diejenigen, welche mit so viel Nachdruck von Greeley's Prinzipientreue reden, würden wohl daran thun, sich zu erinnern, welche Rolle er auf der Chicago-Konvention von 1860 spielte, wo er die Nominationen Bates' befürwortete, eines Mannes, der zu der Schule Fillmore's gehörte, die Greeley noch kurz vorher auf's Maßloseste verdammt hatte.

Man schreibt Herrn Greeley, wie ich glaube mit Recht, eine gewisse Gutherzigkeit zu, die sich bei vielen Gelegenheiten bewährt hat. Diese Gutherzigkeit ist ohne Zweifel eine der Quellen seiner Popularität, und zieht viele Menschen zu ihm hin, die mit seinen Schrullen und Eigenheiten keineswegs sympathisiren. Unglücklicher Weise aber ist dieser Charakterzug mit großer Leichtgläubigkeit gepaart, und hat ihn mit einer Menge grundsatzloser Intriganten in Beziehungen gebracht, die seine Gutherzigkeit zu Zwecken mißbrauchen, die nichts weniger als patriotisch sind. Greeley ist, ganz abgesehen von seiner persönlichen Ehrlichkeit, nach meiner Ansicht das brauchbarste Werkzeug der Korruption in diesem Lande. Es wunderte mich daher gar nicht, daß die Blicke derjenigen Demokraten, die die Partei nur als Mechanismus für die Beutevertheilung ansehen, sofort auf Herrn Greeley fielen, als sie sich entschlossen hatten, einen Präsidentschaftskandidaten außerhalb ihrer eigenen Partei zu suchen.

Während Herr Greeley seit Jahren notorisch der Mittel-

punkt einer Gruppe politischer Gaukler gewesen ist, steht er außer allen Beziehungen zu der nüchternen Intelligenz des Landes. Fast alle die Männer, welche sich durch die Verbreitung der einfachen Wahrheiten der Volkswirthschaftslehre ausgezeichnet haben, sind Gegenstände seiner Lästerung und seiner Angriffe gewesen. Wenn er gewählt würde, wäre ich gespannt auf den von ihm zu ernennenden Schatzamtssekretär. Es werden Befürchtungen laut — ob sie begründet sind, weiß ich natürlich nicht — daß Reuben E. Fenton für diese Stellung ausersehen sei; jedenfalls ist es ominös, daß dieser Mann in letzterer Zeit sich viel mit der Diskussion unserer Finanzlage beschäftigt hat.

Es ist unmöglich zu sagen, was die Wahl Greeleys als Doppelkandidat der demokratischen Partei und solcher Leute, wie Fenton und McClure für unser Land zu bedeuten hätte. Ich weiß, sie bedeutet keine Reform. Und ich fürchte, sie bedeutet keinen Frieden.

Hier ist zu sagen, daß ich die Nomination Greeley's auf den beiden Konventionen zu Cincinnati und Baltimore selbst dann für ein großes Unglück ansehen würde, wenn ich nicht die Ansicht hegte, daß das Wohl und der Frieden des Landes von der Herrschaft einer Organisation, deren Haupt Horace Greeley und deren Körper die demokratische Partei ist, im höchsten Grade bedroht wäre.

Es ist eine der tiefsinnigen Bemerkungen des alten Bako von Verulam, daß die Wahrheit sich leichter aus dem Irrthum herauswindet, als aus der Verwirrung; und ich bin der Meinung, daß der Wirrwarr unserer öffentlichen Zustände dem Erfolg der Reformbestrebungen mehr im Wege steht, als die darin herrschenden Irrthümer und Mißbräuche. Und dieser Wirrwarr ist in Folge der Nomination Greeley's durch die Liberal-Republikaner und Demokraten grenzenlos geworden. Niemand befindet sich mehr im Bereiche seiner Ueberzeugungen; die politischen Elemente sind der Sphäre ihrer natürlichen

Anziehungen entrückt; Bürger, deren Ziele und Motive dieselben sind, sind durch den Haß und das Mißtrauen, wie unnatürliche Gegensätze sie brüten, einander entfremdet worden, und es haben sich Allianzen und Freundschaftsbündnisse gebildet, die das klare Einverständniß und die gegenseitige Achtung, worauf sie gegründet sind, wahrscheinlich lange überdauern werden.

Was aber noch schlimmer ist: der Glaube des Volkes an Grundsätze und sein Vertrauen zu den Männern, die sich das Recht angemaßt und die Pflicht übernommen hatten, sie zu vertreten, sind auf's Tiefste erschüttert worden durch das ihm gebotene Schauspiel eines offenen Schachers, in dem diese Grundsätze den bloßen Aussichten auf Erfolg geopfert wurden; das Gewissen des Volks ist demoralisirt, die Quellen seiner Instinkte sind getrübt, und die natürliche Geradheit seines Sinnes ist verbogen worden durch elende Sophistereien, worin man ihm zu beweisen suchte, die Ziele des Rechts und der Wahrheit können erreicht werden auf Schleichwegen, und die Interessen der Reform können gefördert werden durch die Werkzeuge der Korruption. Außerdem hat die Reihe von Winkelzügen, wodurch die außerordentliche Verbindung der verschiedenen Elemente der Greeley-Partei herbeigeführt worden ist, ein Exempel statuirt, welches in unserer politischen Praxis nicht ohne Nachahmung bleiben wird, wenn der jetzige Versuch erfolgreich ist. Statt des offenen Kampfes zwischen großen politischen Organisationen, in denen sich der Antagonismus der Prinzipien, oder auch nur der Leidenschaften und Vorurtheile, verkörpert, werden unsere Wahlkämpfe zu bloßen Hazardspielen herabsinken, bei denen die Karten sich sicherlich nicht in den Händen ehrlicher Leute befinden werden.

Herr Senator Schurz hat Ihnen neulich in diesem Saal erklärt, „die Zeit gehe schwanger mit neuen Bildungen, und es bedürfe nur des elektrischen Funkens der Gelegenheit, um ihnen Form zu geben." Ich erlaube mir die bescheidene Bemerkung, daß es nicht der elektrische Funke der Gelegenheit, sondern der elektrische Funke der Ideen ist, der die Krystallisation neuer

Formen herbeiführen wird. Und wer den Glauben an die Macht dieser Ideen seinem Vertrauen zu schlauen Machinationen opfert, ist gewiß nicht im Bunde mit dem Trieb und Geist natürlicher Entwicklungen.

Angesichts der Ueberzeugungen, denen ich heute Abend unvollkommenen Ausdruck gegeben habe, kann ich mich den Reihen der jetzigen Reformer nicht anschließen und meiner Unzufriedenheit mit der republikanischen Partei oder dem Präsidenten Grant durch eine Stimme für Greeley Nachdruck geben. Ich bin außer Stande, das Resultat der Cincinnati Konvention als Verwirklichung der Ideale, die dem Volk nach den Versprechungen der Reformer vorschwebten, oder auch nur als theilweise Erfüllung der Hoffnungen, die ich im Interesse der Reform gehegt hatte, anzuerkennen. Wie ich neulich einem hiesigen Freunde schrieb, ist es mir unmöglich, die Lüge als Abschlagszahlung auf die Wahrheit entgegenzunehmen oder einen gemeinen Kniff als verlarvte Ehrlichkeit aufzufassen.

Ich glaube nicht, daß die Wahl Greeley's uns auf dem Wege, der zum Heile der Republik führt, auch nur einen Schritt weiter bringen würde. Es will mir nicht einleuchten, daß die Erhebung eines wüthenden Schutzzöllners auf den Präsidentenstuhl der Freiheit des Verkehrs Vorschub leisten kann, oder daß eine Administration, die ihre Weisheit dem Philosophen von Chappaqua und ihre Impulse und Inspirationen der alten demokratischen Partei zu verdanken hat, für irgend eine Reform die Pfade ebnen wird. Und wenn man mich mahnt, daß verständige Menschen sich mit dem „Erreichbaren" begnügen und die darin gebotenen Möglichkeiten „entwickeln," so kommt mir das vor, als wenn man einem zwischen die Klippen gerathenen Seefahrer den Rath gäbe, Kompaß und Sextanten über Bord zu werfen und mit seinem Fahrzeug auf das nächste Riff loszusteuern, weil dies das einzige erreichbare Land sei.

Ich werde das Steuerruder fest in der Hand halten und die Richtung der Magnetnadel nicht aus den Augen verlieren.

Für mich ist noch etwas Anderes erreichbar, als der momentane Erfolg in der obschwebenden Präsidentenwahl: die Unverbrüchlichkeit meiner Ueberzeugungen, und die Unerschütterlichkeit meines Glaubens, daß man nur auf geraden Wegen zu den rechten Zielen gelangen kann. Meine Stimme wird diesen Herbst weder die Majorität des siegreichen Kandidaten imposanter, noch die Minderheit des besiegten bedeutungsvoller machen helfen. Ich habe bis zum letzten Augenblick mich mit einigen Gesinnungsgenossen bemüht, einen Kandidaten in's Feld zu stellen, um den die Freunde der wahren Reform sich hätten schaaren können, wo nicht mit der Hoffnung, unter der Fahne unserer Prinzipien zu siegen, so doch mit dem festen Entschluß, sie mit fester Hand vor allem Volke hoch zu tragen. Unsere Bemühungen sind vergeblich gewesen und ich dulde freudig einen Theil der Schmach, die in den Augen derer, die ihren Stolz darin suchen, an der Spitze einer Volksmenge zu stehen, auf uns lastet. Dabei habe ich den Trost, daß es aller Orten treue und ernste Menschen giebt, die den Muth ihrer Ueberzeugungen haben, und trotz aller scheinbaren Niederlagen diesen Muth nicht sinken lassen. Diese Männer wissen, daß, wenn sie auch keinen Präsidenten wählen, sie dennoch dafür sorgen können, daß der reine Ton der Wahrheit in den Lüften nicht ganz verhalle, und daß ihre Gluth in den eigenen Herzen wenigstens nicht vollends verglimme.

XVIII.

Die politische Sachlage 1876.

Fünf Briefe.

1.

Cincinnati, 15. August 1876.

Mein lieber Freund!

Ihr Brief ist seit mehr als zwei Wochen in meinen Händen. Er ist einer von vielen ähnlichen, die mir in der letzten Zeit von Fremden und Bekannten zugekommen sind. Es hat mir bisher an Zeit gefehlt, auch nur auf einen derselben eine Antwort zu schreiben, und es fehlt mir jetzt noch an Zeit, sie alle zu beantworten. Absolutes Schweigen meinerseits würde mißdeutet werden; so greife ich denn zu dem nahe liegenden Auskunftsmittel, einen dieser Briefe, und zwar den Ihrigen, zu beantworten, und meine Antwort dem verbreitetsten mir bekannten deutschen Blatte zur Veröffentlichung zuzusenden.

Sie sind, wie Sie sagen, im Zweifel, welcher Partei Sie sich im obschwebenden Wahlkampfe anschließen sollen. Wie so viele Andere, fühlen Sie sich von der herrschenden, republikanischen Partei abgestoßen; nur erregt Ihnen der Schritt, zu dem ich mich entschlossen habe — die Unterstützung der Kandidaten der Demokratie —, schwere Bedenken. Zur Begründung dieser Bedenken verweisen Sie auf die Aeußerungen der Herren Hecker, Curtis und Münch, und auf den Brief des Herrn Schurz an Herrn Ottendorfer. Sie selbst fassen diese Bedenken in folgenden Sätzen zusammen:

1. Die demokratische Partei ist, in Anbetracht ihrer Vergangenheit, ihrer Tendenzen selbst während der letzten vier

Jahre und der Elemente, woraus sie zusammengesetzt ist, ein sehr ungeeignetes Werkzeug der Reform unseres öffentlichen Lebens.

2. Ein Sieg der Demokratie bedeutet eine wahrscheinliche Steigerung der anarchistischen Zustände im Süden, und ebenso eine Ermuthigung gewisser ultramontaner Bestrebungen, von denen namentlich unser Erziehungswesen seit Jahren bedroht ist.

3. Die augenblickliche Stellung der demokratischen Partei zu der wichtigsten aller politischen Tagesfragen, der Geldfrage, ist zweifelhaft, und im Hinblick auf die Ansichten einer großen Anzahl ihrer Mitglieder, worunter sogar der Vicepräsidentschafts-Kandidat Hendricks, mehr als zweifelhaft.

Ich werde versuchen, diese Punkte nacheinander in ruhiger, dabei offener und rückhaltsloser Weise zu besprechen. Für heute beschränke ich mich auf den ersten derselben.

Wenn Sie sagen, daß die Haltung der demokratischen Partei während des letzten Vierteljahrhunderts Jedem, der die Geschichte dieses Zeitraumes kennt, und besonders Denen, die, wie Sie und ich, diese Geschichte mit erlebt haben, tiefes Mißtrauen gegen diese Partei einflößen muß, so bin ich darin vollständig mit Ihnen einverstanden. Es sind, besonders während der letzten beiden Jahrzehnte, im Namen der Demokratie Dinge geschehen, auf die der vaterlandsliebende Bürger nur mit Abscheu zurückblicken kann. Man hat den Versuch gemacht, die Sklaverei zu einem Nationalinstitut zu machen; man hat dem Lande die Alternative gestellt, entweder die Union der Freiheit oder die Freiheit der Union zu opfern; man hat in der schweren Zeit, wo es sich um das Leben der Nation handelte, gegen die zur Erhaltung dieses Lebens nothwendigen Maßregeln eine Opposition gemacht, deren Motive kaum den Schein des Patriotismus zu wahren suchten; man hat inmitten der Noth des Krieges, unter Verläugnung des patriotischen Pflichtgefühls, sich nicht nur gegen den Zwangskurs uneinlösbarer Regierungsschuldscheine, sondern überhaupt gegen ihre Emission gesträubt,

und dann, nach Wiederherstellung des Friedens mit Hintansetzung alles dessen, was man kurz vorher zur unzeitigen Geltung gebracht hatte, und unter Verläugnung aller Traditionen der eigenen Parteivergangenheit diesen Zwangskurs permanent zu machen versucht. Man hat in den Tagen der allgemeinen Bedrängniß und Gefahr jeder Form nationaler Besteuerung Hindernisse in den Weg gelegt und dann, nach Beendigung des Krieges mit der Schutzzöllnerei geliebäugelt; man hat den Glauben an den Werth der Prinzipien in Mißkredit gebracht nicht nur dadurch, daß man zu Zeiten, wo man ihnen hätte treu bleiben sollen, sie verrieth, sondern noch mehr dadurch, daß man zu unrechter Zeit scheinbar darauf bestand, indem man sie als Beschönigungsmittel einer feigen Obstruktionspolitik benutzte; man hat seit Jahren mit vielfarbigen, stets wechselnden Wahlprogrammen auf die gemeinsten Vorurtheile und schlimmsten Leidenschaften der Menge spekulirt, um auf solchen Wegen wieder zur Macht zu gelangen — das Alles, und noch viel mehr hat man im Namen der Demokratie versucht oder gethan. Das Alles steht verzeichnet im schweren Schuldbuch der Partei, die einst, wie man sagt, von dem Verfasser der Unabhängigkeitserklärung zu dem Zweck gegründet wurde, die Prinzipien dieser Unabhängigkeitserklärung zur praktischen Wirklichkeit zu machen.

Aber, was sollen wir nun sagen, wenn wir uns der republikanischen Partei zuwenden? Das ist die Partei, welche die Union gerettet und die Sklaven entfesselt hat; das ist aber auch die Partei, in deren Namen man die Last der durch den Krieg geschaffenen Nationalschuld mehr als verdreifacht, den freien Arbeiter zum Sklaven des Monopolisten gemacht, die Republik in einen Polizeistaat verwandelt, und für die soziale und industrielle Entwicklung des Landes Bedingungen geschaffen hat, bei denen Alles, was man republikanische Freiheiten zu nennen pflegt, zur bloßen Chimäre geworden ist; in deren Namen jetzt noch Tag für Tag, ohne daß das vor sechs Wochen von den Häuptern der Partei aufgestellte Programm dagegen

Protest erhöbe, ja, sogar unter ausdrücklicher Billigung dieses Programms, das Volk geplündert und geknechtet, seine Arbeitskraft gelähmt, und sein Gefühl persönlicher Freiheit ertödtet wird; die Partei, welche die edelsten Impulse und lautersten Absichten ihrer Mitglieder seit Jahren als Mittel zur Erreichung der selbstsüchtigen Zwecke Weniger mißbraucht; welche offen die Lehre predigt, die Regierung sei das rechtmäßige Werkzeug eben dieser Wenigen zur Beraubung der Vielen; welche mit ihren Wahlprogrammen, wo möglich, noch größeren Unfug treibt, als die demokratische Partei in ihrer schlimmsten Zeit; welche sich nicht entblödet, die ganze Existenz des großen Theils unseres Landes und Volkes, zu dessen Erhaltung für die Union das viele Blut des großen Bürgerkrieges geflossen ist, auf's Spiel zu setzen, um einer Anzahl gemeiner Verbrecher für ihre ruchlose Thätigkeit Gelegenheit zu verschaffen, — eine Partei, die längst nicht mehr unter der Kontrole ihrer freiheitsliebenden Gründer, sondern unter der Herrschaft gewissenloser Beutejäger und Intriganten steht, die sich zu den patriotischen Kämpfern für die ursprünglichen Zwecke der Partei genau so verhalten, wie die Leichenräuber auf dem Schlachtfeld zu den gefallenen und überlebenden Kriegern.

Solcher Art sind die beiden Parteien, zwischen denen Sie und ich in diesem Augenblicke die Wahl haben. Was ist da zu thun?

Der nächste Gedanke, der sich bei der Betrachtung unserer Sachlage jedem ernsten Menschen aufdrängt, ist der, es müsse da irgend ein Ausweg gefunden werden, um der Nothwendigkeit dieser Wahl zu entgehen. Ein solcher Ausweg ist die Gründung einer neuen, dritten Partei. Wie Sie wissen, wurde der Versuch dazu vor vier Jahren gemacht. Er mißlang, aus Gründen, die hier nur im Vorübergehen berührt werden können. Er mißlang zunächst, weil Diejenigen, welche mit der Aufgabe betraut waren, die Bildung der neuen Partei einzuleiten, von vornherein dem Geist dieser Aufgabe untreu wurden, Erfolgspolitik trieben

statt Prinzipienpolitik, und daher naturgemäß mit ihren Bestrebungen und Erfolgen noch unter das Niveau der gewöhnlichen alten Parteipraxis herabsanken. Er mißlang aber auch vielleicht aus dem weiteren Grunde, daß die Entstehung einer neuen Partei sich nur unter sehr großen Schwierigkeiten vollziehen kann. Man stellt sich die Bildung und Auflösung der Parteien in der Regel vor, wie die Bildung und Auflösung geschäftlicher und industrieller Gesellschaften; wie hier eine Anzahl Leute sich vereinigen zur Förderung eines bestimmten Zwecks, zur Lösung einer besonderen geschäftlichen oder industriellen Aufgabe, und dann, sobald der Zweck erreicht, die Lösung erfolgt ist, wieder auseinandergehen, um sich neuen Verbindungen zu anderen Zwecken anzuschließen, so, meint man, vergesellschaften sich auch die Bürger zur Förderung bestimmter national-ökonomischer Zwecke, zur Lösung gewisser politischer Aufgaben, um dann gleichfalls nach Erledigung der betreffenden Angelegenheiten sich für neue Parteibildungen zu weiteren Zwecken und Problemen zur Verfügung zu stellen. Diese Vorstellung ist aber, wie ein Blick auf das Parteileben, besonders in England und den Vereinigten Staaten lehrt, nur zum Theil richtig. Politische Parteien verdanken nur selten ihre Entstehung dem klaren Bewußtsein gemeinsamer Ueberzeugungen bei den vielen Menschen, die sich in diesen Parteien zusammenfinden, oder einem auf besonnene Ueberlegung sich gründenden Entschluß, zur Förderung bestimmter Zwecke zusammenzuwirken. Ebenso wenig lösen sie sich sofort auf, nachdem die Gemeinsamkeit ihrer Ueberzeugungen und auf bestimmte Ziele gerichteter Bestrebungen aufgehört hat. Politische Parteien (wie andere für die innere und äußere Geschichte der Völker bedeutende Genossenschaften) finden den Grund ihrer Entstehung und ihres Bestandes in vielerlei Dingen, die oft mit der augenblicklichen Parteithätigkeit nur in sehr entferntem Zusammenhange stehen — in der Gleichheit der materiellen Interessen, in der Aehnlichkeit der Anschauungen, Vorurtheile und Ideen auf sozialen und sonstigen nichtpolitischen Gebieten,

in landsmannschaftlichen Sympathien und dergleichen mehr. Dazu kommt noch die Solidarität der Parteiinteressen, welche sich im Laufe des Parteilebens bildet, der Zwang der Gewohnheit, die Furcht vor der Schmach der Ueberläuferei und Apostasie die sich Jedem, der seine Verbindungen wechselt, an die Ferse heftet. Politische, wie religiöse und soziale Körperschaften haben in ihrem Wesen etwas Organisches. Wie man einen lebenden Körper nicht dadurch herstellen kann, daß man seine elementaren Bestandtheile mechanisch zusammenfügt, so lassen sich auch Parteien nur schwer künstlich bilden. Und wie das Licht, welches die Entstehung und die Dauer organischen Lebens bedingt, in dem Organismus selbst sich als Wärme bethätigt, so müssen auch die einer Partei zu Grunde liegenden Ideen sich erst in Leidenschaften und Vorurtheile verwandeln, ehe sie als Faktoren zur Bildung und Erhaltung einer Partei zu verwenden sind. Wenn man die Geschichte einer Partei rückwärts bis zu ihren Anfängen verfolgt, so stößt man fast immer auf Perioden großer Aufregung, in denen eine ruhige Erörterung bestimmter Maßregeln und Prinzipien kaum möglich war. Daraus nun, daß Parteien ihren eigentlichen Halt in etwas Anderem haben, als in klaren Entschließungen zur Förderung bestimmter Zwecke, ergiebt sich, daß sich zu verschiedenen Zeiten innerhalb derselben Partei die verschiedensten Anschauungen und Bestrebungen geltend machen können. Und es folgt daraus ferner, was übrigens unsere Erfahrung zur Genüge gelehrt hat, daß diese Parteien noch lange bestehen können, nachdem die Zwecke ihrer ursprünglichen Gründung (soweit sie überhaupt je zur deutlichen Erkenntniß gekommen waren) fast ganz aus dem Gesichtskreis ihrer augenblicklichen Mitglieder verschwunden sind, daß sie ein außerordentlich zähes Leben haben, und daß sie nicht selten sich selbst da noch erhalten, wo ihre Wirksamkeit mit der Einsicht und dem Willen einer überwiegenden Mehrzahl ihrer Mitglieder im schreiendsten Widerspruch steht.

Es ist einleuchtend, daß in den Thatsachen, auf die ich

hier kurz hingewiesen habe, einer der größten Uebelstände unseres Parteilebens liegt. Der Wirrwarr in den Parteien, der daraus entsteht, daß sie entweder sehr vagen Tendenzen oder unklaren Anschauungen ihren Ursprung verdanken, und daß der Schein der Uebereinstimmung in den Bestrebungen ihrer Mitglieder daher nicht selten ein trügerischer ist, oder auch daraus, daß sie die Zwecke ihrer ursprünglichen Bildung hinter sich haben, dennoch aber, wo es sich um ganz andere Fragen und durchaus neue Probleme handelt, ohne durchgreifenden Wechsel ihrer Mitgliedschaft fortbestehen, wird unfehlbar von selbstsüchtigen Ränkeschmieden benutzt, um das ehrliche und thatkräftige Zusammenwirken derjenigen, die in Bezug auf die Fragen der Gegenwart eines Sinnes sind, zu verhindern oder zu vereiteln. Und die Beseitigung dieses Uebelstandes, welche nur dadurch bewerkstelligt werden kann, daß man jeden Stimmgeber so viel wie möglich auf den Boden seiner wirklichen Ueberzeugung stellt, und für die Geltendmachung dieser Ueberzeugungen die geeigneten Organe schafft, ist eine der schwierigsten Aufgaben des praktischen intelligenten und ehrlichen Politikers.

Wie Ihnen bekannt, war es vor vier Jahren meine Ansicht, daß die republikanische sowohl wie die demokratische Partei sich vollständig überlebt habe, daß eine Wiedergeburt der alten Parteien zu den Unmöglichkeiten gehöre, und daß das Heil der Republik nur zu erwarten sei von der Entstehung einer neuen Partei, die den Geist der in der letzten Periode unseres Lebens von allen denkenden Menschen gewonnenen Einsichten, und die Glut der Entrüstung über die in den alten Parteien herrschenden Mißbräuche, welche sich bei den besseren Mitgliedern beider Parteien fühlbar machte, in sich verkörpere. Und ich gestehe, daß ich diese Ansicht nur mit großem Widerstreben in Widererwägung gezogen, und dem Versuch einer Regeneration der alten Parteien nur mit großem Mißtrauen meine Zustimmung gegeben habe. Was mich dazu bestimmte, war die Nothwendigkeit, auf jede Gefahr hin, einen solchen Versuch zu wagen, denn

an die Gründung einer dritten Partei, die in den nächsten Jahren mächtig genug wäre, der eben herrschenden alten Partei auch nur als respektable Minorität zu imponiren, war im Augenblick nicht mehr zu denken. Es war um so weniger daran zu denken, als ein beträchtlicher Theil der sogenannten unabhängigen Republikaner nach der Nomination Hayes' sofort, ohne die Ereignisse in St. Louis abzuwarten, wieder in seinen alten Parteiverband zurückgekehrt war. Das war der einstimmige Schluß der Berathungen, die ich mit alten Freunden und Genossen zu pflegen Gelegenheit hatte. Da nun unter allen Umständen gehandelt werden sollte, blieb nichts Anderes übrig, als das, was im Wesentlichen vor einigen Monaten von der in New-York abgehaltenen Konferenz in Vorschlag gebracht wurde. Von der Voraussetzung ausgehend, daß jede der beiden Parteien aus guten und schlechten Mitgliedern, aus patriotischen Bürgern und beutesüchtigen Drahtziehern bestehe, und daß in beiden Parteien die guten Elemente mit den schlechten im Kampfe liegen, beschloß man, die Ersteren in diesem Kampfe zu ermuthigen und, im Fall der Möglichkeit eines Sieges, sie zu verstärken. Man konnte die alten Organisationen nicht zerstören; so galt es denn, sich ihrer zu bemächtigen und wo möglich sie umzugestalten und zu reinigen. In diesem Sinn und zu diesem Zweck erließ man einen Aufruf an hervorragende, als reformfreundlich bekannte Mitglieder beider Parteien — Demokraten sowohl wie Republikaner, — welche auch, wenn nicht in sehr großer, doch immerhin in erheblicher Anzahl entweder persönlich erschienen und an den Berathungen der Konferenz sich betheiligten, oder schriftlich zu der aus diesen Berathungen hervorgegangenen Adresse ihre Zustimmung gaben. Es ist nicht nöthig, den Wortlaut dieser Adresse, der in der letzten Zeit zu vielen unerquicklichen Diskussionen Anlaß gegeben hat, und über dessen scheinbar klaren Sinn die Meinungen in wunderbarer Weise auseinander gehen, hier wiederzugeben: er ist zur Genüge bekannt. Allein ich erlaube mir, auf einige

Thatsachen aufmerksam zu machen, die meines Erachtens, behufs richtiger Deutung derselben, scharf in's Auge zu fassen sind, deren Zusammenhang mit dem Aufruf zur Konferenz sowohl wie mit den Verhandlungen derselben jedoch bei einigen der Urheber der Adresse ganz in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, obwohl er durch den ursprünglichen Aufruf nicht minder als durch die Adresse selbst auf's Unzweifelhafteste beurkundet ist. Die erste und wichtigste dieser Thatsachen ist, daß zur Zeit, wo der Aufruf zur Konferenz erlassen wurde, das Werk der Reform in beiden Parteien bereits begonnen und die Blicke des ganzen Volkes der Vereinigten Staaten auf zwei Männer — in jeder Partei Einen und nur Einen — gezogen hatte, die offenkundig als die Fahnenträger der Reform dastanden. Von diesen beiden Männern, und nur von diesen, war es allbekannt, daß sie durch ihr Wirken „nicht nur das Zutrauen ehrlicher Männer, sondern auch die Furcht und den Haß der Diebe verdient hatten." Es gab ohne Zweifel im öffentlichen Leben noch viele andere Menschen, die von den Guten geliebt und von den Schlechten gehaßt wurden; aber in Hinsicht der in der Konferenz verhandelten Dinge war dies nur von den zwei Männern allem Volk bekannt: von dem Republikaner Bristow und dem Demokraten Tilden. Nur im Hinblick auf diese Thatsache hatten die bekannten Aeußerungen der Mitglieder der Konferenz und die Worte ihrer Adresse Sinn und Verstand. Es war in und zwischen den Zeilen des Aufrufs und der Adresse zu lesen, es ging aus allen während der Sitzung der Konferenz gemachten Andeutungen unverkennbar hervor, daß man darauf aus war, an diese thatsächlichen, schon in ihrem Beginn mit den glänzendsten Erfolgen gekrönten Reformversuche anzuknüpfen, auf sie als Beweise der Möglichkeit einer durchgreifenden Umgestaltung unserer öffentlichen Zustände hinzuweisen, sie zu Brennpunkten der von der Konferenz anzubahnenden politischen Thätigkeit zu machen, und an das Volk der Vereinigten Staaten die Aufforderung ergehen zu

lassen, sich in dem bevorstehenden Wahlkampf um den Einen oder den Anderen der beiden vor Aller Augen hochragenden Vertreter und Förderer der Reform zu schaaren und unter ihrer Führung das große Werk der Besserung unserer öffentlichen Zustände in Angriff zu nehmen. Die ernsten und würdigen Männer, aus denen die Konferenz bestand, waren nicht zusammengetreten, um eine politische Andachtsübung zu halten, den alten Parteien zur Abwechslung einmal wieder in's Gewissen zu reden, eine neue Parteiethik zu formuliren u. s. w.; das wäre sehr überflüssig gewesen, denn darin konnte man es den frommen Genossen des Simon Cameron und den tugendhaften Nachfahren Tweed's sicherlich nicht zuvorthun, wie wenigstens Einige der Mitglieder der Konferenz, die auch damals schon ihren Reineke Fuchs mit Nutzen gelesen hatten, recht wohl wußten. Ebenso wenig hatten sie es darauf abgesehen, sich gegenseitig in dem zwar löblichen, aber etwas trivialen Vorsatz, nur ehrlichen und intelligenten Menschenkindern als Präsidentschafts- und Vizepräsidentschafts-Kandidaten ihre Stimme zu geben, zu bestärken. Sie waren vielmehr zusammengekommen, um für die öffentliche Meinung, die längst in vager und darum wirkungsloser Weise zu den Reformbestrebungen den Hintergrund bildete, wirksame Organe zu schaffen, sie zu kräftigen, sie auf bestimmte Ziele zu lenken, und dann sie als Waffe und Wehr den Männern, die eben mit der schweren Arbeit der Reform beschäftigt und natürlich den Anfeindungen aller Schlechten im Lande ausgesetzt waren, zur Verfügung zu stellen. Fromme Wünsche hatten lange genug in der Luft geschwebt; Versprechungen der feierlichsten Art waren unzählige Male von Parteien und Kandidaten gemacht worden; man besaß die werthvollsten Schriftstücke in Form von Programmen und Annahmeschreiben; guter Wille und redliche Absicht boten sich aller Orten in Fülle; nicht auf *diese* wollte man sich fortan verlassen, sondern auf sichtbare und faßbare Agentien, deren Tüchtigkeit von schon vorhandenen Resultaten gewährleistet

wurde. Aus diesem Grunde hieß es in nicht endenden Plenasmen, man vertraue nicht dem Wort, sondern der That, nicht dem Willen, auch dem redlichsten, sondern der realen, wirkenden Kraft. Das war der klare Sinn der Sätze, die sich fast zu Dutzenden in der Adresse finden — Sätze, z. B. wie dieser: „Jeder amerikanische Bürger, dem die Zukunft der Republik und die nationale Ehre am Herzen liegt, sollte es sich feierlich geloben, daß das Land einen Präsidenten haben soll, dessen Name schon jetzt das Feldgeschrei der Reform ist, dessen Fähigkeit und Muth bereits urkundlich sind, und nicht in der Erwartung stehen."

Wenn über die Wahrheit dieser Behauptungen noch irgend ein Zweifel obwalten könnte, so würde dieser Zweifel gehoben durch die weitere Thatsache, daß lange vor dem Zusammentritt der Konferenz, ja sogar lange vor dem Erlaß des Aufrufs dazu, hervorragende Mitglieder derselben wiederholt erklärt hatten, in Anbetracht der Hohlheit und Verlogenheit der Parteiprogramme, insbesondere des letzten Programms der republikanischen Partei, worin man mit der größten Feierlichkeit Dinge, wie eine gründliche Reform des Zivildienstes, gelobt hatte, die man hinterher, nach erfolgtem Sieg, mit dem größten Behagen dem Hohn feiler Parteitechte Preis gab, solle diesmal die alte Regel: „nicht Männer, sondern Prinzipien" mit einer kleinen Variante umgekehrt und somit der Satz aufgestellt werden: „nicht Prinzipien-Erklärungen, sondern Männer, die ihre Thaten für sich reden lassen können." Das wurde zum Ueberfluß auch in der Konferenzpresse mit großer Eindringlichkeit ausgeführt: kein noch so lauterer, persönlicher Charakter, keine noch so werthvolle Leistung auf andern Gebieten, als denen der werkthätigen Reform, keine noch so tiefe Einsicht in die Natur unserer politischen Mißstände, kein noch so feierliches Versprechen, diese Mißstände zu heben, solle als Grund gelten, auf welchen hin man einem Kandidaten seine Unterstützung zuwenden wolle. Es fiel während der Berathungen der Konferenz und nach Ver-

lesung und Annahme der Adresse gewiß keinem der Mitglieder ein, er handle im Sinne der Adresse, wenn er einen gewöhnlichen Politiker auf Grund der Unbescholtenheit seines Privatlebens und der wunderbaren, nach seiner Nomination gemachten Entdeckung, er schreibe einen vortrefflichen Styl und sei ein ausnehmend liebenswürdiger und anständiger Mensch, als Präsidentschafts-Kandidaten auf den Schild erhöbe, gleichviel, ob dieser Politiker je in irgend einer Weise durch energische Reformthätigkeit zu öffentlicher Anerkennung gekommen sei oder nicht.

Das ist aber noch nicht Alles. Es handelte sich bei den Mitgliedern der Konferenz nicht nur darum, sich gegen die Wortbrüchigkeit der Partei oder eines Kandidaten dadurch sicher zu stellen, daß man, wie Faust in seiner bekannten Exegese, nur die That gelten ließ; es handelte sich nicht nur darum, sich für die Arbeit der Reform eines starken Willens und einer zuverlässigen, erprobten Kraft zu versichern, sondern es handelte sich noch mehr darum, in den Vordergrund des Kampfes gegen die Korruption einen Mann zu stellen, dessen Name allein dem Volk als Symbol und Wahrzeichen dieses Kampfes dienen und von dem ernsten Entschluß, mit den öffentlichen Missethätern schonungslos ins Gericht zu gehen, Zeugniß ablegen mußte. Es war nicht nur wichtig, die Sympathien der guten Bürger zu gewinnen, sondern ebenso wichtig, den Haß der Schlechten wach zu rufen, damit der Streit ein entscheidender werde, über dessen Charakter und Bedeutung Leute wie Cameron, Conkling und Morton so wenig wie die Mitglieder des New-Yorker Canalrings, oder die Cary und Konsorten im Westen, im Zweifel sein konnten. Es war nicht nur nöthig zu siegen, sondern im Namen der Reform zu siegen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die moralischen Früchte eines derartigen Siegs viel werthvoller sind, als die materiellen. Wenn der Sieg eines ehrlichen und wohlmeinenden Mannes hinterher mit Recht, oder mit einem Schein von Recht, der bloßen Thätigkeit der Parteimaschine zugeschrieben werden konnte, so war das, selbst bei dem reellsten

Gewinn für die Sache der Reform, immerhin nur ein halber, weil für das Bewußtsein der Masse bedeutungsloser Sieg.

In Anbetracht dieser Dinge wiederhole ich: die Verhandlungen und Adressen der New-Yorker Konferenz hatten nur dann einen Sinn, wenn die auf der Stelle, während der Sitzung der Konferenz selbst, von Adams offen vollzogene Interpretation der Adresse die richtige war. Man mußte, abgesehen von der Möglichkeit, daß die Nomination auf schlechter Plattform erfolgte, oder eine andere unvorhergesehene Konjunktur eintrat, Bristow unterstützen, oder Tilden. Wurden beide nominirt, so hing der Ausschlag natürlich von persönlichen Erwägungen ab, die uns, wie die Sachen eben stehen, nicht weiter interessiren.

„Aber," sagt man, „wenn diese Deutung der Adresse die allein zulässige wäre, so sollte das doch aus dem Wortlaut derselben ausdrücklich erhellen. Man hätte sich da viele Umschweife und unnütze Redensarten ersparen können." Es ist sehr bezeichnend, daß man jetzt in dieser Weise auf die Allgemeinheit in der Fassung der Adresse und die Sorgfalt, womit die Nennung jedes Namens vermieden wurde, Gewicht zu legen versucht, während doch alle Welt weiß, woher die Eigenthümlichkeiten in der Form der Adressen stammen. Als nämlich die Konferenz zusammentrat, erhob sich unter den Maschinenpolitikern ein fürchterliches Geschrei, sie sei im Interesse ehrsüchtiger Präsidentschafts-Kandidaten berufen worden; es wurde gedroht, man werde sich nichts vorschreiben lassen, und auf den Parteikonventionen sicherlich die Kandidaten *nicht* nominiren, welche von der Konferenz vorgeschlagen würden, u. dgl. mehr. Das blieb bei den Lenkern der Geschicke der Konferenz nicht ohne Wirkung; es veranlaßte sie, sich auf die bekannten Mythisirungen und Umschreibungen der alten Diplomatie zu verlegen. Es ist kaum nöthig, Ihnen zu sagen, wie das gemacht wird: man kehrt der zu bezeichnenden Person den Rücken zu, macht eine rasche Handbewegung nach hinten, legt den Zeigefinger auf die Lippen, sagt „Pst", und, wenn man überhaupt von der

Person spricht, spricht man im Pluralis und nennt keine Namen. Das war nun recht schön, hatte aber den Uebelstand (der darum doppelt schlimm war, weil die Konferenz von vornherein die Klippe der Lächerlichkeit zu umschiffen hatte, indem das Geschlecht des Aristophanes noch bis auf diese Stunde die Jünger des Sokrates verfolgt), daß es sogar bei sehr ernsten Menschen einige Heiterkeit erregte. Außerdem hatte es die weitere böse Folge, daß einige unschuldige Leute, die sich auf die Sprache der Diplomatie nicht verstanden, wie die Herren Schurz und Wesendonck, dadurch irre geleitet wurden und nun in dem guten Glauben sind, man habe an Bristow und Tilden wohl gedacht, ihrer unter der Hand wohl auch Erwähnung gethan, aber nur beispielsweise — man habe sie gewissermaßen als Paradigmen benutzt, um sich in der politischen Deklination und Konjugation zu üben; andere Männer, wie Evarts und verschiedene Mitglieder der Konferenz selbst, die natürlich als wohlerzogene Leute sich nicht selbst in Vorschlag bringen konnten, wären der Konferenz eben so genehm gewesen.

Die diplomatische Hülfe wurde übrigens, wie ich bereits erwähnt habe, schon während der Sitzung der Konferenz zerrissen. Nachdem die Adresse zur Verlesung und Abstimmung gekommen war, erhob sich Herr Adams und faßte den Sinn in die kurzen Worte zusammen: „Also Bristow, und wenn der nicht nominirt wird, dann Tilden.“ Gegen diese nicht mißzuverstehende Deutung wurde nicht nur nicht protestirt, sondern sie wurde mit jubelndem Beifall aufgenommen. Die Annahme, welche man jetzt zu machen sucht, die eigentlichen Häupter und Wortführer der Konferenz seien mit dieser bündigen Metaphrase durchaus nicht einverstanden gewesen, haben sie aber stumm mit angehört, und, während der Sturm des Beifalls über die Versammlung dahinrauschte, gesenkten Hauptes stille Neben- und Hintergedanken gepflogen, ist natürlich durchaus unzulässig, denn wenn diese Annahme begründet wäre, würde die Konferenz sofort zu einer argen Komödie herabsinken. In einer Konferenz

konferirt man eben, d. h. man giebt seinen Gedanken Ausdruck und seinen Bedenken Worte, um wo möglich die Entschließungen zur Einstimmigkeit zu bringen. Um stillen Gedanken nachzuhängen, war die eigene Studirstube der geeignetste Ort; dazu brauchte man den weiten Weg in's Fifth Avenue Hotel nicht zu machen. Noch mehr: ein solches stummes Gedankenhegen wäre noch etwas viel Schlimmeres gewesen, als eine Komödie, denn die betreffenden Häupter der Konferenz, als alte Juristen, kannten ohne Zweifel sehr wohl den längst aus dem kanonischen Recht in's Zivilrecht übergegangenen Satz: „Wer schweigt, stimmt zu"; und die anwesenden Demokraten sowohl, wie die Republikaner, welche auf diese Präsumption hin ihre Entschließungen und ihre spätere Thätigkeit gründeten, mußten (selbst wenn sie das Glück hatten, der eigenthümlichen Maßregelung durch die publizistischen Organe dieser Häupter zu entgehen) bei der plötzlichen Entdeckung, daß man sich seine eigentliche Meinungsäußerung auf bessere Gelegenheit vorbehalten, auch auf stille Gedanken gerathen, die indeß nicht selten zu einer gelegentlichen, sehr eruptiven Darstellung kommen.

Natürlich soll hiermit nicht gesagt werden, daß die Mitglieder der Konferenz für den Fall, daß weder Bristow noch Tilden nominirt wurde, nicht noch andere Kandidaten im Auge hatten, oder sich im strengen Sinne des Wortes zur Unterstützung bestimmter Personen verpflichteten. Und es versteht sich von selbst, daß das Urtheil einzelner oder aller Mitglieder der Konferenz nach ihrer Vertagung oder vor oder nach den Nominationen in Cincinnati und St. Louis auf Grund neuer Entdeckungen oder neuer Ereignisse sich vollständig umgestalten konnte. Allein das kann mit Recht gesagt werden, daß die Erörterung der Frage, ob man überhaupt einen Demokraten, oder die demokratische Partei, mit der Aufgabe der Reform betrauen könne, für die Häupter und Wortführer der Konferenz zu spät kommt. Das war eine Frage, die nicht nur in der Konferenz,

sondern eigentlich schon vor Erlaß des Aufrufs dazu, erledigt werden mußte. Sie mußte und konnte erledigt werden, denn der Charakter der demokratischen Partei war damals ebenso bekannt, wie jetzt. (Dasselbe gilt von dem besondern Kandidaten Tilden, der schon eine Gouverneurskampagne hinter sich hatte, gegen den alle Anschuldigungen, welche man jetzt gegen ihn erhebt, längst erhoben worden waren, und dessen Amtsführung sowohl wie das nachmalige Gebahren seiner Ankläger, die sich, zum großen Theil wenigstens, als Agenten und Helfershelfer der von ihm verfolgten Diebesrotte erwiesen, den Charakter und die Motive dieser Anschuldigungen längst in die zugehörige Beleuchtung gerückt hatte.) Wenn die Antwort auf diese Frage verneinend ausfiel, wenn man die Absicht hatte, mit den Forderungen der Reform sich nur an die republikanische Partei und ihre Mitglieder zu wenden, so mußte man das in dem Aufruf offen erklären. Man durfte dann keine Demokraten einladen, es sei denn, daß man sich wieder, wie vor vier Jahren die Verderber der Reformsache in Cincinnati, auf eine Art von höherer Bauernfängerei (ich bediene mich absichtlich dieses derben, in diesem Zusammenhang mit Recht bereits gebrauchten Ausdrucks) verlegen wollte.

„Nun", werden Sie einwenden, „das mag Alles so sein; das gilt vielleicht für die New-Yorker Konferenz und für ihre Mitglieder; für mich aber und für alle Diejenigen, welche mit jener Konferenz nichts zu thun hatten, bleibt die Frage nach wie vor, ob der Versuch, die Sache der Reform in die Hände eines alten Demokraten zu legen und mit Hülfe der demokratischen Parteiorganisation zu fördern, zulässig — ob es vielmehr in Anbetracht der in Cincinnati und St. Louis aufgestellten Programme und Kandidaten und der dadurch eröffneten Aussichten, nicht gerathener sei, ein abermaliges Experiment mit der republikanischen Partei anzustellen." Das ist freilich eine Frage, die sich durch das Vorstehende nur zum Theil erledigt; mein

heutiger Brief ist indeß schon so weit über die ihm von der Oekonomie einer täglichen Zeitung gestatteten Grenzen hinausgewachsen, daß ich die weitere Erörterung dieser Frage auf meinen nächsten Brief verschieben muß. J. B. S.

2.

Cincinnati, 20. August 1876.

Mein lieber Freund!

Wenn die Frage, ob es möglich sei, die jetzige demokratische Partei so umzugestalten und zu reinigen, daß sie mit einiger Aussicht auf Erfolg mit der Aufgabe der Reform betraut werden könne, oder ob es nicht immer noch besser sei, die Lösung dieser Aufgabe unter den Auspizien der republikanischen Partei, selbst unter ihrer augenblicklichen Führerschaft und Kontrole, zu versuchen, in einigermaßen befriedigender Weise zur Erledigung kommen soll, so ist es vor allen Dingen nöthig, einen flüchtigen Blick auf die Geschichte sowohl wie auf die Bestandtheile der beiden Parteien zu werfen. Wenden wir uns zunächst zur demokratischen Partei, so finden wir, daß ihre frühere Vergangenheit sich in einem viel lichtvolleren Bilde darstellt, als die spätere Periode, von der in meinem ersten Briefe die Rede war. Eine der größten Schwierigkeiten, womit die demokratische Partei in diesem Augenblick zu kämpfen hat, besteht darin, daß viele unserer stimmfähigen Bürger diese Partei nur kennen aus der Zeit, wo ihr Verhalten mehr oder weniger von den Interessen der Sklaverei bestimmt war, — als die Partei, welche das Sklavenjagdgesetz handhabte, die Sklaverei zu nationalisiren suchte und während des Bürgerkrieges entweder auf Seite der Rebellen stand, oder mehr oder weniger offen mit den Rebellen sympathisirte. Unsere jüngern Stimmgeber denken bei dem Namen „Demokrat" vorzugsweise an Leute wie Jefferson Davis oder Tombs, oder Vallandigham oder Voorhees, — an südliche

Sklavenbarone oder nördliche Teiggesichter. Allein es gab einst eine goldene Zeit der demokratischen Partei, eine Zeit der Ideen, in welcher nicht die Interessen der Sklaverei, sondern die der persönlichen und allgemeinen Freiheit zur Vertretung kamen. Diese Ideen waren Folgerungen des einen großen Grundgedankens der Selbstherrschaft des Volkes und der Beschränkung aller Regierungsgewalt auf bestimmte konstitutionelle Befugnisse. Die Grundlage dieser Ideen gewann die demokratische Partei durch ihre ersten und hervorragendsten Mitglieder, die als Gründer derselben bezeichnet zu werden pflegen, durch Jefferson und seine Genossen. Während einer langen Reihe von Jahren unterzog sie sich mit Ernst und Eifer der Aufgabe, diese Ideen im amerikanischen Staatsleben zu verwirklichen. Ihre Losung war: Schutz der Staatenrechte vor den Uebergriffen der Bundes-Regierung; Schutz des Individuums vor willkürlicher Bevormundung von Seiten irgend einer Regierungsgewalt, Schutz der Gewerbe- und Verkehrsfreiheit vor ungebührlichen Schranken, die man im Interesse von Monopolen zu errichten suchte, Aufrechterhaltung einfacher und natürlicher industrieller und politischer Verhältnisse und beharrliche Abweisung jedes Versuchs, sie durch künstliche und verwickelte Einrichtungen, die dem schlauen Spiel politischer Rechenmeister als Boden dienen könnten, zu ersetzen, Opposition gegen alle Besteuerung zu dem angeblichen Zweck, der Industrie des Landes künstlichen Vorschub zu leisten, Opposition gegen Privilegien und Sonderrechte, die von Korporationen und Individuen unter dem Vorwand einer indirekten Förderung des öffentlichen Wohls beansprucht werden, Opposition gegen alle Verschleuderung des nationalen Besitzes zur Erreichung der Sonderrechte einzelner Staaten oder sonstiger Landestheile, daher Opposition gegen Ausgaben für sogenannte innere Verbesserungen, die naturgemäß von denen bestritten werden sollten, denen sie zu Gute kommen — überhaupt Zurückführung der Regierungsfunktionen auf ihre Hauptaufgaben, den Schutz der Person und des Eigenthums und die Erfüllung derjenigen Pflichten, die dem

ganzen Volke als nationalem und staatlichem Individuum unvermeidlich obliegen.

Es ist hier der Ort nicht, auf die Einzelnheiten des allmählichen Verfalls der Demokratie einzugehen. Es ist das Schicksal aller historischen Ideen, durch ihre Verwendung im Dienst materieller Interessen getrübt zu werden. Diesem Schicksal entgingen auch die Grundsätze der amerikanischen Demokratie nicht. Es gab gewisse Interessen, die in einem Theile der Union, den Südstaaten, mehr oder weniger lokalisirt waren, und an zweien der Hauptgrundsätze der Demokratie eine Stütze fanden. Die Südstaaten waren Ackerbaustaaten: darum waren ihre Interessen die des Freihandels; sie hatten das Institut der Sklaverei, welches mit den allgemeinen Institutionen des Landes und dem republikanischen Gewissen der Nation im Widerspruch stand, dessen Existenz daher von der Entwicklung des nationalen Lebens fortwährend bedroht war: darum stand die Aufrechterhaltung der Staatenrechte bei ihnen in erster Reihe. Aus diesen beiden Gründen wurde der Süden vorwiegend demokratisch. Hier bewährten sich nun zwei Gesetze, die, wie die Erfahrung lehrt, alle politischen Kämpfe in konstitutionellen und freien Staaten beherrschen: *erstens*, daß jeder scheinbare oder vergebliche Kampf um Prinzipien immer in der That ein Konflikt materieller Interessen ist, der in dem in öffentlichen Reden, Debatten, Parteiprogrammen u. s. w. zur Darstellung kommenden Streit sich nur sehr unklar spiegelt, und *zweitens*, daß in diesem Konflikt irgend ein mächtiges Interesse allmählich alle andern in den Hintergrund drängt, oder sich ihrer bemächtigt und sich dieselben dienstbar macht, wobei es nicht selten vorkommt, daß die prinzipiellen Voraussetzungen, von denen man ausgegangen war, sich unvermerkt in ihr gerades Gegentheil verkehren. Dabei wird übrigens, soweit das möglich ist, die prinzipielle Form und Hülle gewahrt; die Grundsätze erhalten sich zum Schein in verzerrter, durch ihre Anwendung gefälschter Form als Vorwände für Maßregeln, die mit dem wahren Geist und Inhalt dieser

Grundsätze im grellsten Widerspruch stehen. Es wäre leicht, das Alles an der Geschichte der demokratischen Partei seit Anfang der vierziger Jahre nachzuweisen; die einschlägigen Thatsachen können jedoch an dieser Stelle nur oberflächlich berührt werden. Wenn man die demokratischen Programme ansieht, die während der dem großen Bürgerkrieg vorausgehenden zwanzig Jahre aufgestellt wurden, so findet man immer noch die Hülsen der alten sogenannten Jefferson'schen Prinzipien. Allein bei genauer Untersuchung dieser Hülsen zeigt es sich, daß in fast allen die Sklaverei steckt. Es wird da z. B. die vollständige Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von auswärtigen Einflüssen gepredigt, die Aufrechterhaltung der nordamerikanischen Suprematie auf dem amerikanischen Kontinent, die „manifest destiny", unsere Herrschaft über diesen ganzen Kontinent auszudehnen und die letzten Spuren monarchischer Kolonialherrschaft darauf zu vertilgen: das Alles bedeutet, daß die Sklaverei einer Gebietserweiterung und einer Machtvergrößerung im Kongreß bedarf, und übersetzt sich praktisch in die Annexion von Texas, woraus man drei oder vier neue Sklavenstaaten zu schaffen gedachte, in den mexikanischen Krieg, das Schielen nach Cuba u. s. w. Man besteht darauf, das Prinzip der Selbstregierung mit allen seinen Folgen müsse in den Territorien zur Geltung gebracht werden; die praktische Nutzanwendung dieser mit großem Pathos vorgetragenen Lehre ist, daß eine Handvoll Abenteurer, die eigens zu diesem Zweck ausgesandt worden sind, sich der Territorien bemächtigen und den Coder der Sklaverei zum unwiderruflichen Grundgesetz der zukünftigen neuen Staaten machen können. Man zieht die alten, den „Vätern der Demokratie" zugeschriebenen Beschlüsse der Gesetzgebungen von Virginien und Kentucky wieder ans Tageslicht als Beleg für die sogenannte Autonomie der Staaten, und gründet darauf das Recht der willkürlichen Sezession.

Wohin das Alles geführt hat, ist Ihnen und Andern in zu frischer Erinnerung, als daß es hier der näheren

Auseinandersetzung bedürfte. Was uns in diesem Zusammenhang besonders interessirt, ist der Zustand, in welchen die nördliche Demokratie durch die Rebellion der Südstaaten versetzt wurde. Jahrelang vor dem Ausbruch der Rebellion war der Schwerpunkt der demokratischen Partei im Süden gelegen; von dort aus hatte man die Wahlprogramme diktirt und der Parteithätigkeit ihre Richtungen vorgeschrieben. Wer im Norden innerhalb der Partei zur Bedeutung gelangen, als Präsidentschafts-Kandidat oder als Aspirant auf irgend ein namhaftes Amt Stellung gewinnen wollte, mußte sich den Forderungen des Südens anbequemen. Folge davon war, daß fast alle sogenannten Führer der Demokratie im Norden mit der Zeit in viel schlimmerem Sinn, als die Neger auf den Plantagen, Sklaven der südlichen Politiker wurden, die ihnen außerdem, wegen der größeren ihnen zu Gebote stehenden Muße, in der politischen Praxis weit überlegen waren, und ihnen daher über alle Gebühr imponirten. Das Bewußtsein der Schmach, welches das Tragen eines solchen Sklavenjochs hätte mit sich bringen sollen, wurde besonders dadurch abgeschwächt, daß die gegnerische Partei, welche darauf aus war, der demokratischen Partei ihre Suprematie im Süden streitig zu machen, die Demokraten nicht selten in ihren Zugeständnissen an die Interessen der Sklaverei zu überbieten suchte, so daß die Klasse der Teiggesichter auch unter den Whigs zahlreich vertreten war, und somit die öffentliche Meinung, die allein hier hätte als Kontrole dienen können, gründlich demoralisirt wurde. Hieraus entstand nun eine weitere Folge: der im Norden überhaupt schon vorherrschende Hang der Intelligenz, sich von dem schmutzigen Gebiet der Politik fern zu halten, steigerte sich. Während daher im Süden die Politik über die besten geistigen Kräfte verfügte, fiel sie im Norden fast ganz in die Hände roher, ungebildeter, beutesüchtiger Drahtzieher. So kam es denn, daß nach dem momentanen Ausscheiden der Südländer aus der Union und folglich auch aus der demokratischen Partei diese kopflos und charakterlos dastand.

Angesichts dieser Thatsachen ist der Unfug, der in den letzten Jahrzehnten im Namen der demokratischen Partei getrieben worden ist, nichts weniger, als unerklärlich.

Um die Mitte der fünfziger Jahre fing der Norden an, sich zu ermannen. Die Whigpartei hatte in den letzten Wahlkämpfen eine so vernichtende Niederlage erlitten, daß auch ihre treuesten Anhänger an ihrer ferneren Lebensfähigkeit verzweifelten. Nach dem raschen Auftauchen und eben so raschen Verschwinden einiger Fungusformen (wie der Knownothingpartei), die im Parteileben der Entstehung bleibender und würdiger Formen vorauszugehen pflegen, gelangte allmählich die republikanische Partei zur Gestaltung. Da die demokratische Partei ihr Scheinleben immer noch fortführte, selbst nach bald erfolgtem Ausbruch des Krieges, war es natürlich, daß die neue Partei vorwiegend aus früheren Mitgliedern der Whigpartei bestand, die eben so natürlich ihre alten nationalökonomischen und sonstigen Vorurtheile mit sich brachten, obwohl in der ersten Zeit vor der einen großen Aufgabe, den Uebergriffen der Sklaverei entgegen zu treten und die Union mit der Freiheit zu retten, alles Andere in den Hintergrund trat. Um dieser einen großen Aufgabe willen schied dann auch ein beträchtlicher Theil der besseren Elemente der demokratischen Partei aus dem alten Parteiverband aus und schloß sich der republikanischen Partei an. Dieser Beitritt der Demokraten erfolgte, wie sich von selbst versteht, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Thätigkeit der neuen Partei sich nur auf diese eine Aufgabe beziehen sollte, wie die alten Whigs recht gut wußten. Die begeisterten Gründer der republikanischen Partei dachten sicherlich damals nicht daran, unter neuer Firma wieder Schutzzöllnerei zu treiben, und überhaupt alles Das zu thun, worüber das Volk soeben in langen im Siege der Demokratie endenden Kämpfen den Stab gebrochen hatte.

Die historische Aufgabe der republikanischen Partei wurde, wenn auch mit schweren Opfern, glänzend gelöst; die Union

wurde erhalten und die Sklaverei vernichtet. Leider aber waren die zur erfolgreichen Führung des Kampfes gegen die südlichen Rebellen unerläßlichen Maßregeln besonders geeignet, die bösen Keime, die von den alten Whigs mit in die neue Partei verschleppt worden waren, unter Beihülfe selbstsüchtiger Spekulanten zur wuchernden Entfaltung zu bringen. Der Süden mußte mit Waffengewalt bezwungen und eine Zeitlang, selbst nach dem Siege unserer Waffen, unter dem Zwange der Militärherrschaft gehalten werden, um der in Folge der Zerstörung südlicher Institutionen und der theilweisen Umkehrung der alten sozialen Verhältnisse entstehenden Anarchie zu steuern, und dabei der sezessionistischen Staatsrechtslehre für immer den Garaus zu machen; die Heerführer der nationalen Militärmacht kannten natürlich nur strategische Rücksichten und ließen sich inmitten des Kampfs von konstitutionellen Bedenken nicht beirren. Wie immer, schwiegen unter den Waffen nicht nur die Gesetze, sondern auch die Verfassung. Das blieb nicht ohne Einfluß auch auf die nach dem Krieg gehandhabte politische Praxis, und viele der Häupter der republikanischen Partei gewöhnten sich daran, die Schranken der nationalen Regierungsgewalt ganz außer Acht zu lassen. Es mußten zur Bestreitung der Kriegskosten hohe Steuern erhoben werden; das war die günstigste Gelegenheit, die alten schutzzöllnerischen Theorien der Whigs wieder auf die Tagesordnung zu setzen, und im Interesse großer Monopole Zölle zu erheben, zu denen die Beschaffung nationaler Revenuen als bloßer Vorwand diente. Es mußten zur Beförderung der Truppen Heerwege geschaffen werden; außerdem gab man sich zur Zeit der größten Kriegsgefahr der Befürchtung hin, die an den fernen Grenzen des Landes, an der Küste des stillen Meeres, liegenden Staaten, deren merkantile und industrielle Interessen mit denen der östlichen Staaten nur in sehr losem Zusammenhange standen, und deren Verkehr mit dem Osten überhaupt ein ungemein schwieriger und langwieriger war, könnten ebenfalls von sezessionistischen Trennungsgelüsten heim-

gesucht werden, und man schloß daraus, es sei zu ihrer Erhaltung für die Union nöthig, sie mit eisernen Strängen an die östlichen Staaten zu fesseln: so wurden denn fast ganz auf Kosten der Bundesregierung enorme Schienenwege gebaut, und Korporationen gebildet, an welche man nicht nur ungeheure Summen Geldes, sondern noch ungeheurere Strecken Landes als Schenkungen, Subsidien und Subventionen verschleuderte. In solcher Weise stand bald nach der Beendigung des Krieges das alte national-ökonomische und politische Unkraut, welches in den früheren Kämpfen zwischen den Whigs und Demokraten mit der Wurzel ausgerottet zu sein schien, wieder in vollster Blüthe. Die Steuern und Zölle, die unter dem Vorwand einer Förderung der nationalen Industrie erhoben wurden, aber natürlich nur wenigen Monopolisten zu Gute kamen, waren wenigstens doppelt so groß, als die Revenuen, die der Bundesregierung daraus erwuchsen. Abgesehen von den fabelhaften Summen, die man auf den Bau der Eisenbahnen nach dem stillen Meer verwandte, wurden ferner für sogenannte innere Verbesserungen, mit denen die Bundesregierung von Rechtswegen nichts zu thun hatte, riesige Beträge verausgabt*). Das Schlimmste an der ganzen Sache aber war, daß mit dieser grenzenlosen rechts- und konstitutionswidrigen Verschleuderung des öffentlichen Eigenthums, um welches man das ohnehin in Folge der Kriegsnoth schon

*) Der eigentliche schamlose Unfug mit den „inneren Verbesserungen" begann erst im Jahre 1866, zu einer Zeit also, wo die republikanische Partei noch im vollen, ungetheilten Besitz aller Regierungszweige war. Von da ab füllte sich das Statutenbuch mit Bewilligungen für „die Reparatur, Erhaltung und Vollendung öffentlicher Werke an Flüssen und Häfen, und für andere Zwecke." Die „anderen Zwecke" bestanden in Wirklichkeit in der Bereicherung räuberischer Spekulanten. Hier sind die Zahlen; es wurden für „innere Verbesserungen" verwandt:

Im Fiskaljahr	1866—67	Doll. 3,698,048
„ „	1867—68	4,702,782
„ „	1867—68 (verwilligt in der „Deficiency Bill")	1,500,000

verarmte Volk förmlich beraubte, der Korruption Thür und Thor geöffnet wurden. Es ist jetzt aller Welt bekannt, daß in fast allen Fällen, wo Maßregeln zu Gunsten privilegirter Korporationen oder Koterien zum Gesetz erhoben wurden, eine große Anzahl Kongreßmitglieder direkt oder indirekt in diesen Korporationen und „rings" betheiligt waren, so daß ein beträchtlicher Theil des geraubten Geldes in ihre Taschen floß.

In den Jahren	1868—70	2,000,000
Im Fiskaljahr	1870—71	3,945,900
„ „	1871—72	4,407,500
„ „	1872—73	5,588,000
„ „	1873—74	6,102,900
„ „	1874—75	5,218,000
„ „	1875—76	6,643,517

Das macht für 9 Jahre einen Betrag von 43,806,647 Dollars! Und welcher Art waren die großen nationalen Wasserwege und Häfen, wofür diese Summen verwendet wurden! Da waren 5000 Dollar für Otter Creek, Vermont; 5000 Dollar für Choctawhatchie River, Florida; 10,000 Dollar für Taunton River, Massachusetts; 25,000 Dollar für Cocheco River, New Hampshire; 8000 Dollar für Sebawaing River, Michigan; 25,000 Dollar für Warrior River, Alabama; 5000 Dollar für Nansemond River, Virginia u. s. w. Wenn der Leser je vorher, ehe er in dem betreffenden Gesetz die betreffenden Bewilligungen sah, von diesen großen nationalen Häfen und Verkehrswegen gehört hatte, so ist er in der Geographie besser bewandert, als ich. Daß auch ein Theil der Demokraten im letzten Kongreß zu diesen Räubereien die Hand geboten hat, ist aus den Zuständen, die in neuerer Zeit in der demokratischen Partei geherrscht haben, erklärlich genug. — In Bezug auf die Subsidien an die pazifischen Eisenbahnen möge nur gesagt werden, daß die von den Vereinigten Staaten für sie verausgabten Bonds allein vier und sechzig Millionen Dollars betragen, worauf wir bereits über dreiundzwanzig Millionen Zinsen bezahlt haben, die, wie bekannt, nach einer vor nicht langer Zeit erfolgten Entscheidung des obersten Bundesgerichts, erst am Verfalltag der Bonds, also nach dreißig Jahren, zurückverlangt werden können. Inzwischen zahlen wir an Zinsen jährlich fast vier Millionen Dollars weiter, wovon nur eine sehr kleine Summe in Form von Transportkosten im Dienst der Regierung abverdient wird. Dabei ist natürlich der Werth der endlosen an die Eisenbahn verschenkten Länderstrecken nicht eingerechnet.

Dabei ist es äußerst bezeichnend, daß in vielen Fällen aus dieser Betheiligung der Kongreßmitglieder gar kein Geheimniß gemacht wurde. Aktieninhaber großer Unternehmungen auf dem Gebiete der Eiseninduſtrie u. ſ. w. waren nicht nur Mitglieder des Kongresses, sondern Mitglieder, wenn nicht gar Vorsitzer, der Ausschüsse, welche die Zolltabellen zu Gunsten der betreffenden Korporationen einberichteten. Es kam so weit, daß die Praxis des Diebstahls zu einem der obersten Grundsätze der landläufigen politischen Moral wurde! Dabei war es in Fällen, wo man es nicht wagte, offen dem Gewissen des Volks Trotz zu bieten, leicht, dies räuberische Treiben der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Während des Kriegs waren Aller Augen ohnehin auf die Vorgänge des Kriegsschauplatzes gerichtet, und auch die verderblichsten Maßregeln ließen sich unter dem Vorwand des Patriotismus durchsetzen, um so mehr, da die demokratische Opposition im Wesen sowohl wie in der Form meistens sehr unpatriotisch war. Nach dem Krieg durfte man, so oft eine republikanische Maßregel beanstandet wurde, nur auf die hohen Verdienste der großen, ruhmreichen, republikanischen Partei, auf ihre erprobte Besorgniß um das Wohl des Landes u. ſ. w. hinzuweisen, um jede Kritik zum Schweigen zu bringen.

Niemand, der die Thätigkeit der republikanischen Partei, besonders während der letzten acht Jahre, mit offenen Augen beobachtet hat, kann über ihren jetzigen wahren Charakter auch nur einen Augenblick im Zweifel sein. Die Interessen, welche diese Thätigkeit beherrschen, sind nicht die idealen Interessen der Freiheit, der staatlichen Ordnung im Süden, der Gleichheit Aller, ohne Unterschied der Farbe, vor dem Gesetz; das sind nur Blenden, die Geister einer vergangenen Zeit, die jetzt als Phantome dienen, hinter denen sich die wirklichen Interessen, denen die republikanische Partei pflichtig und hörig geworden ist, verbergen. Diese wirklichen Interessen sind sehr realer Natur; es sind die materiellen Interessen großer Monopole und

mächtiger Verbindungen zum Zweck der Ausbeutung der Hülfsquellen des Landes, nicht des gesamten Volkes, sondern eines verhältnißmäßig kleinen, aber dennoch mächtigen Bruchtheils desselben. Und die Herrschaft dieser Interessen über die republikanische Partei ist eben so unbeschränkt, ja, wo möglich, noch schrankenloser, als einst die Herrschaft der Interessen der Sklaverei über die demokratische Partei. Ueberhaupt sind die Analogien zwischen dem Gebahren der demokratischen Partei in den vierziger und fünfziger Jahren einerseits und dem Treiben der republikanischen Partei während der letzten zehn Jahre andrerseits außerordentlich lehrreich. Sie erinnern sich einer Stelle gegen Ende des dreiunddreißigsten Gesangs des Inferno in Dantes göttlicher Komödie, wo der Dichter einen der Verdammten sagen läßt:

„Wenn die Seele wider
Die Treue fehlt, wie ich, wird ihr genommen
Der Leib von einem Dämon, der regiert
Ihn dann, bis seine Stunde ganz getommen."

Das war genau das Schicksal der demokratischen Partei, als sie wider die Treue ihrer Grundsätze fehlte und sich der Sklaverei dienstbar machte; und das ist ebenso jetzt das Geschick der republikanischen Partei, nachdem auch sie „wider die Treue gefehlt" und sich zum Werkzeug der Monopolisten und öffentlichen Räuber gemacht hat. Die republikanische Partei, als Gesamtheit ihrer Mitglieder, hat keinen eigenen Willen mehr, so wenig, wie die demokratische Partei vor zwanzig Jahren. Ihr wahrer Geist ist von ihr gewichen, und der Dämon der Selbstsucht regiert sie. Natürlich versucht dieser Dämon seinen wahren Charakter zu verbergen, und die Stimme seiner Vorgängerin, der ursprünglichen Seele des Parteikörpers, so viel wie möglich nachzuahmen. Auch darin ist die Analogie mit der Demokratie zur Zeit ihrer Erniedrigung vollständig. In den Parteiprogrammen der Demokratie jener Zeit war von der Sklaverei entweder gar nicht, oder nur in sehr verblümter Form die Rede; sie lasen sich im Allgemeinen, als ob bei der

Abfassung derselben der alte Jefferson selbst die Feder geführt hätte. Genau so ist es mit dem jetzigen Programm der republikanischen Partei. Da bezaubern uns noch immer die Flötentöne, in denen die Freiheit und Gleichheit aller Menschen verkündet wird, da erschrecken wir noch immer vor den Posaunenstößen, die vor zwanzig Jahren die Feinde der Union und die Dränger der Sklaven auf Tod und Leben in die Schranken riefen. Und wenn nebenbei von der thatsächlichen, augenblicklichen Wirksamkeit der Partei die Rede ist, wie schüchtern kommt das zum Vorschein, wie unschuldig sieht das aus! Nehmen Sie einmal als Beispiel in dem letzten zu Cincinnati formulirten Programm der republikanischen Partei den Passus, der sich auf die Schutzzöllnerei bezieht:

„Die zur Bestreitung der laufenden Ausgaben der Regierung und zur Abzahlung der öffentlichen Schulden nöthigen Revenuen müssen zu großem Theil durch Einfuhrzölle beschafft werden, die so eingerichtet werden sollten, daß dadurch die Interessen der Arbeit und das Wohl des ganzen Landes gefördert werden."

Kann man sich etwas Milderes, Wohlwollenderes denken? Wer wird hinter dieser weichen Phrase den wahren, harten Sinn suchen, der eben kein anderer ist, als der, daß das jetzige republikanische Schutzzoll-System, durch welches dem Volk jährlich mehrere hundert Millionen Dollars in Form einer enormen Vertheuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse abgezapft werden, wovon kein Heller ins Schatzamt der Nation fließt, sondern jeder Dollar sofort einen stillen Weg in die Taschen der Monopolisten findet, unverändert fortbestehen soll?

Die Methoden, deren sich die jetzigen Rädelsführer der Maschinenpolitiker innerhalb der republikanischen Partei bedienen, um zu ihren Zielen zu gelangen, sind genau dieselben, welche vor Jahren die Praxis der Sklavenhalter innerhalb der demokratischen Partei bildete. Das eifrigste und beharrlichste Streben dieser Sklavenhalter lief stets darauf hinaus, die Diskussion der

Sklavenfrage dadurch zu verhüten, daß man nichtige, entweder längst erledigte oder sonst unbedeutende Scheinfragen in den Vordergrund drängte, über diese ein großes Geschrei erhob und an ihnen die Debatte sich abmühen ließ. So z. B. erbebten noch in den fünfziger Jahren alle demokratischen Rednerbühnen von den Gestikulationen, womit die beinahe ein halbes Jahrhundert vorher erlassenen „Fremden- und Aufruhrgesetze" (deren Inhalt, beiläufig gesagt, in der Regel weder dem Redner noch seinen Zuhörern bekannt war) denunzirt wurden. In ähnlicher Weise ist es bei den Industrierittern der republikanischen Partei darauf abgesehen, die Aufmerksamkeit des Volks immer wieder auf die Fragen der Vergangenheit zu lenken, oder, wo ein lebendiges, drängendes Problem der Gegenwart sich nicht mehr ganz abweisen läßt, ihm eine solche Seite abzugewinnen, daß der Versuch seiner Lösung die Interessen der Monopolisten nicht berührt und gefährdet. Vor etwa vier Jahren fing das allgemeine Verlangen nach Reform an, sich vernehmbar zu machen; eine Anzahl Leute traten zusammen und stellten ein Programm auf, worin außer einer Reform des Zivildienstes, der Aufhebung der willkürlichen Bevormundung der einzelnen Bürger sowohl wie der Staaten u. s. w., auch eine Zurückführung der Zölle auf die Revenuenbasis nachdrücklich verlangt wurde. Herr Senator Schurz schrieb bei der Gelegenheit einen Brief, worin er den letztern Punkt besonders hervorhob. In wenigen Wochen hielten derselbe Senator Schurz und der Senator Trumbull von Illinois Reden vor einer zum Zweck der Einleitung der Reformbewegung in New-York berufenen Versammlung. Wer erschien nun in dieser Versammlung neben den Revenuen-Reformern Schurz und Trumbull? Der entschiedenste Befürworter der Satrapisirung des Südens sowohl wie der Schutzzöllnerei und überhaupt des ganzen regierischen Bevormundungssystems — Herr Horace Greeley! Und als kurz darauf die Konvention der republikanischen Reformatoren in Cincinnati tagte, wurde die Forderung der Revenuen-Reform, d. h. die Kriegserklärung

gegen die Monopolisten, aus dem Programm der Bewegung einfach gestrichen, und die Fahne der Reform wurde demselben Greeley in die Hand gedrückt! Seit jener Zeit hört man aus den Reden, Briefen und Manifesten der republikanischen Reformatoren keinen Laut mehr, der auch nur im Entferntesten an den Unfug unseres Zollsystems erinnern könnte, mit Ausnahme einiger „kleinen Entschuldigungen im nassen Sack", die von den obenerwähnten Revenuen-Reformern bald nach der Nomination Greeley's zur Beschönigung derselben vorgetragen wurden*). Und dieses tiefe Schweigen soll offenbar fortdauern; man formulirt jetzt kurze Programme, wie „Ehrliches Geld und ehrliche Verwaltung", in denen sich das ganze Problem der Reform erschöpfen soll, oder es wird die Behauptung aufgestellt, man dürfe nicht zu viel auf einmal bessern wollen, man müsse nach einem bekannten strategischen Grundsatz die Feinde der Reform einzeln schlagen und daher müßten vor Allem, ehe an etwas Anderes gedacht werden könne, die zwei Aufgaben der Wiederaufnahme der Baarzahlung und der Zivildienst-Reform erledigt werden — eine Behauptung, die stark an die Weisheit des alten Till Eulenspiegel erinnert, der bekanntlich, um den Satz „Eins nach dem Andern" zu erläutern, ehe er einem halb zu Tode gemarterten Lastthier die Bürde abnahm, erst seine Quetschwunden heilen und seinen Treiber Mores lehren wollte. Während in solcher Weise im Interesse der Monopole die „schwere Kunst des Schweigens" mit Erfolg geübt wird, warnt man mit großer Beredtsamkeit vor den Gefahren eines Siegs der Demokratie,

*) Eine rühmliche Ausnahme bildet hier der einsichtige, erfahrene und geistvolle Gustav Körner, der mit klarem Auge die Tragweite der Schutzzollfrage auf materiellem wie auf moralischem Gebiet erkennt und (wie er in einer neulichen Mittheilung an die Blätter zu erklären sich veranlaßt fand) den Beschlüssen der R.-Z). Konferenz mit dem ausdrücklichen Vorbehalt beitrat, er werde keinen Präsidentschafts-Kandidaten unterstützen, der nicht Hartgeldmann und Befürworter einer Reduktion der Zölle auf die Revenuenbasis sei.

vor den Uebergriffen der Ultramontanen, vor den Herrschergelüsten der Südländer, vor den Schrecken einer abermaligen Rebellion, und so weiter. Daß die eigentlichen orthodoxen republikanischen Parteiführer, wie Morton, Sherman u. s. w., über die Schutzzollfrage keine Silbe reden, sondern nur für ihre tugendhafte Entrüstung über die alten Sünden der Demokratie Worte haben, bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung.

Im Vorstehenden habe ich die Geschichte der beiden Parteien in allgemeinen Umrissen gezeichnet, und von ihrer bisherigen Thätigkeit eine flüchtige Schilderung entworfen. Es bleibt mir für heute noch übrig, auch auf die respektiven Bestandtheile dieser Parteien einen Blick zu werfen, und dann aus dem Gesagten für die Aussichten der Reform mit Hülfe derselben einige Schlüsse zu ziehen.

Der alte Greeley pflegte der demokratischen Partei den Vorwurf zu machen, sie zähle unter ihren Mitgliedern sämmtliche Diebe, Mörder, Spieler, Säufer, Strolche und sonstige Bassermann'sche Gestalten des Landes. Und Herr Robert Ingersoll, der sich neulich auf der Cincinnati-Konvention als enthusiastischer Lobredner Blaine's auszeichnete, — als Lobredner des Mannes, der, als glänzendes Vorbild sittlicher Reinheit ohne allen Zweifel auch vom Vatermörder bis zum Glanzstiefel als Muster physischer Eleganz vorgeführt werden kann — hat in jüngster Zeit diesen Vorwurf mit einer kleinen Variante wiederholt. Auch er hat sich veranlaßt gesehen „zu konstatiren, daß die verbrecherischen, schmutzigen und lausigen Bewohner gewisser Wards in New-York und andern großen Städten sich Demokraten nennen." Die anständigen und wohlerzogenen Leute, welche derartige Vorwürfe für politische Argumente halten, sind vor allen Dingen auf eine kleine Thatsache aufmerksam zu machen, — darauf nämlich, daß sämmtliche erwachsenen männlichen Einwohner des Landes, die das einundzwanzigste Jahr überschritten haben und hier geboren sind oder ihre Bürgerscheine in der Tasche tragen, wenn sie sich nicht eben im Staats-

gefängnisse befinden, zur Ausübung des Stimmrechts befugt sind, und deshalb genau wie die Gelehrten und sonstigen höheren Kulturprodukte, in irgend einer Partei unterzubringen sind. Auch bei dem Versuch der Gründung einer neuen Partei ist, beiläufig gesagt, diese Thatsache nicht außer Acht zu lassen; die Entstehung einer neuen Partei bedeutet nicht die Beseitigung der Mitglieder der alten Parteien und die Schöpfung einer Organisation aus ganz jungfräulichem Material, sondern einfach eine neue Gruppirung des alten, schon vorhandenen Materials, des guten wie des schlechten, wobei günstigen Falls nur herauskommen kann, daß bei der Bildung der neuen Partei-Gegensätze Ueberzeugungen und wirkliche Interessen eine größere Rolle spielen, als Scheininteressen und Wahn. Wer dieser Thatsache nicht uneingedenk ist, und dennoch die Anwesenheit gewisser Elemente in einer bestimmten Partei zum Gegenstand der Injurie macht, hat es auf Eins von zwei Dingen abgesehen: entweder darauf, einem Theile unserer Bürger auf Grund ihrer geistigen oder sittlichen Bildungslosigkeit das Stimmrecht zu entziehen, oder darauf, die wegen ihrer Armuth oder aus anderen Gründen auf den niedrigsten Stufen der Bildung stehenden Stimmgeber von der Partei, welche vorgibt, der Hort der Republik und ihres Heils zu sein, von vorn herein abzustoßen, und so sie zu zwingen, sich den Feinden der Wahrheit und des Rechts anzuschließen. Das Erstere, der Versuch einer Entrechtung eines Theils unserer jetzigen Stimmgeber, würde uns auf ein Feld der Diskussion führen, worauf uns die betreffenden Herren schwerlich folgen dürften, und welches ohnehin durchaus unfruchtbar ist, indem eine solche Entrechtung, wie allgemein zugestanden wird, einfach zu den Unmöglichkeiten gehört. Das Zweite dagegen würde die naheliegende Folge haben, die verwahrlosten Mitglieder der Gesellschaft den heilsamen Einflüssen des Verkehrs und der Parteigenossenschaft mit den besseren Elementen des Volks vollständig zu entfremden, ihnen alle Quellen der sittlichen und geistigen Bildung zu verstopfen und sie zu blinden, unverantwortlichen

Werkzeugen Derer zu machen, in denen die Schlechtigkeit mit der Intelligenz sich paart; es würde auf künstliche Weise der natürlichen Entstehung von Brutstätten des Lasters und der Roheit Vorschub geleistet und ein Prozeß herbeigeführt werden, in dem das Verbrechen sich immer wieder aus sich selbst heraus erzeugen müßte — eine wahre Parthenogenesis des Verbrechens: es würde zu dem schlimmsten und gefährlichsten aller Parteigegensätze führen, in dem die Einsicht und die Moral auf der einen Seite ständen, und die Unwissenheit und das Laster auf der anderen, ohne daß zwischen diesen beiden Seiten eine Brücke bestände, wobei noch die Folge unausbleiblich wäre, daß die erstere der letzteren im hoffnungslosen Kampfe unterliegen müßte. Es ist daher wunderbar, daß auch in unseren Tagen noch, nachdem dem armen Greeley die große Lärmtrompete, durch die er seinen momentanen Wallungen Luft zu machen pflegte, aus der Hand gesunken ist, verständige Menschen sich zu derartigen Betrachtungen verleiten lassen.

Wenn wir nun den erwähnten Vorwurf auf das thatsächliche Maß seiner Grundlage untersuchen, so ergibt sich allerdings, daß die sogenannten niederen Schichten des Volkes, die Arbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes, die Menschen, welche mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen, die kleinen Leute, welche heute erwerben, was sie morgen verzehren, die von der Hand in den Mund lebenden armen Teufel, im Allgemeinen auf Seite der demokratischen Partei zu stehen gewohnt sind. Das erklärt sich aus verschiedenen Gründen, wovon der hauptsächlichste der ist, daß diese Partei von jeher entweder die Interessen der Arbeiter vertreten und sich als Gegnerin der Privilegien, Monopole und willkürlichen Beschränkungen der industriellen Freiheit, welche den Arbeiter zum Sklaven der Monopolisten machen, sowohl wie der Beeinträchtigungen der persönlichen Freiheit, bewährt, oder doch, auch in der Zeit ihrer Verirrung und Verderbniß, den Schein dieser Vertretung und Opposition zu wahren gewußt hat. Auf der anderen Seite ist es ebenso

unbestreitbar, daß ein beträchtlicher Theil der höheren Schichten unserer Bevölkerung, die Leute, welche entweder wirkliche Träger der Bildung waren, oder wenigstens die äußeren Formen der Kultur sich angeeignet hatten, sich der früheren Whigpartei und der spätern republikanischen Partei anschloß. Von den Gründen dafür sind besonders zwei hervorzuheben. Der erste dieser Gründe besteht darin, daß die Bildung naturgemäß im Gefolge des Wohlstandes auftritt und in dem allerdings falschen, aber dennoch von den unüberlegten Meinungen auch der intelligenten Menschen statuirten Gegensatz zwischen den Interessen des Kapitals und denen der Arbeit sich folgerichtig auf die Seite der ersteren stellte. Ungleich wichtiger ist der zweite Grund, nämlich der, daß wahre, gründliche Bildung des Geistes sowohl wie des Herzens sich nur bei verhältnißmäßig Wenigen findet, daß das, was man Bildung zu nennen pflegt, gemeiniglich nichts Anderes ist, als eine Summe von äußeren Gewohnheiten und Formen, die in vielen Fällen der krassesten Unwissenheit, oder dem verkrüppelten Sprößling ihrer wilden Ehe mit dem Verstand, dem Vorurtheil, als Hülle dienen, und daß besonders die sogenannten gebildeten Klassen des amerikanischen Volks in außergewöhnlichem Maße an den schlimmen Gebrechen der Halbbildung leiden, deren Folgen namentlich auf dem Gebiete der Politik äußerst unangenehm und nicht selten gefährlich sind. Diese Gebrechen sind im Wesentlichen dieselben, die man den Frauen zuzuschreiben pflegt (ich bitte meine etwaigen Leserinnen sich zu erinnern, daß ich hier nicht meine eigenen Ansichten vortrage, sondern die anderer Leute): ein großer Hang zur Parade sittlicher Motive ohne festen, inneren, sittlichen Halt, die Tendenz, über allerlei Dinge zu dogmatisiren, von denen man nur sehr unvollkommene Kenntniß hat, besonders aber die Gewohnheit, bei übergroßem Eifer für die Erreichung gewisser Zwecke (von denen allemal derjenige sich als der für das Heil der Welt wichtigste darstellt, den man eben zufällig vor Augen hat) die Frage nach der Zulässigkeit der Mittel zu vergessen,

durch welche diese Zwecke erreicht werden sollen. Diese Klasse Halbgebildeter ist es, worin sich die meisten Gläubigen finden für die Theorien, wonach auf künstlichem Wege alles Gute in der Welt erzeugt und alles Böse vernichtet werden kann, — wonach man durch legislative Erlasse, durch Schutzzölle u. s. w. die Industrie des Landes heben, in ähnlicher Weise durch gesetzgeberischen und polizeilichen Zwang die Mäßigkeit befördern, und in den rebellischen Staaten des Südens die Spitze eines Bayonnets als Lanzette benutzen kann, um den Menschen loyale und humane Gesinnungen einzuimpfen. Um der Wahrheit vollends die Ehre zu geben, muß hier ausdrücklich hinzugefügt werden, daß gerade die Leute dieser Art zur Zeit der Entstehung der republikanischen Partei in ihren Reihen eine sehr hervorragende Rolle spielten, indem sie das Problem der Aufhebung der Sklaverei als ein rein sittliches auffaßten, für dessen Lösung, da es sich nicht um die eigene Sittlichkeit, sondern die der südlichen Sklavenhalter handelte, sie sich ungemein ereiferten, und sich dabei über die Schwierigkeiten, welche der plötzlichen und gewaltsamen Beseitigung alter historischer Institute im Wege stehen, weiter keine Gedanken machten. Eben diese Art Leute nun ist es, mit denen die kalten, schlau berechnenden Industrieritter, die sich jetzt der republikanischen Partei bemächtigt haben, und die an die Eigenheiten der ehrlichen Mitglieder derselben ihre Fäden heften, das leichteste Spiel haben. Wenn es sich je ereignen sollte, daß die Aufmerksamkeit dieser Leute sich von den hohen, idealen Forderungen der Moral, deren Vertreter sie zu sein wähnen, ab- und dem wirklichen, praktischen Treiben der Industrieritter zuwendet, so dürfen diese nur einige der Formeln, die als Ausdruck des Abscheus vor den Scheußlichkeiten der Sklaverei oder vor den dunkeln Plänen der römischen Hierarchie stereotyp geworden sind, wieder auf die Fahnen schreiben oder von den Rednerbühnen herunterleiern lassen, und die Gefahr einer Beobachtung der industrieritterlichen Fingerbewegungen ist vorüber.

Blicken wir nun einen Augenblick auf das Gesagte zurück, um in Bezug auf die präsumtive Stellung der beiden Parteien zur Reformfrage einige Schlüsse zu ziehen, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen. Beide Parteien sind verfallen, und von der Korruption durchfressen. Dieser Verfall rührt in dem einen wie in dem andern Fall daher, daß die Parteien anderen Mächten, als denen, unter welchen sie sich gebildet hatten, anheimgefallen sind. Die demokratische Partei gerieth unter die Herrschaft der Sklaverei, und die republikanische unter die des Industrieritterthums. Hier springt nun sofort ein großer Unterschied in die Augen. Die Macht, welche lange Zeit hindurch den demokratischen Parteikörper als böser Dämon regierte, ist vernichtet. Die Sklaverei ist todt für immer, und existirt nur noch in der Erinnerung an die Vergangenheit. Wenn daher ein Wiedereinzug des alten, edlen Geistes der Demokratie in ihre ursprüngliche organische Behausung überhaupt möglich ist, so ist der Raum für diesen Wiedereinzug gewonnen. Es giebt weder im Norden noch im Süden irgend ein geschlossenes System von Interessen, welches der Wiederaufnahme der alten, legitimen Arbeit der Demokratie im Wege stehen könnte. Und das Bedürfniß dieser Arbeit ist fast genau dasselbe, wie vor fünfzig und fünfundsiebzig Jahren. Wenn es damals galt, die Bildung von Monopolen und Privilegien zu verhindern, so gilt es jetzt, vorhandene Monopole und Privilegien zu zerstören. Wenn es damals darauf ankam, den Einzelnen wie den Staat vor willkürlichen Uebergriffen nationaler und sonstiger Regierungsgewalt zu schützen, so kommt es jetzt darauf an, Beide von dem Bann dieser Uebergriffe zu befreien. Selbstregierung, Autonomie des Individuums wie der verschiedenen Abstufungen der politischen Gemeinde in ihren legitimen Lebenssphären ist heute wieder die Losung, wie ehedem.

Bei der republikanischen Partei kehrt sich das Verhältniß geradezu um. Der republikanische Dämon lebt in ungeschwächter Kraft. Das Industrieritterthum steht in vollster Blüthe. Und es gibt keinen alten republikanischen Geist, der in den Körper

der Partei, selbst wenn er seine teuflischen Insassen los wäre, wieder einziehen könnte. Denn dieser Geist lebte nur in der einen besonderen Aufgabe, die Union zu erhalten und die Sklaverei zu zerstören. Diese Aufgabe ist gelöst. Es gibt freilich Aufgaben, die damit im Zusammenhange stehen: die allmähliche Reorganisation der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen des Südens, die Wiedereröffnung seiner natürlichen Hülfsquellen, die dauernde Sicherung der inneren Ordnung und des Friedens der eben wieder als gleichberechtigt in den Verband der Union eingetretenen Gemeinwesen. Allein in Bezug auf die Lösung dieser Neben- oder Nachaufgaben — in Bezug auf die Nachkur der Patienten, an denen soeben eine gewaltsame chirurgische Operation vollzogen worden ist —, gehen die Ansichten und Bestrebungen der verschiedenen Mitglieder der republikanischen Partei weit auseinander. Die Einen wollen diese Nachaufgabe erledigen durch äußeren Zwang, durch Militärgewalt, durch Umschaffung der Südstaaten in Satrapien, durch Versuche, die natürlichen sozialen Bestandtheile der südlichen Gesellschaft künstlich niederzubrechen, während die Andern, und nach meiner Ansicht die Vernünftigeren, diese Dinge bewerkstelligen wollen durch die alten demokratischen Mittel der Selbstregierung, die auf die Dauer den Konflikt zwischen den streitenden Interessen und den aus ihnen hervorgehenden Leidenschaften in naturgemäßer Weise lösen werden, soweit er überhaupt zu lösen ist. Diese Letzteren, wie die verständigen Demokraten, glauben nicht daran, daß die Anwendung äußerer Gewalt im Süden ein stabiles, soziales und politisches Gleichgewicht herstellen und Zustände herbeiführen könne, welche die mindeste Aussicht auf Dauer haben, sondern erwarten die wahre Heilung der Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, von dem stillen Walten der Naturkräfte, die mit der Zeit unfehlbar ihre Allgewalt bewähren werden.

„Dem festen Urgrund der Natur
Vertraut der Geist, der für die Dauer baut,"

sagt Wordsworth.

Aus diesem Grunde ist an eine Reform oder Reorganisation der republikanischen Partei in keinem Falle mehr zu denken. Es giebt kein natürliches, inneres Band mehr, welches ihre Elemente zusammenhält. Für das ersprießliche und ehrliche Zusammenwirken dieser Elemente zur Förderung des öffentlichen Wohls fehlt es an jeder Grundlage. Die demokratische Partei ist in dieser Beziehung besser gestellt; sie hat ihre alten großartigen Traditionen, die noch jetzt, mit geringen Abänderungen, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen. Ob diese Traditionen lebendig genug sind, den in der demokratischen Partei aufgehäuften Unrath zu bewältigen, muß die Zeit lehren. Jedenfalls sind die Anzeichen, die sich in den Ernennungen sowohl wie in den Prinzipienerklärungen der St. Louiser Konvention bieten, im Allgemeinen unerwartet günstig. Sie deuten darauf hin, daß die Vertreter des ursprünglichen Geistes der Partei über die schlechten Elemente die Oberhand gewonnen haben, während in der Cincinnatier republikanischen Konvention die Repräsentanten des guten Willens den Trägern der Korruption nur den Tribut abzwingen konnten, den, wie Voltaire sagt, die Schlechten der Tugend von jeher zu zollen gewohnt gewesen sind, — den Tribut der Heuchelei, die noch dazu in diesem Falle nur eine halbe ist. Daß es scharfblickende Leute giebt, die das nicht einsehen, gehört zu den vielen Dingen, vor denen mir der Verstand still steht.

Mein Brief geht indeß schon wieder ins Endlose und es ist noch so viel zu sagen, daß ich Sie abermals auf meinen nächsten vertrösten muß.

Ihr J. B. S.

3.

Cincinnati, 28. August 1876.

Mein lieber Freund!

Aus meinem letzten Briefe wird es Ihnen klar geworden sein, daß eine Regeneration der republikanischen Partei, selbst

unter der Voraussetzung des bestens Willens bei der Mehrzahl ihrer Mitglieder, nicht zu erwarten ist. „Aber," werden Sie einwenden, „die Möglichkeit der Wiedereinkehr des ursprünglichen demokratischen Geistes in den alten Parteikörper, der so lange das Werkzeug tückischer, dämonischer Mächte gewesen ist, scheint doch auch sehr zweifelhaft zu sein; die Wiedervereinigung einer abgeschiedenen Seele mit ihrer längst verlassenen Hülle wäre ein Wunder, woran man in unseren Tagen schwerlich glauben wird." Das ist ein Bedenken, welches ich, wie ich schon mehrfach angedeutet habe, theile. Unsere Zeit glaubt allerdings nicht mehr an Palingenesien, so wenig wie an des Epimenides Erwachen nach langjährigem Schlaf in der diktäischen Höhle, und wird sich daher auch sehr schwer entschließen, zu dem Versprechen einer Wiedergeburt der demokratischen Partei Vertrauen zu gewinnen. Allein in gewissem Sinn scheinen Palingenesien historischer Formen dennoch zu den Möglichkeiten zu gehören; hat doch vor einigen Jahren das alte deutsche Reich das Fest seiner Wiederauferstehung gefeiert, obschon freilich der vielbesungene Barbarossa nicht buchstäblich dem Kyffhäuser entstieg, um sich zu Versailles die Kaiserkrone wieder aufsetzen zu lassen. Um nun für den Grad der Wahrscheinlichkeit einer Neugestaltung der demokratischen Partei ein Maß zu finden, sehen wir uns einen Augenblick die Schwierigkeiten an, die ihr im Wege stehen.

Eine Parteiorganisation hat nicht nur physische Existenz in Form ihrer Mitglieder, sondern auch eine moralische Existenz, und diese letztere besteht nicht allein in den wirklichen Ueberzeugungen und Absichten dieser Mitglieder, sondern auch in den Erinnerungen an die frühere Thätigkeit der Organisation und dem darauf sich gründenden Ruf und Charakter. Eine Partei ist, wie ich vor vier Jahren in einer Rede zu St. Louis des Weiteren ausgeführt habe, im Bann ihrer eigenen Vergangenheit, und ist allen ihren Bemühungen zum Trotz, stets in Gefahr, wieder in Stellungen zu gerathen, die ihren Absichten und wirklichen Bestrebungen durchaus nicht entsprechen. Was sie

auch unternehmen mag, das Gespenst ihrer früheren Vergehen und Irrungen tritt ihr immer in den Weg. Hören Sie einmal die Reden des Senators Morton in Indiana: — „Abermals", so hebt er an, „steht uns die alte Feindin der Union und Freiheit gegenüber, aber diesmal in der Maske der Reform." Und so geht es weiter. Ein noch schlimmeres Hinderniß der ersprießlichen Wirksamkeit einer solchen alten Partei liegt in den Gewohnheiten und Vorurtheilen, die sich bei einem großen Theil ihrer Mitglieder festgesetzt haben, und diese Wirksamkeit mehr oder minder beeinflussen.

Die erste dieser Schwierigkeiten, die der demokratischen Partei aus ihrem Ruf und äußeren Charakter erwächst, läßt sich natürlich nicht beseitigen; sie kann nur durch ernstes Streben und offenkundige, verdienstvolle Thätigkeit allmählich überwunden werden. Um die Größe der zweiten Schwierigkeit zu ermessen, müssen wir noch einmal die Bestandtheile der demokratischen Partei, und zwar noch näher, als es bis jetzt geschehen ist, ins Auge fassen. Diese unterscheiden sich, wie leicht zu sehen, in sogenannte Führer, die sich der Richtungen und Zwecke der Parteithätigkeit deutlich bewußt sind und deren Wirken sich im Allgemeinen auf besonnene Ueberlegungen gründet, und in den großen Haufen, der sich in der Regel von der Autorität dieser Führer oder von Instinkten und Vorurtheilen bestimmen läßt. Ueber den Charakter der Führer nun habe ich mich in meinem zweiten Brief bereits ausgesprochen. Zur Ergänzung des dort entworfenen, keineswegs erfreulichen Bildes muß jedoch hier gesagt werden, daß es im Norden innerhalb der demokratischen Partei immer, auch während des Krieges, eine beträchtliche Anzahl patriotisch gesinnter, einsichtsvoller Männer gab — Männer, die gerade wegen ihrer Einsicht und ihres Patriotismus nicht zur Geltung kommen konnten —, die zwar die Verirrungen ihrer Partei beklagten, aber dennoch sich weigerten, aus dem alten Parteiverbande auszutreten. Diese Weigerung hatte mehrere Gründe, zu deren gerechter Würdigung jetzt wohl die

Zeit gekommen ist. Einer dieser Gründe war der Schrecken vor dem scheinbar revolutionären Charakter des Kampfes gegen die Uebergriffe der Sklaverei. Wie jeder große historische Konflikt wurde auch dieser sofort leidenschaftlich und maßlos; er spielte sich bald von dem Feld der Debatte und der friedlichen Maßnahmen hinüber auf die blutgetränkten Felder des Bürgerkriegs, und inmitten des Getümmels der Waffen schien alles Das, was man bislang für die Grundbedingung und Gewähr der bürgerlichen Freiheit angesehen hatte, dem vollständigen Untergange preisgegeben zu sein. Die Niederwerfung selbst der Sklaverei durch Waffengewalt war eine Verletzung des alten angelsächsischen, oder, wenn man will, germanischen Instinkts, die Beseitigung aller, auch der größten Mißstände von der Reform, und nicht von der Revolution zu erwarten. Daher gab es eine Menge durchaus patriotisch gesinnter Demokraten, die noch bis in die letzten Jahre des Kriegs sich der Hoffnung hingaben, der Streit zwischen dem Norden und Süden möge auf irgend eine Weise zum friedlichen Austrag kommen. Und wenn man sie jetzt für ihre damaligen gelegentlichen Aeußerungen verantwortlich macht, darf man ja nicht vergessen, daß die Leidenschaftlichkeit der Debatte, besonders, wenn sie bei dem Fackelscheine der Kriegsfurie geführt wird, zu unvermeidlichen Ausschreitungen und Uebertreibungen führt. Dazu kam noch die Bestürzung angesichts der weiteren Folgen des Krieges, der Emanzipation der Neger, ihrer Bekleidung mit den Vollrechten des republikanischen Bürgerthums, und der möglicher Weise daraus entstehenden Umwälzung aller sozialen Ordnung im Süden. Man erinnerte sich, daß von der Anarchie, die nicht ausbleibt, wenn das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven mit einem Male umgekehrt wird, nicht nur Gibbon (auf den neulich Lamar hinwies), sondern lange vor ihm Cicero und sogar Plato gewarnt hatte*). Dabei spielten ohne Zweifel auch

*) Aus diesen Warnungen folgte, nach meinem Ermessen, allerdings nicht, daß man mit der Logik der Emanzipation nicht Ernst

alte Sympathien mit den südlichen früheren Parteigenossen ihre Rolle. Allein aus der Stellung dieser nördlichen Demokraten während des Krieges folgt keineswegs, daß sie Feinde des Vaterlandes, der Union oder der Freiheit, gewesen seien. Leute, wie Rufus P. Ranney, Groesbeck, McCook, Payne, Thurman, Durbin Ward u. s. w. — ich nenne hier nur einige Namen, deren Träger ich aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte —, waren im Herzen vielleicht ebenso warme Freunde ihres Vaterlandes, wie die begeistertsten Republikaner, die unter der Fahne der Union für sie kämpften. Ja, nicht wenige von ihnen, wie z. B. McCook und Durbin Ward, zogen, wiewohl mit schwerem Herzen, mit in den Krieg, ohne dabei sich etwas Anderes als Demokraten zu nennen.

Auch bei dem Gros der demokratischen Partei — dem Gefolge der Führer — kamen diese Motive, wenn auch in geringerem Maße, zur Geltung. Hier fielen indeß noch andere Dinge schwer ins Gewicht, die den Uebertritt der gewöhnlichen, mehr von Instinkten und Partei-Animositäten geleiteten Demokraten ins republikanische Lager ungemein erschwerten. Nicht wenige der Gründer der republikanischen Partei waren unglücklicher Weise soeben aus den Reihen der sogenannten Knownothingpartei getreten oder der Sympathie mit den Bestrebungen der Knownothings verdächtig; außerdem waren sie als frühere Whigs alte Objekte des Parteihasses. Dabei machte sich in vielen Staaten innerhalb der republikanischen Partei der Unfug der Temperenzlerei, des Sonntagszwangs u. s. w. breit. So kam es denn, daß die Bedeutung der Sklavenfrage einem großen Theil des Volks gar nicht zum eigentlichen Bewußtsein kam.

machen, und den südlichen Negern das Stimmrecht vorenthalten solle, weil eben dies Stimmrecht der einzige wirksame Schutz der persönlichen Freiheit war, den wir ihnen geben konnten, wie ich vor vielen Jahren in einer Abhandlung über das Negerstimmrecht gezeigt habe; allein es handelt sich hier darum, wie die Sache von alten konservativen Demokraten angesehen wurde.

„Das Hemd ist uns näher, als der Rock; unsere eigene Freiheit ist uns wichtiger, als die Freiheit der Neger im Süden", sagte man mir im Jahre 1856 in Milwaukee als Antwort auf meine Rede zu Gunsten Fremont's, und zeigte mir dabei eine Rabenfeder, mit welcher der demokratische Gouverneur Barstow kurz vorher sein Veto eines republikanischen Temperenzgesetzes unterzeichnet hatte.

Die hier erwähnten Thatsachen sind nicht außer Acht zu lassen, wenn man mit der demokratischen Partei wegen ihrer Haltung während des Kriegs ins Gericht gehen, und über die wahren Gesinnungen ihrer Mitglieder sich ein zuverlässiges und gerechtes Urtheil bilden will. Ich rede hier nicht von den südlichen Demokraten, weil ich auf sie später, bei der Erörterung Ihres zweiten Einwands, zurückkommen werde. In Bezug auf die nördlichen Demokraten nun ist es meine auf ziemlich umfangreiche Beobachtung und vorurtheilslose Erwägung der Thatsachen sich stützende Ueberzeugung, daß die große Mehrheit derselben die durch den Krieg herbeigeführte neue Ordnung der Dinge in demselben guten Glauben anerkennt und zur Aufrechterhaltung derselben ebenso entschlossen ist, wie die Mehrheit der Republikaner. Die einzige einschlägige Meinungsverschiedenheit zwischen den Demokraten und einem Theil der Republikaner besteht darin, daß die Ersteren nicht an die Ersprießlichkeit einer künstlichen und gewaltsamen Zerstörung der sozialen Schranken zwischen den Rassen glauben, und ebenso wenig die Herstellung und Aufrechterhaltung geordneter Zustände im Süden von der spasmodischen Anwendung militärischer Maßnahmen (besonders wenn sie, wie eben jetzt wieder, zu Wahlzwecken in Szene gesetzt werden) erwarten.

Aus dem Allen geht hervor, daß meine Bedenken betreffs der Brauchbarkeit der demokratischen Partei für die Zwecke der Reform weniger auf etwaigen Zweifeln an der Zuverlässigkeit ihrer Mitglieder in denjenigen Fragen, die durch den Krieg entschieden worden sind, beruhen, als auf meiner Besorgniß,

daß die besseren Mitglieder der republikanischen Partei, die mit uns in der Reformarbeit gemeinschaftliche Sache machen sollten, sich von ihrem Mißtrauen gegen die Demokratie nicht werden freimachen können (wie das z. B. bei meinen Freunden Hecker und Münch zu sehen ist), und daß ferner einige in den letzten Jahren von Demagogen gepredigte Ketzereien in der Geldfrage die Gemüther vieler Demokraten in schlimmer Weise bethört haben, — wobei jedoch zu erinnern, daß es in diesem Punkt bei den Republikanern kaum besser steht. Gegen alle diese Bedenken aber erhebt sich die bedeutungsvolle Thatsache, daß die Grundsätze, die zur Beseitigung der vorhandenen Uebelstände unseres öffentlichen Lebens zur Anwendung kommen müssen, im Wesentlichen dieselben sind, die lange Jahre hindurch mit leuchtender Schrift auf den Fahnen der alten Demokratie verzeichnet standen. Im März 1872 hielten wir in der Arbeiterhalle zu Cincinnati eine Versammlung, die den Zweck hatte, die Gründung einer neuen Reformpartei einzuleiten. Während meiner Rede sah ich unwillkürlich in das Auge eines greisen Pfälzers, eines Urdemokraten, der gleich mir seit 1856 sich zur republikanischen Partei bekannt hatte. Bei der Aufzählung der Dinge, auf die es, meines Erachtens, mit der Gründung der neuen Partei abgesehen sei, wurde der Blick des biderben Alten immer heller; und als wir nach der Versammlung uns an einem Glase Wein labten, und die schwierige Frage entstand, welchen Namen man nun der neuen Partei geben sollte, brach er aus in die geflügelten Worte: „Nun, vor des, was Sie do g'sa't hen, gitt's ebe nor ee Name: die Demokratie!"

Ich komme nun zu einigen (in meinem letzten Brief im Vorübergehen schon angestreiften) Betrachtungen, die mir zur möglichst vollständigen Erledigung der Hauptfrage, welche von den beiden Parteien für die Befriedigung der augenblicklichen Reformbedürfnisse die geeignetere sei, von der größten Wichtigkeit zu sein scheinen, und die außerdem einer Einzelerörterung Ihrer beiden letzten Bedenken füglich vorauszuschicken sind. Es

handelt sich darum, zu ermitteln, auf welche von diesen Bedürfnissen, als die dringlichsten, in den nächsten Jahren das größte Gewicht fallen wird.

Jean Paul erzählt in seiner Levana (was auch anderweitig bekannt ist), Rubens habe durch einen Strich ein lachendes Kind in ein weinendes verwandelt. Ich hatte vor Jahren einen Freund, der noch viel mehr konnte. Dieser zeichnete nämlich das Bild eines schlangenartigen Molchs in jedes beliebige Wirbelthier um, ohne nur einen Strich hinwegzunehmen oder hinzuzufügen. Er bewerkstelligte das einfach dadurch, daß er hier eine Linie verkürzte oder verfeinerte, dort eine verlängerte oder vergrößerte. Dadurch allein entstanden Lurche, Kaulquappen, Frösche, Dickhäuter, Kameele — was man wollte. Es handelte sich immer nur darum, gewisse Theile in der Zeichnung hervorzuheben, andere dagegen zurückzudrängen und, wenn nöthig, fast ganz verschwinden zu lassen; so bildeten sich die verschiedensten Formen. Nur ein Zug blieb in allen diesen Zeichnungen derselbe: das kluge, lauernde Auge des Schlangenthiers blickte aus jeder Form gleichmäßig hervor. Merkwürdiger Weise verlieh dieser Zug jedem einzelnen Bild eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem Urheber, was ich ihm auch, zu seiner großen Entrüstung, vorzuhalten pflegte. Mein Freund hatte seine Kunst der Natur abgesehen, die es ebenso macht, — die neue Formen schafft, indem sie hier ein Glied zur starken Entwicklung bringt, dort eins verkümmern läßt, wie man das zur Zeit, von der ich rede (lange, ehe Darwin in seinem Prinzip der natürlichen Züchtung den Schlüssel dazu fand), schon recht gut wußte. In der That waren die Bilder vortreffliche Erläuterungen zu Goethes tiefsinnigem Gedicht, „Die Metamorphose der Thiere". In derselben edlen Kunst nun haben es die Reformpolitiker unserer Tage zu vollendeter Meisterschaft gebracht. Vor einigen Jahren stellten sie Programme auf, in denen besonders vier Punkte als Reformbedürfnisse der Gegenwart bezeichnet wurden: Wiederherstellung des guten Einver-

nehmens zwischen dem Norden und Süden, Reduktion des Tarifs auf eine Revenuenbasis, Aufrechterhaltung der Amendements zur Konstitution und Zivildienst-Reform. Diesen vier Hauptpunkten wurde später noch ein fünfter hinzugefügt: Rückkehr zur Metallwährung. Das waren die Elemente der Zeichnung im Bilde der Reform. Nachdem man nun so den reformatorischen Grundmolch hatte, begann man ihn umzuzeichnen. Wenn man eben mit den Demokraten eine Allianz eingegangen war, so hob man die dringende Nothwendigkeit hervor, die früheren Rebellen mit den nördlichen Kämpfern für die Union zu versöhnen, „sich über dem blutigen Abgrund die Hände zu schütteln" — das sei das Erste und Wichtigste. Fand man sich dagegen veranlaßt, wieder mit den Republikanern gut Freund zu sein, so bestand man darauf, vor allen Dingen müsse mit starker Hand den Unordnungen im Süden gesteuert und den bösen Gelüsten der früheren Rebellen vorgebeugt werden; daneben seien Rückkehr zur Baarzahlung und Reform des Zivildienstes unerläßlich. Es ist augenfällig, daß damit die Permutationen und Kombinationen sich noch lange nicht erschöpfen; meine mathematischen Leser werden leicht herausrechnen, daß da noch eine Menge neuer Kombinationen möglich sind, und daß sich aus den augenblicklichen Konjunkturen und Stellungen der betreffenden Politiker auf ihre zukünftigen Operationen keine besonders zuverlässigen Schlüsse ziehen lassen. Die bisherigen Kombinationen haben auch einen Zug gemeinsam, den nämlich, daß die Abschaffung des Zollsystems, welches das Volk alljährlich um die Früchte seines Schweißes zu Gunsten der Industrieritter beraubt, nirgends berührt wird. Dieser Zug rührt freilich nicht von dem reformatorischen Urmolch her; dort kommt die Förderung der Revenuenreform sehr ausdrücklich vor. Das Augenlicht hat der Molch erst in seinen nachmaligen Wandlungen eingebüßt, — eine Thatsache, die uns übrigens schon aus der Naturgeschichte geläufig ist, welche lehrt, daß Molche, die in Höhlen (wie der

Zirknitzer- und Mammuthhöhle) und Finsternissen wirken und leben, naturgemäß ihr Augenlicht einbüßen.

Sie werden nun wohl sagen, es sei doch auch in Wirklichkeit eine Rangordnung bezüglich der relativen Wichtigkeit und Dringlichkeit der verschiedenen Reformbedürfnisse vorhanden, so daß dem Gebahren der erwähnten Politiker immerhin eine gewisse Methode, wenn auch keine sehr konsequente, zu Grunde liege. Das mag sein; indeß ist diese Rangordnung jedenfalls keine willkürliche, die man ändern und umkehren soll, wie es Einem bequem ist. Es lohnt sich in der That der Mühe, einmal zuzusehen, ob da nicht Gesichtspunkte zu gewinnen sind, von welchen aus sich die Dringlichkeiten der zur Reform unerläßlichen Maßregeln folgerichtig abstufen.

Wenn man die Uebelstände, unter denen unser öffentliches Leben zur Stunde leidet, einer genauen Untersuchung unterwirft, so ergiebt sich, daß sie sich nach Maßgabe ihres Ursprungs in zwei Klassen eintheilen: *erstens* diejenigen, welche von beutesüchtigen Industrierittern und ihren Helfershelfern absichtlich und künstlich herbeigeführt worden sind und erhalten werden, und *zweitens* diejenigen, welche als natürliche Folgen unseres politischen Lebens, unserer republikanisch-demokratischen Regierungsform, unserer früheren Kriegszustände u. s. w. in fast unvermeidlicher Weise erzeugt wurden und gewissermaßen organische Krankheiten sind. Zu der ersten Klasse dieser Uebelstände gehören u. A. das republikanische Besteuerungs- und Zollsystem und die Verschleuderung öffentlicher Gelder für „innere Verbesserungen"; die zweite Klasse dagegen umfaßt die Mißbräuche im Zivildienst, den Zwangskurs uneintösbarer Regierungsschuldscheine, die Wirren im Süden ꝛc. Weder die eine noch die andere Klasse von Uebelständen kann aus Gründen, die ich später erörtern werde, plötzlich, mit einem Schlage und von einem einzigen Zweige der Regierung, wie der Exekutivgewalt, beseitigt werden. Allein es liegt auf der Hand, daß die erste

dieser Klassen, eben wegen ihrer künstlichen Entstehung und Aufrechterhaltung, auch dem Versuch ihrer raschen und künstlichen Aufhebung viel zugänglicher ist, als die andere. Das Schutzzollsystem kann durch eine legislative Maßregel abgeschafft werden; ebenso das System der verfassungs- und rechtswidrigen Verwilligungen für Eisenbahnen, Duodezflüsse und Kanalboothäfen. Den anderen Mißständen aber, wie den Mißbräuchen im Zivildienst, läßt sich auf gesetzgeberischem Wege nur sehr schwer und indirekt beikommen, und die Zeit ist hier ein sehr wichtiger Faktor. Sehen wir uns dies besondere Beispiel ein wenig näher an. Die Verleihung von Aemtern im Zivildienst als Beute, als Belohnung für politische Leistungen im Interesse einer Partei, hat zwei schlimme Seiten. Einmal werden dadurch die Aemter mit schlechten und unfähigen Menschen besetzt, und dann wird das ganze Parteiwesen dadurch demoralisirt, indem die politische Praxis in die Hände von Demagogen geräth, die sie nicht um des öffentlichen Wohls, sondern ihres persönlichen Interesses willen üben. Nun wollen wir einmal annehmen, der nächste Präsident sei ernstlich darauf bedacht, hier eine durchgreifende Reform vorzunehmen: er entzöge zu dem Zweck den Kongreßleuten ihr bisheriges Patronat, und sähe in seinen Absetzungen und Anstellungen nur auf Fähigkeit und Ehrlichkeit. Da mehr als hunderttausend Bundesbeamte anzustellen, oder, nach Ermittelung ihrer Kompetenz und Rechtlichkeit, im Amte zu belassen sind, müßte entweder der Präsident, nach seiner Verzichtleistung auf den Rath der Kongreßmitglieder, selbst, wenn es für jedes Amt nur drei Aspiranten gäbe, persönlich die Qualifikationen von dreißunderttausend Menschen untersuchen, was natürlich nicht möglich ist, oder es müßte, mit Beihülfe des Kongresses, ein vielarmiges, außerordentlich komplizirtes Dienstbureau geschaffen werden, welches diese Arbeit besorgte. Zugestanden nun, dieses Bureau sei geschaffen, und habe nicht die uns gebornen Europäern wohl bekannten gefährlichen Eigenheiten der Bureaukratie; angenommen,

es sei gelungen, den Zivildienst der Bundesregierung zu reinigen und zu reorganisiren. Dann wäre die erste der oben erwähnten schlimmen Seiten, die schlechte Verwaltung der Bundesämter, verschwunden, aber die andere, viel schlimmere Seite wäre dadurch kaum berührt. Außer den Bundesämtern haben wir nämlich eine ungleich größere Anzahl Staats-, County- und überhaupt Munizipalämter, die nicht durch Ernennung, sondern durch Volkswahl besetzt werden. Und es ist alte, tief eingewurzelte Gewohnheit, daß die Volkswahlen auf Leute fallen, die sich in der gemein hantirenden Politik am meisten hervorthun. Wer wird in unsern Counties Sheriff, Schatzmeister, Friedensrichter, ja, nicht selten sogar Richter? In der Regel der thätigste, unermüdlichste Wardpolitiker. Wir wollen hoffen, daß auch da mit der Zeit eine Reform eintritt; aber zum Werk dieser Reform kann die Gesetzgebung sehr wenig thun. Das ist im günstigsten Fall Sache der sehr langwierigen Umbildung, deren Schwierigkeiten um so größer sind, als der hier behandelte Mißstand durch eine Menge Fasern mit dem Zettel sowohl wie mit dem Einschlag des Gewebes unserer gewohnten politischen Praxis verschlungen und versträhnt ist. So lange aber diese Umbildung nicht vollzogen ist, so lange die Anwartschaft auf ein durch Volkswahl zu besetzendes Amt sich auf Wühlereien im Interesse einer Partei gründet, so lange besteht, dem künstlichsten Dienstsystem auf dem verhältnißmäßig kleinen Gebiete der Bundesregierung zum Trotz, das Grundübel der politischen Demoralisation in Folge der Aemterjägerei fort.

In Bezug auf die Lösung der Baarzahlungsfrage ist die Gesetzgebung ungleich mächtiger, obschon auch dieses Problem sich nur in Verbindung mit anderen lösen läßt. Rückkehr zur Baarzahlung bedeutet Einlösung der Greenbacks, d. h. der Sichtwechsel der Regierung, somit Zahlung eines großen Betrags unserer Nationalschuld. Allein diese Zahlung kann nur aus den Ersparnissen des Volkes geleistet werden und diese sind nicht möglich, wenn man dem Volk in Form von Schutzzoll u. s. w.

so drückende Lasten auferlegt, daß es kaum seine laufenden Ausgaben bestreiten kann. Was würde man zu einem Gläubiger sagen, der seinen Schuldner knebelte, dabei aber ihm das Messer auf die Brust setzte und sofortige Abtragung seiner Forderung verlangte?

Aus diesen Gründen ist es mir unbegreiflich, wie hervorragende Reformpolitiker sich zu der Behauptung versteigen können, es handle sich im Augenblick nur um Zivildienstreform und Wiederaufnahme der Baarzahlung; alle übrigen Fragen müssen „einer besseren Zeit vorbehalten bleiben". Es muß bei einigem Nachdenken, wie es mir scheint, auch dem mittelmäßigsten Kopf, der von der Natur der zu lösenden Reformaufgabe nur den mindesten Begriff hat, einleuchten, daß jede dieser Aufgaben unzertrennlich mit andern zusammenhängt. Ohne Sparsamkeit im öffentlichen Haushalt, ohne Beschränkung der Regierungsfunktionen, ohne Vereinfachung der Zahl der zu besetzenden Aemter, ohne Reduktion der Tarifliste auf ein Minimum von zollpflichtigen Artikeln u. s. w. ist an eine gründliche Zivildienstreform nicht zu denken, und die Wiederaufnahme der Baarzahlung fast unmöglich. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß alle diese Reformen in letzter Instanz ihren Ursprung in einer Läuterung des öffentlichen Gewissens, in einer Hebung der öffentlichen Meinung haben müssen. Ob man es auf gesetzgeberische Maßregeln oder auf direkte Besserung der Resultate in den Wahlen administrativer Beamter abgesehen hat: in beiden Fällen giebt es nur ein Mittel, zum Ziele zu gelangen, nämlich die energische Appellation an das Bewußtsein des Volkes. Man darf daher, selbst wenn man der Ansicht ist, eine besondere Frage sei zur Stunde ausnehmend wichtig, nicht andere Fragen absichtlich todtschweigen, und dadurch die Empfänglichkeit des Volkes für diese Fragen ertödten; nur von langer Hand, durch beharrliche, andauernde und unermüdliche Agitation, läßt sich die Erledigung dieser Fragen anbahnen.

Nach diesen Ausführungen werden Sie wohl eine Ahnung

davon haben, was ich über die hochgespannten Erwartungen, die man in gewissen Kreisen von der Erwählung des einen oder andern Präsidentschaftskandidaten hegt, denke. Es giebt, in der Politik, wie auf anderen Gebieten, nicht nur zwei Parteien, sondern auch zwei grundverschiedene Vorstellungen, über deren radikalen Widerstreit sich Jeder, der in Bezug auf die Dinge unseres öffentlichen Lebens sich ein verständiges Urtheil bilden will, klar werden muß. Nach der einen Vorstellung denkt man sich, die Hauptsache bei jeder zu erreichenden Reform sei die Initiative von oben; der Präsident z. B. müsse Alles künstlich vorbereiten, und dann durch sein unbeugsames, charakterfestes Verhalten den störrischen Widerstand des Kongresses und die vielleicht noch störrischere Opposition der Masse des Volks niederbrechen. So giebt es Propheten, die, uneingedenk des Sprüchworts, wonach „die alten Propheten todt sind und die neuen nichts gelten", für den Fall einer Wahl Tilden's etwa folgende Weissagung aufstellen: „Ausfegung der schlechten Beamten, und konsequente Durchführung seines Zivildienstreformprogramms seitens des Präsidenten, soweit seine konstitutionelle Macht reicht. Der öffentliche Dienst keine Partei-Agentur mehr. Abschaffung des Beutesystems. Opposition gegen diese Reform seitens der Beutepolitiker im Kongreß. Zusammenbrechung dieser Opposition nach den nächsten Kongreßwahlen. Darauf gewissenhafte Ausführung der Gesetze, und so weiter."

Sie finden vielleicht, daß diese Weissagung eine gewisse Aehnlichkeit hat mit einer Prophetie, die vor nicht gar langer Zeit in diesem Blatt der gläubigen Welt eröffnet wurde, nur daß es nicht Tilden's Name war, an den sich diese schönen Verheißungen knüpften, obwohl sie auf ihn genau so gut und so schlecht passen, wie auf Hayes. Es ist nicht schwer, zu ermitteln, auf welcher theoretischen Grundlage diese Weissagung sich aufbaut. Es ist einfach die in gewissen Staaten Europas landläufige Prügeltheorie, wie ich sie vor einigen Jahren einmal getauft habe. Das Schema des obigen Hauspiziums ist folgendes:

„Dem Jungen wird mit allen dem Pädagogen zu Gebote stehenden Bakeln die Ehrlichkeit eingeprügelt. (Wenn es ein Mädchen wäre, würde sie eingetrichtert.) Kein Aepfeldiebstahl mehr. Der Junge schmollt und macht böse Gesichter. Opposition aller andern Jungen. Zusammenbrechen dieser Opposition nach den nächsten Schulferien. Darauf gewissenhaftes Vorübergehen der sämmtlichen Schuljugend, nicht nur an den Aepfeln, sondern auch an den Pflaumen und sogar an den Stachelbeeren." Das ist, wie Sie sehen, eine Theorie, die ohne Zweifel von sehr frommer Denkungsart zeugt, aber etwas — kindlich ist. Oder, wenn nicht eben kindlich, ist sie etwas Anderes, wofür ich im Augenblick keinen rechten Namen finde; sie ist nämlich dann die Theorie, nach welcher das Leben eines Volkes nichts weiter, als ein Schauspiel ist — und zwar ein Schauspiel, in dem alle Menschen Schauspieler sind — worin Alles gemacht wird durch Koulissenwechsel. Der Druck einer Feder, ein Ruck, das Auf- oder Niederrollen eines Vorhangs — und Dinge sowohl wie Menschen sind vollständig verwandelt. So hat man zum Beispiel in einem Augenblick eine Person, die eine absolute staatsmännische Nullität ist, was man zum Ueberfluß sogar mit großem Pomp der Welt ausdrücklich verkündet; dann, ein paar Tage darauf, folgt eine halbstündige Unterredung in einem Eisenbahndepot, es erscheinen ein paar geschriebene Worte, und der Mann, der eben teres atque rotundus*) nur in dem Sinne war, in dem alle Nullen rund und in sich geschlossen

*) Meine Pflicht gebietet mir, für den Ruhm meines engeren Vaterlandes einzustehen, und ich konstatire daher an dieser Stelle, daß die Beschreibung des Kandidaten Hayes als eines „round man, without rickety proportions" hier, in Cincinnati, erfunden worden ist. A Jove principium! Wunderbarer Weise wurde genau dieselbe Erfindung vor vier Jahren von demselben Menschen in Bezug auf eine ganz andere Persönlichkeit gemacht, die jetzt mit Hayes gar keine Aehnlichkeit mehr haben soll, nämlich in Bezug auf Grant. Dabei ist zu bemerken, daß der geniale Erfinder von seinem Plagiat am alten Horaz keine Ahnung hatte.

sind — die politische Null, deren ganzer Werth auf der Stelle beruht, die sie vor oder hinter der Ziffer John Sherman einnimmt — ist auf einmal sapiens teres atque rotundus: er ist rund in einem ganz anderen Sinn; er ist ein großer Mann, voll heiligen Eifers für die Reformsache, ein Mann, der, wie alle großen Männer, auch schweigen kann, und schon mehr als zwei Amtstermine hindurch sämtliche Notarien Ohios, die nicht vorher ihre Bestallungen hatten, mit Kommissionen versehen hat, und daher in Sachen des Zivildienstes große Erfahrungen besitzt!

Mein lieber Freund, das Leben eines Volkes ist, wie Sie und ich aus zum Theil sehr herben Erfahrungen wissen, kein Schauspiel, und nicht alle Figuren auf dem Theater der Welt sind Schauspieler. Sie sind vertraut mit den deutschen Schriften der neuern sogenannten historischen Schule, wie mit den Arbeiten Maine's und Freemann's, und lesen vielleicht in ihren Mußestunden eben, wie ich, den zweiten Band des prächtigen Buchs von Stubbs über die konstitutionelle Geschichte Englands; Sie wissen daher (wozu man übrigens kein Buch zu lesen braucht, wenn man hier die Augen offen hat), wie schwer und langsam politische Umwälzungen sich vollziehen, welche Mühe es kostet, alte, eingewurzelte Gewohnheiten auszurotten, die einfältigsten Traditionen zu zerstören, die unsinnigsten Gebräuche abzuschaffen; Sie wissen, wie schwer, ja geradezu unmöglich es ist, einem Volk künstlich andere Gewohnheiten einzuimpfen und seinen althergebrachten Institutionen ganz neue, von vorn herein außer allem Zusammenhang damit stehende Einrichtungen einzuverleiben — mit einem Schlage z. B. das in einem monarchischen Militärstaat herrschende Zivildienstsystem in ein demokratisch-republikanisches Land zu versetzen. Sie wissen, daß alle Reform in solchen Dingen nur darin bestehen kann, daß man die alten Einrichtungen, wie sie eben vorhanden sind, allmählich umbildet, und, soweit das möglich ist, die schlimmen Eigenheiten daran ausmerzt, wobei es stets nöthig ist, ideale Forderungen an

faßbare, praktische Interessen zu knüpfen. Sie wissen, daß Umbildungen und Reformen im politischen, wie im organischen Leben, sich nicht von oben herab, sondern von unten herauf vollziehen und zwar sehr selten direkt, sondern fast immer indirekt, durch eine Menge durcheinander wirkender, sich gegenseitig stützender Agentien, wobei es vor allen Dingen darauf ankommt, die allgemeine Lebensthätigkeit zu kräftigen und von störenden Einflüssen zu befreien. Sie wissen, daß nicht an der Thätigkeit der Blüthe die Wurzel gesundet, sondern aus dem frischen Kreisen der Säfte sich die Farbenpracht der Krone und ihres duftenden und strahlenden Inhalts entwickelt — daß das Leben in den Zellen beginnt, daß es dort zu nähren ist und daß von da aus die heilenden Säfte den Extremitäten zuströmen müssen. Ohne Bild gesprochen: Wer die Mißstände der Politik in diesem demokratischen Lande bessern will, muß in allen Schichten des Volkes — auch in den untersten — die öffentliche Meinung wach halten, die Bedürfnisse des Augenblicks dem Volk immer und immer wieder vor die Seele führen, soviel wie möglich dafür sorgen, daß dem Bürger die Abhängigkeit seiner persönlichen Interessen von denen des allgemeinen Wohls zum Bewußtsein komme, und dann — die Naturkräfte walten lassen, oder, wo man selbst bildend oder zerstörend eingreift, sie wenigstens nicht verletzen. In unserem Land ist ein Präsident — glücklicherweise! — noch nie der Urheber, sondern immer nur der (allerdings zuweilen schlechte) Diener der öffentlichen Meinung gewesen.

Sie werden hoffentlich aus Dem, was ich hier gesagt habe, nicht schließen, daß ich die Ansicht des Senators Morton, unser Zivildienst sei der beste in der Welt, theile, oder daß ich das Beutesystem minder verabscheue, als Sie, und es für überflüssig halte, auch während einer Präsidentschaftskampagne für die Abschaffung desselben zu agitiren. Man soll sicherlich an den Präsidenten die Forderung stellen, zu dieser Abschaffung das Seinige zu thun, und in seinen Amtsanstellungen nicht auf

geleistete Parteidienste, sondern auf geistige und moralische Kompetenz zu sehen. Allein was die Zivildienst-Reformer par excellence wollen, wenn sie überhaupt wissen, was sie wollen, ist die Schöpfung einer äußerst kunstvoll gegliederten Beamtenhierarchie, mit ihren Zentralisationen, ihrem Dienst von unten herauf, ihren Abstufungen und Promotionen, und ihrer Unabhängigkeit vom Volk; und darüber habe ich vorläufig nur zu sagen, daß eine solche Schöpfung nicht das Werk eines Präsidenten, oder eines Präsidentschaftstermins ist, sondern die Arbeit einer langen, unabsehbaren Reihe von Jahren. Und wenn sie fertig wäre — bei Göthe steht die Geschichte von dem Zauberlehrling und seinem Besen!

Fast hätte ich Lust, meinen eigenen Warnungen zum Trotz, auch unter die Propheten zu gehen und zu weissagen, was aus der mit der Wahl Tildens beginnenden Reorganisation der Demokratie und der naturgemäßen Auflösung der republikanischen Partei folgen wird. Meine Weissagung würde von einem sehr einfachen Satze ausgehen, der im dritten Buch der Annalen des Tacitus steht, und also lautet: „Corruptissima republica plurimae leges" — „in der korruptesten Republik giebt's die meisten Gesetze." Diesen Satz würde ich ergänzen durch den weitern: „in der korruptesten Republik giebt's die meisten Beamten." Der letzte Satz läßt sich erfahrungsmäßig auch umkehren: „wo es die meisten Beamten giebt, ist die korrupteste Republik." Also, wenn ich auf dem pythischen Dreifuß säße, würden etwa folgende Inspirationen von meinen Lippen strömen:

„Tilden wird gewählt. Man beherzigt die Worte seines Annahmebriefes, spart, verschleudert kein Geld mehr in Form von Subsidien, Verwilligungen für innere Verbesserungen ꝛc. Kassendiebe und andere Spitzbuben werden energisch verfolgt. So erspart man sich das nöthige Geld zur Einlösung von Greenbacks. Die Metallwährung wird wieder hergestellt und für die Zukunft erinnert man sich, daß, nach der Bundesverfassung, der Kongreß mit der Legaltender-Frage gar nichts zu thun hat.

Das Schutzzollsystem wird abgeschafft. Dem Volk wird damit ein großer Theil seiner Lasten abgenommen; es fängt an, sich zu erholen; seine Ersparnisse werden größer. So wird, noch ehe das Jahrhundert ganz auf die Neige geht, die Nationalschuld abgetragen. Dann erhebt man keine Einfuhrzölle mehr: die Zollhäuser werden in Spitäler für invalide Reformpolitiker verwandelt. Auch von dem nationalen System innerer Besteuerung bleibt sehr wenig übrig; alle Steuern werden direkt erhoben, wobei man sich überlegt, ob das nicht durch die außerdem nöthigen Agentien des Staats bewerkstelligt werden könne, nach Analogie der Organisationen der Staatssteuersysteme, in denen ja auch die Staats-, County- und Munizipalsteuern durch dieselben Beamten erhoben werden. Das Postwesen geht allmählich in die Hände mindestbietender Privatgesellschaften über. Keine nationalen Postbeamten mehr, also auch keine Postmeisterpolitik. Ueberhaupt, ungeheure Vereinfachung der Verwaltung, wodurch gleichfalls eine Menge Gesetze überflüssig werden. Dann, Millennium, Eden, Elysium, Himmelreich" — „Erebus und Gehenna", rufen im Hintergrunde ein Beutepolitiker und ein Reformpolitiker zugleich; „wo bleibt denn unser Geschäft?" Bei diesem Aufschrei ernüchtert sich plötzlich der neue Python, reibt sich die Augen, steht von seinem Weissagestuhl auf, sieht sich um, und fragt auch: „Ja wohl, und wo bleibe ich selbst, wo praktizire ich mein Jus, wenn das Millennium gekommen, und nicht nur der größte Theil der Beamten, sondern auch der größte Theil der Gesetze abgeschafft worden ist?"

Nun, lieber Freund, wenn meine Prophezeiungen sich erfüllt haben, wandeln Sie und ich längst nicht mehr unter den Sterblichen. Es muß Ihnen aufgefallen sein, daß meine Vaticinationen sich von der andern, oben angezogenen Prophezeiung u. A. in dem kleinen Punkte unterscheiden, daß die Zeit darin eine große Rolle spielt. „Asymptoten, Vertröstungen auf den Nimmermehrstag", brummen hier meine mathematischen Freunde, der Brückenbauer und der Wasserwerksingenieur, die immer

genaue Berechnungen auf bestimmte Frist haben wollen. Nun, nicht jeder Brückenbauer ist ein Pontifex, und mit der Zuverlässigkeit der Wasserkunstberechnungen hat es auch seinen Haken. Außerdem mögen diese arithmetischen und geometrischen Herren sich erinnern, daß man heilige Stätten der Weissagung nicht durch mathematische Schrullen entweihen darf.

Ich habe vorstehenden Erwägungen hier Raum gegeben, nicht nur, weil sie einer ersprießlichen Erörterung Ihrer beiden letzten Bedenken vorausgehen mußten, sondern auch, weil sie einen wichtigen Beitrag liefern zur Beantwortung der Frage, welche der beiden Parteien für die Sache der Reform die meisten Anhaltspunkte bietet. Wer die Programme dieser Parteien gelesen hat, weiß, daß das zu St. Louis von den Demokraten aufgestellte Programm zum Mindesten die Diskussion aller brennenden Fragen einleitet, während das Programm der republikanischen Partei vielen ihrer Mitglieder in Bezug auf eine wenigstens der wichtigsten obschwebenden Fragen — die Steuer- und Zollreformfrage, die der alte Böckh die Grundfrage unseres Staatshaushaltes nennen würde — die Politik des Schweigens auferlegt.

Im Vorstehenden erschöpft sich, was ich zur Entkräftung Ihres ersten Bedenkens, so weit ich eine solche Entkräftung für möglich halte, zu sagen habe. Auf Ihren zweiten Einwand werde ich in meinem nächsten Briefe kommen.

Ihr ꝛc.

J. B. S.

4.

Cincinnati, 11. September 1876.

Mein lieber Freund!

Ihr zweites Bedenken gegen die Unterstützung der Demokratie im obschwebenden Wahlkampf betrifft die Gefahren einer Steigerung der anarchischen Zustände im Süden und einer Förderung ultramontaner Bestrebungen. Die Erörterung dieses

Bedenkens führt uns auf Gebiete, welche dermaßen von Vorurtheilen, Leidenschaften und unbesonnenen Meinungen überwuchert sind, daß es außerordentlich schwer wird, für eine unbefangene Ermittlung der Thatsachen und eine gerechte, für praktische Zwecke verwerthbare Würdigung derselben Boden zu gewinnen. Ich stehe trotzdem nicht an, eine solche Ermittlung und Würdigung zu versuchen, selbst auf die Gefahr hin, von Fanatikern und Demagogen (die überall, wo es sich um Entstellungen und Denunziationen handelt, im Bunde stehen) als Negerhasser und Römling verschrien zu werden. Sehen wir uns zunächst die Zustände im Süden an.

Unser Bürgerkrieg führte zur plötzlichen und gewaltsamen Aufhebung der Sklaverei, zur Entfesselung von fast fünf Millionen Negern — eine Zahl, die nur wenig geringer war, als die der Weißen, denen sie in den eigentlichen Südstaaten gegenüberstanden — und zu ihrer Bekleidung mit allen Rechten, die dem freien Bürger der Vereinigten Staaten zustehen, mit Einschluß des Stimmrechts. Diese Neger litten bis zum Augenblick ihrer Emanzipation nicht nur an der Erniedrigung, die von jeher den Sklaven gekennzeichnet hat, sondern sie waren von Haus aus afrikanische Barbaren, für die schon die Existenz unter der Peitsche eines Plantagenaufsehers, trotz aller physischen und moralischen Scheußlichkeiten, die sich daran knüpften, sich als ein Kulturfortschritt darstellt. Wie sich von selbst versteht, war ihre politische Bildungslosigkeit und Unerfahrenheit eben so groß, wie ihr Kulturmangel im Allgemeinen. Im Augenblick der Emanzipation stand nun diese Horde roher, mittelloser, und darum doppelt armer Freigelassener einer weißen Bevölkerung gegenüber, wovon ein großer Theil durch das Institut der Sklaverei ebenfalls in hohem Grade brutalisirt worden war. Das innige Zusammenleben zweier Rassen- oder Kulturelemente führt nämlich stets zu Wechselwirkungen, wobei die Eigenheiten des niederen Elements sich eben so, wenn auch in geringerem Maße, auf das höhere übertragen, wie umgekehrt

die des höheren Elements auf das niedere. Es genügt hier, beispielsweise an die Erscheinungen im Bereich der sozialen Sittlichkeit zu erinnern, die im Süden durch die Sklaverei herbeigeführt wurden. Eine noch schlimmere Folge für die südlichen Weißen war die Degradation der Arbeit und die Reihe von Lastern, die sich unfehlbar einstellen, wo Müßiggang und Roheit sich paaren.

Das war die Lage der Dinge, als unsere Armeen die südlichen Schlachtfelder verließen: auf der einen Seite vier oder fünf Millionen unwissender, systematisch für das gerade Gegentheil von Selbstregierung erzogener, von allen physischen und moralischen Narben der Knechtschaft verunstalteter, armer Negersklaven, denen man zwar die Ketten abgenommen, aber dafür die Sorge um ihre materielle sowohl wie ihre soziale Existenz zugewälzt hatte, und auf der andern Seite eine etwas größere Zahl fast eben so armer, ihrer früheren Existenzmittel beraubter, der Arbeit ungewohnter Weißer, an die man die Zumuthung stellte, nicht blos fortan, wie ihre Stammesgenossen im Norden, im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod zu verdienen, sondern in dieser Arbeit mit ihren früheren Sklaven zu konkurriren, sie als sozial und politisch gleichberechtigt anzuerkennen, und in vielen Fällen sich sogar von ihnen beherrschen zu lassen!*) Eine Zerstörung, auf einen Schlag, aller bisherigen industriellen und sozialen Verhältnisse, und eine vollständige Umkehrung der gewohnten politischen Ordnung! Und über diesem Wirrwarr eine

*) Es ist für uns hier im Norden fast unmöglich, von der Lage, in der die Weißen im Süden sich nach Beendigung des Kriegs befanden, und zum Theil noch befinden, eine nur annähernd genügende Vorstellung zu gewinnen. Vor einigen Jahren war ich bei einem mir befreundeten Juristen, einem geborenen Virginier, zu Tische. Unter den Gästen befand sich der Arzt der Familie, auch ein Virginier von Geburt, der eben vom Süden, wo er Verwandte und alte Bekannte besucht hatte, zurückgekehrt war. Die Frau des Hauses erkundigte sich nach Richter B—, einem früheren reichen Pflanzer in Süd-Carolina. „Nun", sagte der Arzt, „er hat natürlich, wie die Andern, Alles verloren, und

allmächtige, scheinbar feindselige Regierungsgewalt, der diese unglücklichen Weißen soeben in verzweifeltem Kampfe erlegen waren, die sie doppelt haßten, weil sie die Neger als ihre Verbündete und Schützlinge bevorzugte, und hinter dieser Regierung eine öffentliche Meinung im Norden, die ihnen nicht nur im grellen Lichte der durch den Krieg geweckten Leidenschaften, sondern schon in Folge der dem Krieg vorausgehenden Aufregung, eben so feindselig erschien! Was war da zu thun? Welcher Art waren die Probleme, für deren Lösung unsere Bundesregierung die einleitenden Maßregeln zu treffen hatte?

Daß es sich hier vor allen Dingen darum handelte, die physische Existenz der südlichen Bevölkerung zu retten, Mord und Todtschlag zu verhüten, und durch Militärgewalt eine Art von provisorischer Ordnung herzustellen und aufrecht zu erhalten, liegt auf der Hand. Allein in einem demokratisch-republikanischen Lande ist die Anwendung äußerer militärischer und polizeilicher Gewalt, aus naheliegenden Gründen, nur auf kurze Zeit möglich. Die wahre Aufgabe, deren Lösung unsere Regierung sich zu unterziehen hatte, war die Herstellung von Bedingungen, unter denen die in den früheren Sklavenstaaten vorhandenen Elemente zur eigenen, ihrem Wesen entsprechenden, natürlichen sozialen und politischen Gestaltung kommen konnten. Sehen wir einmal zu, was zu diesem Zweck bis jetzt von der Bundesregierung unter der Kontrolle der republikanischen Partei geschehen ist, und wie sich diese Partei, nach den neuesten Kundgebungen im Senat (wo ihre Allmacht noch unbestritten ist und im Fall eines diesjährigen republikanischen Sieges voraussichtlich

---

ernährt seine Familie, so gut es eben geht, durch seine juristische Praxis. Ich sah ihn vor einigen Tagen in Charleston einem Richter-Kollegium gegenüber, welches aus zwei Negern (worunter ein früherer Sklave von ihm), einem Mulatten, einem „mean white“ und einem Carpetbagger bestand, und wovon nur Einer juristische Studien gemacht hatte. Sie können sich denken, mit welchen Gefühlen er sein „may it please your Honors“ über die Lippen brachte!“

während der nächsten vier Jahre bleiben wird) für die Zukunft dieser Aufgabe gegenüber zu verhalten gedenkt.

Daß man den Negern zum Schutz ihrer persönlichen Freiheit und ihrer Gleichheit mit den Weißen vor dem Gesetz auch politische Gerechtsame verlieh, war von den Umständen geboten. Es war ohne Zweifel ein großes Wagniß, einer Unzahl Barbaren Rechte zu verleihen, deren Ausübung nicht nur für ihre eigenen Geschicke, sondern für die der Nation, nicht nur für den Süden, sondern für das ganze Land, entscheidend werden konnte: allein man hatte keine andere Wahl. Nachdem man dem Neger die Freiheit gegeben hatte, durfte man ihm die Mittel nicht vorenthalten, sie zu vertheidigen. Und hier gab es nur eine Alternative: man mußte ihm einen Revolver in die Hand geben, oder einen Stimmzettel. Diese Nothwendigkeit ist längst bei einer großen Mehrzahl der Bürger beider Parteien zur Anerkennung gekommen. Die politischen sowohl wie die persönlichen Rechte der früheren Sklaven sind nicht nur durch einen besondern neuen Paragraphen der Bundesverfassung, sondern auch durch die Zustimmung fast aller tonangebenden Mitglieder beider Parteien, im Süden nicht minder, als im Norden, gewährleistet. Unglücklicher Weise aber begnügte sich die republikanische Partei nicht mit der Sicherung der politischen und persönlichen Freiheit der Neger, sondern folgte hier, wie überall, dem Hang eines großen Theils ihrer Mitglieder, mit der künstlichen, gesetzgeberischen und polizeilichen Aufhebung natürlicher Gestaltungs- und Entwicklungs-Gesetze Versuche anzustellen. Sie verfiel auf den Gedanken, nicht nur die politische und rechtliche, sondern auch die soziale Gleichheit der beiden Rassen im Süden mit Gewalt zu erzwingen. Zu diesem Zweck wurde das sogenannte Zivilrechts-Gesetz erlassen, ein Gesetz, welchem die ausdrückliche Absicht zu Grunde lag, alle sozialen Schranken zwischen den beiden Rassen gewaltsam niederzubrechen, und die althergebrachten und natürlichen Rangordnungen der Gesellschaft zu beseitigen. Der Erfolg dieser Maßregel war leicht vorauszusehen. Jede

gesetzgeberische Auflehnung gegen die Ordnung der Natur bewirkt das gerade Gegentheil von dem, was dabei beabsichtigt wird. Das Schutzzollsystem, welches die Industrie des Landes heben soll, lähmt sie; der Versuch, die natürlichen Werthmesser eines Landes durch künstliche zu ersetzen und so dem Handel und Verkehr Vorschub zu leisten, führt einfach zu Stockungen des Handels und Verkehrs. Ganz in derselben Weise führte das Zivilrechts-Gesetz, welches die sozialen und politischen Gegensätze zwischen den Weißen und den Farbigen im Süden aufheben sollte, dazu, diese Gegensätze zu steigern und das friedliche Zusammenleben der beiden Elemente in einem kaum berechenbaren Grade zu erschweren. Bald nach Beendigung des Bürgerkrieges hatte die republikanische Partei auch unter den heimischen Weißen des Südens eine starke Vertretung, und es war Aussicht vorhanden, daß in nicht sehr langer Zeit die Angehörigen beider Rassen sich in annähernd gleicher Anzahl unter die beiden Parteien vertheilen würden, so daß das fatale Zusammenfallen der Parteigrenzen mit der Scheidelinie zwischen den Rassen vermieden worden wäre. Wären diese Ansätze zu weiterer Entwicklung gekommen, so hätte man das südliche Rassenproblem seiner Lösung um ein Bedeutendes näher gebracht; die Parteigenossenschaft zwischen den Farbigen und Weißen hätte ohne Zweifel sehr bald auch die sozialen Antipathien zwischen den beiden Elementen, wo nicht ganz zerstört, so doch in hohem Grade gemildert. Vom Augenblick an aber, wo die Zivilrechtsbill zum Gesetz erhoben wurde, stand die weiße Bevölkerung des Südens, mit fast alleiniger Ausnahme der sogenannten Handsäckler, auf einer Seite, der schwarzen Bevölkerung gegenüber. Damit ich nicht in den Verdacht gerathe, mich hier auf dem Felde willkürlicher Annahmen zu bewegen, erlaube ich mir, hier einen Mann für mich reden zu lassen, der seit längerer Zeit im Auftrage des „Cincinnati Commercial“ (eines Hayes und Wheeler Organs) die Südstaaten bereist und seine Erlebnisse und Erfahrungen in einer Reihe von Briefen in

jenem Blatte veröffentlicht. Ich meine Herrn H. V. Redfield, der, als alter Abolitionist und Republikaner, gewiß keine Vorurtheile zu Gunsten der Demokraten hat, und wegen seiner Intelligenz und Scharfsichtigkeit in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt ist. Herr Redfield schreibt von Atlanta, Georgia aus, dd. September 5., 1876, an den „Commercial" wie folgt:

„In der nächsten Woche des nächsten Monats wählt Georgia einen Gouverneur und die Mitglieder der Gesetzgebung. Die Demokraten werden mit einer Majorität von 40,000 bis 50,000 siegen und in der Gesetzgebung mit einer Majorität von 10 oder 12 zu 1 vertreten sein. Im November wird der Staat eine gleich große Majorität für Tilden geben, und eine ungebrochene Delegation in den Kongreß schicken."

„In einem früheren Briefe habe ich gezeigt, woher es kommt, daß die Demokraten eine so starke Majorität haben. Die Zahl der Weißen ist um etwa hunderttausend stärker, als die der Neger. Trotzdem stimmten so viele Weiße, besonders im nördlichen Theile des Staates, für die Republikaner, daß diese in der Majorität waren. Dann aber kamen die republikanischen Enthusiasten und Gleichheitsträumer, und, von den Göttern, die Jeden blind machen, den sie verderben wollen, geblendet, passirten sie das Zivilrechts-Gesetz, wodurch die republikanische Partei in Georgia vernichtet wurde, indem von je zwanzig weißen Republikanern neunzehn zu den Demokraten übergingen. Seit der Zeit giebt es ganze Counties in Georgia, ohne einen einzigen weißen Republikaner."

So weit Redfield. Was er hier in Bezug auf Georgia sagt, gilt ohne Ausnahme von allen übrigen Südstaaten, mit dem einzigen Unterschiede, daß in Staaten, wie Süd-Carolina und Louisiana, wo die Macht der Bundesbehörde besonders fühlbar ist, eine kleine Anzahl Weißer aus Furcht oder persönlichem Interesse sich noch immer zur republikanischen Partei bekennt. Und es ist klar, daß eine Fortdauer der republikanischen Herrschaft diese Zustände nur noch verschlimmern

wird. Jede Maßnahme der republikanischen Bundesregierung wird von den Weißen im Süden unvermeidlich als ein Akt der Feindseligkeit beargwohnt; jeder Versuch, die Neger vor angeblichen oder wirklichen Rechtsverletzungen zu schützen, reizt die früheren Sklavenhalter zum Widerstand, schürt ihren Haß gegen die Regierung sowohl wie gegen die früheren Sklaven, und läßt die Flammen der Rebellion aus der Asche von Neuem emporlodern.

Es giebt gewiß Niemanden, der das Zusammenfallen der Parteigegensätze mit der Rassenscheidung im Süden mehr beklagt und vor den Gefahren dieser Zustände eine größere Besorgniß hegt, als ich. Allein ich scheue mich nicht, zu sagen, daß der weitaus größere Theil der Verantwortlichkeit für diese Zustände auf die republikanische Partei fällt. Und die allererste Bedingung für die Beseitigung dieser Zustände ist die Wahl eines einsichtsvollen, besonnenen Inhabers der nationalen Exekutivgewalt, eines Mannes, wie Tilden, der von den weißen Südländern als Freund, und nicht als Feind betrachtet wird, von dem man weiß, daß er die Truppen der Bundesregierung nur im höchsten Nothfall, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, nach dem Süden schickt, und nicht zu dem Zweck, seine Verwandten und Günstlinge in ihren Räubereien zu schützen, und der daher in seinen Maßnahmen im Interesse des Friedens und der Gesetzlichkeit an den bessern und intelligentern Bestandtheilen der südlichen Bevölkerung eine Stütze und einen Rückhalt findet. Daran knüpft sich als zweite Bedingung die, daß man von Drohungen, die Südstaaten oder einen Theil derselben wieder zu entrechten und in Satrapien zu verwandeln, wie sie in dem neulichen Bericht des Senats-Komitees (unter dem Vorsitz Boutwell's) über die südlichen Unruhen enthalten sind — ein Bericht, der, charakteristisch genug, vom Senat ohne jedweden Protest republikanischerseits angenommen wurde — in Zukunft Abstand nimmt. Und dritte Bedingung ist, daß man sich ein für allemal in die Thatsachen fügt, wie sie eben sind und der

Natur der Sache nach nicht anders sein können. Zu diesen Thatsachen gehört, daß überall im Süden, wo Weiße und Farbige in annähernd gleicher Zahl unter einander wohnen, die Regierung auf lange Zeit, wenn nicht auf immer, in den Händen der Weißen liegen wird. Es ist offenkundig, daß in den Staaten, wo dieses Verhältniß zur Anerkennung gekommen ist, Störungen der Ordnung außerordentlich selten sind. Sie werden diese Thatsache vielleicht beklagen, allein sie ist unleugbar und unabänderlich. Selbst wo die Neger in der entschiedenen Majorität sind, herrschen sie nur scheinbar; wenn sie nicht unter der Kontrolle oder dem Einfluß ihrer früheren Herrn sind, stehen sie unter dem Regiment von Hallunken, wie Moses in Süd-Carolina, oder die Pinchback- und Caseybanden in Louisiana. Die Negerherrschaft, abgesehen von ihrer Verderblichkeit, ist trügerischer Schein, und dieser Schein wird außerdem nur durch die gewaltsame Intervention der Bundesregierung aufrecht erhalten. Auch hier wird es angemessen sein, dem Korrespondenten des „Cincinnati Commercial" das Wort zu gönnen.

„Ihr im Norden," schreibt Redfield in dem oben angezogenen Briefe, „werdet wohl daran thun, ein für allemal den Thatsachen ins Auge zu sehen. Entweder muß jeder Südstaat in die Hände der Weißen gerathen, oder die Bundesregierung muß auf ewige Zeiten bei jeder Wahl an jeder Wahlurne mit ihrer Militärmacht zugegen sein, um die Neger zu stützen. Sich selbst in der Macht erhalten können sie nicht. In Süd-Carolina könnten heute hundert Menschen von Augusta über den Fluß nach Columbia gehen, ohne nur eine Stunde von irgend einer Macht, die sich ihnen entgegenstellen würde, aufgehalten zu werden, könnten dort das Carpetbag-Negerregiment über den Haufen werfen, sämtliche Beamte verjagen, und Wade Hampton, oder irgend Jemanden sonst, als Gouverneur einsetzen. Sie erinnern sich, wie eines Morgens die Kellogg-Regierung umfiel, als wenige Bewaffnete sich dagegen stemmten; sie war vollständig außer Stande, sich zu erhalten. Die Bundesregierung

setzte sie wieder auf, und seit der Zeit steht sie, wie eine Puppe, die man gestützt hat. Nehmt die Stützen weg und sie fällt zusammen wie ein Kartenhaus. Das ist die Thatsache, der ihr gegenüber steht. Ihr müßt diese Regierungen entweder fallen und verschwinden lassen, oder müßt bei jeder Wahl die Armeen der Vereinigten Staaten zur Stelle haben. Es giebt jetzt nur noch zwei Negerregierungen, Süd-Carolina und Louisiana. Sagt „hands off", und diese Regierungen verschwinden wie der Morgennebel vor der Sonnenglut. Wollt ihr sie erhalten — nun, so muß der Prozeß der militärischen Unterstützung auf alle Ewigkeit bei jeder Wahl wiederholt werden."

„Nun", werden Sie fragen, „wenn dem so ist, was kommt dann überhaupt für den Neger beim Stimmrecht heraus? In welcher Weise kann es ihm als Schutzmittel seiner persönlichen Freiheit dienen?" Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach. Das Stimmrecht wird den Neger schützen, ihm nicht nur eine humane Behandlung, sondern sogar den Schein wenigstens der sozialen Achtung sichern, genau in derselben Weise, in der es den eingewanderten Irländern oder Deutschen Schutz und respektvolle Begegnung sicherte, lange ehe der eingeborene Amerikaner daran dachte, ihnen politische Aemter zu geben. Wenn die republikanische Partei durch ihre Versuche, das Wasser den Berg hinauf zu leiten, ihren Halt unter den südlichen Weißen nicht verscherzt hätte, so beständen schon jetzt in allen Südstaaten zwei Parteien, deren Mitglieder sich um die Stimmen der Neger bewerben müßten. Und die Herren Kandidaten für das Sheriffamt oder den Kongreß würden ihren „colored friends" eben so den Hof machen, wie man hier sich um die Gunst der „German friends" zu bewerben pflegt. Sie finden diesen Vergleich vielleicht demüthigend, allein er gründet sich auf die Natur der Dinge. Sie müssen sich eben trösten, wie mein unvergeßlicher Freund August Becker sich zu trösten pflegte, der den Tag voraus berechnete, an dem er von hoch oben gnädigst auf seine „anglo-amerikanischen

Freunde" hinab zu blicken und sie seiner Gewogenheit zu versichern gedachte.

So lange nun die republikanische Partei am Ruder ist, und die Politik, welche von ihren Wortführern im Kongreß sowohl, wie auf der politischen Tribüne, offen befürwortet wird, weiter verfolgt, ist die Bildung zweier Parteien im Süden unmöglich. Alle volkswirthschaftlichen und politischen Fragen werden in den Hintergrund treten und verschwinden vor der einen großen Frage, die für sie eine Lebensfrage ist, oder dafür gehalten wird. Sobald indeß der Druck von Außen beseitigt ist, sobald die Bundesregierung sich in den Händen von Leuten befindet, zu denen die weiße Bevölkerung des Südens mit Vertrauen emporblickt, wird die Parteispaltung unter den weißen Südländern so wenig ausbleiben, wie sie je im Norden aufhören kann. Wenn die nationale Politik die weißen Stimmgeber nicht in zwei oder mehr Heerlager sondert, werden totale Fragen — Fragen, die sich auf die inneren Angelegenheiten des Staates beziehen — als parteibildende Faktoren zur Geltung kommen, und es wird das Interesse der weißen Vertreter der respektiven Parteien sein, die Stimmen der Neger durch humane, rücksichtsvolle Behandlung auf ihre Seite zu bringen. Man wird den Negern sogar untergeordnete und einträgliche Aemter geben. Selbst ohne bleibende Parteispaltung würde dieser Prozeß bis zu einem gewissen Grade vor sich gehen. Wenn die Parteien nicht um die Stimmen der Neger buhlten, würden es innerhalb derselben Partei die Kandidaten thun — eine Thatsache, woraus hervorgeht, daß die Aemterjägerei, über deren radikale Sündhaftigkeit wir in neuerer Zeit in so tugendhafter Weise entrüstet sind, unter Umständen auch ihr Gutes haben kann. Wie überall, würde auch hier das Gesetz sich bewähren, daß mit einem Prinzip nur dann etwas anzufangen ist, wenn es im Bunde mit einem faßbaren Interesse steht. Die allgemeine Menschenliebe, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind vortreffliche Dinge, wenn ein Amt dabei herauskommt.

„Die Gottseligkeit," pflegte der alte Lichtenberg zu sagen, „ist, wie die Mathematik, zu vielen Dingen nütze, ist aber nicht Jedermanns Sache, außer, wenn eine Pfründe dabei ist."

Sie werden mich nun wohl nicht so mißverstehen, als ob ich von der Wahl Tildens oder einer Zerstörung der republikanischen Bundesherrschaft eine sofortige Einstellung der südlichen Unruhen und Wirren erwartete. In einer Gesellschaft, die aus so heterogenen Elementen besteht, wie die im Süden, in einem Lande, wo nicht die Afrikaner allein heißes Blut in den Adern haben, nach einer sozialen und politischen Umwälzung, deren Folgen weittragender sind, als die irgend einer Revolution, die in den Annalen eines Volks verzeichnet steht, wird es auf lange Zeit nicht ohne blaue Augen und blutige Köpfe abgehen. Ueberhaupt ist das Zeitalter des ewigen Friedens noch nirgends gekommen. Am weißen wallenden Gewand des Genius der Geschichte wird wohl noch viele Jahrhunderte hindurch der rothe Saum nicht vollends erbleichen. Hoffen wir, daß er sich nicht dunkler färbt, so oft dieser Genius durch unsere Lande geht; und hoffen wir ferner, daß der andere Genius, den wir Amerikaner an seiner Seite zu sehen gewohnt sind — der Genius der Freiheit — wenn er durch die leuchtenden Gefilde des Südens seine Schritte lenkt, in späteren Jahren nicht einmal sein Antlitz verhüllt vor dem Anblick eines Falles, in dem sein Sonnenblick für arme, sterbliche Menschen nicht Licht bedeutete und heiteres Leben, sondern ewige Nacht und rettungslosen Untergang!

Es giebt im Norden Leute, die allen Ernstes sich der Besorgniß hingeben, die demokratische Partei würde, sobald sie mit Hülfe südlicher Stimmen zur Herrschaft gelangte, in irgend einer Form die Sklaverei wieder einführen. Diese Besorgniß ist so sehr bloße Gespensterfurcht, daß es sich kaum der Mühe lohnt, nur ein Wort an sie zu verschwenden. Abgesehen von sonstigen praktischen Unmöglichkeiten, und abgesehen von dem Umstand, daß aus rein materiellen Gründen kein Südländer die Sklaverei wiederherstellen würde, wenn er auch könnte,

würde der Versuch einer solchen Wiedereinführung, wie jeder Weiße in den früheren Sklavenstaaten recht gut weiß, zu einem Blutbade führen, in welchem die Hälfte der weißen Bevölkerung dieser Staaten ihren Untergang finden müßte, selbst wenn die Neger auf sich allein angewiesen wären. Allein sie hätten in ihrem Kampf um die Freiheit und das Leben Bundesgenossen, die stärker sind, als alle physische Macht des Landes; hinter ihnen stände nicht nur die jetzige Bundesverfassung und mit ihr der ganze Norden, der sich wie ein Mann erheben würde, sondern hinter ihnen stünde die ganze moderne Kulturwelt, die Nichts weniger duldet, als die Wiederherstellung des Instituts der Sklaverei.

„Aber," wenden Sie ein, „was sagen Sie zu dem Andrang südlicher Aemterjäger, wenn unsere Bundesregierung demokratisch wird, und zu dem Sturm der Petenten um Entschädigung auf die Bundeskasse?" Nun, mit den südlichen Aemterjägern hat es gute Wege: so lange die Leute vom Schlage Camerons und Grants, die auch in der demokratischen Partei vertreten sind, noch Söhne und Vettern haben, werden die nördlichen Aemterjäger sich sicherlich nicht von ihnen verjagen lassen, und es ist nicht die mindeste Gefahr vorhanden, daß der Norden bei der Beutevertheilung zu kurz kommt. Mir persönlich würde es übrigens großen Spaß machen, wenn möglichst viele nördliche Politiker ein paar Präsidentschaftstermine hindurch Muße fänden, sich ausschließlich dem theoretischen Studium der Zivildienstreform zu widmen; ich wäre gern bereit, ihnen dabei nach Kräften behülflich zu sein. In Betreff des Sturms der Südländer auf die Bundeskasse ist vor Allem zu sagen, daß einer der neuen Paragraphen der Bundesverfassung die Entschädigung der früheren Sklavenhalter für den Verlust ihres Eigenthums und die Zahlung der südlichen Kriegsschuld ausdrücklich verbietet, so daß, im Falle die Demokraten den von den Republikanern angeblich gefürchteten Versuch wirklich machen sollten, sie zuerst die Verfassung niederbrechen müßten.

Es giebt freilich südliche Entschädigungsansprüche, die in den betreffenden Paragraphen der Verfassung nicht eingeschlossen sind; allein ich hätte viel weniger Angst vor einer Bewilligung derselben durch einen demokratischen Kongreß mit Zustimmung Tildens als vor einer Erledigung derselben durch republikanische Wächter des Fiskus, wie z. B. Butler, der eben wieder von den Republikanern in Massachusetts in den Kongreß geschickt wird. Ob die Leute, welche gegen die Bundesregierung Ansprüche erheben, im Norden oder im Süden wohnen, ist den Herren, welche die letzten zehn Jahre hindurch in Washington die offiziellen Vertreter der republikanischen Ehrlichkeit und Sparsamkeit gewesen sind, sehr gleichgültig; die Frage ist nur, ob die Beträge bedeutend genug sind, die bekannten Operationen der Addition, Division und des Schweigens mit einiger Faßlichkeit zu erläutern.

Die republikanische Partei ist außerdem, wie man ja eben von jeder Tribüne herunter hört, die Partei, nicht nur der fortwährenden inneren Wiedergeburten, sondern auch des stetigen innern Fortschritts; und ihre letzten Nominationen bedeuten, nach der ausdrücklichen Versicherung sehr hochragender Politiker, ein besonders thatkräftiges Wohlwollen gegen den Süden. Da nun die Verwilligungen für Eisenbahnen nach dem stillen Meere, sowie für innere Verbesserungen „und andere Zwecke" einigermaßen in Mißkredit gekommen sind, wäre die Gelegenheit, den Südländern praktisch zu beweisen, daß dieses Wohlwollen kein erheucheltes ist, den republikanischen Patrioten ohne Zweifel äußerst willkommen. Man würde in der That in der Berücksichtigung südlicher Ansprüche republikanischerseits sich in seiner ganzen Hochherzigkeit zeigen, und der Senator Morton könnte dann im nächsten Präsidentenwahlkampf, wenn er, statt für Andere, für sich selbst auf die Tribüne ginge, die banale Anschuldigung, er entflamme mit teuflischer Absichtlichkeit den Haß des Nordens gegen den Süden, sehr einfach entkräften durch den stolzen Hinweis auf eine Tabelle, worauf die in den letzten

vier Jahren an die südlichen Mitbürger gezahlten Entschädigungen mit Frakturschrift verzeichnet ständen.

So viel über Ihre Furcht vor einer demokratischen Förderung der südlichen Anarchie; Ihre Angst vor den Ultramontanen bitte ich zu beschwichtigen bis zum Erscheinen meines nächsten Briefes, welches in einigen Tagen erfolgen soll.

Ihr ꝛc.

J. B. S.

5.

Cincinnati, im September 1876.

Mein lieber Freund!

Es hat mich, ehrlich gestanden, gewundert, unter Ihren Bedenken gegen die demokratische Partei auch die Furcht vor den Ultramontanen zu finden. Daß verständige und geschichtskundige Menschen, wie Sie, sich von Strömungen, deren Gewalt sich sonst nur bei den halbgebildeten, gedankenlosen Bestandtheilen unserer Bevölkerung zu bewähren pflegt, mit fortreißen lassen, beweist, wie schwer es ist, inmitten des Getöses der Leidenschaften dieses Wahlkampfes der Stimme der besonnenen Ueberlegung Gehör zu verschaffen.

Sie machen mich darauf aufmerksam, daß seit vielen Jahren die Katholiken fast ohne Ausnahme zur demokratischen Partei gehören, daß die katholische Kirche eine viel festere und geschlossenere Organisation besitzt, und daher in viel höherem Grade über den Willen und die Thätigkeit ihrer Mitglieder verfügt, als irgend eine andere religiöse Gemeinschaft, daß besonders seit der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes die Katholiken auch in politischer Beziehung Sklaven einer auswärtigen Macht sind, daß die römische Kurie in neuerer Zeit zu wiederholten Malen, wie z. B. in der Encyclica und dem Syllabus, eine der ganzen Theorie unserer Institutionen feindliche Stellung eingenommen hat, und daß ein großer Theil des amerikanischen Klerus unermüdlich ist in seiner Agitation gegen das System unserer öffentlichen Schulen.

Sie erinnern dabei an den sogenannten Kulturkampf in Deutschland und die Bestrebungen der Ultramontanen in Belgien und Frankreich.

Vor allen Dingen ist hier zu sagen, daß von den Ereignissen der ältern und neuern Geschichte europäischer Staaten auf die Möglichkeiten im Verlauf des amerikanischen Lebens durchaus keine Schlüsse zu ziehen sind. Zwischen den politischen Verhältnissen der alten Welt und denen unserer Republik besteht ein gewaltiger Unterschied. Es giebt hier kein Spiel dynastischer Interessen, in dem das Papstthum eine Rolle spielen könnte. Der einzige Spielraum für ultramontane Bestrebungen liegt bei uns auf dem offenen, breiten Boden des Volkslebens, wo jede Macht, die eine besondere Kulturphase vertritt, unverzüglich von einer Menge anderer Mächte auf ihr gebührendes Maß zurückgeführt wird. Was hier im Interesse des Katholizismus erstrebt wird, kann in letzter Instanz nur durch Volksabstimmung gewonnen werden. Und da genügt schon der flüchtigste Blick auf eine statistische Tabelle, um jede Besorgniß vor ultramontanen Ausschreitungen sofort zu beseitigen. Die hiesigen Katholiken, mit Zuziehung aller Derer, die nur der Geburt und dem Namen nach Katholiken sind, bilden höchstens ein Sechstel der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten. Sie können daher, selbst wenn sie ohne Ausnahme zur demokratischen Partei gehören, nur dann in dieser Partei die Majorität bilden, wenn die Partei selbst in der Minderheit ist, und somit die Politik des Landes nur als Opposition beeinflussen. So wie die Partei zur Majorität gelangt, sinken die Katholiken sofort zur relativ unbedeutenden Minorität innerhalb der Partei herab, indem sie weniger als ein Drittel ihrer Mitglieder ausmachen. Wenn es ihnen nun gelänge, eine so große Anzahl der protestantischen, freisinnigen oder überhaupt nichtkatholischen Demokraten für ihre Pläne zu gewinnen, daß sie mit ihnen zusammen die Thätigkeit der Partei beherrschten, so würde dies bei den übrigen Mitgliedern der Partei eine solche Entrüstung hervorrufen, daß

diese sich der anderen Partei anschlössen, und sehr kurzer Hand der Herrschaft der demokratischen Partei ein Ende machten.

Es giebt indeß eine Reihe von Betrachtungen, welche die von Ihnen gehegten Besorgnisse in viel wirksamerer Weise zum Schweigen bringen, als das Studium der Statistik. Der Ultramontanismus, d. h. das kirchliche System, welches auf dem Gebiete des staatlichen und politischen Lebens zur Herrschaft zu gelangen sucht, steht in diesem Lande einer ganz anderen Macht gegenüber, als der bloßen Majorität seiner Bewohner. Diese Macht ist der Geist, der sich nicht nur in unsern republikanischen Institutionen, sondern auch in den Instinkten und Gewohnheiten aller Bürger der Republik, weß Glaubens sie auch sein mögen, verkörpert. Unsere Katholiken werden nicht nur in der Kirche und Schule erzogen, sondern auch, und viel mehr, auf dem Markt des öffentlichen Lebens, — durch den täglichen Verkehr mit ihren andersgläubigen Mitbürgern, durch die Tagesliteratur, worin das, was man den Geist der Zeit zu nennen pflegt, den vielseitigsten Reflex findet, durch den lebhaften und unaufhörlichen Kampf politischer, religiöser und wissenschaftlicher Meinungen, der sich hier vor Aller Augen vollzieht, und in den auch der Stumpfsinnigste mehr oder weniger hereingezogen wird, durch ihre Parteigenossenschaft mit Menschen der abweichendsten Ueberzeugungen, ja, sogar durch ihre Bewerbungen um öffentliche Aemter und Stellen, die natürlich nur unter der Voraussetzung liberaler Ansichten seitens der Bewerber Aussicht auf Erfolg haben (wieder ein Beitrag zur Apologie der Aemterjägerei!) und so weiter. Einflüsse dieser Art, welche in der Regel Denen, auf die sie wirken, gar nicht zum deutlichen Bewußtsein kommen, sind in der That viel stärkere Faktoren zur Bildung des geistigen Charakters der Katholiken sowohl wie der Protestanten, und bestimmen ihre wahre Gesinnung in viel höherem Maße, als die Formeln, aus denen sich die Artikel ihres Glaubens zusammensetzen. Dazu kommt noch, daß die Dinge, worüber die Ansichten der verschiedenen religösen Genossenschaften auseinander

gehen, für das tägliche Leben der Menschen ohne alle Bedeutung sind. Die im bürgerlichen Verkehr zur Anwendung kommenden Grundsätze der Moral sind von dogmatischen Differenzen ganz unabhängig. Katholiken und Protestanten, Christen und Juden, Orthodoxe und Freisinnige sind darin einverstanden, daß man die Person, das Eigenthum und den guten Ruf seines Nebenmenschen nicht antasten, unter allen Umständen die Wahrheit reden, eingegangenen Verpflichtungen treulich nachkommen, ein möglichst anständiges, keusches und nüchternes Leben führen, und dabei — fünf gerade sein lassen müsse. Die Ansichten, welche man daneben über die Dreieinigkeit, die Zahl der Sakramente, die Vorherbestimmung, kurz, über alle die Satzungen hegt, worauf konfessionelle Unterschiede beruhen, sind vollständig gleichgültig. Was aber dem täglichen Leben der Menschen fernsteht, entfremdet sich auch mit der Zeit ihrem lebendigen Bewußtsein, und hört auf, als beachtenswerthes Motiv ihrer Handlungen zur Geltung zu kommen.

Nichts ist thörichter, als der Versuch, aus der buchstäblichen Fassung der Dogmen, zu denen sich die Mitglieder religiöser Genossenschaften bekennen, auf ihre eigentlichen fürs praktische Leben in Betracht kommenden Absichten und Gesinnungen Folgerungen herzuleiten. Wenn die Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Katholiken u. s. w. mit ihren sogenannten Glaubensartikeln im öffentlichen sowohl wie im Privatleben strengen Ernst machen wollten, so würde es in der bürgerlichen Gesellschaft wunderlich aussehen. Es sind bekanntlich unzählige Versuche gemacht worden, zu zeigen, daß die dogmatischen Systeme fast aller christlichen Sekten zu Konsequenzen führen, die mit der republikanischen Freiheit unvereinbar sind. Aber diese Beweisführungen scheitern sämtlich an der Thatsache, daß das gewöhnliche Leben der Menschen von einer Logik beherrscht wird, die mit der strengen Logik der Schule sehr wenig gemein hat. Erlauben Sie mir, hier ein paar Worte anzuführen, die einer Rede entnommen sind, welche ich vor mehr als sechs Jahren während der

Agitation der Schul-Bibelfrage hier in der Arbeiterhalle zu halten Gelegenheit fand. „Glücklicherweise", sagte ich damals, „leben auch sie (die Katholiken) unter dem Einfluß des freien Geistes, der sich in unsern Institutionen verkörpert, und werden von diesem Geiste wie vom Geiste des Jahrhunderts erzogen, wenn sie sich dessen auch nicht bewußt sind. Die republikanische Luft geht durch ihre Nüstern, so gut wie durch die der Vernunftgläubigen und Protestanten. Wer den hiesigen Katholiken im praktischen Leben begegnet ist, wird gefunden haben, daß sie im Allgemeinen eben so liberale und billig denkende Menschen sind, wie diejenigen, welche vor dem Kreuz von einem größeren Schreck befallen werden, als vor dem Spalt im Huf des alten Samiel. Jeder, der so lange auf diesem schlechten Planeten herumgestolpert ist, wie die Meisten der hier Anwesenden, weiß aus Erfahrung, daß es einfältig ist, einen Menschen in seinem Alltagsleben für die streng logischen Konsequenzen der Artikel seines Glaubens verantwortlich zu machen. Man muß Gott fürchten, Jesum lieb haben und sich behelfen, sagt der westphälische Bauer.

Fragen Sie einen orthodoxen Calvinisten oder Presbyterianer, ob er wirklich glaube, ein Theil der Söhne Adams sei durch ewigen Rathschluß Gottes von vorn herein zur Verdammniß, ein anderer dagegen zur Erlösung bestimmt, — er wird ihnen antworten: Ja, so steht's in meinem Bekenntniß, das ist mein Glaube. Aber in der That und Wahrheit glaubt und denkt er sechs Tage in der Woche und drei Viertel des siebenten Tages Nichts der Art; er geht mit seinen Nebenmenschen um, als ob sie auf Grund eines anständigen Lebenswandels wohl auch ein bischen selig werden könnten, trotz der Vorherbestimmung.

Halten Sie in gleicher Weise einem frommen Katholiken den Syllabus entgegen und sagen ihm: das ist die ausdrückliche, unzweideutige Erklärung des Papstes, und du lebst in einer Republik; unterschreibst du das? — er wird wahrscheinlich erwidern: nun wenn der Papst es erklärt hat, muß es wohl so

sein. Wenn es indeß zum Verkehr mit seinen Mitbürgern kommt, wenn er an der Wahlurne seine Stimme abgiebt u. s. w., kümmert er sich um den Syllabus so wenig, wie um das zwölfte Gebot, oder das siebente Buch Mosis. Und am vierten Juli liest er die Unabhängigkeitserklärung gerade so andächtig, wie der Methodist oder Presbyterianer, ohne sich einfallen zu lassen, daß das lauter Sätze sind, die mit denen der päpstlichen Encyclika in gar sonderbarem Einklang stehen."

„Aber", fragen Sie hier, „was sagen Sie zu der Erscheinung, daß die Katholiken sich nicht, wie die anderen Bürger unter die verschiedensten Parteien vertheilen, sondern fast alle sich der demokratischen Partei anschließen; und was sagen Sie ferner zu den Versuchen der katholischen Bischöfe, eine Theilung des Schulfonds herbeizuführen?"

Der ursprüngliche Anschluß der Katholiken an die demokratische Partei erklärt sich zunächst daraus, daß die große Masse derselben aus armen Einwanderern bestand, die von jeher aus Gründen, die ich in meinem zweiten Brief angedeutet habe, sich von dieser Partei angezogen fühlten. Eine andere hier zu erwähnende Thatsache ist das Vorherrschen gewisser Stimmungen der Feindseligkeit gegen England, oder vielmehr englische Institutionen, unter den alten Führern der Demokratie, wodurch besonders die Sympathien der irischen Katholiken wach gerufen wurden. Auch der Umstand, daß die Staaten, die ursprünglich katholische Niederlassungen waren, Maryland und Louisiana, Sklavenstaaten waren, mag hier in Betracht kommen. Für das zähe und ausschließliche Festhalten der Katholiken an der demokratischen Partei aber giebt es einen viel näher liegenden Grund, nämlich den antikatholischen Fanatismus, der in den andern Parteien, namentlich in der republikanischen, stets mehr oder weniger bemerkbar gewesen ist. Wie sollten die Katholiken sich einer Partei anschließen, von deren Mitgliedern sie als Feinde der Republik, als willenlose Werkzeuge einer auswärtigen Macht, beargwohnt wurden, und deren Bestrebungen nicht selten offen

darauf hinausliefen, sie von aller Theilnahme an der Regierung des Landes auszuschließen?

Es ist ohne Zweifel beklagenswerth, daß religiöse Gründe bei irgend einem Bürger die Wahl der Partei, der er sich anschließt, beeinflussen. Ueberhaupt ist nichts mißlicher und für den Frieden und das Wohl unseres Landes gefahrbringender, als das Hereinziehen außerpolitischer Fragen in Parteikämpfe. Leider hat es während der letzten drei Jahrzehnte keine Partei gegeben, die von dem Entwurf, an religiöse und ähnliche Vorurtheile zu Wahlzwecken appellirt zu haben, vollständig freizusprechen wäre; aber unter allen ist es die republikanische Partei, welche durch ihr Verhalten sich diesem Vorwurf am meisten ausgesetzt hat. Und hier sind wir eben an dem Punkt, von welchem aus sich gegen diese Partei auf Grund ihrer augenblicklichen Stellung die schwerste Anklage erhebt.

Bekanntlich hat das im Juni d. J. zu Cincinnati von der republikanischen Konvention aufgestellte Programm einen Paragraphen, den siebenten, welcher sich auf unser Gemeinschulensystem bezieht. Dieser Paragraph verlangt ein Amendement zur Konstitution der Vereinigten Staaten, wodurch die Verwendung öffentlicher Gelder für Schulen oder sonstige Anstalten, die unter der Kontrolle einer Sekte stehen, untersagt wird.

Dem Wortlaut nach ist dieser Paragraph ganz unschuldig. Aber es giebt einen Kommentar dazu, der den wahren Sinn und Inhalt desselben in ganz anderem Lichte erscheinen läßt. Dieser Kommentar ist von den Vertretern der republikanischen Partei im Kongreß selbst geliefert worden. Am 14. Dezember 1875 wurde nämlich im Repräsentantenhause ein Amendement zur Bundesverfassung beantragt, welches mit dem von den Republikanern in ihrem Programm verlangten fast wörtlich gleichlautend war. Dieses Amendement wurde von der demokratischen Majorität angenommen. Vom Repräsentantenhause gelangte es natürlich in den Senat, wurde aber dort nicht passirt, sondern ans Komitee fürs Gerichtswesen überwiesen, welches eine Modi-

fikation desselben einberichtete, des Inhalts, es solle nicht so gedeutet werden, daß dadurch das Bibellesen in den öffentlichen Schulen verboten werde. Und diese Modifikation wurde von den Stimmen sämtlicher republikanischer Senatoren sanktionirt!

Was bedeutet nun, im Lichte dieser thatsächlichen Erläuterung, die im siebenten Paragraphen des republikanischen Programms enthaltene Forderung betreffs der öffentlichen Schulen? Nichts mehr und nichts weniger als dies: daß die Katholiken, sowie alle Andern, die nicht bibelgläubige Christen sind, für den Unterhalt der Gemeinschulen zwar Steuern zahlen, daß aber diese Schulen nur den evangelischen Protestanten zu Gute kommen sollen! Wie der folgende, achte, Paragraph des republikanischen Programms nichts ist, als eine heuchlerische Maske der Schutzzöllnerei, so ist dieser siebente Paragraph eine schamvolle, oder vielmehr schamlose, Verhüllung des Satzes, daß die orthodoxen Protestanten in diesem Lande eine bevorzugte Kaste sind, die das Recht haben, die Katholiken, Juden und Freisinnigen für ihre besonderen Zwecke zu besteuern.

Die ganze Infamie dieses republikanischen Attentats auf die Religionsfreiheit und die Gleichberechtigung aller Bürger vor dem Gesetz kommt indeß nur Denen zum Bewußtsein, die wissen, in welchem Zusammenhange es steht mit der Nomination des Kandidaten Hayes, und auf welche Weise die republikanischen Demagogen jetzt den Fanatismus der orthodoxen Protestanten für die Wahl dieses Kandidaten zu verwerthen suchen. Um auch Ihnen und den Lesern dieses Blattes den dazu nöthigen Aufschluß zu geben, lasse ich hier eine gedrängte Darstellung der einschlägigen Thatsachen folgen.

Im Herbst 1869 faßte der Schulrath von Cincinnati den Beschluß, daß in den öffentlichen, durch die Besteuerung aller Bewohner des Staates ohne Unterschied des Glaubens unterhaltenen Schulen fortan das Bibellesen, das Absingen geistlicher Lieder u. s. w. unterbleiben solle. Durch diesen einfachen Be-

schluß wurde ein Theil unserer protestantischen Bevölkerung in große Aufregung versetzt; es wurden Versammlungen abgehalten, Beschlüsse gefaßt ꝛc. Der Schulrath ließ sich jedoch nicht einschüchtern, und so wandte sich denn eine Anzahl Protestanten an das aus drei Richtern bestehende Obergericht von Cincinnati und verlangte einen Einhaltsbefehl. Es gelang ihnen wirklich, von der Majorität des Richterkollegiums einen solchen Einhaltsbefehl zu erlangen; nur das Urtheil des dritten Richters, des jetzigen General-Anwalts Taft, ging dahin, der Schulrath sei in seinem vollem Rechte gewesen. Es erfolgte dann eine Appellation an die höchste richterliche Instanz im Staat, die einstimmig die Entscheidung der Majorität des Cincinnati Obergerichts umstieß, und im Sinn des Taft'schen Urtheils eine endgültige Entscheidung gab. In Folge dessen wurde Tafts Name überall im Staate viel genannt, und da er außerdem als trefflicher Mensch und tüchtiger Jurist bekannt war, wurde er bei allen liberalen Bürgern außerordentlich beliebt. So kam es, daß er im Frühjahr 1875, als es sich darum handelte, einen republikanischen Gouverneurs-Kandidaten zu finden, mit dem man den inflationistischen Allen schlagen könnte, als der zu diesem Zweck geeignetste Mann in Vorschlag gebracht wurde. Die Agitation zu seinen Gunsten wurde besonders vom „Commercial" und der „Gazette", den zwei bedeutendsten republikanischen Zeitungen in Ohio, betrieben, die seine Nomination besonders deswegen befürworteten, weil er ein sehr entschiedener Hartgeldmann war. Nun aber erhoben sich die Fanatiker, oder vielmehr Demagogen, welche sich den protestantischen Fanatismus für ihre Zwecke zu Nutze machen wollten, und erklärten, von einer Kandidatur Tafts könne, wegen seiner Stellung zur Bibelfrage, nie und nimmer die Rede sein; die Organe dieser Demagogen, worunter die Cincinnati „Times", stellten offen die Behauptung auf, nicht die Resumptionsfrage, sondern die Schulfrage müsse in den Vordergrund gedrängt werden. Der Kandidat dieser Fanatiker und Demagogen aber, der später

wirklich nominirt und damals genau so benutzt wurde, den freisinnigen Hartgeldmann Taft zu schlagen, wie er im Juni d. J. benutzt wurde, Bristow zu beseitigen, war Rutherford B. Hayes. Und es war in der That, wie seine erste, zu Marion gehaltene Rede zur Genüge beweist, nicht sein Verdienst, daß die Geldfrage dennoch die Hauptfrage der letztjährigen Gouverneurskampagne in Ohio wurde. Dies Verdienst gebührt hauptsächlich den hirnlosen Befürwortern der grenzenlosen Emission des Papiergelds, Carey, Allen, Ewing u. s. w., welche durch ihren Blödsinn die republikanische Partei in die richtige Stellung trieben. Uebrigens spielte auch die Bibelfrage immerhin ihre Rolle, so daß die Cincinnati „Times", nachdem Hayes gewählt war, wiederholentlich erklärte, seine Wahl bedeute weniger einen Sieg der Republikaner in der Geldfrage, als eine Niederlage der „Gegner der öffentlichen Schulen".

Zur Steuer der Wahrheit muß hier gesagt werden, daß nach meiner festen Ueberzeugung die Mehrzahl der hiesigen Protestanten sich der Entscheidung des obersten Gerichtshofs im Staat gefügt und die Bibelfrage als erledigt betrachtet hätte, wenn gewissenlose Politiker nicht bemüßigt gewesen wären, das alte Vorurtheil zu Gunsten der republikanischen Partei, deren Korruption auf irgend eine Weise übertüncht werden mußte, wieder wach zu rufen. Es wiederholte sich eben die Erscheinung, der wir in der Geschichte so oft begegnen, daß der religiöse Fanatismus sich in der Regel nur dann bemerkbar macht, wenn er im Dienst dynastischer oder politischer Interessen steht.

Es waren indeß durchaus nicht die republikanischen Politiker von Ohio allein, welche die Fundgrube religiöser Vorurtheile für ihre Zwecke auszubeuten suchten. Man erinnert sich der von dem großen Staatsmann Grant am 29. September 1875 zu Des Moines gehaltenen Rede, worin er der staunenden Welt die Eröffnung machte, es stehe uns in der nächsten Zeit ein Kampf bevor zwischen den Kindern des Lichts und den Mächten der Finsterniß, in dem es sich besonders um die

Rettung unseres öffentlichen Erziehungssystems handeln werde. Es ist nicht schwer, zu ermitteln, wie er zu dieser plötzlichen Entdeckung gekommen war. Es war ihm allmählich klar geworden, daß seine Aussichten auf einen dritten Amtstermin sich auf etwas anderes stützen müßten, als auf den Glanz seiner bisherigen Verwaltung. So verfiel auch er, wahrscheinlich unter der Inspiration seiner Babcocks und Robesons — auf den Gedanken, mit langem Arm auf das Gespenst des Ultramontanismus hinzuweisen.

Von da ab stand es fest, daß die Vertreter der Korruption in der republikanischen Partei entschlossen seien, in dem bevorstehenden Wahlkampf nicht nur die Leidenschaften des vor elf Jahren beendeten Bürgerkriegs wieder aufzustacheln, sondern auch das Feuer des religiösen Fanatismus zu schüren, um durch den daraus aufsteigenden Rauch die wirklichen Fragen, welche in diesem Wahlkampf zur Entscheidung kommen müssen, vor den Augen des Volkes zu verhüllen. Nachdem die Wiederernennung Grants sich als unmöglich erwiesen hatte, war ohne Zweifel Blaine als würdiger Träger des antisüdlichen wie antikatholischen Fanatismus ausersehen; da aber auch die Nomination dieses christlichen Staatsmannes sich nicht durchsetzen ließ, fiel die nächste Wahl naturgemäß auf Hayes.

Es läßt sich im Augenblick wohl schwer ermitteln, in wie weit Hayes selbst ursprünglich an den Plänen der erwähnten Demagogen betheiligt war; aber es gibt Beweise in Fülle, daß seine Wahl mit dem Gelingen des gefährlichsten Angriffs, der je auf die Freiheit dieses Landes gemacht worden ist, gleichbedeutend wäre. Der Umfang meines Briefes droht abermals, so maßlos zu werden, daß ich mich darauf beschränken muß, einen dieser Beweise hier vorzuführen.

Es besteht hier bekanntlich seit Jahren ein Verein, dessen Aufgabe es ist, der Verfassung der Vereinigten Staaten einen Paragraphen einzuverleiben, worin ausdrücklich erklärt wird, die Vereinigten Staaten seien ein christliches Land, Jesus Christus

sei ihr Fürst und Herr und die Bibel ihr oberstes Grundgesetz. Das Organ dieses Vereins ist der „Christian Statesman", der in Philadelphia (No. 127 North Seventh-Street) herausgegeben wird. Jede Nummer dieses Blattes bringt Aufsätze, bei deren Lektüre den freisinnigen Bürgern dieses Landes die Haare zu Berge stehen müssen. In der am 8. Juli herausgegebenen Doppelnummer (No. 44 und 45, Band IX, Seite 352) findet sich nun ein Artikel mit der Ueberschrift: „Governor Hayes on the Bible in the Schools". Dieser Artikel bringt einen Auszug aus einer angeblich während der letzten Gouverneurs-Campagne in Ohio gehaltenen Rede des Gouverneurs Hayes, worin es u. A. heißt:

„Alles, was verlangt wird, ist, daß die Bibel in den Schulen gelesen werde ..... Sie aus den Schulen vertreiben, ist ein Stigma und eine Beleidigung. Was ist der Zeugenstand, das Geschworenenzimmer, der Richterstuhl, ohne daß die Sanktion der Bibel auf das Gewissen seine Wirkung hat? Man degradire das Buch als ungeeignete Lektüre für unsere Schulkinder, und seine Autorität für das Gewissen ist dahin ..... Als Bürger verlange ich, daß die organischen Prinzipien, denen der Staat Ohio seine Entstehung verdankt, respektirt werden. Wenn diese Prinzipien anderen Leuten nicht gefallen, mögen sie östlich von Ohio bleiben, oder westwärts gehen."

Zu diesem Passus bemerkt nun der „Christian Statesman":

„Die Thatsache, daß Gouverneur Hayes sich während des Wahlkampfs so unverholen aussprach — eine Thatsache, die uns bisher unbekannt war — verleiht der Abstimmung, wodurch er als Gouverneur erwählt wurde, große Bedeutung und ist ein glückliches Gegengewicht gegen die unüberlegte Entscheidung des obersten Gerichtshofs von Ohio in dem Cincinnati Fall (dem oben erwähnten Bibelfall). Und es ist erfreulich zu sehen, daß republikanische Zeitungen nicht geneigt

sind, die Frage des Wahlkampfs zu umgehen, sondern auf die obigen kühnen Worte als gute Argumente während der Präsidentschafts-Campagne zurückkommen."

Was der Abdruck der betreffenden Aeußerungen des republikanischen Präsidentschafts-Kandidaten über die Schul-Bibelfrage und der eben angeführte editorielle Kommentar dazu in dem Organ der Gesellschaft, deren offener Zweck die Wiederherstellung einer Verbindung zwischen Kirche und Staat ist, bedeutet, wird erst recht klar, wenn man das Titelblatt des „Christian Statesman" ansieht. Dort steht nämlich eine Liste von 148 Vicepräsidenten der „National Reform Association" — lauter hochgestellte Beamte, Geistliche, Professoren u. s. w. — unter denen obenan sich folgende Namen befinden:

Hon. Lorenzo Sawyer, Ver. St. Kreisrichter in San Francisco, Californien;
Hon. G. W. Brooks, Ver. St. Distriktrichter in Nord-Carolina;
Hon. Edgar W. Hillyer, Ver. St. Distriktrichter in Nevada;
Hon. Georg W. French, vorsitzender Richter im Ver. St. Gericht zu Dacota;
Hon. David Noggles, vorsitzender Richter im obersten Gerichtshof in Idaho;
Hon. Madison E. Hollister, Ver. St. Richter in Idaho;
Hon. Roger S. Greene, Ver. St. Richter im Washington Territorium;
Hon. Robert W. Furnas, Ex-Gouverneur von Nebraska;
Hon. Hezekiah S. Johnson, Ver. St. Richter in Neu-Mexiko;
Hon. J. W. Kingman, Ver. St. Richter im Wyoming Territorium;
Hon. C. M. Hawley, früher Ver. St. Richter in Utah;
Hon. Charles D. Drake, Ver. St. Richter im Distrikt Columbia.

Das sind fast sämmtliche Bundesrichter in den Territorien, die von dem republikanischen Präsi-

denten Grant ernannt, und vom republikanischen Senat bestätigt worden sind, außer mehreren Bundesrichtern in den Südstaaten und im Distrikt Columbia. Wer diese Tabelle zu deuten versteht, wird begreifen, daß der Anfang, das orthodox protestantische Christenthum als amerikanische Staatsreligion zu proklamiren, von den Republikanern nicht erst zu machen ist.

Ist es möglich, daß es deutsche Redner giebt, die angesichts dieser Thatsachen im Namen der Gedankenfreiheit ihre freisinnigen Stammesgenossen auffordern, dem ruchlosen Treiben der republikanischen Demagogen Vorschub zu leisten und in diesem Präsidentenwahlkampf ein Votum abzugeben, welches nichts anderes bedeutet, als daß sie selbst in der nordamerikanischen Republik rechtlose Eindringlinge sind?

Ich weiß wohl, was die Wortführer der republikanischen Partei mir hier entgegnen werden. Sie werden sagen, die Bestrebungen der orthodoxen Protestanten seien eine unvermeidliche Antwort auf die Anmaßungen der Ultramontanen, die seit Jahren unserem Staatsschulsystem offen Krieg erklären. Diese Behauptung ist vollständig grundlos. Die erwähnten Bestrebungen sind viel direkter gegen die sogenannten Ungläubigen gerichtet, als gegen die Katholiken. In Bezug auf die vorgeblichen ultramontanen Anmaßungen d. h. die Forderung, daß der Ertrag der Schulsteuer unter die Konfessionen vertheilt werde, ist übrigens zu bemerken, daß die Katholiken, vom Standpunkt der orthodoxen Protestanten aus, die auf der Beibehaltung der Bibel in den öffentlichen Schulen bestehen, in ihrem vollen Recht sind. Diese Protestanten behaupten, eine Kindererziehung ohne Religionsunterricht sei ein Unfug und ein Greuel; dasselbe behaupten Katholiken, wie der Bischof McQuaid; wenn daher der Protestant verlangt, daß in den Schulen seine Bibel gelesen werde, hat dann nicht der Katholik das Recht, zu verlangen, daß auch ihm Gelegenheit geboten werde, den Kindern katholischer Eltern in besondern Schulen

katholischen Religionsunterricht geben zu lassen? Oder, wie ich in der schon oben erwähnten Rede vor sechs Jahren sagte:

„Was hat der orthodoxe Protestant dem Katholiken zu erwidern, wenn dieser ihm sagt: „Du bringst in die Staatsschulen deine Bibel und das protestantische Gesangbuch, ich komme mit Rosenkranz, Meßbuch und Kreuz; die Schulen gehören mir so gut wie dir; ich bezahle dafür eben so viel wie du; welches Recht hast du, die Insignien meines Glaubens zurückzuweisen und mit den deinigen Besitz zu ergreifen?" Hat der Katholik nicht das Recht zu verlangen, daß der Staat, wenn er auf allgemeine Kosten eine Schule für den protestantischen Kultus baut und erhält, eine andere Schule für den katholischen Kultus daneben stelle?

Natürlich sind Beide, der fanatische Protestant sowohl, wie der ultramontane Katholik, vom Standpunkt der amerikanischen Bundesverfassung und des Geistes unserer Institutionen aus im Unrecht. Auch über diesen Punkt erlaube ich mir, das in der mehrerwähnten Rede Gesagte wörtlich zu wiederholen:

„Es ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu erklären, daß ich nie, unter keinerlei Umständen, zu einer Theilung der Schulgelder unter die Konfessionen die Hand bieten werde. Wenn es einmal dahin kommt, daß der Staat katholische, protestantische und jüdische Schulen gründet, so ist die Zeit nicht mehr fern, wo er auch katholische und protestantische Kirchen und israelitische Synagogen errichten wird; er wird dann nicht nur konfessionelle Lehrer besolden, sondern auch Priester; mit einem Wort, die alte Ehe zwischen Kirche und Staat wird von Neuem eingesegnet werden. Beiläufig gesagt, — und ich freue mich, daß ich Gelegenheit habe, dies hier ins Klare zu setzen — hat der Katholik in keinem Falle einen Zoll Rechtsboden, auf dem er stehen kann, wenn er eine Theilung der vom Staate erhobenen Schulsteuern beantragt.

Er kann zwar mit vollem Fug und Recht verlangen, daß er nicht für den Unterhalt von Schulen besteuert werde, die für

seine Kinder verschlossen sind; er kann verlangen, daß der Staat aufhöre, für protestantische Sektenschulen von allen Bürgern ohne Unterschied des Glaubens Steuern zu erheben; er kann verlangen, daß die Schulen absolut konfessionslos werden oder aufhören, als Staatsschulen zu existiren; allein er kann nie und nimmer verlangen, daß der Staat als Agent für seine Kirche allgemeine Steuern auflege und nachher nicht nur das Geld, welches er selbst eingezahlt hat, sondern vielleicht auch einen Theil des Geldes, welches aus den Taschen der Protestanten kommt, an ihn zurückzahle.

In einer Republik, in welcher absolute Religionsfreiheit herrscht, in welcher Kirche und Staat vollständig von einander getrennt und unabhängig sind, steht keiner religiösen Gemeinschaft die Forderung zu, daß der Mechanismus des Staates in irgend einer Weise zu kirchlichen Zwecken gebraucht oder vielmehr gemißbraucht werde."

Es giebt ein sehr einfaches Mittel, der katholischen Agitation zu Gunsten einer Theilung der für den Unterhalt der öffentlichen Schulen erhobenen Gelder ein für allemal ein Ende zu machen. Dieses Mittel besteht darin, daß man von Staatswegen sich so wenig wie möglich mit dem Erziehungswesen befaßt (was auch von anderen Gründen geboten ist, welche nur Denjenigen nicht einleuchten, nach deren Ansicht die Lebensthätigkeit des Volks nur von der großen Staatsmaschine im Gange erhalten wird), den Unterricht in den Staatsschulen auf Elementar-Gegenstände beschränkt, und diese Schulen von aller religiösen Färbung durchaus frei hält, so daß sie den Kindern jedweder Konfession gleichmäßig offen stehen. Wenn unsere Schulen einmal in der That, und nicht nur dem Namen nach, konfessionslos sind, wird es freilich unter den Katholiken noch Leute geben, die ihre Kinder nicht in diese Schulen schicken, und vielleicht auch fortfahren, von der Theilung des Schulfonds zu sprechen; allein sie werden so offenbar das Recht gegen sich haben, daß neunundneunzig Hundertstel der katholischen Bürger

selbst sich dagegen verwahren werden, daß diese Leute in ihrem Namen reden.

Von denjenigen Menschen, deren Furcht vor den Katholiken sich nicht auf sichtbare und faßbare Bestrebungen derselben zur Erreichung bestimmter Zwecke bezieht, sondern auf den „Geist der Unduldsamkeit und Finsterniß", der angeblich die katholische Kirche vor allen andern beseelt — den Menschen, welche nicht wissen, daß, so lange die Welt steht, alle großen politischen und religiösen Körperschaften ihre Perioden der Intoleranz gehabt haben, und daß die protestantischen Kirchen davon keineswegs eine Ausnahme machen — ist natürlich nicht zu erwarten, daß sie durch ruhige Erörterungen dieser Art von ihrer Angst erlöst werden. Aber Eins wäre billig von ihnen zu verlangen: daß sie sich nämlich klar darüber würden, auf welche praktischen Resultate ihre Feindseligkeit gegen die Katholiken abzielt. Was wollen sie denn eigentlich — wollen sie die Katholiken zum Land hinaustreiben, oder sie ihrer bürgerlichen Rechte entkleiden? Schwerlich; denn da würden außer den Geistern der Väter, die mit Charles Carroll von Carollton zusammen vor hundert Jahren die Unabhängigkeitserklärung unterzeichneten, wohl noch einige andere Geister erscheinen, die der lebendigen Gegenwart angehören und keine Gespenster sind. Wenn sie aber das nicht wollen, so kann ihr unablässiges Frontmachen gegen die Katholiken und ihre Weigerung, mit ihnen zu politischen Zwecken zusammenzuwirken, nur den Zweck haben, den Katholiken mit Gewalt den Geist aufzuzwingen, vor dem sie sich fürchten und der in der That für unsere freien Institutionen gefährlich ist: den Geist der Unduldsamkeit und des Hasses gegen Andersgläubige.

Die höchsten Güter, welche die abendländische Kulturwelt mit tausendjähriger Arbeit und in unzähligen blutigen Kämpfen errungen hat, sind die Gedankenfreiheit und die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz. Diese Güter bilden die werthvollste Fracht, nicht nur der Schiffe, die einst die Puritaner nach Neu-

England und die Katholiken nach Maryland brachten, sondern jedes Fahrzeugs, welches seither einen Einwanderer den freien Küsten Amerikas zugeführt hat. Sie sind das heiligste Besitzthum des jungen Volkes, dem anzuhören wir Alle, ob wir uns Katholiken oder Protestanten nennen, Juden oder Christen, Gläubige oder Ungläubige, mit vollem Recht stolz sind. Wer gegen diese Güter seine räuberischen Hände erhebt, wie es in diesem Augenblick die Demagogen der republikanischen Partei zu thun sich nicht entblöden, ist ein viel schlimmerer und gefährlicherer Feind der Republik, als irgend einer der südlichen Sklavenhalter, die vor fünfzehn Jahren unter den Fahnen der Rebellion gegen die Reihen der Kämpfer für die Freiheit und Union anstürmten. Hoffen wir, daß unter den diesjährigen Rebellen gegen den Geist und Buchstaben unserer freien Verfassung sich keine Leute finden, deren Wiege in dem Lande stand, wo fast um dieselbe Zeit, als Benjamin Franklin und Charles Carroll die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichneten — zwei Jahre später — der deutsche Lessing seinen Nathan schrieb. „Es handelt sich" — ich schließe diesen Brief, wie vor sechs Jahren meine Rede — „in der bevorstehenden Wahl um das schlichte, klare, unbestreitbare Recht, — nicht nur um das Recht des Juden, oder Katholiken, oder Ungläubigen, sondern um das Recht aller Bürger, weß Glaubens sie auch sein mögen. Es ist die besondere Pflicht der Deutschen, mit ihren Stimmen um dieses Recht eine Schutzwehr zu bilden. Wenn das deutsche Volk dereinst vor dem Richterstuhle der Geschichte erscheint, wird es für viele Sünden gegen die Freiheit zur Verantwortung gezogen werden; aber alle diese Vergehen finden eine stolze Sühne in der Thatsache, daß es eine Freiheit gibt, deren Panier die Deutschen stets hochgetragen haben — die Gedankenfreiheit.

Ihr ꝛc.

J. B. S.

XIX.

Für Tilden.

Rede gehalten im Cooper-Institut zu New-York, am 28. Oktober 1876

Meine Herren und Damen!

Wenn ich, kurz vor dem Schluß des diesjährigen Wahlkampfes, noch einer politischen Versammlung gegenübertrete, so folge ich damit nicht meinen persönlichen Neigungen, sondern einfach dem Ruf der Pflicht. Es ist, in Anbetracht meiner Lebensverhältnisse, Sache der Nothwendigkeit sowohl, wie meiner freiwilligen Entschließungen, mich vom öffentlichen Leben soviel wie möglich fern zu halten. Ich bin meines Berufs nichts weniger als Politiker und habe daher kein anderes Interesse an der Gestaltung unserer politischen Angelegenheiten, als das, welches allen Bürgern gemeinsam ist. Der Ernst des gegenwärtigen Augenblicks ist indeß so groß, daß auch an den Fremdling auf dem Gebiet der Oeffentlichkeit die Aufforderung ergeht, sich von den Berathungen, deren Schluß über die Geschicke der nächsten Jahre, wenn nicht des nächsten Jahrhunderts, entscheiden wird, nicht auszuschließen. Ich bin deßhalb heute Abend hier erschienen, um Sie, wo möglich, zum Nachdenken über einige Dinge anzuregen, die, meines Erachtens, bei dieser Entscheidung schwer ins Gewicht fallen sollten.

Es ist eine Thatsache, die wenigstens von den deutschen Bürgern dieses Landes nicht bestritten wird, daß in unserm nationalen Leben Uebelstände eingerissen sind, durch deren Beseitigung nicht nur das Wohl, sondern das Fortbestehen unseres Gemeinwesens in seiner bisherigen republikanisch-demokratischen Form, bedingt ist. Allein es ist meine Ueberzeugung, die sich

mir schon vor Jahren aufdrängte, und in der ich durch den Verlauf der Debatte in dem obschwebenden Wahlkampf bestärkt worden bin, daß nicht nur unter der großen Masse unserer Bürger, sondern auch unter den Führern, denen namentlich die deutschen Stimmgeber zu folgen gewohnt sind, über das Wesen und die Entstehung dieser Uebelstände sowohl, wie über die zu ihrer Beseitigung erforderlichen Mittel, die unklarsten Vorstellungen herrschen. Als Beleg hierfür erlaube ich mir eine Rede zu bezeichnen, die in diesem Saale vor zwei Wochen — am 14. d. M. — von einem der hervorragendsten Politiker des Landes, dem früheren Senator Carl Schurz, gehalten wurde. Vermuthlich haben viele von Ihnen diese Rede gehört; ich kenne sie nur aus einem Bericht der New-Yorker Staats-Zeitung, der, ohne Zweifel, ihren wesentlichen Inhalt, wo nicht wort- so doch sinngetreu, wiedergiebt.

Diese Rede wurde gehalten in der Handelsmetropole des Landes — in einer Stadt, die ihren Reichthum und ihre Größe der Freiheit des Verkehrs verdankt, in dem die alte und die neue Welt die Produkte ihrer materiellen wie ihrer geistigen Arbeit austauschen — ihre Waaren sowohl wie ihre Gedanken. Sie wurde gehalten vor einer Zuhörerschaft, die wahrscheinlich zu großem Theil aus Bürgern bestand, deren Existenz von diesem Verkehr abhängig ist, und die daher während der letzten Jahre vielfach Gelegenheit gefunden haben, darüber nachzudenken, wie es komme, daß hier, im Herzen des westlichen Kontinents, das Blut stockt und die Pulse kaum sich regen — daß die Liegenschaften entwerthet sind und die Waaren ungesucht auf dem Lager liegen — daß der Kredit gelähmt ist und das angehäufte Kapital keine Verwendung findet — daß eine Menge Fahrzeuge, die in dem bedeutendsten Hafen Amerikas vor Anker liegen, keine andere Wahl haben, als die, entweder in diesem Hafen zu verfaulen, oder eine Ladung Ballast übers Meer zu führen — daß an den Küsten des an Schiffsbauholz reichsten Landes der Erde, wo die tüchtigsten Schiffszimmerleute vergebens

Beschäftigung suchen, fast kein Kiel gelegt und kein Hammerschlag auf eine Bohle gehört wird — daß ein großer Theil dieser Erscheinungen, besonders die Niederlage des überseeischen Verkehrs, nicht erst eingetreten ist während der letzten drei Jahre, seit dem Beginn der sogenannten allgemeinen Krisis, von der auch europäische Länder, wie Oesterreich und Deutschland, nicht verschont geblieben sind, sondern lange vorher sich bemerkbar gemacht hat. Und dennoch wurde diese Rede gehalten im Interesse der republikanischen Partei, oder wenigstens ihrer Kandidaten, deren Kolossalbilder, wie der Bericht meldet, zu dem Redner den Hintergrund und die Staffage bildeten. Sie wurde gehalten, um die Behauptung zu begründen, eine Reform unseres öffentlichen Lebens und eine Beseitigung der darin obwaltenden Mißstände sei, in der nächsten Zeit wenigstens, nur dann zu erwarten, wenn die Republikaner in diesem Wahlkampfe obsiegen. Welcher Art nun die Mißstände sind, auf deren Beseitigung, nach der Ansicht des Herrn Schurz, es während des nahenden Präsidentschaftstermins vorzugsweise ankommt, wird Ihnen klar werden, wenn Sie mir gestatten, Ihnen einen kurzen Passus aus der Rede vorzulesen.

„Die Zwecke der republikanischen Partei", sagte Herr Schurz, „sind 1) eine Finanzpolitik, welche die nationale Ehre wahrt, und durch Herstellung guter Geldwährung den Wohlstand des Landes fördert; 2) Reform der Regierungsmaschine, durch welche die Korruption ausgefegt und durch bessere Organisation des Zivildienstes die Sittlichkeit des politischen Lebens gehoben wird; 3) Sicherung der Rechte Aller durch gewissenhafte Ausführung der Gesetze: Sicherung des allgemeinen Friedens und des ganzen Volks durch eine generöse und allgemeine Politik."

Nachdem Herr Schurz in solcher Weise die Zwecke der republikanischen Partei auseinandergesetzt hatte, erklärte er, er werde in seiner Rede nur die beiden ersten Punkte zur Erörterung bringen. Es war kaum nöthig, dies ausdrücklich zu

sagen; denn so viel mir bekannt, bilden diese Punkte (außer einigen gelegentlichen Bemerkungen über die sogenannte südliche Frage) die alleinigen Themata der vielen Reden, die er während der letzten zwei Monate gehalten hat.

Es giebt sonach zwei Hauptfragen — die sogenannte Resumptionsfrage und die Zivildienstreformfrage — um die es sich, nach dem Ermessen des Herrn Schurz, in diesem Wahlkampfe handelt, und die allein er daher ausdrücklich zu erwähnen und in seiner Weise ausführlich zu besprechen sich bemüßigt findet. Es ist seine Ansicht, daß die Entscheidung zu Gunsten der einen oder andern Partei lediglich abhängig gemacht werden sollte von den Stellungen, welche die betreffenden Parteien zu diesen Fragen einnehmen. Sehen wir uns daher diese Fragen, und das, was Herr Schurz darüber zu sagen hat, etwas näher an.

Die erste dieser Fragen, nach der von Herrn Schurz aufgestellten Reihenfolge, ist die Baarzahlungs- oder Resumptionsfrage. Die Bedeutung dieser Frage ist nicht zu überschätzen. Es giebt in unserer nationalen Politik keine wichtigere und dringendere Aufgabe, als die, unserem Lande seine natürlichen Werthmesser wiederzugeben — Werthmesser, die nicht schwanken, oder deren Schwankungen wenigstens nicht von käuflichen Politikern und gewissenlosen Spekulanten willkürlich herbeigeführt werden können — die nicht dazu benutzt werden können, heute den Gläubiger und morgen den Schuldner im Namen des Gesetzes zu bestehlen, und mit deren Hülfe es weder einem zukünftigen Präsidenten noch seinen Schwägern und Vertrauten möglich ist, dem Kalender unserer Republik einen weiteren „schwarzen Freitag" einzuzeichnen.

Wenn Sie daher am Schlusse der Debatte die Ueberzeugung gewinnen sollten, daß, wie Herr Schurz behauptet, die Stellung der republikanischen Partei zu dieser Frage zuverlässig, die der demokratischen Partei unzuverlässig ist, daß die Erklärungen des demokratischen Programms in Bezug auf diese Frage zweideutig,

und die des demokratischen Präsidentschafts-Kandidaten Tilden doppelzüngig sind, so werde ich nicht anstehen, mich den Mahnungen des Herrn Schurz anzuschließen und Sie aufzufordern, der Demokratie sofort den Rücken zu kehren und Ihre Stimmen den Republikanern zuzuwenden. Ich werde mich dann sogar über meinen Widerwillen gegen alles das, was im gewöhnlichen Leben ans Theater erinnert, hinwegsetzen und es nicht anstößig finden, wenn Sie mit Herrn Schurz geloben, es solle Ihre Hand verdorren, ehe Sie damit einen demokratischen Wahlzettel in die Urne werfen.

Die Untersuchung betreffs der Stellungen der Parteien zur Geldfrage wendet sich naturgemäß zunächst zur republikanischen Partei. Diese Partei ist für die augenblicklichen Zustände unseres Finanzwesens, als die Schöpferin und bisherige Erhalterin derselben, verantwortlich. Es ist meine Absicht nicht, heute zu untersuchen, ob ihr wegen der ursprünglichen Ausgabe des uneinlösbaren Papiers ein Vorwurf zu machen ist. Ich beschränke mich auf die Untersuchung, was die republikanische Partei seit Beendigung des Krieges zur Lösung des Baarzahlungsversprechens gethan hat, was sie im Augenblick in Bezug darauf zu thun verspricht und in wie fern ihre desfallsigen Versprechungen Vertrauen verdienen.

Die republikanische Partei blieb fast ein volles Jahrzehnt nach Beendigung des Krieges im unbeschränkten Besitz der Regierungsgewalt. Wenn es ihr mit dem Einziehen des uneinlösbaren Papiergeldes Ernst war, so konnte sie betreffs der dazu nöthigen Maßregeln kaum im Zweifel sein. Es giebt eine Unzahl Resumptionsprojekte — eine Menge schlauer Pläne, dem Zwangkurs der Greenbacks und somit der Zirkulation eines entwertheten und schwankenden Zahlungsmittels ein Ende zu machen; wenn man sie aber genau ansieht, so laufen sie sämmtlich darauf hinaus, die Greenbacks zu zahlen, entweder aus eigenen Mitteln, oder mit Kontanten, die gegen verzinsbare Obligationen einzutauschen sind. Um zur Metallwährung zurück-

zukehren, brauchte man also Geld, welches man sich aus den vom Volk erhobenen Steuern ersparte, oder Kredit, der sich ebenfalls auf den zu Tage liegenden Entschluß der Nation, mit ihren Mitteln Haus zu halten, stützen mußte.

Von dem amerikanischen Volk galt dasselbe, was von dem einzelnen Schuldner gilt: wenn es seine Schulden abtragen, oder seinen Kredit in anständiger Weise verlängern wollte, so mußte es den Ertrag seiner Arbeit, seine Einnahmen, vergrößern, und zu diesem Zweck die Steuerkraft des Landes, d. h. die Arbeitskraft seiner Bewohner, steigern, und gleichzeitig, so viel wie möglich, seine Ausgaben verringern. Es entsteht nun die Frage: was hat die republikanische Regierung während des Kriegs und seit Beendigung desselben gethan, *erstens*, um die Steuerkraft des Landes zu heben und dadurch die öffentlichen Einnahmen zu mehren, und *zweitens*, um die öffentlichen Ausgaben zu mindern.

Es ist kaum nöthig, Denjenigen von Ihnen, welche während der letzten fünfzehn Jahre in diesem Lande gewohnt haben, die Thatsachen vorzuführen, welche auf diese Fragen die Antwort bilden. Die republikanische Partei hat die Arbeits- und Steuerkraft des Landes nicht nur nicht gehoben und gefördert, sondern sie hat Alles gethan, um sie zu lähmen und zu verkrüppeln. Sie hat zu einer Zeit, wo die Nation in Folge des Kriegs mehr als ein Viertel ihres Kapitals und einen unberechenbaren Theil ihrer Arbeitskraft eingebüßt hatte, wo sie unter einer Schuldenlast von nahezu dreitausend Millionen (abgesehen von den Staats- und Munizipalschulden) seufzte, wo außerdem fast die Hälfte ihres bewohnten Gebiets an den Folgen einer sozialen und industriellen Umwälzung litt, die jede ersprießliche Kulturthätigkeit auf lange Zeit im höchsten Grade erschwerten, dem Volk eine jährliche indirekte Steuer von wenigstens fünfhundert Millionen Dollars auferlegt, wovon weniger als ein Drittel in die Kassen der Regierung und mehr als zwei Drittel in die Taschen räuberischer Monopolisten und Spekulanten floß.

Sie hat ein Schutzzoll-System geschaffen, welches die Produktionskosten des Landes mindestens um zehn Prozent vermehrt, und so unsere Industrie von der Konkurrenz auf den Märkten des Auslandes fast vollständig ausgeschlossen hat. Sie hat außerdem ein System der inneren Besteuerung organisirt, welches nur als absichtliche Provokation zum Diebstahl und Betrug bezeichnet werden kann, und nicht nur die natürliche Folge hatte, daß der Regierung ein großer Theil der ihr zukommenden Accisebeträge durch Unterschlagung und die verschiedenartigsten Formen der Defraudation verloren ging, sodann die weitere, viel verderblichere Folge, daß ehrlichen Leuten die Konkurrenz auf den bedeutendsten Gebieten der Gewerbsthätigkeit absolut unmöglich gemacht wurde. Sie hat, mit einem Wort, eine Politik verfolgt, die, im Fall ihrer Fortsetzung, unvermeidlich dahin führen muß, daß unsere produktive Industrie ertödtet, unser internationaler Handel und Verkehr zerstört, und unser Kredit im Ausland vernichtet wird, so daß von der Tilgung unserer nationalen Schuld und mithin auch von einer Wiederaufnahme der Baarzahlung kaum ernstlich die Rede sein kann.

Das ist es, was die republikanische Partei gethan hat zur Mehrung der nationalen Einnahmen. Und ihr Verfahren zur Minderung der nationalen Ausgaben steht dieser schmachvollen und barbarischen Politik würdig zur Seite. Statt mit dem verhältnißmäßig kleinen Theil des vom Volke erpreßten Geldes, welches in die Kassen der Regierung gelangte, wenigstens sparsam umzugehen, bewilligte sie Millionen über Millionen in Form von Subsidien an große Eisenbahnkorporationen, verschleuderte Millionen über Millionen an sogenannte innere Verbesserungen, mit denen die Bundesregierung nichts zu thun hatte, schuf ein zahlloses und kostspieliges Beamtenheer, dessen Hauptthätigkeit darin bestand, Räubereien, wie die der erwähnten Systeme direkter und indirekter Besteuerung, im Namen des Gesetzes am Volk zur Ausführung zu bringen, verdoppelte den Gehalt des Präsidenten, verdreifachte die Auslagen für seinen Haushalt,

errichtete in großen und kleinen Städten der Union riesige Zollhäuser und Postgebäude, kurz, wirthschaftete mit den Mitteln der Nation in einer Weise, die selbst in den Annalen der römischen Kaiserzeit kaum ihres Gleichen hat.

Angesichts dieser offenkundigen thatsächlichen Bestrebungen der republikanischen Partei, die Wiederaufnahme der Baarzahlung zu erschweren oder zu verhindern, lohnt es sich kaum der Mühe, sich mit dem Wortlaut der Erklärungen, die in den legislativen Beschlüssen und Programmen dieser Partei enthalten sind, auch nur einen Augenblick zu beschäftigen. Das ganze Gebahren der Menschen, welche in den letzten zehn Jahren über den republikanischen Parteimechanismus verfügt haben, war darauf abgesehen, die natürlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse zu zerstören und sie durch künstliche Einrichtungen zu ersetzen, die ihren selbstsüchtigen Unternehmungen freien Spielraum boten. Es wäre wunderbar gewesen, und hätte zu allen anderweitigen politischen und national-ökonomischen Lehren dieser Leute im grellsten Widerspruch gestanden, wenn sie sich in der Wahl zwischen natürlichen Verkehrsmitteln und einer künstlichen Papiergeldzirkulation auf die Seite der ersteren gestellt, und in der Geldfrage einer verständigen und ehrlichen Politik das Wort geredet hätten. Wir finden denn auch, daß die von den Führern der republikanischen Partei über diese Frage verbreiteten Anschauungen mit ihren sonstigen volkswirthschaftlichen Traditionen in vollem Einklang standen. Das Fieber des Inflationismus hat freilich, besonders im Westen, auch die demokratischen Massen ergriffen; allein es erzeugte sich naturgemäß auf dem Sumpfboden der republikanischen Regierungspraxis, was z. B. schon daraus hervorgeht, daß die fanatischen Schutzzöllner, wie Kelley und Thad. Stevens, auch fanatische Inflationisten waren, und folgerichtig behaupteten, zu einer abgeschlossenen heimischen Industrie gehöre auch ein besonderes vaterländisch-amerikanisches Zirkulationsmittel, welches im Lande bleibe und nach ausländischen Märkten keinen Abfluß finde.

Das Dogma, wovon alle Inflationstheorien ausgehen — die Lehre, wonach es in der Macht der Regierung steht und zu ihren Befugnissen gehört, Werthe künstlich zu schaffen und zu zerstören, wurde nicht nur von den republikanischen Tribünen während der Wahlzeit, nicht nur in den Hallen des Repräsentantenhauses und des Senats, sondern sogar von den Richterstühlen, der Bundesregierung sowohl, wie der einzelnen Staaten, offen gepredigt. Als vor einigen Jahren eine Majorität des obersten Bundesgerichts unter dem Vorsitz des Schöpfers der Greenbacks, Chase, eine Entscheidung gab, die diesem Dogma zuwiderlief, wurde die Zahl der Richter sofort um zwei vermehrt, so daß die orthodox-republikanische Minorität sich zur Majorität verstärkte, die dann bei der nächsten Gelegenheit diese Entscheidung umstieß. Es gab fast keine noch so widersinnige und gefährliche Folgerung aus der eben erwähnten Lehre, die nicht von den hervorragendsten Führern der republikanischen Partei verfochten worden wäre. Ich erinnere hier nur an den bekannten Satz, daß die von der Regierung herausgabten Bonds in Greenbacks zahlbar seien, d. h., daß die Regierung das Recht habe, willkürlich ihre verzinsliche Schuld in eine unverzinsliche zu verwandeln, — ein Satz, welcher von den Vorkämpfern der Partei im Repräsentantenhause wie im Senat mit der größten Leidenschaftlichkeit vertreten wurde. Und hier möge erwähnt werden, daß das Evangelium, die Greenbacks seien ein Segen für das Land, der ihm nicht verkürzt werden dürfe, keinen gläubigeren und treueren Jünger hatte, als den jetzigen republikanischen Präsidentschafts-Kandidaten Rutherford B. Hayes. Es war dies sehr natürlich, denn er gehörte, ehe er Republikaner wurde, zur alten Whigpartei, bei der es stehender Glaubensartikel war, es sei das natürliche Recht und die besondere Pflicht der Bundesregierung, das Land mit Papiergeld zu versehen. Es war natürlich aus dem weiteren Grunde, daß er, wie aus allen seinen Aeußerungen und Handlungen hervorgeht, es nie gewagt hat, seine Schritte auch nur einen Zoll von der breiten Straße,

auf der die Führer seiner Partei eben vorgingen, abzulenken. Zur Zeit, als Hayes Mitglied des Kongresses war, — am 10. Dezember 1866 — brachte Herr Harding von Illinois einen Beschluß ein des Inhalts, der Finanz-Ausschuß des Hauses solle instruirt werden, ein Gesetz zu formuliren, *welches jede Verminderung der Legal-Tender-Zirkulation verbiete*, indem es das Recht und das Interesse des Volks der Vereinigten Staaten sei, daß alles im Lande umlaufende Papiergeld direkt von der Bundesregierung ausgegeben werde. Zu den vernünftigen und einigermaßen unabhängigen Republikanern im Hause gehörte damals Herr Washburne, der jetzige Gesandte in Paris, der den Antrag stellte, den Beschluß auf den Tisch zu legen. Unter denen aber, welche diesen Antrag niederstimmten, und somit den Harding'schen Beschluß befürworteten, war Herr *Hayes*. Das war nicht Zufall oder Unbesonnenheit, denn eine Woche später stimmte er in ähnlicher Weise für einen fast gleichlautenden Beschluß des Herrn Baker. Er nahm damals, wie noch viele Jahre später, in Bezug auf die Geldfrage, im Wesentlichen dieselbe Stellung ein, die jetzt von der Cooper- und Carey-Partei eingenommen wird. Am 4. September 1867, in einer Rede, die er zu Sidney, Ohio, als Gouverneurs-Kandidat hielt, vertheidigte er die republikanische Partei mit vieler Wärme gegen die Anschuldigung, wie er es nannte, sie beabsichtige die Greenbacks zurückzuziehen, und dafür verzinsliche Bonds auszugeben. Und noch im Jahre 1875, in der zu Marion, zur Eröffnung seiner dritten Gouverneurskampagne gehaltenen Rede, meinte er, in der Geldfrage handle es sich weniger um eine Kontraktion des Zirkulationsmittels, als um eine Expansion des Geschäfts.

Es mag sein, daß Herr Hayes jetzt anderer Ansicht geworden ist, und es mit der Wiederaufnahme der Baarzahlung ehrlich meint; allein in der mehrfach erwähnten Rede des Herrn Schurz steht ein Satz, der sich auf die plötzlichen Bekehrungen in der Geldfrage bezieht, und also lautet: „Wenn alte Sünder

plötzlich fromm werden, hat man alle Ursache, ihnen in die Karten zu sehen, und sich von ihrer Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zu überzeugen."

Das diesjährige demokratische Programm geht daher durchaus nicht über die Thatsachen hinaus, wenn es der republikanischen Partei vorwirft, sie habe während der langen Periode ihrer Herrschaft keinen Schritt zur Resumption gethan und keine einzige Vorbereitung dazu getroffen. Daß die vom Senator Sherman im Dezember 1874 eingebrachte und im Januar 1875 zum Gesetz erhobene sogenannte Resumptionsbill, worin der Kongreß zwar den 1. Januar 1879 als Termin für die Wiederaufnahme der Baarzahlung festsetzte, aber es nicht nur unterließ, sondern, nach der Erklärung Shermans selbst, es absichtlich unterließ, die dazu nöthigen Vorkehrungen zu treffen, nichts Anderes war, als eine Scheinmaßregel, die nur den Zweck hatte, die vom Volk immer lauter erhobene Forderung der Resumption zum Schweigen zu bringen, ist so oft gezeigt worden, daß ich mir alle weiteren Bemerkungen darüber ersparen kann. Wenn es noch irgendwie Zweifel darüber geben könnte, daß es der republikanischen Partei mit der Wiederaufnahme der Baarzahlung nicht Ernst ist, so würden diese Zweifel durch einen einfachen Rückblick auf die Verhandlungen der Cincinnati-Konvention vollständig gehoben.

Das von dem Beschluß-Komitee dieser Konvention einberichtete Programm enthält bekanntlich einen Paragraphen, worin ein „stetiger und fester Fortschritt zur Baarzahlung" als Forderung aufgestellt wird. Wie dieser Fortschritt zu machen oder zu ermöglichen ist, wird weder gesagt noch angedeutet. Unter den ehrlichen Delegaten zur Konvention gab es wenigstens einen Mann, der die Hohlheit dieser Forderung durchschaute und zu dem betreffenden Paragraphen folgende Ergänzung beantragte, der ich Ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden bitte:

„Beschlossen, daß es die Pflicht des Kongresses ist, Vorkehrungen zu treffen für die Ausführung des sogenannten

kongressionellen Resumptionsgesetzes, so daß die Wiederaufnahme der Baarzahlung nicht wieder hinausgeschoben werde."

Der Antragsteller war Herr Davis, aus Texas, einem Staate, in dem die inflationistische Rinderpest glücklicherweise nie grassirt hat. Merken Sie wohl: er verlangte von der republikanischen Konvention nicht, daß sie sich zu Gunsten der McCullough'schen Kontraktionspolitik oder zu Gunsten irgend einer andern bestimmten Maßregel aussprechen sollte; er verlangte weiter nichts, als die einfache Erklärung, die republikanische Partei bestehe darauf, daß der Kongreß, nachdem er die Frist zur Wiederaufnahme der Baarzahlung festgestellt habe, nun auch in irgend einer Weise Sorge trage, daß diese Frist eingehalten werden könne.

Was geschah nun mit diesem Antrag in der Konvention, die den angeblichen Hartgeld-Kandidaten Hayes aufstellte — was thaten die Vertreter der Partei, deren Wortführer den Demokraten jetzt vorwerfen, sie haben in St. Louis vor den Inflationisten die Waffen gestreckt, weil sie in ihrem Programm den Widerruf der Resumptionsklausel verlangten, d. h. nach der Regel handelten, die bei allen ehrlichen Leuten gilt — der Regel nämlich, man solle nichts versprechen, was man nicht zu halten gedenkt? Wurde der Antrag des Herrn Davis angenommen? Mit nichten; er wurde mit großer Majorität niedergestimmt! Das heißt, die gottesfürchtigen Patrioten, denen Bristow als Präsidentschaftskandidat nicht loyal genug, und wahrscheinlich auch nicht fromm und ehrlich genug war, versicherten zwar, sie seien für Resumption, zwinkerten dabei aber verschmitzt mit den Augen, um den Inflationisten des Landes die Beruhigung zu geben, es sei mit dieser Versicherung ebenso gemeint, wie mit der Gesetzesvorlage des Senators Sherman!

Es wird gesagt, der hier berührte Mangel in dem republikanischen Programm sei seither durch die ausdrücklichen Erklärungen des Kandidaten Hayes in seinem Annahmebrief beseitigt worden. Nun, was sagt Herr Hayes in seinem An-

nahmebrief? Nichts weiter als dies: es dürfe in der Resumptionspolitik kein Schritt rückwärts gemacht werden. Bezeichnet er aber irgend einen Schritt, der vorwärts gemacht werden soll? Nicht einen einzigen! Im Gegentheil, er giebt dem ganzen Programm der republikanischen Partei seine herzliche Zustimmung, billigt also den Fortbestand des Schutzzollsystems mit allem, was damit zusammenhängt, und ist außerdem, wie seine Stimmen im Kongreß beweisen, ein eifriger Befürworter der Verschleuderung des nationalen Eigenthums an räuberische Korporationen. Wenn man daher die Phrasen seines Annahmebriefs, wie die Paragraphen des republikanischen Programms in Worte übersetzt, die ihren wahren Sinn und Inhalt ehrlich wiedergeben, so bedeutet das republikanische Versprechen der Resumption nichts anderes als dies; wir werden fortfahren, die Steuern zu verdreifachen; wir werden dem Volk die ungeheure Last des Schutzzollsystems nicht abnehmen; wir werden nach wie vor die Industrie des Landes lähmen und seinem Handelsverkehr alle nur möglichen Hindernisse in den Weg legen; wir werden in der Zukunft, wie in der Vergangenheit, die Ersparnisse des Volks verprassen und vergeuden, und es so an den Rand des Ruins bringen; wir werden ihm das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen pressen; wir werden beharrlich jedes Mittel, die nationalen Schulden zu tilgen und die Baarzahlung wieder aufzunehmen, von der Hand weisen; — aber dabei werden wir, als grundsatztreue Politiker, denen die Ehre und das Wohl der Nation am Herzen liegt, unablässig die Nothwendigkeit einer Wiederaufnahme der Baarzahlung proklamiren, und zugleich nicht ermangeln, die charakterlosen Demokraten, welche von Sparsamkeit und der Herbeischaffung der Mittel zur Baarzahlung reden, dem Hohn und der Verachtung der Welt preiszugeben!

Die Hohlheit und Verlogenheit der republikanischen Auslassungen über die Resumptionsfrage springt erst recht in die Augen, wenn man sie vergleicht mit den markigen Sätzen in

dem diesjährigen Programm der Demokraten und in dem Annahmebrief Tildens. Da wird nicht nur ausdrücklich anerkannt, daß die Greenbacks einfache Schuldscheine sind, deren Nichteinlösung die Nation in den Augen der Welt entehrt; es wird nicht nur die Rückkehr zur Baarzahlung nachdrücklich gefordert, sondern es werden genau die Mittel bezeichnet, durch welche allein eine solche Rückkehr eingeleitet werden kann. Ich weiß wohl, daß die Behauptung aufgestellt wird, das in dem St. Louis-Programm enthaltene Verlangen des Widerrufs der Resumptionsklausel in dem Sherman'schen Gesetz sowohl, wie die Nomination Hendricks sei ein Zugeständniß an die westlichen Gegner der Resumption gewesen, und es sei aus diesem Grunde den Demokraten nicht zu trauen. Ich halte es daher für angemessen, über diesen Punkt ein paar Worte zu sagen.

Obwohl die Forderung des betreffenden Widerrufs in Anbetracht der Weigerung der Republikaner, zur Ausführung derselben Schritte zu thun, vollständig gerechtfertigt war, zweifle ich dennoch nicht, daß die Aufstellung derselben im St. Louiser Programm einer Rücksicht auf die Stimmungen zuzuschreiben ist, welche in westlichen Kreisen bezüglich der Geldfrage vorherrschen, und insofern als ein Kompromiß bezeichnet werden kann. Ob aber darin ein triftiger Grund zum Mißtrauen gegen die jetzigen Führer der Demokratie zu finden ist, hängt von der Beantwortung der Frage ab, ob darin irgend ein prinzipielles Zugeständniß liegt, und ob die praktische Thätigkeit der Partei im Interesse der Resumption dadurch beeinträchtigt wird. Da finden wir nun, daß die ganze Theorie der Inflationisten von der St. Louis-Konvention aufs Entschiedenste zurückgewiesen, und daß der Wortlaut des Programms sowohl wie die Nomination Tildens von den Inflationisten selbst als eine vollständige Niederlage aufgefaßt wurde, indem der erwähnte Kompromiß sich nur auf die Meinungsverschiedenheiten über die Frist bezog, innerhalb welcher eine Wiederaufnahme der Baarzahlung möglich sei. Man darf nicht vergessen, daß es in der demokratischen

sowohl, wie in der republikanischen Partei eine Menge Leute giebt, denen nur darum der Geruch inflationistischer Sympathien anhaftet, weil sie in Folge des gewissenlosen Spiels, welches von den Republikanern mit den Produktions- und Verkehrsverhältnissen des Volks getrieben worden ist, in eine übergroße Angst gerathen sind vor einer plötzlichen Entwerthung des Restes ihrer Habe durch eine willkürliche und gewaltsame Kontraktion des Zirkulationsmittels. Es war eben diese Klasse Leute, auf die man es besonders in dem Paragraphen des demokratischen Programms, welches auf einem Widerruf der Resumptionsklausel besteht, abgesehen hatte. Im schlimmsten Falle war dieser Paragraph ein Opportunitäts-Kompromiß mit der öffentlichen Meinung; und Kompromisse dieser Art wird man immer, so lange es politische Parteien giebt, eingehen müssen. Solche Kompromisse unterscheiden sich wesentlich von den Zugeständnissen, die man auf Kosten des allgemeinen Wohles an Sonderinteressen macht, wie sie z. B. in früheren Jahren von den Demokraten an die Sklaverei gemacht wurden, und wie sie jetzt von den Republikanern gemacht werden an Monopolisten und räuberische Spekulanten.

Und hier ist zu sagen, daß ein Mann, wie Herr Schurz, der in allen seinen diesjährigen Wahlreden über den Berg von Schwierigkeiten, welche von der republikanischen Partei vor der Wiederaufnahme der Baarzahlung aufgethürmt worden ist, mit der konsequentesten Beharrlichkeit schweigt, der kein Wort zu verlieren hat über die Barbarei der republikanischen Besteuerungspolitik, der der schamlosen Verschleuderung öffentlicher Gelder an Eisenbahnkorporationen mit keiner Silbe erwähnt, der so an die Industrieritter und Spekulanten Zugeständnisse macht, die verderblicher sind, als alle die berüchtigten Kompromisse der alten Whigs und Demokraten — dessen Willfährigkeit im Umgehen der wirklichen Fragen dieses Wahlkampfs und im Verschieben der thatsächlichen politischen Lage zur Genüge daraus erhellt, daß er — derselbe Mann, der uns im Jahre 1872

aufforderte, den früheren Rebellen über den blutigen Abgrund die Hände zu schütteln — am letzten Sonnabend vor dem Union-League-Club in dieser Stadt das bleiche Gespenst des vor elf Jahren beendeten Bürgerkrieges in einer Weise heraufbeschwor, die einem Morton Ehre gemacht hätte, und die von seinen Zuhörern so gut verstanden wurde, daß sie seine Worte, ehe sie ganz verhallt waren, in den einstimmig angenommenen Beschluß übersetzten, es gebühre dem „glorreichen Präsidenten" („illustrious President") Grant der Dank der Nation für sein militärisches Einschreiten in Süd-Carolina — daß ein Mann, sage ich, der so vor den Erzfeinden der Republik den Nacken beugt, der letzte sein sollte, der die Demokraten der Feigheit und Heuchelei, und ihren Präsidentschafts-Kandidaten Tilden des Verraths an seinen Prinzipien bezüchtigt, und diesen unter dem eben so klassischen wie zutreffenden Bilde einer Citrone vorführt, „die von dem stramm aufrechten Hendricks im Arme (sic!) gehalten wird."

Ueberhaupt bieten die Reden des Herrn Schurz, besonders seine mehrerwähnte letzte Rede im Cooper-Institut, ein merkwürdiges Schauspiel. Herr Schurz erklärt mit großer Emphase, bloße Worte und Versprechungen verdienen wenig Vertrauen. „Die in den Partei-Plattformen", sagt er, „enthaltenen Versprechungen besitzen in meinen Augen verhältnißmäßig nur geringe Wichtigkeit; es ist in den letzten zwanzig Jahren von den Parteien so viel versprochen worden, und die Parteien sind so leicht darüber hinweggeschlüpft, daß diese Art von Versprechungen ein wohlfeiler Artikel im Markt geworden ist." Das ist gewiß deutlich. Und was thut nun Herr Schurz, nachdem er diese Erklärung abgegeben hat? Er verliest den Annahmebrief des Herrn Hayes; er vergleicht ihn mit dem Annahmeschreiben Tildens; er fängt an zu buchstabiren, zu interpretiren, zu konstruiren, und gelangt zu dem Schluß, die Versprechungen des Herrn Hayes seien klar und bündig, die des Herrn Tilden hingegen unklar und verschwommen; darum sei dem republikanischen

Präsidentschafts-Kandidaten zu trauen, dem demokratischen aber nicht! Erst belehrt er uns, auf Worte sei nichts zu geben, und dann fordert er uns auf, uns durch ein paar Phrasen in dem Annahmebrief des unbedeutendsten und nichtigsten Menschen, der je in der nationalen Politik eine Rolle gespielt hat, zur Unterstützung seiner Präsidentschaftsaspirationen bestimmen zu lassen, bekehrt sich also im Handumdrehen zur bekannten Weisheit Mephistos: „Im Ganzen — haltet euch an Worte!" Ebenso macht er es mit den Programmen der beiden Parteien, von denen ihm das demokratische trügerisch erscheint, während er an dem republikanischen nichts zu rügen hat, als „Unterlassungssünden", wie er sie nennt. An der Resumptionspolitik der Republikaner hat er nur auszusetzen, daß sie „zu langsam und unentschieden" gewesen sei, wobei er sich nicht entblödet, zu behaupten, „die Tendenz der republikanischen Partei sei die, in der richtigen Direktion zu gehen, und der erbittertste Demokrat könne das nicht läugnen: die republikanische Partei habe mit unwandelbarer Treue bei der Ehre der Nation gestanden und er fordere die Demokraten auf, dies abzuleugnen!"

Das sind die eigensten Worte des Herrn Schurz, wenigstens, wie sie im Bericht der Staatszeitung verzeichnet stehen! Also, es ist eine bloße Unterlassungssünde der Republikaner, wenn sie im achten Paragraphen ihres Programms den Fortbestand einer Politik fordern, wodurch dem Volk jährlich mehr Geld gestohlen wird, als zur Abtragung der ganzen Greenbackschuld nöthig wäre! Die Förderung dieses Diebstahls ist — wie heißt doch der Ausdruck? — ein „Gehen in der richtigen Direktion"! Und die republikanische Partei stand mit unwandelbarer Treue bei der Ehre der Nation, als sie zehn Jahre hindurch sich nicht nur beharrlich weigerte, zur Wiederaufnahme der Baarzahlung einen Schritt zu thun, sondern Sorge trug, daß das Volk über die Richtung, in der sie angestrebt werden muß, nicht aufgeklärt werde — als sie das Amt des Steuerkommissärs David

A. Wells, den sie nicht direkt absetzen konnte, abschaffte, um ihn so indirekt zu beseitigen, weil er dem Kongreß und der Nation in seinen Berichten über die Verderblichkeit der republikanischen Finanzpolitik die Augen zu öffnen suchte, — oder als sie das Richterkollegium der Supreme Court um zwei Mitglieder vermehrte, um die in Gemäßheit der Grundsätze der gemeinen Ehrlichkeit und der Einsicht des gewöhnlichen Menschenverstandes abgegebene Entscheidung über den Haufen zu werfen — oder als ihre Vertreter auf der Cincinnati-Konvention sich weigerten, nur in allgemeinen Worten zu erklären, es sei die Pflicht des Kongresses, zu halten, was er versprochen habe!

Obwohl Herr Schurz, wie gesagt, über den Glauben an Worte und Betheuerungen die Nase rümpft, kommt er dennoch über Wortklaubereien nirgend hinaus. Er ist Jurist, vergißt aber die zwei wichtigsten Regeln zur Interpretation eines Schriftstücks — erstens nämlich den Kanon, daß jeder Theil desselben im Zusammenhang mit allen andern zu lesen ist, und zweitens das noch wichtigere Axiom, daß der wahre Sinn desselben zu suchen ist im Hinblick auf die Umstände, unter denen es abgefaßt wurde, und der Thatsachen, die seiner Abfassung vorausgingen und folgten. Wenn er von den Resumptionsparagraphen in dem republikanischen Programm spricht, fällt es ihm nicht ein, der übrigen Paragraphen, wie des achten, auch nur im Vorübergehen zu gedenken. Und er hütet sich wohl, seinem Auditorium die Thatsache mitzutheilen, daß vor der Annahme des Programms der von mir erwähnte Antrag des Herrn Davis niedergestimmt wurde. Dabei würdigt er, wie schon gesagt, das Schutzzollsystem, die Verschleuderung nationaler Gelder für innere Verbesserungen, die ganze infame Subsidienpolitik der republikanischen Partei u. s. w. keines Worts, keiner Silbe, nicht einmal einer Anspielung. Nach seiner Ansicht hat offenbar die Frage, ob das Volk reich oder arm ist, ob die Verwalter seines Vermögens dasselbe zu Rathe halten oder verzetteln, ob seine Steuerkraft gehoben oder

paralysirt wird, mit der Resumptionsfrage nicht das Mindeste zu thun. Es handelt sich blos darum, daß die Nation zahlen soll, und es ist eine Impertinenz, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Leute, welche, nach seiner Angabe, diese Zahlung aufs Dringendste und Unzweideutigste fordern, seit Jahren damit beschäftigt gewesen sind, und sich noch jetzt damit beschäftigen, ihr die Mittel zu dieser Zahlung aus der Tasche zu stehlen. Wenn wir zwischen den Parteien unsere Wahl treffen, haben wir, nach der Meinung des Herrn Schurz, nur zu ermitteln, welche derselben am Lautesten und Feierlichsten die Wiederaufnahme der Baarzahlung verspricht, und es ist einfältig, dabei zu untersuchen, bei welcher von ihnen wirkliche Anstrengungen dazu in Aussicht stehen.

Ehe ich nun zu dem zweiten in der Rede des Herrn Schurz behandelten Punkt übergehe, halte ich es für ersprießlich, einige Bemerkungen zu machen über die Versicherungen betreffs des Charakters des Präsidentschafts-Kandidaten Hayes und seiner Leistungsfähigkeit als Reformator, welche in den Reden des Herrn Schurz eine so große Rolle spielen. In der neulichen Cooper-Institut-Rede geht er so weit, zu sagen, „Hayes sei ihm Alles das, was ihm Bristow gewesen sein würde, wenn er nominirt worden wäre." Er sucht seinen Zuhörern die Ueberzeugung beizubringen, daß mit der Nomination Hayes' das bessere reformatorische Element in der Partei gesiegt habe. Ehe wir Herrn Schurz das aufs Wort glauben, ist es vielleicht gut, einige Thatsachen anzusehen, über die er es nicht der Mühe werth gehalten hat, seinen Zuhörern Eröffnungen zu machen.

Die republikanische Partei, seit sie ihre ursprüngliche Mission erfüllt hat und zur bloßen politischen Maschine herabgesunken ist, steht im Dienst von vier großen Interessen: *erstens* im Dienst der Beutepolitiker, denen es nur um die Aemter und die Gelegenheit zum Stehlen zu thun ist; *zweitens* im Dienst der religiösen und nativistischen Fanatiker: *drittens* im Dienst der Schutzzöllner, und endlich *viertens* im Dienst der Spekn-

lauten, die als Aktieninhaber großer Eisenbahnkorporationen und ähnlicher Körperschaften sich in den Besitz des öffentlichen Geldes und der öffentlichen Ländereien setzen wollen. Damit Sie eine Idee haben, zu welcher Ausdehnung die unentgeltliche Veräußerung der nationalen Domänen an große Eisenbahngesellschaften gediehen ist, will ich nur anführen, daß während der letzten vierzehn Jahre, unter der Herrschaft der Republikaner, zweihundertsechsundneunzig Millionen Acker verschenkt worden sind, worunter allein über hundertsiebenundzwanzig Millionen Acker an die verschiedenen Eisenbahnen nach dem stillen Meer — eine Länderstrecke, die umfangreicher ist, als der ganze Flächenraum der vier größten Staaten der Union! Außerdem hat die Regierung diesen Bahnen ihre Bonds vorgestreckt zum Betrage von mehr als vierundsechzig und einer halben Million Dollars, worauf sie schon mehr als fünfundzwanzig Millionen Dollars Zinsen bezahlt hat, die sie nach einer neulichen Entscheidung der Supreme Court erst am Verfalltage der Bonds, nach dreißig Jahren — also am Nimmermehrstag — zurückverlangen kann. (Für diese Bonds hat die Regierung nur zweite Hypothek — eine sehr zweifelhafte Sicherheit.) Inzwischen zahlt die Regierung jährlich fast vier Millionen Zinsen weiter. Es ist nachgewiesen, daß das von der Regierung gemachte Darlehen allein fast genügt hat, die fertigen Bahnen zu bauen, so daß die Aktieninhaber der Eisenbahngesellschaften die Bahnen sowohl wie die geschenkten Ländereien umsonst haben. In der nächsten Zeit handelt es sich darum, die Regierung zu veranlassen, die Bonds der südlichen Eisenbahn nach dem stillen Meer zum Betrage von vierzigtausend Dollars per Meile — ich weiß nicht, wie viele Millionen das machen wird — zu garantiren, und dabei dieser Bahn zu den sechszehn oder siebzehn Millionen Acker, die ihr bereits geschenkt sind, eine weitere, mindestens ebenso große Ländermasse zu verwilligen. Sie erinnern sich, daß letzten Winter in St. Louis eine unter den Auspizien des Herrn Thomas A. Scott und seiner Genossen

berufene Versammlung tagte, welche auf den Kongreß zu Gunsten dieses Projekts einen Druck üben sollte. In dieser Versammlung präsidirte Herr Stanley Matthews von Cincinnati, einer der intimsten Freunde und Vertrauten des Gouverneur Hayes.

Wenn nun Jemand vor der Cincinnati-Konvention in Bezug auf ihre Nominationen den Propheten spielen wollte, so konnte er mit ziemlicher Sicherheit wenigstens so viel voraussagen, daß Niemand die Nomination erhalten würde, aus dessen Charakter, Stellung und Vergangenheit nicht zu schließen war, daß er *erstens* die Beutepolitiker in ihrer Thätigkeit nicht stören, *zweitens* den Bestrebungen der Puritaner und Nativisten sich willfährig zeigen, *drittens* die Schutzzöllnerei befürworten, und *viertens* der Subsidienpolitik zu Gunsten der südlichen Eisenbahn nach Kräften Vorschub leisten werde. Der Mann, der alle diese Eigenschaften am Glänzendsten in sich vereinigte, war unstreitig *James G. Blaine*; nach ihm aber kamen unmittelbar in fast gleicher Linie *Rutherford B. Hayes* und *William A. Wheeler*. Damit Sie sich überzeugen, daß ich hier nicht ins Blaue hineinrede, und daß in der That die Nomination der Herren Hayes und Wheeler von diesen Gesichtspunkten aus die natürlichste Erklärung findet, will ich hier einige Thatsachen für sich selbst reden lassen.

Rutherford B. Hayes war im Kongreß vom 4. März 1865 bis zum 20. Juli 1867. Das war eine der verhängnißvollsten Perioden in der amerikanischen Geschichte. Während dieser Periode wurden nicht weniger als siebzehn Landschenkungen gemacht, worunter eine einzige große Schenkung an die „Atlantische und Pazificische Eisenbahn" von zweiunddreißig Millionen Acker. Und für jede dieser Schenkungen stimmte *Rutherford B. Hayes*, ohne in Betreff derselben nur eine Bemerkung zu machen, ohne eine Frage darüber zu erheben, ohne eine Bedingung zu beantragen, ohne über die Rechtmäßigkeit eines solchen Raubes an der großen arbeitenden Bevölkerung des

Landes einen Zweifel laut werden zu lassen. Bezüglich der Motive und des Charakters dieser Schenkungen und der Weise, wie sie durchgesetzt wurden, können Sie sich ein Urtheil bilden, wenn ich Ihnen sage, daß Thaddeus Stevens, der damalige republikanische Führer im Hause, in fast allen Fällen die Debatte von vornherein abschnitt, indem er gewöhnlich, gleich nachdem er die betreffenden Bills einberichtet hatte, erklärte, er werde in einer Stunde, oder in ein paar Stunden, die Sache mittels der previous question zur sofortigen Abstimmung bringen. Und so geschah es. Eine Anzahl Kongreßmitglieder, Republikaner wie Demokraten, protestirte gegen diese ungeheuerliche infame Prozedur; aber unter diesen Protestanten befand sich Rutherford B. Hayes nicht.

Also eine, und zwar die wichtigste, der vorhin von mir aufgezählten Eigenschaften eines republikanischen Präsidentschafts-Kandidaten besaß Herr Rutherford B. Hayes. Daß er auch Schutzzöllner war, wissen Sie, und seine Tauglichkeit als Werkzeug der religiösen und nativistischen Fanatiker kann nach den neuesten Enthüllungen wohl nicht mehr in Frage stehen. Wenn Herr Schurz nun etwa daran zweifelt, daß auch die Beutepolitiker Grund hatten, sich gelinde für ihn zu begeistern, so erinnere ich ihn an die allbekannte Thatsache, daß zu den entschiedensten „ursprünglichen" Hayesleuten die Herren Alexander Columbus Sands, Benjamin Eggleston und — John Sherman gehörten; Herr Schurz möge sich bei dem ersten besten ehrlichen Republikaner in Cincinnati erkundigen, was das zu bedeuten hat.

Auch die Nomination Wheelers ist sehr lehrreich. Wheeler war vom 4. März 1869 bis zum Ende des zweiundvierzigsten Kongresses Vorsitzer des Komitees für pazifische Eisenbahnen, und brachte eine Unzahl Gesetzesvorlagen zu Landbewilligungen ein. Wie er dabei verfuhr, können Sie daraus entnehmen, daß er im Abschneiden der Debatte seinen Vorgänger Stevens, wo möglich, noch überbot. So z. B. berichtete er am 5. Mai

1870 eine Bill ein, welche der nördlichen Eisenbahn nach dem stillen Meere nicht nur eine enorme Landschenkung sicherte, sondern auch die Garantie ihrer Bonds zu einem ebenso enormen Betrage. Herr Randall fragte ihn, wie viele Acker die Bill denn eigentlich bewillige. — Wheeler weigerte sich zu antworten, und erlaubte dann zehn Minuten für die Debatte, ehe er die Gesetzesvorlage durch die previous question zur Abstimmung brachte!

Wenn die Nomination der Herren Hayes und Wheeler in der Cincinnati-Konvention einen Reformsieg bedeutete, so erscheint die Reform diesmal in sehr merkwürdiger Vermummung! Und wenn unter dem Präsidenten Hayes und dem Vize-Präsidenten Wheeler die Zivildienstreform gefördert und das Baarzahlungsproblem seiner Lösung näher gebracht wird, so gibt es eine Vorsehung, deren Wege in der That wunderbar sind!

Ich komme jetzt zu dem zweiten Punkt, den Herr Schurz seiner Aufmerksamkeit würdigt: zur Zivildienstreform. In der Besprechung dieser Reform bezieht sich Herr Schurz in seiner New-Yorker Rede, wie in allen seinen früheren Reden, auf den nie genug zu rühmenden Annahmebrief des Herrn Hayes; „da ist", wie er sagt, „kein wichtiger Punkt vergessen; da findet sich keine Verschwommenheit, keine Undeutlichkeit, kein Hinterthürchen zum Entschlüpfen". Wenn Hayes gewählt wird, bricht, nach den Träumen des Herrn Schurz, das Millennium an. Hayes allein versteht die Frage; der Konfusionarius Tilden dagegen schwatzt von ganz ungehörigen Dingen, wie z. B. „von der Abschaffung unnöthiger Aemter, und von allmählichem Vorgehen zu geduldiger sorgsamer Besserung des Dienstes nach Fähigkeit und Dienstreue". Der geniale Hayes allein, meint Herr Schurz, sei in dieser Sache Meister; Tilden dagegen stümpere und „spanne den Karren vor das Pferd". Hayes werde nur die schlechten Inhaber der Aemter beseitigen, die guten dagegen in ihren Funktionen belassen, während Tilden tabula rasa machen und die guten sowohl wie die schlechten

beseitigen werde. Dann komme der Andrang der Demokraten -- der ausgehungerten, dünnflankigen, hagern Demokraten — „vor denen uns Gott behüten möge!" Indem Herr Schurz die Prozession demokratischer Aemterjäger vor seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, wird er ganz unglücklich; „ich wünsche", ruft er aus, „meine Zuhörer könnten in Washington sein, wenn eine neue Administration nach einem Parteiwechsel eintritt!"

Herr Schurz hat hier vor mir, wie vor seinen Zuhörern, einen großen Vortheil voraus; ich habe nie Gelegenheit gehabt, in den Vorzimmern des weißen Hauses die Scenen, von welchen er spricht, persönlich mit anzusehen, und bin daher schwerlich im Stande, selbst mit dem Fluge meiner Phantasie den Schilderungen des Herrn Schurz zu folgen. Dennoch aber bin ich in der Lage, ihn in seinem Jammer einigermaßen trösten zu können. Wenn er, im Tone des Propheten Jeremias, darüber klagt, daß der demokratische Präsident Tilden nicht nur die schlechten, sondern auch die guten republikanischen Inhaber der Bundesämter ihrer Funktionen entheben werde, so bitte ich ihn, einmal das Gesetz vom Jahre 1867 anzusehen, welches er auf Seite 315 der „Revised Statutes of the U. S." finden wird, ein Gesetz, welches noch immer in Kraft ist, und ohne die Zustimmung des republikanischen Senats nicht widerrufen werden kann. Dieses Gesetz verfügt wörtlich, wie folgt:

„Jede Person, welche ein Zivilamt bekleidet, wozu sie mit Zustimmung des Senats ernannt worden ist, oder in Zukunft ernannt wird, soll nach erfolgter gesetzlicher Qualifikation berechtigt sein, dieses Amt für die ganze Dauer seiner Ernennung inne zu haben, es sei denn, daß sie früher mit Zustimmung des Senats, entweder direkt, oder durch die ebenfalls mit Zustimmung des Senats erfolgte Ernennung eines Nachfolgers dieses Amtes enthoben wird."

Nach einem späteren Paragraphen wird eine Verletzung

dieses Gesetzes mit einer schweren Geldbuße bis zum Betrage von zehntausend Dollars, oder einer Gefängnißstrafe bis zu fünf Jahren, geahndet. Herr Schurz wird sich, nachdem er dieses Gesetz aufmerksam gelesen hat, wohl überzeugen, daß wir gegen die Gefahr, vor deren Anzug er in so großen Schrecken gerathen ist, ein sehr starkes Bollwerk haben. Wenn der Präsident Tilden es sich beigehen lassen sollte, die guten, von dem edlen Grant angestellten Beamten abzusetzen, so wird dies arge Vorhaben scheitern an der Mannhaftigkeit und Tugend des republikanischen Senats, dessen Wachsamkeit in Zivildienstangelegenheiten längst erprobt ist — der zum größten Theil noch aus denselben Leuten besteht, die vor einigen Jahren den schlechten Vorsitzer des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten, Charles Sumner, beseitigten und den tugendhaften Simon Cameron an seine Stelle setzten, und vor einigen Monaten Richard H. Dana nicht für würdig erachteten, der Nachfolger Robert C. Schenks zu werden! Und Herr Schurz wird sich wohl ferner überzeugen, daß die Allmacht des Präsidenten Hayes, und die Möglichkeit, sich von der Kontrolle der Herren Morton, Conkling, Cameron, Sherman u. s. w. zu emanzipiren, nicht ganz so groß ist, wie er sie während der letzten zwei Monate seinen Zuhörern fast täglich dargestellt hat.

Aber, was ist denn eigentlich an dem Annahmeschreiben des Herrn Hayes in Hinsicht auf die Zivildienstreform zu rühmen? Worin besteht seine tiefe Einsicht? Und was hat er uns zu sagen über die Mittel, welche er zur Reinigung des Zivildienstes in Anwendung bringen will?

Herr Schurz schätzt in seiner Rede die Zahl der Bundesbeamten auf 50,000 bis 60,000. Das ist viel zu tief gegriffen; die Zahl ist bedeutend größer. Indeß, wir wollen die Schurz'sche Schätzung gelten lassen. Will denn Herr Hayes die Qualifikationen dieser 50,000 oder 60,000 Beamten und der unzähligen Bewerber um ihre Stellen persönlich untersuchen, um dann, bei vollständiger Einsicht, nach Pflicht und Gewissen zu

entscheiden, wer im Amte verbleiben, wer abgesetzt werden und wer die Stelle des Abgesetzten einnehmen soll? Schwerlich; selbst wenn das möglich wäre, und der Senat ihm darin völlig freie Hand ließe, würde er, durch die vielen Konsultationen, die er mit Thomas A. Scott, Marschall O. Roberts, William Pitt Kellogg u. s. w. über die südliche Eisenbahn nach dem stillen Meer und mit dem Richter Robert Strong und dem Bischof Simpson über die Gefahren des Unglaubens und des Ultramontanismus in unserm öffentlichen Leben abhalten müßte, so sehr in Anspruch genommen werden, daß er für die Untersuchung der wichtigen Frage, wer in den Hunderten von Städten in allen Staaten der Union, die Washington, Franklin, Jefferson, Hamilton u. s. w. heißen, Postmeister, oder in den vielen andern Städten Kollektor werden solle, keine Minute Zeit übrig behielte. Er würde daher in seiner Verzweiflung wieder zu demselben Mittel greifen müssen, zu welchem alle seine Vorgänger gegriffen haben, trotz der Verdammung, die er in seinem Annahmeschreiben darüber hat ergehen lassen. Er würde sich wieder an die betreffenden Kongreßleute wenden müssen, um sich von diesen die geeigneten Persönlichkeiten bezeichnen zu lassen, es sei denn, daß er den Kongreß veranlassen könnte, ein riesiges Zivildienstbureau zu organisiren, welches die geistige und sonstige Kompetenz der zahllosen Aspiranten auf Aemter prüfte. Welche Aussicht vorhanden ist, daß der Kongreß zur Schöpfung eines derartigen Bureaus schreiten wird, ergiebt sich zur Genüge daraus, daß Senator Morton bei weitem nicht der einzige Republikaner ist, der offen erklärt, unser Zivildienst sei der beste in der Welt. Außerdem giebt es zahllose ehrliche und denkende Republikaner, welche die Ansicht Mortons nicht theilen, die aber wissen, daß in diesem Lande nicht nur alle offiziellen Prüfungen (wie die Examina für die Zulassung zur Advokatur, die Verleihung akademischer Grade u. s. w.) in kurzer Zeit in einen bloßen Formalismus ausarten, sondern daß außerdem Institute, wie

das projektirte Zivildienstbureau, unfehlbar Einflüssen anheimfallen, die viel schlimmer sind, als z. B. der Grant'sche Nepotismus — daß ein solches Bureau in wenigen Jahren das korrupteste und gefährlichste Institut des Landes sein würde. Diese Leute wissen, daß es ebenso wenig möglich ist, durch künstliche Institute die in dem öffentlichen Leben herrschende Moral zu steigern, wie es möglich ist, durch Maschinen die Kraft zu mehren, die zum Betrieb derselben verwandt wird. Jede weitere Komplikation in dem Mechanismus der Gesellschaft, sowie in jedem andern Mechanismus, führt einfach zur Vermehrung der Reibung, zu weiterem Kräfteverlust.

Es ist für Alles, was Herr Schurz zu sagen hat, charakteristisch, daß er immer nur von den Resultaten redet, die erreicht werden sollen, und nie näher auf die Bedingungen eingeht, unter welchen sie möglich sind, oder auf die Mittel, die dabei in Anwendung kommen sollen. Das gilt von seiner Behandlung der Resumptionsfrage, wie von seinen endlosen Deklamationen über die Zivildienstreform. Er bewundert die Erklärung der republikanischen Partei, daß die Baarzahlung am 1. Januar 1879 wieder aufgenommen werden solle, und des Kandidaten Hayes, es dürfe kein Schritt rückwärts gemacht werden, trotzdem, daß diese Partei im Kongreß sowohl wie in ihren Konventionen sich beharrlich weigert, dazu irgend eine praktische Vorkehrung zu treffen, oder auch nur die Nothwendigkeit einer solchen Vorkehrung anzuerkennen. Ebenso bewundert er das Annahmeschreiben Hayes wegen seiner Auslassungen über die Zivildienstreform, obschon darin nicht die leiseste Andeutung über irgend eine Maßregel enthalten ist, durch welche eine solche Reform herbeigeführt werden könnte. Herr Schurz geht sogar soweit, Tilden einen Vorwurf darüber zu machen, daß er „von der Abschaffung unnöthiger Aemter rede, und von allmählichem Vorgehen zu geduldiger, sorgsamer Besserung des Dienstes nach Fähigkeit und Diensttreue". Und doch sind eben diese Dinge, wie jeder einsichtsvolle Mensch weiß, die einzigen,

die wir auch von der besten Regierung in den nächsten Jahren erwarten können. Die wahre Losung der Zivildienstreform heißt: Vereinfachung des Zivildienstes. Und diese Vereinfachung bezieht sich nicht nur auf eine Reduktion in der Zahl der Beamten, sondern auch auf die Abschaffung der vielen komplizirten Verfügungen in den Steuergesetzen z. B., die der Bürger unmöglich alle kennen und denen er daher unmöglich genügen kann — die ihn daher zum Sklaven gewissenloser Beamten machen. Es sind in den letzten Jahren unzählige Menschen — Branntweinbrenner, Tabaksfabrikanten, Kaufleute u. s. w. — um ihre ganze Habe gebracht worden, weil sie unabsichtlich einen ihnen ganz unbekannten Paragraphen in den Steuergesetzen verletzt hatten und deswegen von schurkischen Beamten, die sich so dafür rächten, daß man sie nicht bestochen hatte, verfolgt wurden.

In Anbetracht dessen, was ich hier gesagt habe, stehe ich nicht an, zu erklären, daß die Zivildienstreformfrage, wie sie in dem Annahmeschreiben des Gouverneur Hayes und in den Reden des Herrn Schurz zur Behandlung kommt, fast ganz ohne Inhalt ist, — daß diese Frage, wie so viele andere, worüber die republikanischen Redner ein so großes Geschrei erheben, wie z. B. die Katholiken-Frage, die Rebellenfrage u. s. w., nichts ist, als eine hohle Trommel, die man bearbeitet, um mit dem so entstehenden Lärm das Volk zu betäuben, und es nicht zum Nachdenken kommen zu lassen über diejenigen Fragen, welche von naheliegender und praktischer Bedeutung sind, wie die, ob in Zukunft durch die Bundesverwaltung die Gesamtinteressen aller Bürger oder die Sonderinteressen einzelner Spitzbuben gewahrt werden sollen.

Sie sehen, meine Herren, ich habe über die Tragweite der Entscheidung, die Sie mit Ihren Stimmen herbeiführen werden, andere Ansichten, als Herr Schurz und seine Genossen auf der republikanischen Tribüne. Es handelt sich nach meinem Dafürhalten zwar auch um Wiederaufnahme der Baarzahlung und

Reform des Beamtenwesens, aber es handelt sich zunächst um etwas Weiteres, Höheres, Größeres, — um Etwas, was diese Dinge und noch viele andere umfaßt — darum nämlich, ob in unserem Lande die Regierung fortan Alles sein soll, und der Bürger Nichts; ob diese Regierung eine Verkörperung des Volkswillens und ein Organ der öffentlichen Interessen sein soll, oder eine künstliche Maschine im Dienst räuberischer Monopolisten; ob der gemeinsame Charakterzug aller germanischen Völker, keine dem Scheine nach noch so wohlwollende Willkürherrschaft zu dulden, sondern den Befugnissen der Regierung feste, unverrückbare Schranken zu setzen, an dem Volk der Vereinigten Staaten getilgt werden soll — mit einem Wort, ob die nächste Säkularperiode unseres nationalen Lebens den Beweis liefern soll, daß es auch in unserem Jahrhundert noch Republiken giebt, die bei genauerer Untersuchung sich ausweisen als bloße Verlarvungen einer Despotie, die um so verabscheuungswürdiger ist, weil sie nicht den Finsternissen der Barbarei, sondern dem Licht der modernen Kultur ihre Entstehung verdankt.

XX.

Der Fluch der bösen That.

(Die auf den Wahlkampf von 1876 folgende Volksabstimmung ergab bekanntlich ein für die Demokraten entschieden günstiges Resultat; für die Tilden-Elektoren wurden 4 284 285, für die Hayes-Elektoren dagegen nur 4 033 295 Stimmen abgegeben. Unglücklicher Weise waren die Regierungen mehrerer Südstaaten noch in den Händen der nichtswürdigen Rotten, die sich während der auf den Bürgerkrieg folgenden Jahre, d. h. zur Zeit, als die wahren Bürger dieser Staaten zum großen Theil noch entrechtet waren, unter dem Schutz der nationalen Militärgewalt dieser Regierungen bemächtigt hatten, und so kam es denn, daß die Wahltabellen „einer Revision unterzogen", d. h. offen gefälscht, und Hayes „hineingezählt" wurde – ein Verfahren, dem später auch die republikanische Majorität einer vom Kongreß eingesetzten Kommission ihre Sanktion gab. Unter den Leuten, die zu dieser doppelt schmachvollen, weil offenkundigen Prozedur die Hand geboten und dabei thätig mitgewirkt hatten, befanden sich mehrere hervorragende Politiker, die später von Hayes mit hohen und einträglichen Posten bedacht wurden. Dies zur Erklärung des folgenden „Interview", welches im Dezember 1877 von C. L. Bernays in der Illinois-Staatszeitung veröffentlicht wurde.)

„Auf meine (Bernays') Frage, was er von der Verwaltung des Präsidenten Hayes halte, entgegnete Herr Stallo:

„Das ist eine Frage, die Sie eigentlich den praktischen Menschen, deren Beruf es ist, sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, vorlegen sollten und nicht mir. Wenn ich mich ausgesprochen habe, wird man ganz gewiß sagen, ich sei ein norddeutscher Querkopf, oder wenn's gnädig geht, ein Ideolog oder ein Doktrinär. Ich bin nämlich, wenigstens in so fern ein Orthodoxer alten Schlags, daß ich noch ans Einmaleins glaube und der Ansicht bin, daß man aus dem

Lügen und Stehlen keine Säulen der modernen Kultur machen kann. Sehen Sie, — hier ist ein Buch, welches mir zufällig kurz nach dem Amtsantritt des Rutherford B. Hayes in die Hände fiel. Es ist der zweite Band der Histoire de Napoléon I. von Pierre Lanfrey. Dort auf Seite 6 steht geschrieben wie folgt:

„Es giebt aber keinen größeren Wahn, als den, daß eine Macht, die sich durch Betrug und Gewaltthaten erhoben hat, jemals auf die Bahn der Gerechtigkeit zurückkehren könne. Wäre diese Macht wirklich von der Liebe fürs öffentliche Wohl, welche ein solches Einlenken voraussetzt, beseelt gewesen, so würde sie sich doch immer vor der Anwendung so schlechter Mittel gescheut haben. Die Leichtgläubigkeit der Völker, hierin die Mitschuldige einer Schwäche, versteht sich zu jenen plötzlichen Bekehrungen, in Folge deren man sich schmeichelt, daß das Gute aus dem Bösen entstehen, und daß sich widerrechtlich angemaßte Gewalt in eine ehrliche und gute Regierung verwandeln könne, ohne Bedenken. Aber die Geschichte straft in diesem Punkte die Volksmeinung Lügen, und ohne Zweifel ist es ein glücklicher Umstand, daß sie diese Entstehung des Guten aus dem Bösen, diese Bastardzeugung von Verbrechen und Tugend, nicht rechtfertigt."

Es wird ohne Zweifel den Reformatoren der Neuzeit sonderbar erscheinen, daß von diesen Sätzen auf die Verwaltung des Herrn Hayes eine Nutzanwendung gemacht werden soll. Man wird sagen, es sei jetzt eine unwesentliche Frage, wie Hayes auf den Präsidentenstuhl gekommen sei. Er habe am Ende den Süden viel wirksamer entfesselt, als Tilden es hätte thun können. Auch in Sachen der Zivildienstreform leiste er mindestens ebensoviel, wie von Tilden zu erwarten gewesen wäre, und dabei sei es denn doch gleichgültig, ob der Rechtsboden, auf dem er stehe, große oder kleine Löcher habe. Es gebe da eben eine Logik der Dinge, wie es die schlechten Ungläubigen nennen, oder eine „Vorsehung", wie es bei den Frommen heißt, die am Ende doch Alles zum Guten wende. Das ist eine Anschauung, die uns seit lange

her, wenigstens seit Mommsens römischer Geschichte, Thiers' Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs, der Geschichte Julius Cäsars von Napoleon und der ganzen Literatur, die zur Verherrlichung des fait accompli zusammengeschrieben worden ist, sehr wohl bekannt ist. Es gibt eine Menge gescheiter Menschen, die den Mann vom 18. Brumaire und den anderen Mann vom 2. Dezember für unentbehrliche Helfer bei den Geburten der Geschichte und für hohe Werkzeuge der „Vorsehung" halten, und in deren Augen am Ende auch Mord, Diebstahl und Betrug zu den wichtigsten Betriebsmitteln der höheren Weltordnung gehören. Vielleicht gelingt es auch mir, mich zu dieser Ansicht zu bekehren, wenn ich noch älter geworden bin. Vorläufig aber halte ich es mit Lanfrey und mit dem alten Livius, der dasselbe, was Lanfrey ausspricht, kürzer sagt: foedum inceptu, foedum exitu — was schlecht anhebt, wird schlecht enden. Hayes und seine Helfershelfer werden finden, daß der Verbrecher unter allen Umständen der Sklave seines eigenen Verbrechens ist; das läßt sich, denk' ich, sogar den praktischen Leuten, die keine Ideologen und Doktrinairs sind, an den Leistungen der Hayes'schen Verwaltung, wie sie bis jetzt vorliegen, klar machen.

Sehen Sie sich z. B. einmal die Zivildienstreform an. Die Zivildienstreform, wenn sie überhaupt einen Sinn hat, hat nach Hayes' eigner Darstellung den Sinn, daß bei der Anstellung von Bundesbeamten nicht die der Partei oder einem Kandidaten geleisteten Dienste, sondern geistige und sittliche Befähigung entscheidend sein sollen. Die praktische Erläuterung dazu, wie sie Hayes gleich nach seinem Amtsantritt geliefert hat, ist, daß der Returningboard-Gauner M'Lin zum Richter des höchsten Gerichtshofs in Neu-Mexiko gemacht wird, daß man Madison Wells als Hafenaufseher (Zollrechnungsrevisor) in Neu-Orleans bestätigt, King, den Strohmann, hinter dem Wells und Anderson stecken, zum Zolleinnehmer in Neu-Orleans ernennt, den Wahlfälscher Jack Wharton in die Toga eines Bundesanwalts in Süd-Carolina steckt, dem Hayes-Wahlmann

Humphries die Stelle eines Zolleinnehmers in Pensacola gibt, Noyes als Gesandten nach Frankreich schickt u. s. w. Es wird auch dem blindesten Bewunderer Hayes'scher Verwaltung nicht einfallen, zu behaupten, daß diesen und vielen anderen Ernennungen, womit die Hayes'sche Zivildienstreform eingeleitet wurde, etwas anderes zu Grunde lag, als der Zwang, der aus der Theilnahme dieser Leute an dem Verbrechen, dem Hayes seine Erhebung verdankt, hervorging. Diese Ernennungen nun geben von vornherein allen, auch den ehrlichsten Versuchen, die Hayes später im Interesse der Zivildienstreform etwa macht, Form, Farbe und Charakter. Wie ich schon gesagt habe, Hayes ist und bleibt der Sklave des Verbrechens, von dessen Früchten er während seiner ganzen Amtsdauer zu zehren gezwungen ist."

Als Herr Stallo hier pausirte, fragte Bernays, ob er nicht glaube, daß im Laufe der Zeit die besseren Elemente in der gegenwärtigen Verwaltung die Oberhand gewinnen und Hayes auf andere, seinem Programm entsprechenden Wege führen würden?

„Ehrlich gestanden," meinte Herr Stallo, „habe ich zu diesen sogenannten besseren Elementen sehr wenig Vertrauen. Sie alle liegen mehr oder weniger in denselben Fesseln, die ihrem Meister Hayes die Glieder lähmen. Nichts hat mich während der Ereignisse im Winter 1876–77 so sehr entmuthigt, als das Treiben und die Haltung der sogenannten unabhängigen Reformer. Als ich im November 1876 in Neu-Orleans war, ging ich eines Tages mit Gouverneur Palmer von Illinois in Kelloggs Amtsstube. Wir fanden Kellogg eben damit beschäftigt, eine Depesche zu lesen, die ihm in diesem Augenblick aus Illinois von einem sehr hervorragenden Freiheitskämpfer und „Liberalen" zugeschickt worden war. Nachdem er sie gelesen, reichte er sie uns schmunzelnd über den Tisch herüber. Des genauen Wortlauts erinnere ich mich nicht mehr, der Inhalt aber war folgender: „Hüten Sie sich wohl, den Leuten, die aus dem Norden kommen, Ihre Karten zu zeigen; die Demokraten haben seit Jahren

mit falschen Karten gespielt und es ist ganz gleichgültig, ob die Karten, womit sie jetzt abgetrumpft werden sollen, wirkliche Trümpfe oder knaves sind." Das war im Wesentlichen der Standpunkt, den fast alle Hayesreformer vom November 1876 bis zum März 1877 einnahmen. Die einzigen mir bekannten rühmlichen Ausnahmen waren Horace White von Illinois, Sam. Bowles und Eduard L. Pierce von Massachusetts, die Herausgeber der Nation und in gewissem Sinne George William Curtis. Bei allen anderen hervorragenden Vertretern der Reform, die für Hayes gestimmt haben, fand man im Augenblick, wo die Praktiken der Wahlfälscher in Louisiana und Florida vor den Augen des Volkes ans Tageslicht traten, kaum eine Spur von mannhafter Entrüstung. Man fand höchstens ein Achselzucken beim Einen mit der rechten und beim Anderen mit der linken Schulter, mit dem stets sich wiederholenden Bedauern darüber, daß leider die schlechten Demokraten nach dem, was sie in den letzten zwanzig Jahren selbst getrieben hätten, keine bessere Behandlung verdienten, und daß unglücklicherweise in der amerikanischen Politik immer fünf gerade gewesen sei.

Als ich nachher einige dieser frommen Herren im Hayes'schen Kabinet oder in den auswärtigen Gesandtschaften wieder auftauchen sah, fiel mir eine Geschichte ein, die Sie vielleicht nicht kennen und die ich Ihnen daher erzählen will. Die Spanier haben bekanntlich auch ihren Robert Macaire, der es, nach der kastilianischen Ueberlieferung, womöglich noch ärger, das heißt spanischer treibt, als sein französisches Gegenbild. Der Mann heißt, wenn ich nicht irre, Don Ramudo Picaro. Eines Tages, so geht die Sage, gesellte sich Don Picaro zu einem Fremden, der in der Nähe von Valadolid spazieren ging. Es war heller Mondschein am spanischen Himmel und wie es sich für Ort und Stunde ziemte, lenkte das Gespräch sich bald auf hohe, himmlische und irdische Dinge. Don Picaro jammerte „über der Zeiten Verderbniß, über die Schlechtigkeit der Menschen

und über den Untergang der öffentlichen Ordnung. Vielleicht zitirte er den Euripides:

„Das Laster herrscht mit siegender Gewalt,
Es spricht mit frechem Angesichte
Den heiligen Gesetzen Hohn.
Die Tugend ist aus dieser Welt gefloh'n,
Und dem Geschlecht der Menschen droh'n
Nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte."

Während Don Ranudo so im tiefsten Pathos deklamirt, brechen aus dem Hinterhalt zwei Räuber hervor, überwältigen den Fremden und nehmen ihm Uhr und Börse ab. Don Ranudo, statt dem Opfer dieser Gewaltthat helfend beizuspringen, kreuzt die Arme über einander und starrt ins ewige Blau des Himmels. Wahrscheinlich zitirte er den Euripides weiter. Nachdem die Räuber sich mit ihrer Beute davongemacht, wandte der Beraubte, sobald er sich von seinem Schrecken genugsam erholt hatte, sich gegen seinen Begleiter und drückte seine Entrüstung darüber aus, daß er ihm nicht zu Hülfe gekommen sei. „Ja, sehen Sie", sagte Don Ranudo, „das ist eine heikle Frage. Können Sie denn auch beweisen, daß Sie ehrlich in den Besitz dieser Uhr und Börse gekommen sind, und daß Sie in Zukunft einen ehrlichen Gebrauch davon zu machen gedachten?" Der Fremde antwortete nicht, sondern lenkte still seine Schritte stadtwärts, kam aber auf eigenthümliche Gedanken, als er Tags darauf erfuhr, es habe zwischen Don Ranudo und den beiden Räubern eine Beutevertheilung stattgefunden."

XXI.

Die Präsidentenwahl 1880.

Zwei Briefe.

1.

Cincinnati, 26. April 1880.

Geehrter Herr!

Sie fordern mich auf, vor einer gegen Ende Mai abzuhaltenden Massenversammlung unabhängiger deutscher Republikaner, „deren Zweck es ist", wie Sie sagen, „die Nomination des General Grant zum republikanischen Präsidentschafts-Kandidaten zu verhindern", eine Rede zu halten. Selbst wenn meine augenblickliche Stimmung die Möglichkeit energischer Theilnahme an politischen Bewegungen nicht ausschlösse, wäre ich dennoch nicht im Stande, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Das mir zur Orientirung zugeschickte Manifest geht von Bürgern aus, welche sich ausdrücklich „Anhänger der republikanischen Partei" nennen, und richtet sich naturgemäß nur an Parteigenossen. Ich bin aber kein Anhänger der jetzigen republikanischen Partei. Und während mir die Wahl Grants für einen dritten Präsidentschafts-Termin als ein Selbstmord der Republik erscheinen würde, kann ich mich gleichzeitig der Ueberzeugung nicht erwehren, daß die Wahl irgend eines der anderen Präsidentschafts-Kandidaten, deren Nomination in Chicago zu den Möglichkeiten zu gehören scheint, für die Geschicke des Landes kaum minder verhängnißvoll sein würde. Die Wiederwahl Grants wäre, meines Erachtens, nur der folgerichtige Schluß aus den Prämissen, die von seinen Mitbewerbern um die Chicagoer Nomination aufgestellt worden sind. Wenn der in

den Südstaaten angeblich herrschenden Rechtlosigkeit durch kein anderes Mittel gesteuert werden kann, als durch die dauernde Anwendung der nationalen Militärmacht, wie Blaine will — wenn das von John Sherman, dem Bewunderer, Lobredner, Gönner und Verbündeten des Patrioten Madison Wells inscenirte Bühnenstück, worin Elisa Pinkston die Heldenrolle spielte, für die Zustände in einem großen Theile der Union so bezeichnend und maßgebend ist, daß sich daraus eine Rechtfertigung der von Sherman und Wells und ihren Werkzeugen ausgeführten arithmetischen Operationen herleiten läßt — wenn das ganze nichtafrikanische südliche Volk und die demokratische Hälfte des Volks im Norden ihre politischen Rechte in dem Maße verwirkt haben, daß die öffentlichen Wahlen unter die ausschließliche und willkürliche Kontrolle der herrschenden Partei gestellt werden müssen, wie Edmunds neuerdings im Senat betheuert hat: dann ist es in der That an der Zeit, dem „starken Mann" in die eine Hand ein Schwert und in die andere ein Scepter zu drücken.

Wie aus der Fassung der mir zugesandten „Adresse der unabhängigen deutschen republikanischen Organisation" hervorzugehen scheint, wird Ihre Versammlung unter der Voraussetzung berufen, daß die Theilnehmer daran sich moralisch verpflichten, für einen der eben genannten Präsidentschaftsaspiranten zu stimmen, wenn die Chicago-Konvention ihn als Kandidaten der republikanischen Partei aufstellt. Es würde mich sehr freuen, wenn meine Deutung eine irrthümliche wäre, denn es wird mir, ehrlich gestanden, schwer, für die ihr entsprechende Thatsache eine befriedigende Erklärung zu finden. Die Unterzeichner der Adresse sind mir zu großem Theil persönlich als hochgebildete, denkende und erfahrene Männer bekannt. Sie sind Deutsche und Bürger der Stadt New-York. Als Deutsche hegen sie gewiß den Wunsch, daß der materielle sowohl wie der geistige Verkehr zwischen der alten und neuen Welt immer lebhafter und inniger werde. Als Bewohner der großen Handelsmetropole des west-

lichen Kontinents haben sie ohne Zweifel mehrfachen Anlaß gefunden, dem von der republikanischen Partei geschaffenen und aufrechterhaltenen Zollsystem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die republikanischen Schutz- und Prohibitivzölle den Interessen ihrer Stadt so wenig förderlich sind, wie den wahren Interessen des Landes im Allgemeinen. Es kann ihnen nicht entgangen sein, daß unser ganzes Steuerwesen (ich spreche hier von den nationalen Binnensteuern sowohl wie von den Einfuhrzöllen) darauf berechnet ist, die Industrie des kleinen Mannes möglichst zu belasten, und der Millionenindustrie auf alle Weise Vorschub zu leisten — daß die Führer der republikanischen Partei seit Jahren bemüht sind, in und zwischen den Arbeitsstätten des Volks überall Hemmnisse und Schranken zu errichten, die mit der Zeit soziale Verhältnisse herbeiführen müssen, unter denen die äußeren Unterschiede der Regierungsform ihre Bedeutung verlieren, und somit auch die Antwort auf die Frage, ob ein Präsident drei- oder zehnmal nach einander erwählt werden solle, gleichgültig wird. Es ist ihnen wohl bekannt, daß der Kongreß eben anfängt, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, und daß eine der ersten Fragen, über die der denkende Bürger behufs seiner Entschließungen für die Präsidentenwahl ins Klare kommen sollte, die Stellung der verschiedenen Kandidaten zu den Maßregeln betrifft, welche die Reorganisation unseres Steuersystems zum Gegenstande haben. Nun befindet sich aber unter den bis jetzt ernstlich in Betracht kommenden republikanischen Präsidentschafts-Kandidaten kein einziger, von dem auf Grund seiner bisherigen politischen Thätigkeit nicht anzunehmen ist, daß er z. B. jeden Versuch zur Beseitigung der Einfuhrzölle auf Kupfer, Eisen oder Holz (ich nenne hier absichtlich nur Rohmaterialien, bei denen von einem „Schutz der heimischen Industrie" nur in sehr uneigentlichem Sinne die Rede sein kann) nicht mit seinem Veto belegen würde. Sie erinnern sich, wie taub John Sherman sich im Senat erwies, als die östlichen Rheder und Schiffsbau-

meister gegen die von ihm befürwortete (und natürlich auch durchgesetzte) enorme Erhöhung des Einfuhrzolls auf Kupfer protestirten, und mit welcher Ostentation er jetzt noch — natürlich an geeigneten Orten, wie Philadelphia — die Schutzzollpolitik als eins der großen Verdienste seiner Partei in den Vordergrund stellt. Er geht allerdings nicht ganz soweit wie Blaine, der, so viel ich weiß, während seiner langen kongressionellen Thätigkeit nur bei einer öffentlichen Maßregel Pathenstelle vertreten hat, nämlich bei einer Gesetzesvorlage, die auf eine Abschaffung des konstitutionellen Verbots der Ausfuhrzölle abzielte. Daß auch Edmunds in diesem Punkt republikanisch-orthodox ist, bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung.

Einer der größten Uebelstände unseres Parteilebens liegt darin, daß in unseren Wahlkämpfen fast immer die Fragen der Vergangenheit, und selten oder nie die Probleme des Augenblicks und der Zukunft, ins Auge gefaßt werden. In dem bevorstehenden Präsidentenwahlkampfe werden viele unserer besten Bürger nur an die Stellung der Parteien während des Krieges und ihre Haltung in Bezug auf die Finanzlage denken. Die Baarzahlungsprobleme sowohl wie die Kriegsprobleme sind aber ein für allemal gelöst, und der Ruhm, welcher von Parteien oder Kandidaten auf Grund ihres Antheils an dieser Lösung beansprucht werden kann, bietet keinen Anlaß, ihnen zu folgen, wenn sie in Dingen, die eben jetzt zur Entscheidung vorliegen, falsche Richtungen einschlagen.

Entschuldigen Sie diesen langen Brief, der gegen meinen Willen über das gebührende Maß hinausgewachsen ist. Sie sind ja ein alter Jurist und kennen die verbosi garrula verba fori. Hoffentlich ziehen Sie aus dem, was ich gesagt habe, nicht den Schluß, daß ich gesonnen sei und Ihnen und Ihren Freunden zumuthen wolle, unter allen Umständen für den demokratischen Präsidentschafts-Kandidaten zu stimmen. Wenn die Demokraten auf geeigneter Platform einen Kandidaten aufstellen, der die besseren Elemente in ihrer Partei vertritt, werde

ich ihm meine Stimme geben; wenn nicht, hoffe ich, daß die unabhängigen Republikaner und Demokraten, die in Bezug auf die in den nächsten Jahren zu lösenden Aufgaben meine Ansichten theilen, durch Aufstellung eines dritten Kandidaten mir Gelegenheit bieten, durch ein stilles Votum wenigstens die Scheidung der alten Parteielemente nach Grundsätzen und Maßregeln einleiten zu helfen.

Ihr ꝛc.

J. B. S.

Dr. Hugo Wesendonck,
New-York.

2.

Cincinnati, 8. September 1880.

Mein lieber Herr Wendt!

Es ist mir aus Gründen, die Sie kennen, nicht möglich, Ihrer Versammlung beizuwohnen. Ebenso wenig bin ich im Stande, Ihrem Wunsche gemäß, meine Auffassung der gegenwärtigen politischen Lage in ausführlicher Weise zu Papier zu bringen. Ich habe vor vier Jahren meine damalige Stellung zu den Parteien in einer Reihe von Briefen, die in der New-Yorker Staatszeitung veröffentlicht wurden, zu begründen versucht. Was in jenen Briefen gesagt wurde, ist im Wesentlichen auch jetzt noch maßgebend. Die republikanische Partei hat sich längst überlebt. Sie besteht aus Stimmgebern, deren Ansichten in Bezug auf die zur unmittelbaren Lösung vorliegenden politischen Aufgaben sich nach allen Richtungen kreuzen. Sie ist nichts anders mehr, als eine Maschine zur Förderung der Zwecke selbstsüchtiger Handwerkspolitiker, Monopolisten und Spekulanten, deren ganzes Gebahren darauf hinzielt, durch endlosen Lärm über längst erledigte, oder auf dem Felde der Parteipolitik überhaupt nicht zu erledigende Dinge und durch rücksichtsloses Aufstacheln sektioneller, religiöser und sonstiger

Leidenschaften die Stimmen der Vernunft und des Gewissens zu übertäuben.

Die politische Richtung der republikanischen Partei, soweit von einer solchen überhaupt noch die Rede sein kann, geht auf Vielregiererei, auf die Zerstörung der Autonomie der Individuen wie der Staaten, auf Zentralisation der Regierungsgewalten und auf Ausbeutung dieser Gewalten zu Privatzwecken — zur Förderung großer Monopole und korporativer Interessen. Nach der Behauptung der jetzigen Führer der republikanischen Partei und dem festen Glauben eines großen Theils ihrer Mitglieder muß Alles, was in diesem Lande ist oder entsteht, von der Bundesregierung geschaffen und durch ein Bundesgesetz, ein Bundesinstitut oder eine Bundesbehörde geschützt werden. Daß Religion und Moral nicht zu Grunde gehen, daß die Erziehung der Kinder nicht vernachlässigt wird, daß Handel und Gewerbe blühen, daß den Negern im Süden ihre Bürgerrechte nicht vorenthalten werden, daß die Wahlen in ehrlicher und friedlicher Weise vor sich gehen — für das Alles muß die Regierung in Washington durch ein von weisen, gerechten und tugendhaften Menschen, wie Blaine, Conkling, Cameron, Logan, William Pitt Kellogg, Garfield ꝛc. zu erlassendes und von Profossen, Steuerbeamten und Wahlrevisoren wie John Davenport, John Sherman und Madison Wells auszuführendes Statut Sorge tragen. Land und Volk sind von Grund aus zu „nationalisiren".

Der Präsident Hayes reist eben im Lande herum und predigt allem Volk die Nothwendigkeit einer *nationalen* Fürsorge für die Kindererziehung. Vor einigen Tagen brachten die Zeitungen mit Ausdrücken großer Bewunderung eine (vor einigen Jahren gehaltene) Rede Garfields über unser Schutzzollsystem, worin er mit vieler Emphase auseinandersetzt, die gewaltsame gesetzgeberische Belastung oder Zerstörung der Industrie des einen Bürgers zu Gunsten der Industrie eines andern (denn etwas Anderes ist unser sogenanntes Schutzzollsystem nie gewesen) rechtfertige sich einfach durch den Umstand, daß unsere

Großindustrie Nationalsache sei; die gewöhnliche Auffassung, wonach es im höchsten Grade ungerecht ist, den einen Bürger auf direkte Kosten des andern durch Regierungszwang zu bereichern — Steuern zu erheben, deren Ertrag nicht allen Bürgern gleichmäßig, sondern einigen Wenigen zu Gute kommt — sei daher einseitig und engherzig. Und es giebt nicht Wenige unter den Häuptlingen der republikanischen Partei, denen nichts wünschenswerther erscheint, als die Verwischung aller staatlichen Grenzen und die Konsolidation aller Landestheile zu einem großen nationalen Staat, in dem Alles von oben herab, vom Sitz der Bundesregierung aus, geregelt und bestimmt wird. Wohin derartige Ansichten und Bestrebungen führen werden, ist kaum abzusehen. Wenn die republikanische Partei noch ein weiteres Jahrzehnt am Ruder bleibt, werden wir eine Despotie haben, die in der Geschichte der Kultur einzig dasteht: eine wahre Zwittergeburt der Willkürherrschaft und Anarchie. Merkwürdig in ihrer Weise ist dabei die oft gehörte Aeußerung, die Häufung und Zentralisation der Regierungsfunktionen finde hier ein genügendes Korrektiv in dem „Stimmrecht auf breitester Basis". Man sieht, wie fremd einem Theil unseres Volks der Gedanke, daß alle Garantie der Freiheit in der Beschränkung der Regierungsgewalt liegt, schon geworden ist. Nur Wenige begreifen, daß diese Beschränkung da, wo die Regierung in den Händen des Volkes liegt, viel wesentlicher ist, als in einer konstitutionellen oder sogar absoluten Monarchie — daß das allgemeine Stimmrecht nur die eine Hälfte der demokratisch-republikanischen Lehre ist, welche durch die andere, viel wichtigere Hälfte derselben: daß die Grenzen des legislativen und administrativen Gebiets, worauf sich das Stimmrecht erstreckt, möglichst enge gezogen werden müssen, zu ergänzen ist. Man kann in der That, sich stützend auf die Lehren der Geschichte und besonders auf unsere eigenen Erfahrungen, das Gesetz aufstellen, daß die bürgerliche Freiheit in einer Republik nur dann bestehen kann, wenn die Größe dieses Gebiets zu der

Breite der Basis, auf welcher das Stimmrecht geübt wird, in umgekehrtem Verhältniß steht. Was das Phantom einer auf „allgemeines Stimmrecht" gegründeten allmächtigen Volksregierung zu bedeuten hat, hat das Volk unserer Südstaaten während der letzten fünfzehn Jahre zu seinem Schrecken erfahren.

Die Besorgniß, womit der denkende Theil unserer Bevölkerung seit längerer Zeit die zentralisirenden Tendenzen unserer republikanischen Bundesherrschaft und ihre Anmaßung von Gewalten, die ihr verfassungsmäßig nicht zustehen, beobachtet, wird von den Wortführern der republikanischen Partei als ein von früheren Sezessionisten in verrätherischer Absicht genährter Wahn bezeichnet. Wie begründet diese Besorgniß jedoch ist, ließe sich an unzähligen Beispielen nachweisen; nur müßte man zu diesem Zwecke eine bogenlange Abhandlung schreiben. Ich begnüge mich daher hier mit einem flüchtigen Hinweis auf einen einzigen Fall aus dem Bereich der nationalen Rechtspflege, um daran die Tendenz zur Willkür und Vergewaltigung, die allem Dem, was Bundesregierung und Bundesverwaltung heißt, anhaftet, zu erläutern.

Es giebt im anglo-amerikanischen Rechtsleben keinen Grundsatz, der als unverletzlicher gilt, als der, daß Niemand seines Lebens, seiner Freiheit oder seiner Habe ohne gerichtliches Verfahren entäußert werden kann. Es ist daher vollständig unerhört, daß irgend Jemandem von einer Staatsbehörde (d. h. der Behörde eines Staates) ein auch noch so kleiner Theil seines Eigenthums entzogen wird, es sei denn auf Grund einer richterlichen Entscheidung. Auf dem Felde der Bundesrechtspflege ist es aber anders. Wenn ein untergeordneter „nationaler" Steuerbeamter einem Bürger in ganz willkürlicher Weise, ohne Klage und gerichtliche Prozedur, Eigenthum, welches zu weniger als fünfhundert Dollars abgeschätzt wird — dessen Eigenthümer daher präsumptiver Maßen kein reicher Mann ist — unter Vorwand einer von einem

früheren Eigenthümer begangenen Steuerdefraudation wegnimmt, so kann der Eigenthümer das Recht oder Unrecht dieses Gewaltakts nur dann zu gerichtlicher Entscheidung bringen — es wird überhaupt nur dann ein gerichtliches Verfahren eingeleitet — wenn er (der Eigenthümer) zu diesem Behuf vorher eine Bürgschaft zum Betrage von wenigstens zweihundert und fünfzig Dollars leistet. Ist er nicht im Stande, diese Bürgschaft aufzubringen, so ist die Sache ein für allemal erledigt; das Eigenthum verfällt dem Fiskus. Das Nähere darüber mögen Sie selbst in den Statuten vom 13. Juli 1866 und 6. Juni 1877 (Revised Statutes of the United States. § 3460, pag. 689) nachlesen. Das ist nur ein kleines Beispiel, in dem es sich höchstens um Geld und Geldeswerth handelt; fragen Sie aber einmal Ihre republikanischen Freunde, Gouverneur Salomon oder Dr. Wesendonck, was einem mittellosen armen Teufel bevorsteht, der unter der Anklage eines Verbrechens vor ein Vereinigt. Staaten-Gericht gebracht wird — welche Gelegenheit ihm geboten wird, seine Entlastungszeugen vorzuladen, und welche Rechtsmittel ihm zu Gebote stehen, wenn er gegen alles Gesetz und Recht unter dem Vorsitz eines unwissenden, tyrannischen oder schnapsbetäubten Richters zu zehnjähriger Gefängnißhaft oder gar zum Tode verurtheilt wird, wie das unzählige Male vorgekommen ist.

Man wird vielleicht sagen, das seien Anomalien und Mißstände, die für die Bundesregierung durchaus nicht wesentlich sind und sich beseitigen lassen. Thatsache aber ist, daß Mißstände dieser Art Jahrzehnte hindurch — zum Theil mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch — bestanden haben, wie sie jetzt bestehen, und daß aus der Kulturgeschichte aller Länder die Lehre zu ziehen ist, daß Willkür und Gewalt charakteristische und nie fehlende Attribute jeder lang- und vielarmigen, auf große Gebiete sich erstreckenden Regierungsthätigkeit sind. Das einzige Schutzmittel gegen diese Willkür und Gewalt besteht darin, daß man von vorn herein allen zentralen Regierungsgewalten feste und enge Schranken setzt.

Wenn unsere ehrlichen republikanischen Schwärmer für die Nationalisirung unseres ganzen Regierungs- und Rechtswesens einmal im Ernst diese und ähnliche Dinge, wie z. B. die Geschichte unserer Steuergesetzgebung studiren und besonders die Kongreßdebatten darüber näher ansehen wollten, so würde nicht nur ihre enthusiastische Bewunderung der großen republikanischen Staatsmänner, die seit Jahren unsere Gesetze erlassen und die sich jetzt auf den Tribünen über die immer noch nicht erloschenen sezessionistischen Gelüste der „südlichen Brigadiere" heiser schreien, sich einigermaßen mildern, sondern sie würden auch allmählich begreifen lernen, daß man sich gegen die von ihrer Partei erstrebte Allmacht der Bundesregierung sträuben kann, ohne ein verkappter Sezessionist zu sein.

Nach dem Vorstehenden wird es Ihnen klar sein, daß ich der republikanischen Partei selbst dann meine Stimme nicht geben könnte, wenn die von ihr gemachten Nominationen für mich befriedigend wären. Wie steht es aber mit dem Charakter ihrer Kandidaten?

Die Republikaner sagen uns, ihr Präsidentschafts-Kandidat habe vor dem Kandidaten der Demokratie den großen Vortheil voraus, daß er ein gewiegter, erfahrener Staatsmann sei. Das ist allerdings ein erheblicher, kaum zu überschätzender Vortheil, *vorausgesetzt*, erstens, daß es wünschenswerth ist, die bei Garfield im Laufe seiner langen kongressionellen Thätigkeit zur Entwicklung gekommenen Ansichten und Bestrebungen zur Geltung zu bringen, daß bei näherer Untersuchung seine Ansichten sich als „gesund" und seine Bestrebungen als ehrlich und patriotisch erweisen; und zweitens, daß auf Grund seiner Vergangenheit anzunehmen ist, er habe auch den Muth, sie zur Geltung zu bringen. Was ergiebt sich nun aus Garfields Vergangenheit in Betreff seiner Ansichten und Bestrebungen? Und was lehrt dieselbe über seine Charakterfestigkeit, seine Ehrlichkeit, seine Ueberzeugungstreue und seinen Muth?

Garfield ist seit mehr als sechszehn Jahren Mitglied des

Kongresses. Er war längere Zeit (und ist, so viel ich weiß, jetzt noch) Vorsitzer eines der wichtigsten Ausschüsse des Hauses, das „Committee on Appropriations". Ohne gerade der Führer seiner Partei zu sein, stand er von jeher als sehr bemerkenswerthe Figur in ihren vordersten Reihen. Er ist ein wortgewandter, schlagfertiger Redner und es ist wohl über keinen einigermaßen wichtigen Gegenstand eine Debatte geführt worden, an der er nicht Theil genommen hätte. Und die Gegenstände, worüber während der sechszehn Jahre im Kongreß verhandelt wurde, waren gewiß wichtig. Wenn wir die Akten dieser Verhandlungen durchblättern, finden wir die Rekonstruktionsfragen, die Finanzwirren, die Schutzzollpolitik, die Verwilligungen von Geld und Ländereien an Eisenbahnen, die Untersuchungen über den Kredit-Mobilier, über die Bestechlichkeit der Kongreßmitglieder und die Korruption in der Bundesverwaltung im Allgemeinen, und eine Menge Dinge ähnlicher Art. Welche Rolle hat nun Garfield inmitten dieser Fragen und Ereignisse gespielt?

Seine ursprüngliche Stellung zur Finanzfrage — zur Zeit, als Morton, Sherman, Stephens und Andere darauf bestanden, die Bundesobligationen seien in Greenbacks zahlbar — ist mir nicht bekannt. Allein zu seinem Ruhme ist zu sagen, daß er in der letzten Zeit ein eifriger und konsequenter Befürworter der Baarzahlung gewesen ist. Ob er auch in Bezug auf die Nothwendigkeit, die jetzt noch kursirenden Regierungsnoten ihres „legal-tender" Charakters zu entkleiden und so mit der Resumption vollen Ernst machen, Stellung genommen hat, ist aus seinem Annahmebrief wenigstens — und, soviel ich weiß, auch aus seinen sonstigen Aeußerungen — nicht ersichtlich.

Leider ist aber seine Haltung in der Finanzfrage das einzige, was ihm mit Recht nachgerühmt werden kann. Während er im Kongreß Sitz und Stimme hatte, wurden an die großen pazifischen Eisenbahnen zu siebzehn verschiedenen Malen große Länderstrecken verschenkt, deren Gesamtareal der Gebietsaus-

dehnung der Staaten New-York, Pennsylvanien und Ohio mehr als gleichkam. Eine einzige dieser Schenkungen betrug mehr als zwei und vierzig Millionen Acker. War Garfield unter Denen, die gegen die gewissenlose Verschleuderung der nationalen Domänen Protest einlegten? Mit nichten; er war unter Denen, die sie befürworteten oder beschönigten, oder stillschweigend für sie stimmten. Als später der damit (und mit den ungeheuren Geldbewilligungen, deren Geschichte auch ein sehr interessantes Kapitel aus Garfields Vergangenheit bildet, worauf ich jedoch hier nicht eingehen kann) zusammenhängende Kredit-Mobilier-Skandal ausbrach, war Garfield einer der Inkriminirten, und seine durch den einstimmigen Bericht des Untersuchungsausschusses (dessen Majorität aus seinen Parteigenossen bestand) konstatirte Betheiligung daran war der Art, daß von der damaligen republikanischen Presse fast ebenso einstimmig seine Ausstoßung aus dem Kongresse verlangt wurde. In der berüchtigten DeGolyer-Pflaster-Geschichte figurirte er als Anwalt dieses schamlosen Schwindels und ließ sich für ein gelegentliches Plaidoyer (welches er, charakteristisch genug, vor dem auf dem Straßenpflaster at chambers *stehenden* „Boß Shepard" debutirt haben will) eine douceur von fünftausend Dollars zahlen. Das war, wie er sagt, eine Advokatengebühr, obschon Richard Parsons, für den er, nach seiner Behauptung, in dessen Abwesenheit als Stellvertreter fungirte, zu der Zeit gar nicht als Advokat praktizirte, sondern Marschall der Supreme Court war. Gleichzeitig war Garfield im Großen — so viel bekannt, ohne Gebühren — der Anwalt einer Menge riesiger Monopole, als Vertheidiger nämlich des scheußlichen republikanischen Zollsystems, welches, weit entfernt, in irgend einem Sinn ein *Schutzzollsystem* zu sein, einfach das Resultat einer Vereinbarung der betheiligten Monopolisten ist über den Antheil, der jedem besonderen Monopol von dem Ertrag des am Volk verübten Raubes zufallen soll. Zum Behuf dieser Vertheidigung hat Garfield, nach der Versicherung seiner Freunde, sehr gründlichen nationalökonomischen Studien obgelegen, wie

er auch, nach seiner eigenen Versicherung, in dem DeGolyer-Fall gründliche Pflaster-Studien machte. Sie erinnern sich, mit welcher „Gesinnungstüchtigkeit" er letzten Winter als Mitglied des „Committee on ways and means" das Einberichten der „wood-pulp bill" hintertrieb, damit dem Kongreß für die Diskussion der Zollfrage (der „freetrade schemes", wie Garfield selbst es in einem Brief an den „Cincinnati Commercial" nannte) keine Gelegenheit geboten werde. In Bezug auf die Satrapisirung des Südens stand er, so oft es zum Stimmen kam, stets auf Seite der hirn- und gewissenlosen Fraktion seiner Partei. Als der General Hanrock sich weigerte, die Armee der Vereinigten Staaten zur Unterstützung der Carpet-bag-Wirthschaft mißbrauchen zu lassen, war es Garfield, der im Kongreß den Antrag stellte, die Zahl der Generalmajore um einen zu vermindern und den jüngsten unter ihnen (Hancock nämlich) von der Liste derselben zu streichen. Man kann die ganze „staatsmännische" Thätigkeit Garfields dahin zusammenfassen, daß es, abgesehen von einigen Phasen der Finanzgesetzgebung, während der letzten sechszehn Jahre keine auf den Ruin des Landes und die Desorganisation seiner Institutionen abzielende Maßregel gegeben hat, der Garfield nicht Vorschub geleistet hätte, und daß keine große Korruption ans Tageslicht gekommen ist, an der er nicht betheiligt gewesen wäre.

In Anbetracht dieser Thatsachen ist es fast überflüssig, weiter zu fragen, wie es mit Garfields moralischem Muth, seiner Unabhängigkeit und Ueberzeugungstreue bestellt ist. Wenn aber auch auf diese Frage eine Antwort gegeben werden soll, so ist es die, daß aus Allem, was Garfield bisher gethan oder zu geeigneter Zeit zu thun unterlassen hat, nur der eine Schluß gezogen werden kann: er ist der unterwürfigste Sklave seiner Partei, und zwar ihrer schlechtesten, gefährlichsten Elemente. Wie sollte es auch anders sein? Wie sollte das stets gefügige Werkzeug der Korruptionisten — der Mann, der bei allen Beutevertheilungen der „rings" zur Stelle war, der Theil-

nehmer an allen Attentaten auf den öffentlichen Fiskus oder die öffentliche Moral — den Muth haben, sich gegen die Anschläge seiner alten Verbündeten aufzulehnen und in ihrem Kampf mit den „besseren Elementen" der Partei auf die Seite der letzteren zu treten? Vor vier Jahren fand man es angemessen, zu Wahlzwecken die Zivildienstreform zur Parole zu machen. Garfield hielt damals eine Rede, worin er den Einfluß der Kongreßmitglieder auf die Anstellung der Bundesbeamten aufs Feurigste denunzirte. Was sagt er jetzt in seinem Annahmebrief darüber? Wie stellte er sich in Chicago, als man den Gedanken faßte, Chester A. Arthur — den Mann, der vor kaum einem Jahre von Hayes und Sherman auf den ausdrücklichen Grund unehrlicher Amtsverwaltung und frecher Renitenz gegen die Zivildienstordre seines Amts entsetzt worden war — als Vizepräsidentschaftskandidaten neben ihn zu stellen? Wer faßte den Gedanken? — Letzten Winter hatten einige Republikaner einen lichten Augenblick, in dem sie einsahen, das Volk werde sich die Kontrole der Wahlen durch Aufseher, die von Parteiagenten zu Parteizwecken ernannt worden, auf die Dauer nicht gefallen lassen, und Garfield ließ sich zu dem Vorschlage herbei, man solle diese Wahlaufseher wenigstens von den Richtern der Bundeshöfe, statt, wie bisher, von den Marschällen ernennen lassen. Bayard ging auf diesen Vorschlag ein und formulirte ihn als Gesetzesvorlage. Wo stand nun Garfield, als es zur Abstimmung darüber kam, nachdem man inzwischen von Blaine, Logan, Cameron, Conkling und Genossen gehört hatte?

Nach allem dem scheint es mir, als ob die Leute, die uns Garfield als Präsidentschafts-Kandidaten empfehlen wollen, keine besondere Veranlassung hätten, unter den Argumenten für seine Wahl seine staatsmännischen Erfahrungen und Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen.

Sie werden es mir wohl erlassen, über den Heidenlärm, der eben von republikanischen Rednern über den „einigen Süden", die „Vergewaltigung der Neger", die „Konföderirten Brigadiere"

und dergl. mehr, verführt wird, und wodurch die besonnene Erörterung wirklich obschwebender Fragen übertönt werden soll, mich eines Breiteren zu ergehen. Die ganze „südliche Frage" ist sehr einfach. Trotzdem, daß die wahre Sachlage durch Demagogen und zu Wahlzwecken arbeitende Horrorfabrikanten in schamlosester Weise entstellt wird, ist kein Zweifel darüber, daß es im Süden große politische und soziale Unordnungen giebt, und daß die Ausübung des Negerstimmrechts unter der Kontrolle der jetzt zur Herrschaft gelangten einheimischen Weißen ebenso illusorisch ist, wie früher unter der Tittatur der Schnappsäckler. Wie ist diesen Unordnungen zu steuern? Wie kann man dem Stimmrecht der Neger dasjenige Maß politischer Wirksamkeit sichern, *welches überhaupt da möglich ist, wo das Votum weder physische, noch moralische und geistige Macht vertritt?* Etwa durch Wiedereinführung des eben aufgegebenen Systems der militärischen Intervention? Dazu gehört eine stehende Armee von mehreren Hunderttausend Soldaten. Oder durch den unablässigen Ausdruck sittlicher Entrüstung seitens der Blaine, Chandler, Logan, Cameron, Sherman, Garfield und der andern Vertreter der gemeinen und politischen Moral, deren Berechtigung zu dieser Entrüstung durch ihre direkte oder indirekte Betheiligung an den „Wahlrevisionen" in Louisiana und Florida anno 1876 dokumentirt ist?

Es giebt nur eine mögliche Lösung des südlichen Problems, und die besteht darin, daß man vor allen Dingen begreift, die Unordnungen im Süden seien die naturgemäßen, unabwendbaren Folgen der durch den Krieg herbeigeführten Zerrüttungen aller seiner sozialen und ökonomischen Verhältnisse, deren Umgestaltung nur durch die langsame, allmähliche Wirkung der in den südlichen Gemeinwesen selbst sich vorfindenden sozialen Agentien bewerkstelligt werden kann — daß man aufhört, die Südländer zu lästern und durch unaufhörliche Angriffe immer wieder zu zwingen, mit Hintansetzung aller andern Rücksichten zur Vertheidigung ihrer nackten Existenz zusammenzustehen — daß man,

mit einem Wort, die Spaltung der kaukasischen Bürger in Parteien (welche unfehlbar erfolgen wird, und zu Bewerbungen um die Stimmen der Neger und zu ihrer humanen und rücksichtsvollen Behandlung führen muß) nicht absichtlich und künstlich hintertreibt, sondern begünstigt und fördert. Dabei ist zu sagen, daß es einfach eine Frechheit ist, die weißen Südländer aufzufordern, sich der jetzigen republikanischen Partei anzuschließen. Das Alles ist freilich nicht Sache eines Jahrs, sondern längerer Zeit; wer aber an dem Uhrwerke der Geschichte herumstümpern will, muß sich erinnern, daß sein Pendel sehr langsame Schwingungen hat.

Es ist wohl nicht nöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß meine diesjährige Stimme für den demokratischen Präsidentschaftskandidaten durchaus nicht aus der Absicht hervorgeht, mich für alle Zukunft mit der demokratischen Partei zu identifiziren. Diese Partei hat, auch in den letzten Jahren, den Forderungen, die an sie zu stellen sind, keineswegs genügt. Und wenn sie sich nicht anschickt, besonders in wirthschaftlichen Fragen, wie in der Schutzzollfrage, ihre öffentlich zur Schau getragenen Grundsätze zur Wirklichkeit zu machen, werde ich, wie hoffentlich alle unabhängigen Stimmgeber, ihr den Rücken kehren. Ich werde diesmal für Hancock stimmen, weil er wenigstens ein ehrlicher, intelligenter und patriotischer Mann ist, der naturgemäß unter den besseren Vertretern der Partei seine Stützen suchen wird. Und in den Vorderreihen der Partei stehen jetzt Staatsmänner, wie Bayard, Morrison, Körner, Thurman, Ranney, Payne, Palmer, Trumbull, Davis, Julian, Bigelow u. s. w. (der Südländer, unter denen es auch ehrliche, tüchtige und patriotische Leute giebt, nicht zu gedenken), zu denen ich viel mehr Vertrauen habe, als zu den Edmunds, Conkling, Blaine, Cameron, Sherman und wie die sonstigen Koryphäen der republikanischen Partei noch heißen mögen. Es giebt indeß noch ein ganz anderes Moment, welches bei meinem Entschluß, die Macht der republikanischen Partei brechen und Garfields Wahl hinter-

treiben zu helfen, sehr schwer in die Wagschale fällt. Ich meine den ruchlosen, von Garfield und seinen Helfershelfern im Säkularjahre unserer Republik verübten Wahlbetrug. Ich weiß wohl, womit die Republikaner diese Infamie, wo nicht zu rechtfertigen, so doch zu beschönigen suchen. Sie behaupten, die Wahlen in den genannten, wie in den andern Südstaaten seien so sehr das Produkt des Betrugs und der Gewalt gewesen, daß das wahre Wahlergebniß nur durch einen weiteren Betrug habe zu Tage gefördert werden können.

Das ist der Sinn der republikanischen Vertheidigung, wenn auch nicht ihre Phrase. Abgesehen davon, daß die republikanischen Mitglieder der Elektoral-Kommission sich wohl hüteten, den Beweis für derlei Behauptungen anzutreten und die einschlägigen Thatsachen zur Untersuchung zu bringen, und abgesehen ferner von der Enormität der republikanischen Gaunerlogik, ist es einfach eine Ungeheuerlichkeit, die von den Häuptern der Partei sorgfältig geplante und vorbereitete, unter dem Gejauchz fast aller ihrer Mitglieder und dem schweigenden Achselzucken oder Kopfnicken ihrer „besseren, reformatorischen Elemente" mit kühlster Besonnenheit ausgeführte Wahlfälschung, die nichts weniger zum Zweck hatte, als eine totale Annullirung des Volkswillens und somit die gründliche Zerstörung des ganzen Fundaments, worauf unsere Republik ruht, mit gewöhnlichen Wahlumtrieben auf eine Stufe stellen zu wollen. Zu den Menschen nun, die an diesem großen Attentat auf das Leben der Republik den hervorragendsten Antheil hatten, gehört der fromme Kanzelredner James A. Garfield. Es war Garfield, der neben Sherman und einigen Anderen zu New-Orleans in Packards Zollhause die Drähte zog, an denen man die Puppen Wells, Anderson, Kenner und Casenave tanzen ließ (ich rede hier von Dingen, die aus Garfields eigenem Zeugniß vor der kongressionellen Untersuchungskommission im Zusammenhange mit den Aussagen der anderen Zeugen unwiderleglich hervorgehen).

Es war Garfield, der später im Kongreß, als über die Gesetzesvorlage zur Organisation der Elektoral-Kommission verhandelt wurde, fest behauptete, diese Kommission habe volle Befugniß, die Thatsachen, welche über die Gültigkeit der „returns" entscheiden möchten, eingehend zu untersuchen. Und es war wieder derselbe Garfield, der, nachdem die Kommission in Gemäßheit der Vorlage geschaffen und er selbst ein Mitglied derselben geworden war, mit seinen sieben Genossen entschied, die Kommission habe durchaus keine solche Befugniß und es könne „hinter die „returns" nicht zurückgegangen werden!" Und diesen Mann will man jetzt an die Spitze der Nation stellen — aller Welt zum Wahrzeichen amerikanischer Sittlichkeit und Bürgertugend! Bei allen Völkern, die sich nicht im Zustande vollständiger moralischer Auflösung befinden, giebt es gewisse Dinge, die Jedermann heilig und unantastbar sind, wie die Säulen des Gottes Terminus im alten Rom, oder wie die Stämme am Bamberg, an denen, nach Schillers Darstellung, Tell mit seinem Sohne vorübergeht, nachdem er eben dem verhängnißvollen Hut auf der Wiese bei Altdorf zu nahe gekommen ist. Sie erinnern sich des Dialogs zwischen Tell und seinem Sohne Walter:

Walter:
Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

Tell:
Wer sagt das, Knabe?

Walter:
Der Meister Hirt erzählts — die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Tell:
Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
Siehst Du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren?

Walter:

Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern
Und uns die Schlaglawinen niedersenden.

Tell:

So ist's und die Lawinen hätten längst
Den Flecken Altdorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.

James A. Garfield (der hoffentlich weder hessischen noch sonst deutschen Ursprungs ist) hat am Bannberg unseres Landes seine frevelnde Hand an die Stämme gelegt, ohne deren Bestand die Schlaglawine der Anarchie über uns hereinbricht. Wenn der alte fromme Hirtenglaube kein Wahn ist, so werden unsere Kinder dereinst diese Hand aus seinem Grabe wachsen sehen, und mit meiner Zustimmung wenigstens wird er sie am nächsten vierten März nicht erheben, um an der Schwelle des Kapitols einen Eid zu schwören auf die Erhaltung einer Republik, an der er soeben den Versuch gemacht hat, die Fundamente zu zerstören.

Ihr

J. B. S.

XXII.

Die Schutzzollfrage.

Zwei Briefe aus dem Jahre 1884.

1.

Cincinnati, 28. Oktober 1884.

Mein lieber Freund!

Sie sind, wie Sie mir schreiben, im Zweifel darüber, welchem von den beiden Hauptkandidaten für die Präsidentschaft, Blaine oder Cleveland, Sie Ihre Stimme geben sollen. Der persönliche Charakter des republikanischen Kandidaten erregt bei Ihnen schwere Bedenken; auch seine Umgebung und die Weise, wie seine Ernennung durchgesetzt worden ist, gefallen Ihnen nicht; er erscheint Ihnen als ein Beutepolitiker, von dem für die Zivildienstreform weniger zu erwarten steht, als von Cleveland. Dagegen hat Blaine in Ihren Augen das große Verdienst, ein hervorragender Vertreter derjenigen Politik zu sein, wovon, wie Sie meinen, die dauernde Wohlfahrt des Landes bedingt ist — der Schutzzollpolitik, welcher sich die demokratische Partei, ihren alten Traditionen gemäß, im Fall ihres Siegs wahrscheinlich feindlich gegenüberstellen würde. Sie wünschen nun von mir zu wissen, ob und wie fern die Wahl Clevelands unserer heimischen Industrie Gefahr bringen könne.

Auf diese Frage stehe ich nicht an, Ihnen offen zu erklären, daß, nach meiner festen Ueberzeugung, die Opposition gegen das jetzige republikanische Schutzzollsystem bei den Demokraten immer mehr zur Geltung kommen wird, obschon es im Augenblick noch eine Menge Schutzzöllner giebt, die sich Demokraten nennen. Daß aber der Erfolg ihrer Bestrebungen zur

Zerstörung der heimischen Industrie und zum Ruin des Landes führen wird, ist eine Ansicht, die ich nicht theile.

Die von Ihnen angeführten Gründe, aus welchen Sie die Aufrechterhaltung des Schutzzollsystems für nöthig oder ersprießlich halten, sind dieselben, die seit Jahren von seinen Verfechtern vorgeführt werden. Der Schutzzoll, heißt es, sei gefordert erstens von den Interessen der Arbeiter, damit ihre Löhne nicht auf das Niveau der europäischen Hungerlöhne herabgedrückt werden; zweitens von den Interessen der Landwirthe, damit diese für die Erzeugnisse des Feldbaus einen nahen, heimischen Markt finden; und drittens von den Interessen der fortschreitenden Kultur, damit die Bewohner des Landes bei vielseitiger Industriethätigkeit Gelegenheit finden, ihre Intelligenz nach allen Richtungen zur Entfaltung zu bringen. Sehen wir uns diese Gründe einmal etwas näher an.

Der erste Grund, der besonders den Arbeitern der Großindustrien einleuchten soll, wird gewöhnlich in folgende Form gebracht. Der Fabrikherr sagt dem Arbeiter: Der europäische Fabrikant zahlt seinen Arbeitern Hungerlöhne. Soll ich daher mit ihm konkurriren, muß ich auch Hungerlöhne zahlen. Damit ich anständige Löhne zahlen kann, muß ich durch den Schutzzoll in Stand gesetzt werden, meine Fabrikate zu höheren Preisen zu verkaufen, als die sind, zu welchen der Europäer sie hier auf den Markt bringt. Ich verlange daher Schutzzoll, nicht in meinem Interesse, sondern im Interesse meiner Arbeiter.

Ehe wir zur Untersuchung schreiten, ob es wahr sei, daß die durch schutzzöllnerische Mittel erhöhten Waarenpreise auch erhöhte Arbeitslöhne im Gefolge haben, drängen sich uns einige Fragen auf, die von sehr naheliegenden, aber von den Schutzzöllnern selten oder nie beachteten Thatsachen ausgehen. Die erste dieser Fragen ist: Wenn der Schutzzoll den in den Fabriken und sonstigen „geschützten" Gewerben beschäftigten Arbeitern zu Gute kommt, folgt dann daraus, daß er dem ganzen Lande, oder auch nur den Arbeitern im ganzen Lande, Vortheil bringt?

Der Schutzzoll auf Eisen, Wollen- und Baumwollengewebe und die vielen andern Waaren, die zu den Lebensbedürfnissen aller Bewohner des Landes gehören, „schützt" nur, sofern er diese Waaren vertheuert. Er ist daher eine Steuer auf alle Landesbewohner. Den Vortheil davon aber ziehen, nach der schutzzöllnerischen Behauptung, die Arbeiter in den geschützten Industriezweigen. Wie groß ist denn die Zahl dieser Arbeiter im Verhältniß zur Gesamtzahl der Arbeiter in allen Industriezweigen des Landes, mit Einschluß derjenigen, die nicht geschützt sind?

Von den siebzehn und eine halbe Million Arbeitern in den Vereinigten Staaten beschäftigt sich fast die Hälfte mit Ackerbau, dessen Produkte durch Einfuhrzölle nicht geschützt sind und nicht geschützt werden können, weil sie der Konkurrenz mit den Ackerbauprodukten des Auslandes nicht ausgesetzt sind. Wir importiren keine Brodstoffe, kein Fleisch, keine Baumwolle u. s. w., denn wir produziren von allen diesen Dingen viel mehr, als wir konsumiren. Allerdings figuriren auf unserer Tarifliste auch verschiedene Erzeugnisse der Landwirthschaft: allein das ist eine reine Gaukelei, bei der es darauf abgesehen ist, den Landwirth mit dem trügerischen Anschein eines gleichmäßigen „Schutzes" aller Arbeitsprodukte zu täuschen. Die darauf bezüglichen Zollsätze sind wie die blinden Fenster an einem Gebäude, die auf den Schein der Symmetrie berechnet sind. — Nach den Ackerbautreibenden kommen die Professionisten, Tagelöhner, Dienstboten u. s. w. — über vier Millionen; dann mehr als eine und drei Viertel Million Leute, die im Handel und mit dem Waarentransport beschäftigt sind. Auch diese stehen offenbar außerhalb des Bereichs des Zollschutzes. — Dann kommt die große Zahl arbeitsamer Menschen, welche gewöhnliche bürgerliche Gewerbe treiben: Arbeiter in den Steinbrüchen, Maurer, Backsteinleger, Hausschreiner, Dachdecker, Pflasterer, Straßenarbeiter, Gypsarbeiter, Hausmaler, Küfer, Müller, Metzger, Bäcker, Hufschmiede, Schneider, Wagner und eine Anzahl anderweitiger

Gewerbetreibender, deren Arbeit der Natur der Sache nach von der auswärtigen Konkurrenz in keiner Weise berührt wird. Das Alles in Betracht gezogen, stellt es sich heraus, daß höchstens ein Zehntel aller Arbeiter in den Vereinigten Staaten in Industriezweigen thätig ist, deren Produkte sich des Zollschutzes erfreuen*). Da aber die Lebensbedürfnisse aller Arbeiter — ihre Wohnungen, Möbel, Kleider, Werkzeuge, Transportmittel u. s. w. durch den Schutzzoll vertheuert werden, so läuft die schutzzöllnerische Lehre, abgesehen von der Frage, ob die Löhne der Fabrikarbeiter wirklich in Folge des Schutzzolls erhöht werden, auf den Satz hinaus, daß neun Zehntel der Arbeiter des Landes zu Gunsten eines einzigen Zehntel besteuert werden sollen.

Eine zweite Frage ist die: Ist es wahr, daß Länder, in denen die Fabrikherren hohe Arbeitslöhne zahlen, nicht konkurriren können mit Ländern, in denen niedere Löhne gezahlt werden? Das freihändlerische England zahlt höhere Löhne als das schutzzöllnerische Deutschland; und dennoch beklagen sich die Deutschen darüber, daß der deutsche Markt mit englischen Eisen- und Stahlwaaren, Wollen- und Baumwollgespinnsten und Geweben u. s. w. überschwemmt werde, die man zu Preisen feilbiete, womit die deutschen Fabrikanten nicht konkurriren können. Und es ist eine allgemeine Thatsache, daß diejenigen Länder Europas, welche die höchsten Arbeitslöhne zahlen, die besten und billigsten Waaren liefern. Die Erklärung dieser Thatsache ist sehr einfach. Niedrige Löhne sind keineswegs gleichbedeutend mit billiger Arbeit. Wo hohe Löhne gezahlt werden, ist der Arbeiter eben leistungsfähiger, geschickter, und ein großer Theil

*) Das war noch viel zu hoch gegriffen; Prof. Laughlin vom Harvard College hat die Zensustabellen einer genauen Analyse unterzogen, und bestimmt die in geschützten Industriezweigen beschäftigten Arbeiter als 1 17 der gesamten Arbeiterzahl in den Vereinigten Staaten. Finanzsekretär Manning in seinem bekannten Bericht schätzt sie auf 1 20.

der Arbeit, wofür in andern Ländern Hungerlöhne gezahlt werden, wird durch Maschinen besorgt. Das findet besondere Anwendung auf die Vereinigten Staaten. Bei uns sind die Arbeitslöhne *in den nicht geschützten sowohl wie in den geschützten Industriezweigen* (also aus Gründen, mit denen der Schutzzoll nichts zu thun hat) im Allgemeinen höher als in England, und trotzdem ist in den meisten Fällen die Arbeit für ein bestimmtes Quantum Produkt billiger, weil der amerikanische Arbeiter mit Hülfe seiner Maschinen viel mehr leistet, als der englische. Die von einem Arbeiter in einer Baumwollenfabrik in Massachusetts in einer Woche gelieferte Waare verhält sich zu dem Produkt der Arbeit eines Arbeiters in Manchester, wie 100 zu 67, ist also fast um ein Drittel größer, während der in England gezahlte Lohn bedeutend mehr als zwei Drittel des amerikanischen Arbeitslohnes beträgt. In der Wollenfabrikation ist das Verhältniß wie 100 zu 77. Dasselbe gilt, obwohl natürlich nicht in demselben Maße, von den meisten Industriezweigen, die nach Angabe der Schutzzöllner gegen die Konkurrenz der europäischen Hungerlohnarbeit zu schützen sind. Die zu einer bestimmten Menge Waare verbrauchte Arbeit kostet bei uns weniger als in Europa, trotz der höheren Löhne. Hier verliert somit die ganze Hungerlohntheorie ihren Boden.

Eine dritte, ebenso naheliegende Frage, welche sich ebenfalls auf Thatsachen gründet, die von Niemandem bestritten werden können, ist folgende: Stehen die Zollsätze unseres Tarifs auf die zollpflichtigen Artikel in solchem Verhältniß zu dem Unterschied zwischen amerikanischen und europäischen Arbeitslöhnen, daß sie die Annahme rechtfertigen, es sei dabei ausschließlich oder hauptsächlich auf eine Ausgleichung dieses Unterschiedes abgesehen?

Der Durchschnittszoll auf alle zollpflichtigen Artikel beträgt im Augenblick wenigstens vierzig Prozent ihrer Verkaufspreise am Orte der Fabrikation. Das ist, wie gesagt, der Durch-

schnittszoll auf alle zollpflichtigen Artikel, mit Einschluß derjenigen, die selten oder nie importirt werden, und verschiedener Luxusgegenstände, deren Zollsätze in vielen Fällen sehr niedrig sind. Wenn man nur diejenigen Artikel, welche zu den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen des Arbeiters gehören, in die Rechnung zieht, stellt sich der Durchschnittszoll viel höher. Der Zoll auf gewisse billige Wollenwaaren ist über hundert Prozent; auf Wollengarn 68 bis 70 Prozent; auf wollene Tücher 67 bis 89 Prozent; auf billige Baumwollenwaaren, die weniger als 10 Cents per Yard kosten, über 51 Prozent; auf Fenster- und Spiegelglas 53 bis 138 Prozent; auf Roheisen über 53 Prozent u. s. w. Das ist nicht nur mehr, als die Differenz zwischen europäischen und amerikanischen Arbeitslöhnen, sondern in den meisten, wenn nicht in allen Fällen viel mehr, als die Gesamtkosten der Arbeit. Es giebt Großindustrie-Produkte, bei denen der Schutzzoll das Doppelte und Dreifache der Gesamtarbeitskosten beträgt. So eins der großen Industrieprodukte Pennsylvaniens, welches die Bewohner dieses Staates für die Schutzzöllnerei begeistert, die Stahlschienen. Die Arbeit an einer Tonne Stahlschienen in den Vereinigten Staaten kostet 5.00 bis 8.00 Dollar; der Schutzzoll aber beträgt 17.00 Dollar. Dabei ist zu bemerken, daß die überseeische Fracht (etwa 3.00 Dollar per Tonne) allein mehr als ausreichend ist, die Differenz zwischen den europäischen und amerikanischen Löhnen auszugleichen.

In der vorstehenden Erörterung der von mir angeführten klaren und unbestreitbaren Thatsachen bin ich von der Voraussetzung ausgegangen, daß es mit der Behauptung der Schutzzöllner, der Zollschutz komme dem Arbeiter zu Gute, indem er seine Löhne erhöhe, seine Richtigkeit habe. Aber eine einfache Betrachtung wird sofort zeigen, daß diese Voraussetzung vollständig falsch ist — daß das Schutzzollsystem die Konkurrenz der europäischen „pauper-labor" nicht nur nicht aufhebt, sondern im Gegentheil sie geradezu herbeiführt oder verschärft. Der

„Schutz“ der hohen Einfuhrzölle besteht darin, daß er die Einfuhr auswärtiger Fabrikate verhindert oder erschwert, und auf diese Weise die Fabrikate des Inlandes vertheuert — daß er die ausländische Konkurrenz auf unserem Waarenmarkt beschränkt oder beseitigt. Aber die hohen Zölle verhindern oder erschweren nicht die Einfuhr *ausländischer Arbeit*. Den Arbeitern wird es verboten, ihre Werkzeuge und Lebensbedürfnisse frei da zu kaufen, wo sie am billigsten zu haben sind; aber ihren Brodherren wird es nicht verboten, ihre Arbeiter steuerfrei da zu holen, wo sie am billigsten zu haben sind. Das Gesetz des Angebots und der Nachfrage wird zu Gunsten des Arbeitgebers und zu Ungunsten des Arbeiters aufgehoben in seiner Anwendung auf die Produkte der Arbeit, bleibt aber, wieder zu Gunsten des Arbeitgebers und zu Ungunsten des Arbeiters, in voller Kraft in seiner Anwendung auf die Arbeit selbst. Während die Konkurrenz auf dem Waarenmarkt beseitigt wird, bleibt sie auf dem Arbeitsmarkt bestehen. Die Preise, welche der Fabrikherr für seine Arbeit bezahlt, werden in keiner Weise bestimmt von den Preisen, die er für seine Fabrikate erzielt. Sie richten sich einfach nach dem Gesetz des Angebots und der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt. Und dieser Arbeitsmarkt ist nicht wie der Waarenmarkt in Folge des Schutzzolls auf die Vereinigten Staaten beschränkt, sondern erstreckt sich über den ganzen Kontinent, ja sogar über Europa und Asien. Wenn der amerikanische Arbeiter höhere Löhne verlangt, als sein Brodherr ihm zahlen kann oder will, so läßt dieser sich Kanadier, Polen, Böhmen, Italiener, Deutsche oder — Chinesen kommen, die mit den gebotenen Löhnen zufrieden sind. Dies rührt, beiläufig gesagt, nicht nothwendig daher, daß die Arbeitgeber absolut schlechte Menschen sind, die dem Arbeiter willkürlich den ihm gebührenden Lohn schmälern, sondern beruht eben auch auf der Herrschaft eines unerbittlichen ökonomischen Gesetzes, welches den Arbeitgeber eben so in seinen Banden hält, wie seine Arbeiter. Abgesehen von sogenannten Pools und ähnlichen

Verbindungen zwischen den Fabrikherren (die darauf abzielen, auch die Konkurrenz im Inlande lahm zu legen, nachdem man sich der Konkurrenz des Auslandes durch den Schutzzoll entledigt hat), worauf ich hier nicht näher eingehen kann, ist der erfolgreiche und gewinnbringende Fabrikbetrieb nur dann möglich, wenn der Fabrikant seine Arbeit sowohl wie sein Rohmaterial zu den billigsten Preisen beschafft.

Daß dem Allen so sei, hat die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre — der Zeit der hohen Schutzzölle — zur Genüge gelehrt. Wir haben in den Kohlengruben, Eisenbergwerken, Eisengießereien ꝛc. ꝛc. unzählige Arbeiterausstände gehabt, die damit endeten, daß importirte Böhmen, Polen, Italiener u. s. w. an die Stelle der ausgeschiedenen amerikanischen Arbeiter traten. Ohne auf diese Fälle, die Jedem in der Erinnerung sind, näher einzugehen, will ich nur auf einen Fall hinweisen, der das Gesagte trefflich erläutert. Im Staate Michigan hat eine kleine Anzahl Kapitalisten, die in Folge des Schutzzolls fast alle Millionäre geworden sind, vor Jahren vier Fünftel des dortigen Waldlandes zu Spottpreisen aufgekauft, und dann den Kongreß veranlaßt, ihre „Industrie" (die darin besteht, die prächtigsten Waldreviere des Nordwestens in Wüsteneien zu verwandeln) durch einen Zoll von 2.00 Dollar per 1000 Fuß Bretterholz zu „schützen." Die Schutzbedürftigkeit dieser edlen Menschenfreunde erhellt daraus, daß sie nach dem großen Brande von Chicago, als der Kongreß zu Gunsten der unglücklichen Bewohner dieser Stadt den Schutzzoll auf das zum Wiederaufbau der zerstörten Häuser nöthige Baumaterial aufhob, eine Kommission nach Washington schickten und es durchsetzten, daß zu ihren Gunsten eine Ausnahme gemacht wurde — daß der Zoll auf kanadisches Holz in Kraft blieb, so daß sie auch das Brandunglück der obdachlosen Chicagoer für sich ausbeuten konnten. Vor nicht langer Zeit gerieth nun einer dieser „Holzbarone" in Streit mit seinen Arbeitern, weil er ihnen, trotz seines enormen Gewinnes, Hungerlöhne zahlte.

Die Arbeiter „streikten". Was that der Holzbaron? Er ließ sich 300 Arbeiter aus Kanada kommen, und die Amerikaner, denen diese schutzzöllnerische Logik nicht einleuchten wollte, durch einen Trupp Pinkerton'scher Detektives zur Einsicht bringen. Den Arbeitern war es gesetzlich verboten, für ihre Hütten aus den benachbarten kanadischen Wäldern billiges Holz zu beziehen, aber dem Lumberlord blieb es unbenommen, aus den kanadischen Dörfern sich billige Arbeit kommen zu lassen.

Daß es so viele Jahre hindurch möglich gewesen ist, den amerikanischen Arbeiter in Bezug auf seine wahren Interessen irre zu führen, — ihn in dem Wahn zu erhalten, der Schutzzoll sichere ihn gegen die Konkurrenz auswärtiger Hungerlohnarbeit, während er doch aus Erfahrung weiß, daß der Schutzzoll eben diese Konkurrenz herbeiführt, gehört zu den Räthseln, deren es in der Geschichte menschlicher Irrthümer so viele giebt. Und dieses Räthsel ist um so größer, da bekanntermaßen während der üppigsten Blüthe der Schutzzöllnerei die Arbeitslöhne in den nicht geschützten Industriezweigen stets höher gewesen sind, als in den geschützten. Aber fast noch räthselhafter ist der Erfolg, womit man sogar einen beträchtlichen Theil unserer ackerbautreibenden Bevölkerung zu dem Glauben verleitet hat, auch sie habe Theil an den unschätzbaren Segnungen der Schutzzöllnerei.

Dem Feldbauer wird gesagt, sein Interesse erheische die größtmögliche Entwicklung der heimischen Industrie durch den Ausschluß der ausländischen Konkurrenz, weil dadurch im Lande selbst ein Markt für die Produkte des Ackerbaus geschaffen werde, so daß diese nicht erst mit schwerer Mühe und großen Kosten übers Meer geschickt zu werden brauchen.

Auch hier ist vorweg eine Thatsache anzuführen, welche diese schutzzöllnerische Sophisterei sofort in ihrer ganzen Nichtigkeit blosstellt.

Die Erträgnisse des Ackerbaus in den Vereinigten Staaten übersteigen seit Jahren, trotz der großen Ausdehnung des durch

den Schutzzoll aufgebauschten Fabrikwesens, weitaus den Konsumtionsbedarf des Landes. Wenn der Schutzzoll durch die theilweise Zerstörung des auswärtigen und die daraus entstehende Ueberfüllung des inländischen Marktes nicht die Preise hinabdrückte, würden wir mit der Zeit wahrscheinlich doppelt so viel Brodstoffe erzeugen, als im Innern des Landes konsumirt werden können. Im Jahre 1881 wurden, trotz des Schutzzolles, der indirekt auch als Steuer auf den Export wirkt, mehr als vierzig Prozent unseres Weizens nach dem Ausland gebracht. Was folgt daraus? Wie auch die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich unter die verschiedenen Erwerbszweige vertheilen möge, ihre Konsumtionsfähigkeit erleidet dadurch im Ganzen keine wesentliche Veränderung. Die Ackerbauproduktion des Landes wird über seinen eigenen innern Verbrauch immer bedeutend hinausreichen. Der Ueberschuß muß daher ans Ausland abgesetzt werden, und zwar zu den Preisen, die auf den Märkten des Auslandes dafür geboten werden. Und nach diesem Preise richten sich auch die Preise des heimischen Marktes; ein Bushel Weizen kann in New-York nicht für mehr verkauft werden, als in Liverpool (natürlich nach Abzug der Transportkosten ꝛc.) dafür erzielt wird. Der amerikanische Bauer ist nicht in der Lage, das Manöver der amerikanischen Fabrikanten, die unter dem Schutz der hohen Einfuhrzölle dieselbe Waare zu hohen Preisen im Inlande und zu viel niederen Preisen im Auslande verkaufen, nachzumachen. Für ihn sind die Preise des auswärtigen Marktes auch die Preise des Binnenmarktes. Der sogenannte heimische Markt, mit seinen angeblichen Ersparnissen der Transportkosten und immer steigenden Preisen, ist daher eine reine Flause, eine Phrase ohne Inhalt.

Worin bestehen denn nun die gepriesenen Segnungen des Schutzzolls für den amerikanischen Farmer? Darin, daß er für Alles, dessen er zum Leben und Arbeiten bedarf — für seine Geräthe, seine Wohnung, sein Mobiliar, seine Kleidung den Transport seiner Produkte u. s. w. — die hohen, durch

den Schutzzoll hinaufgetriebenen Preise des amerikanischen Binnenmarktes bezahlen muß, während er sich für die Erzeugnisse seiner Arbeit mit den Preisen des Weltmarkts zu begnügen hat. Er trägt alle Lasten des Schutzzolls und genießt keinen seiner Vortheile. Wie dieser Raubzoll ihn sonst noch schädigt — wie die durch die Schutzzöllnerei bezweckte und bewirkte Lähmung des Handels mit dem Auslande nicht nur den Markt für seine Produkte verengert, sondern die Preise auf diesem Markt hinabdrückt, indem er die ausländische Konkurrenz mit seinen Produkten steigert, kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Der dritte Vorwand für die Forderung hoher Schutzzölle ist der, daß diese Zölle besonders denjenigen Industriezweigen förderlich seien, in denen die Intelligenz unserer arbeitenden Bevölkerung zur Ausbildung und Geltung komme. Auch dieser Vorwand erweist sich bei der geringsten Einsicht in unsere industriellen Verhältnisse und den Charakter unseres Schutzzollsystems als durchaus nichtig. Wer auf unsere Zolltabellen nur einen flüchtigen Blick wirft, sieht sogleich, daß es darin hauptsächlich auf den „Schutz", d. h. die künstliche Vertheuerung, derjenigen Dinge abgesehen ist, welche in der Fabrikation anderer Gegenstände, bei deren Herstellung Geschick und Intelligenz zur Anwendung kommen, als Rohmaterial dienen. Wenn unser Tarif nicht die Preise der Eisenerze und des Roheisens, des Stahls, des Kupfers, des Holzes, der Kohlen u. s. w. in die Höhe triebe, so hätten unsere schutzzöllnerischen Patrioten längst aufgehört, sich dafür zu interessiren. Im Nordwesten der Vereinigten Staaten wird von einer aus östlichen Kapitalisten bestehenden Gesellschaft mit einem Kapital von 300,000 Dollar eine Eisenerzmine ausgebeutet, die seit Jahren auf Grund des enormen (und bei der letzten Tarifrevision sogar noch erhöhten) Schutzzolls eine jährliche Dividende von 90 Prozent abwirft. Nicht weit davon ist eine Kupfermine, die viele Jahre hindurch auf eine Kapitalanlage von weniger als einer Million einen Jahresgewinn von zwei Millionen lieferte. Die in beiden Minen

zur Anwendung kommende Arbeit ist die roheste, die sich denken läßt. Aehnlich verhält es sich mit den Waldverwüstern in Michigan, von denen ich schon gesprochen habe, mit den Salzsiedern in New-York, mit den Besitzern der Kohlen- und Eisengruben in Pennsylvanien u. s. w. Ihr Gewinn ist eben darum so groß, weil ihre „Fabrikation" mit der roheften Arbeit betrieben werden kann. Die Fabrikanten kunstvoller Maschinen dagegen, wie überhaupt aller Gegenstände, zu deren Erzeugung Geschick und Intelligenz erforderlich sind, sind gezwungen, sich mit kärglichem Gewinne zu begnügen, weil ihnen, wie gezeigt, ihre Rohstoffe durch den sogenannten Schutzzoll maßlos vertheuert werden. Es giebt eine Menge Kunstgewerbe, zu deren Betrieb die natürlichen Bedingungen in den Vereinigten Staaten, mit ihrer geistig strebsamen und erfinderischen Bevölkerung, außerordentlich günstig sind, die aber gerade des Schutzzolles wegen hier nicht aufkommen können. Wie man, angesichts dieser offenkundigen Thatsachen, die Stirn haben kann, zu behaupten, der Schutzzoll fördere die Intelligenz der Arbeiter, ist unbegreiflich. Die Wahrheit ist, daß die ganze Tendenz des Schutzzolls, auch in den geschütztesten Industriezweigen, darauf hinausläuft, die geistige Thätigkeit der Fabrikanten und ihrer Arbeiter zu lähmen, und zwar eben dadurch, daß der Schutzzoll die ausländische Konkurrenz aufhebt, welche den inländischen Konkurrenten zwingen würde, stets auf die Vervollkommnung seiner Produktionsmethoden, sowie auf die Verbesserung seiner Werkzeuge bedacht zu sein und mit den Fortschritten der Technik Schritt zu halten. Der Schutzzoll ist in seinem Wesen eine Prämie auf die Rohheit und Indolenz.

Aber, werden Sie mir einwenden, das Alles klingt sehr schön in der Theorie, aber in der Praxis steht die Sache ganz anders; Ihre Ausführungen beseitigen doch die große Thatsache nicht, daß unser Land sich während der Herrschaft der schutzzöllnerischen Politik eines großen Wohlstandes erfreut hat.

Es ist kein Zweifel daran, daß sich der Wohlstand der

Vereinigten Staaten während des letzten Vierteljahrhunderts in vieler Hinsicht gehoben hat. Der Naturreichthum des Landes ist eben so groß, seine unveräußerlichen Hülfsquellen sind so unversiegbar, die allgemeinen Fortschritte in der Vervielfältigung und Vervollkommnung der Mittel und Werkzeuge zur Ausbeutung dieser Hülfsquellen sind so großartig gewesen, daß selbst der Unverstand unserer Gesetzgeber dagegen nicht hat aufkommen können. Daß aber der wirkliche Wohlstand des Landes nicht eine Wirkung des Schutzzolles ist, ließe sich an unzähligen Beispielen nachweisen, aus denen ich hier nur zwei herausgreifen will.

Die zwei größten natürlichen Quellen des Nationalreichthums in den Vereinigten Staaten sind der Ackerbau und der Seehandel mit seiner Schiffahrt. Wir haben im Innern des Landes eine unermeßliche Strecke des fruchtbarsten jungfräulichen Bodens, mit welcher die Kulturfläche keines andern Landes in Verbindung gebracht werden kann; wir haben an seinen äußeren Grenzen eine Meeresküste mit unzähligen Buchten und natürlichen Seehäfen, womit wiederum die Buchten und Häfen keines anderen Landes sich messen können. Wie haben sich nun der Ackerbau und der Seehandel während des letzten Vierteljahrhunderts entwickelt?

Wenden wir uns zunächst zum Ackerbau. Ein höchst intelligenter, zur republikanischen Partei gehörender, in Oakland (nicht weit von Cincinnati) lebender Landwirth und Wollzüchter (früher Kongreßmitglied), Herr J. D. Smith, hat den Einfluß des Schutzzolles auf die amerikanische Landwirthschaft zum Gegenstand eingehender und genauer Untersuchungen gemacht, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen in verschiedenen Vorträgen und Zeitungsartikeln veröffentlicht. Es ist mir hier unmöglich, auf alle von ihm angeführten Einzelheiten einzugehen ich muß mich mit Folgendem begnügen.

Nach dem Census von 1850 betrug der Werth des sämmtlichen Ackerbaueigenthums in den Vereinigten Staaten, mit Ein-

schluß des Bodens, der Gebäulichkeiten, der Geräthe, des Viehstandes u. s. w. 3,967,343,630 Dollar. Im Jahre 1860 war dieser Werth auf 7,980,493,063 Dollar gestiegen. Die Steigerung des Werthes während des Dezenniums von 1850 bis 1860 — einer Periode sehr niederer Einfuhrzölle — war 101 Prozent. Im Jahre 1870 stellte sich der Werth des Ackerbaueigenthums in den Vereinigten Staaten auf 11,124,958,747 Dollar; die Steigerung während der Kriegszollperiode von 1860 bis 1870 war 39 Prozent. Smith zeigt, daß diese Steigerungsabnahme durchaus nicht allein auf Rechnung der Kriegsverwüstungen im Süden zu schreiben ist, sondern auch in den nördlichen Staaten, die vom Kriege gar nicht berührt worden sind, ebenso stattgefunden hat. Im Jahre 1880 bezifferte sich der Werth des gesamten Ackerbaueigenthums in den Vereinigten Staaten auf 12,104,081,441 Doll.; die Steigerung während dieser letzten zehnjährigen Periode des Friedens und des Hochschutzzolls war nur 9 Prozent!

Die Bedeutung dieser Zahlen, die alle den offiziellen Censustabellen entnommen sind, kommt erst dann zur vollen Geltung, wenn man sie vergleicht mit den Tabellen, worin die Bevölkerungs-Zunahmen derselben Perioden verzeichnet sind.

So viel über den Ackerbau. Und wie steht es mit der Schiffahrt? Im Jahre 1855, zur Zeit der niedrigsten Einfuhrzölle, wurden mehr als 75 Prozent des Transports der von uns exportirten und importirten Waaren von unseren eigenen Schiffen besorgt. Unsere Flagge wehte in allen Häfen. Im Jahre 1881 aber wurde der amerikanische Export und Import fast ganz von fremden Schiffen übers Meer geführt, und nur etwas mehr als 16 Prozent davon fiel auf amerikanische Fahrzeuge. Unsere Handelsflotte war und ist nahezu vom Ozean verschwunden.

Das sind die Segnungen des Schutzzolls für die Entwicklung der natürlichen Hülfsquellen des Landes!

Wenn dagegen die große Entfaltung der amerikanischen

Industrie in's Feld geführt wird, so ist zu bemerken, daß die daraus hervorleuchtende scheinbare Prosperität zu nicht geringem Theil illusorisch ist. Wir haben in der That mehr Millionäre, mehr Luxus, mehr Paläste, mehr große Korporationen, mehr ausgedehnte Länderbesitzungen (sogenannte Latifundien) — mit einem Worte mehr Kapitalanhäufungen, als wir ohne den Schutzzoll gehabt haben würden. Aber wir haben auch mehr arme Leute, die heute nicht wissen, woher sie morgen ihr Brod nehmen sollen. Wir haben große Fabriken, aber auch große Arbeiterausstände und von den Fabrikanten selbst angeordnete Arbeitseinstellungen, welche die Arbeiter oft auf Monate dem Hunger aussetzen. Die angebliche Prosperität des Landes imponirt dem gedankenlosen Beobachter eben durch diese Kontraste. Es ist damit, wie mit gewissen Alpenlandschaften, deren riesige Bergeshöhen und Thäler das trunkene Auge entzücken. Dem kalten, nüchternen Blicke entgeht der Umstand nicht, daß diese Alpenländer in der Regel sehr unfruchtbar sind, und daß die Stätten menschlichen Behagens, die Wohnungen der Kultur und die Felder der Betriebsamkeit sich in den weniger romantischen Ebenen finden. Und der geschichtskundige Wanderer tröstet sich schon darüber, daß es in diesen Ebenen keine burggekrönten Felsen giebt, von welchen aus einst die Raubritter mit ihren Reisigen den im Thal vorüberziehenden Handelsmann überfielen, um von ihm mittelalterliche Schutzzölle zu erheben.

In dem Vorstehenden glaube ich Ihnen gezeigt zu haben, daß die Schutzzollpolitik der materiellen Wohlfahrt des Landes nicht zuträglich ist. Es giebt aber noch eine andere, meines Erachtens viel wichtigere, moralpolitische Seite der Schutzzollfrage, über welche ich Ihnen, sobald ich Zeit finde (vielleicht erst nach der Präsidentenwahl) einige Betrachtungen unterbreiten werde.

Ihr ꝛc.

J. B. S.

2.

Cincinnati, den 31. Oktober 1884.

Mein lieber Freund!

In den Betrachtungen über die moral-politische Seite der Schutzzollfrage, die ich Ihnen am Schluß meines ersten Briefes ankündigte, gedenke ich mich durchaus nicht auf dem weiten Felde der Staatsrechtslehre oder der philosophischen Erörterungen über die normalen Beziehungen des Staates zu seinen Bürgern des Breiteren zu ergehen. Ich werde nicht untersuchen, ob der Staat berechtigt sei, mit seiner Zivil- und Kriminalgesetzgebung den einzelnen Bürger in allen Zweigen seiner Lebensführung, in seinen Gewohnheiten, seinen religiösen und politischen Ueberzeugungen, seinem Verkehr, in der Verwerthung der Früchte seiner Arbeit u. s. w. zu bevormunden, und ob es innerhalb des Kreises der Befugnisse der amerikanischen Bundesregierung liege, durch Ausübung der Steuergewalt, oder durch andere legislative oder administrative Mittel, in die natürlichen Produktionsverhältnisse des Landes fördernd oder hindernd einzugreifen. Was ich über diese Dinge zu sagen hätte, habe ich bei verschiedenen Anlässen, in einer zu St. Louis im Jahre 1872 gehaltenen Rede, in mehreren Reden über die Cincinnatier Schulfrage, in einer Reihe von Briefen, die im Jahre 1876 in der N.-Y. Staatszeitung veröffentlicht wurden, und die Ihnen wenigstens zum Theil bekannt sind, dargelegt. Nur auf Eins wünsche ich hier hinzuweisen, darauf nämlich, daß das ganze Verfassungswesen der Vereinigten Staaten auf zwei großen Grundsätzen beruht: dem Grundsatz der Selbstregierung, und dem der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze. Der erste dieser Grundsätze bedeutet Opposition, nicht nur gegen jede äußere, dem Willen des Volks feindlich gegenübertretende willkürliche Macht, sondern gegen jedweden Eingriff irgend einer Staatsgewalt in die freie Selbstbestimmung des Einzelnen, so lange er in seinem Thun nicht mit den großen, allgemein an-

erkannten Grundsätzen der Moral, dem Frieden des Staats und der Gleichberechtigung seiner Mitbürger in Widerspruch geräth. Der zweite richtet sich gegen jeden Versuch, auf gesetzgeberischem oder administrativem Wege unter irgend einem Vorwand einen Theil der Bevölkerung zum Nachtheil eines andern zu begünstigen.

Daß die Anmaßung des Staats, dem freien Austausch der Arbeitsprodukte seiner Bewohner durch Auflage von Steuern, deren Ertrag nicht in die Staatskasse, sondern in die Taschen bevorzugter Individuen fließt, Schranken zu setzen, gegen beide dieser großen Grundsätze verstößt, liegt auf der Hand. Das Unterfangen des Staats, dem Volke die Bahnen seiner industriellen Thätigkeit vorzuzeichnen und es durch hohe Steuern oder sonstwie zu zwingen, diese Bahnen einzuhalten, läßt sich durch keinen Grund rechtfertigen, der nicht eben so stichhaltig wäre, wenn der Staat es unternähme, dem Gedankenleben des Volks seine Bahnen vorzuzeichnen und jede Abweichung davon mit einer Geldbuße zu belegen. Wenn der Staat von allen Bürgern Zölle erhebt, die nicht ihm, dem Staate, sondern wenigen seiner Bürger zu Gute kommen, so ist das im Wesen dasselbe, als wenn er allen Bürgern Steuern auferlegte, die nur den Mitgliedern einer bestimmten Kirche zu Gute kämen. Auch der Vorwand ist in beiden Fällen genau derselbe. Er heißt in seiner gelehrten, lateinischen Fassung: Salus publica suprema lex — das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz. In dem einen Falle sagt man: das öffentliche Wohl erheischt, daß die industrielle Thätigkeit des Volks sich nicht in falsche Richtungen verliere; in dem anderen Falle heißt es: das Wohl des Staates erheischt, daß das Gedankenleben des Volks nicht auf Abwege gerathe.

Dabei ist zu bemerken, daß der Eingriff des Staates in das Gebiet der Selbstbestimmung des Einzelnen in einem republikanisch-demokratischen Gemeinwesen viel widersinniger und verderblicher ist, als in einem monarchisch-despotischen. In

alten monarchischen Staaten hat es vielleicht zu Zeiten Herrscher gegeben, deren Einsicht weit über die ihrer Unterthanen hinausragte, so daß die Zwangs-Bevormundung derselben ihnen, für den Augenblick wenigstens, wohlthätig war. In einer demokratischen Republik dagegen vertritt die Regierung höchstens die Durchschnitts-Intelligenz des Volkes selbst, welche stets unter dem Niveau der Einsicht einer oft kleinen Minorität seiner besten Bürger steht, deren Einfluß im öffentlichen Leben nur sehr selten zur direkten Geltung kommt. Hier kann also von einer heilsamen und ersprießlichen Bevormundung des Volkes durch seine Regierung nicht die Rede sein. Die ganze Wirkung einer solchen Bevormundung besteht in diesem Falle darin, daß sie die Lebensthätigkeit der Einzelnen in Fesseln legt und ihr Vorwärts- und Aufwärtsstreben nicht aufkommen läßt. Und diese niederdrückende Wirkung ist um so hemmender, je breiter die Grundlage ist, worauf eine solche Regierung beruht. Unsere amerikanischen Gesetzgebungen sind das Produkt des allgemeinen Stimmrechts, worin der Wille des Ungebildeten sowohl wie des Gebildeten, des Negers sowohl wie des Kaukasiers, zur Vertretung kommt, und der Natur der Sache nach Vorurtheile und Leidenschaften nicht selten über klare Einsichten die Oberhand gewinnen. Darin liegt durchaus kein Grund zu der Annahme, daß eine Volksregierung nothwendiger Weise für das Gedeihen eines Gemeinwesens verderblich sei. Auch in despotisch-monarchischen Staaten liegt die Regierung nur selten in den Händen der Intelligenz und der interessenlosen Fürsorge für das allgemeine Wohl, abgesehen von den vielen andern Gebrechen, die der Herrschaft Weniger über die Vielen unvermeidlich anhaften. Allein es liegt darin ein sehr triftiger Grund, den Zwang der Regierung nicht auf Gebiete auszudehnen, worauf die freie Thätigkeit des Einzelnen ihren natürlichen Spielraum findet. Und ich stehe nicht an, den allgemeinen Satz aufzustellen, daß das Zwangsgebiet einer Regierung desto enger sein muß, je breiter ihre Grundlage ist.

Dies führt mich auf die erste der Betrachtungen, die ich Ihnen heute nahelegen möchte. Angenommen, unsere Kongreßmitglieder wären ehrlich und ernstlich darauf bedacht, das Gesamtwohl des Volkes dadurch zu fördern, daß sie die natürlichen Industrieverhältnisse des Landes durch künstliche ersetzten, um dabei allen Interessen gerecht zu werden: würden sie dazu im Stande sein? Würde es möglich sein, bei jedem Zoll, den sie zu Gunsten eines bestimmten Industriezweiges auflegen, vorauszuberechnen, in welchem Grade er andere Industriezweige beeinträchtigen und schädigen wird? Es ist ein besonderer Zug der sogenannten Volksintelligenz, daß sie immer nur die direkten, unmittelbaren, und nie die indirekten, mittelbaren Folgen einer Maßregel ins Auge faßt. Ein Beleg dafür ist der Greenbackwahn, dessen wir mit so viel Mühe Herr geworden sind, und der in vielen Theilen der Union noch immer nicht erloschen ist. Es giebt auch jetzt noch Tausende von Leuten, die fest überzeugt sind, der Wohlstand des Landes stehe in direktem Verhältniß zur Menge des darin kursirenden Geldes. Und dieser Wahn grassirte eine Zeit lang unter unsern Gesetzgebern fast ebenso, wie im Volke. Aehnlich ist es mit den Schutzzöllnern. Wie viele unserer Kongreßmitglieder, die für den hohen Zoll auf Weißblech stimmten, dachten daran, daß sie damit gegen die sehr bedeutende Industrie der Herstellung und des Vertriebs eingemachter Früchte, eingemachten Obstes, Fleisches u. s. w. einen Streich führten, oder daß sie mit dem Zoll auf Nickel (der, so viel wie ich weiß, nur dem Besitze einer einzigen Nickelmine zu Gute kommt, da es nur *eine* solche Mine im Lande giebt) unter dem Vorwand des Schutzes der heimischen Industrie verschiedenen Fabrikanten von Neusilber eine Steuer auferlegten? Die Wirkungen der Zölle auf die meisten Produkte der Großindustrie, wie Eisen, Stahl, Kupfer, Wolle, gewisse Chemikalien u. s. w. verzweigen sich nach so vielen und unabsehbaren Richtungen, daß die endliche Wirkung auf die Gesammtindustrie des Landes gar nicht abzusehen ist. Was ist nun die Folge?

Unvermeidlich die, daß die Zolltabellenfabrikanten auf den Versuch einer gleichmäßigen und in irgend einem Sinn allgemein gerechten Zollbesteuerung einfach verzichten, und daß jedes Kongreßmitglied sich als den besonderen Vertreter der in seinem Distrikt oder Staat florirenden Industriezweige betrachtet und für diese einen möglichst hohen „Schutz" herauszuschlagen sucht, gleichviel, wie die Industrien anderer Landestheile, geschweige denn das allgemeine Wohl des Landes, darunter leiden. Das Vermögen und die Steuerkraft des Volkes werden kurzweg als eine Beute behandelt, wovon Jeder für sich oder seine Konstituenten so viel erhascht, als ihm eben in den Wurf kommt. Das Resultat ist eine vollständige Demoralisation der gesetzgebenden Zweige der Bundesregierung, die so weit geht, daß ihre Mitglieder sich nicht entblöden, mit der ihr zu Grunde liegenden Gaunerpraxis vor allem Volke Parade zu machen. „Ich weiß," sagte neulich ein hervorragender Senator, „wie die Wähler meines Staates stimmen werden; sie wissen, auf welcher Seite ihres Brotes die Butter ist."

Wie diese Demoralisation durch den Einfluß der „Lobby" — jener Aasgeier der Korruption, die den Kongreß zu allen Zeiten umschwirren, wo es sich um die Ausbeutung der Regierungsgewalten für Privatzwecke handelt — ins Maßlose gesteigert wird, bedarf hier nicht der weiteren Ausführung. Ebenso wenig ist es nöthig, des Weiteren auseinanderzusetzen, wie diese Demoralisation durch ihre Rückwirkung auf die Wahlen die Republik in ihren Quellen vergiftet — wie an den Wahlurnen der Stimmenschacher, die Einschüchterung der Fabrikarbeiter u. s. w. sich offen breit machen und auch da den Kampf der Prinzipien in einen Kampf der materiellen Interessen verwandeln.

Eine nicht minder verderbliche Folge der rohen Interessenpolitik ist die schamlose Fälschung unserer Parteigegensätze. Um das Volk über die wahren Absichten der Intriganten, deren Interessen bei den Wahlen auf dem Spiele stehen, zu täuschen,

werden längst erledigte Fragen oder inhaltlose Scheinfragen in den Vordergrund gezerrt und es wird darüber ein Geschrei erhoben, welches die ruhige Besinnung der Wähler nicht aufkommen läßt. Eins der gewöhnlichsten Mittel ist das Wiederaufstacheln erloschener Leidenschaften; wie oft hat nicht das „blutige Hemd" in letzten Jahren vor den Eisenerzgruben und Stahl-Fabriken als Fahne geweht!

In der stets zunehmenden Tendenz unseres öffentlichen Lebens, die Regierungsgewalten für egoistische Privatzwecke auszubeuten, liegt nach meinem Dafürhalten eine der größten Gefahren, denen unsere Republik ausgesetzt ist. Und auch diese Gefahr steht wieder in direktem Verhältniß zur Breite der Basis, die unsere Regierung hat. Wo das Wahlrecht Gemeingut fast aller männlichen, erwachsenen Bewohner des Landes ohne Unterschied der moralischen und intellektuellen Befähigung ist, da ist der Spielraum für die Umtriebe der Demagogen und Korruptionisten am größten. Eine weitere damit verwandte Gefahr besteht in dem Vorschub, welcher der Spekulation und dem Börsenspiel durch die legislativen Eingriffe in die natürlichen Produktionsverhältnisse des Landes geleistet wird. Ich rede hier nicht allein von der Verengerung des Markts für Industrie- und Ackerbauprodukte, welche es ermöglicht, die Preise durch „Pools", „Corners" ꝛc. nach Belieben hinauf- oder herunterzuschrauben, sondern im Allgemeinen von den durch die schutzzöllnerische Gesetzgebung herbeigeführten Bodenschwankungen im Geschäfts- und Betriebsleben, die es für den ehrlichen und besonnenen Gewerbetreibenden unmöglich machen, mit einiger Zuverlässigkeit die Preise seines Materials und seiner Produkte vorauszubestimmen. Wir haben in unseren Statutenbüchern eine Unzahl Gesetze gegen die Hazardspiele; das gefährlichste Hazardinstitut aber ist ein Kongreß, in dem die Waarenpreise zu jeder Zeit durch ein Statut künstlich erhöht oder erniedrigt werden können.

Zum Schluß noch eine Andeutung. Die Fabrikherren be-

klagen sich über das Gebahren der Trades Unions, welche ihnen vorschreiben wollen, welche Löhne sie zahlen, wie viel Lehrlinge sie anstellen sollen u. s. w. Wie unterscheidet sich aber dies Gebahren von dem der Fabrikherren selbst, die durch ein Statut dem Arbeiter vorschreiben lassen, wo und zu welchen Preisen er seine Lebensbedürfnisse einkaufen soll? Ferner: es werden mit Hülfe des Schutzzolls vom amerikanischen Volk jährlich mehrere hundert Millionen Steuern erhoben, wovon kein Dollar in die Bundeskasse gelangt — die alle ihren Weg in die Truhen der Fabrik- und Minenbesitzer finden. Mit anderen Worten: dem weitaus größten Theil der Bewohner dieses Landes wird zwangsweise ein Theil seines Eigenthums weggenommen und an einen anderen kleinen Theil übertragen, unter dem Vorwand, daß die so erhobenen Steuern dennoch indirekt dem ganzen Volk zu Gute kommen. Wie unterscheidet sich das von der von den Kommunisten vorgeschlagenen Prozedur einer ähnlichen Güterübertragung im direkten Interesse des ganzen Volks? Wenn ich zwischen der schutzzöllnerischen und kommunistischen Prozedur zu wählen hätte, würde ich unbedingt die letztere vorziehen, und zwar nicht nur, weil bei dieser die Uebertragung wenigstens von den mehr Besitzenden zu den weniger Besitzenden stattfinden würde, sondern auch, weil ich sicher wäre, daß das zu übertragende Eigenthum auch wirklich in den Besitz der angeblichen Benefizianten der Uebertragung überginge.

Ihr ꝛc.

J. B. S.

XXII.

Politische Zustände im Oktober 1892.

In dem eben obschwebenden Präsidentenwahlkampf wird in den Vereinigten Staaten in allen Zeitungen und auf allen Rednerbühnen eine lebhafte Debatte geführt über die Frage, ob das von der republikanischen Partei wieder eingeführte und allmählich bis zur Ungeheuerlichkeit des McKinley-Gesetzes gesteigerte Schutzzollsystem für das ökonomische Gedeihen des Landes förderlich oder verderblich sei. Bei dem Lesen der Reden, Abhandlungen und Programme, in denen der Verlauf dieser Debatte sich spiegelt, wird mir sonderbar zu Muthe. Hier ist ein republikanischer Redner, der den Arbeitern seines Staats auseinandersetzt, eine Zerstörung des Schutzzollsystems würde die Fabrikherren der freien Konkurrenz des Auslandes aussetzen und die Preise ihrer Fabrikate dermaßen herabdrücken, daß sie auch die Arbeitslöhne in entsprechender Weise herunterseţen müßten. Eine Woche darauf versichert aber derselbe Redner die Bauern eines andern Staats, es sei durchaus nicht wahr, daß Schutzzölle die Fabrikate vertheuern — die Erfahrung lehre vielmehr, daß sie in Folge der gesteigerten Konkurrenz im Inlande unfehlbar zu einer Erniedrigung der Preise führe; die Behauptung der Freihändler, daß Einfuhrzölle eine Besteuerung der Konsumenten bedeute, sei daher eine böswillige Verleumdung. Ein anderer Redner belehrt seine Zuhörer, nicht der Konsument bezahle die Einfuhrzölle, sondern der auswärtige Produzent, und es sei somit ein Irrthum zu vermeinen, daß die auswärtige Konkurrenz durch die Schutzzölle beschränkt oder aufgehoben werde; die Schutzzölle seien zwar eine Steuer, aber diese Steuer

werde dem Ausländer auferlegt *) und komme dem amerikanischen Steuerzahler zu Gute, indem sie seine eigene Steuerlast erleichtere. In einer großen Stadt Neu-Englands, deren Bewohner ihren Stolz darin finden, nicht nur den südlichen Negern, sondern auch den unwissenden Kaukasiern des Nordwestens die Segnungen einer höheren Bildung angedeihen zu lassen, besteht ein republikanischer Klub (The Home Market Club), der es sich zur Aufgabe macht, den Bauern in den westlichen und nordwestlichen Staaten begreiflich zu machen, daß der durch die Schutzzölle herbeigeführte Verlust des auswärtigen Markts für amerikanische Felderzeugnisse mehr als aufgewogen werde durch den erweiterten Absatz ihres Korns, ihres Weizens und ihrer sonstigen Produkte im Inlande; und dieser Absatz auf dem „Binnenmarkt" werde hinwiederum auf die Produktion rückwirkend auch diese fördern — eine Weisheit, die wohl kaum einen andern Sinn haben kann, als den, daß in Folge der Schutzzölle die Menschen hungriger und konsumtionsfähiger oder die Quadratmeilen des Landes größer werden. Denn da die Ackerbauproduktion unseres Landes schon seit vielen Jahren den heimischen Bedarf bei Weitem übersteigt und längst keine fremden Ackerbauprodukte mehr eingeführt werden (wenigstens keine, die bei uns erzeugt werden können), so ist der amerikanische Landwirth so wie so schon im Vollbesitz des „Heimmarkts", und eine Vergrößerung dieses Markts für seine Erzeugnisse durch den Schutzzoll kann nichts anderes bedeuten, als eine Erweiterung der amerikanischen Mägen oder des amerikanischen Gebiets. Es

*) Diese Lehre wird in Pennsylvanien und Massachusetts sogar den Schulkindern vorgetragen. In der History of the United States for the use of schools and academies by Horace E. Scudder (Philadelphia, H. Butler, Boston, W. Ware & Co.) heißt es auf Seite 253: „The next step was to raise a revenue. This was done in two ways-by imposing duties on goods imported into the Country, and by laying a tax upon the manufacture of spirituous liquors. By the first the United States declared its right to tax foreigners; by the second, to tax its own citizens."

gibt freilich eine Klasse von Produzenten, für die der „Heimmarkt" in Folge des Schutzzolles zwar nicht größer, aber doch profitabler wird; aber das sind nicht die Bauern, sondern die Fabrikanten, die ihre Fabrikate auf dem „geschützten" amerikanischen Markt um zwanzig oder dreißig Prozent theurer verkaufen, als auf dem freien auswärtigen Markt. Auf diesen Vorzug des „Home market" haben die Mitglieder des Bostoner Klubs indeß, so viel ich weiß, ihre Mitbürger bis jetzt nicht aufmerksam gemacht.

Es ist unglaublich, welche Masse Blödsinn die Schutzolldebatte auch diesmal wieder zu Tage fördert, und was die Politiker in ihren Reden und Programmen dem Volk zu bieten wagen, welches nach ihrer eigenen gleichzeitigen Versicherung das intelligenteste und gebildetste Volk der Erde ist.

Ueberhaupt ist es fast unbegreiflich, wie in unsern Tagen eine solche Debatte in einem zivilisirten Lande noch geführt werden kann. Daß die Bewohner eines Landes ihren Gesammtwohlstand durch die Beschränkung oder vollständige Zerstörung ihres auswärtigen Verkehrs und die dadurch bewerkstelligte Erhöhung der Preise aller Lebensbedürfnisse heben — mit andern Worten, daß sie sich durch gegenseitige Besteuerung gleichmäßig bereichern können, ist ein Satz, bei dem jedem einigermaßen verständigen Menschen die Haare zu Berge stehen. Und auf diesem Satz beruht die ganze Theorie der Schutzzöllnerei, wobei noch zu bemerken ist, daß eine gleichmäßige Besteuerung eines Jeden zu Gunsten eines jeden Andern, wie Jedermann weiß, zu den Unmöglichkeiten gehört.

Und dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß es eine Menge nicht ganz ungebildeter Menschen gibt, nach deren ehrlicher Ueberzeugung der „Schutz" der inländischen Industrie vor ausländischer Konkurrenz nicht nur den Kapitalisten und Fabrikbesitzern, sondern allen Bewohnern des Landes zu Gute kommt. Wie erklärt sich das?

Es erklärt sich vor allen Dingen durch den Umstand, daß

nur wenige Menschen sich über den thatsächlichen Sinn gewisser landläufiger Ausdrücke, wie: „Regierung", „Schutz" und dgl. mehr, klar werden. Wer und was ist denn die Regierung der Vereinigten Staaten, welche die Industrie „schützen" soll, worin besteht dieser „Schutz", wie kann die Regierung ihn bewerkstelligen, und welche Mittel stehen ihr zu diesem Zweck zu Gebote?"

„Nach den Begriffen vieler Menschen ist die „Regierung" (oder der „Staat") ein, wenn nicht übermenschliches, so doch mythisches Wesen von unerschöpflicher Weisheit, Güte und Macht durch deren Anordnungen das Wohl oder Wehe Derer, die ihr unterthan sind, bestimmt wird. In der That und Wahrheit aber ist unsere amerikanische Regierung, soweit sie in der Erörterung der Schutzzollfrage in Betracht kommt, einfach der Kongreß, d. h. eine vom Volke selbst gewählte Körperschaft, deren Mitglieder ihre Stellung nur zu geringem Theil ihrem Charakter, ihrer Intelligenz und ihrer Einsicht in die Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt, sondern zum weitaus größern Theil ihrer Charakterlosigkeit, ihrer oberflächlichen Wohlredenheit und ihrer Willfährigkeit gegenüber den Parteileidenschaften und den Privatinteressen einzelner Bevorzugter zu verdanken haben. Kein intelligenter Bürger, der den Verhandlungen der Nationalgesetzgebung während der letzten zehn Jahre mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann sich der Ueberzeugung erwehren, daß die Mehrzahl unserer Kongreßmitglieder auch nicht die dürftigsten Kenntnisse der Nationalökonomie besitzen, und daß es daher dem hohen Rath unserer Volksvertreter, selbst wenn diese den besten Willen hätten, den wahren Interessen der Nation Rechnung zu tragen und sich in ihren Abstimmungen von Rücksichten des Gemeinwohls und nicht von den Vorschriften ihrer Partei und den Zumuthungen großer Kapitalisten und Korporationen (in deren Macht es liegt, ihre Wiederwahl zu hintertreiben oder zu erschweren) bestimmen zu lassen, dennoch unmöglich wäre, ihrer Pflicht gemäß das Rechte zu thun. Der Kongreß ist, mit einem

Worte gesagt, in der Regel einfach ein Synedrium mittelmäßiger Politiker, deren Kollektivweisheit schon darum unvermeidlich unter das Niveau der allgemeinen Volksintelligenz herabsinkt, weil sie in den meisten Fällen nicht die Abgeordneten des Volks sind, sondern die Sendlinge eines verhältnißmäßig kleinen, geistig wie moralisch rohen Theil des Volks, nämlich der Maschinen- und Beutepolitiker.

Das ist, mit klaren und nüchternen Augen besehen, die „Regierung", welche sich der Aufgabe entledigen soll, die amerikanische Industrie zu „schützen".

Ebenso unklar und verworren sind die landläufigen Begriffe über das Wesen des „Schutzes", den unsere Regierung der heimischen Industrie angedeihen lassen kann. In der alten Welt gab es (und giebt es vielleicht noch) Regierungen, die über große Domänen und sonstige Besitzthümer verfügten, aus deren Ertrag neue Industriezweige gegründet oder alte unterstützt wurden. Wenn man absieht von der Frage, woher diese Domänen und Besitzthümer stammen — ob sie nicht auch in einer alten Steuer oder einem alten Raub ihren Ursprung hatten — so ist es dort nicht ganz ohne Sinn, von einem Schutz der heimischen Industrie durch die Regierung zum Besten des ganzen Volkes zu reden. In den Vereinigten Staaten aber verfügt die Regierung (abgesehen von den geringen Erträgnissen des Verkaufs öffentlicher Ländereien) über keine andern Mittel, als die vom Volk oder einem Theil des Volks erhobenen direkten oder indirekten Steuern. Wenn aus dem Ertrag dieser Steuern den Inhabern einzelner bevorzugter Industriezweige (wie z. B. im Augenblick den Zuckerproduzenten) Subsidien gezahlt werden, so ist es Jedermann sofort klar, daß ein Theil des Volks zu Gunsten eines andern besteuert wird. Allein bei einigem Nachdenken ist es eben so einleuchtend, daß auch Einfuhrzölle, die zu andern als Revenüenzwecken erhoben werden, auf nichts Anderes hinauslaufen, als auf eine Besteuerung eines Theils des Volks zu Gunsten eines andern. Es ist die unaus-

bleibliche Wirkung solcher Zölle, die Preise, nicht nur der importirten, sondern auch der nichtimportirten, im Inlande erzeugten Waaren zu erhöhen; und das ist ja auch ihr ausdrücklicher Zweck, denn der einheimische Fabrikant giebt vor, er könne seinen Arbeitern keine hohen Löhne zahlen, wenn er durch die auswärtige Konkurrenz daran verhindert werde, für seine Fabrikate hohe Preise zu erzielen. Wenn es mit der jetzigen Behauptung der republikanischen Politiker, daß Schutzzölle die Preise nicht hinauftreiben, seine Richtigkeit hätte, so wäre das ganze schutzzöllnerische Gebahren nichts weiter als ein ebenso alberner wie kostspieliger Mummenschanz, bei dem Nichts herauskäme, als ein riesiger Apparat von Zollhäusern und Revenüen-Kuttern nebst einem zahllosen Heer von Mauthbeamten, Spionen und Grenzwächtern — überhaupt eine unberechenbare Komplikation der Verwaltungsmaschine und eine endlose Erweiterung des Spielraums für die Maschinenpolitik und die öffentliche Korruption.

Es ist klar, daß ein sogenannter Schutz der heimischen Industrie durch die Bundesregierung der Vereinigten Staaten nichts Anderes bedeuten kann, als eine Besteuerung des einen Bürgers zum Vortheil des andern. Wenn daher einer der Senatoren von Massachusetts (Hoar) jammert, nach der Theorie der Freihändler sei unsere Regierung die einzige in der Welt, die Nichts zur Hebung der nationalen Industrie zu thun vermöge, so ist er zu belehren, daß einer der größten Vorzüge einer demokratisch-republikanischen Regierungsform eben darin besteht, von Rechtswegen keinen Bürger zu Gunsten eines andern besteuern zu können, wenn dieser nicht ein Krüppel oder Insasse eines Hospitals, eines Armenhauses oder einer Irrenanstalt ist.

Es ist meine Absicht nicht, zu den vielen von der täglichen Erfahrung wie der elementarsten Volkswirthschaftslehre gelieferten Instanzen und Beweisen für die ökonomische Verderblichkeit und den logischen Widersinn des Schutzzollsystems weitere Beiträge zu liefern. Allein es drängt mich, ein paar Erscheinungen, die

während der letzten drei Jahre, seit dem Amtsantritt des Präsidenten Harrison, als Folgen der Schutzzollpolitik zu Tage getreten sind, und die, wie es mir scheint, in den Debatten des Wahlkampfs nur geringe Beachtung gefunden haben, in Kürze zur Sprache zu bringen.

Die auffallendste dieser Erscheinungen ist das frivole Spiel, welches in der neuesten Zeit mit der Intelligenz sowohl wie mit den moralischen Instinkten des Volks getrieben wird — die Vermessenheit, womit man den offenkundigsten Thatsachen und den alltäglichsten Lehren des gesunden Menschenverstandes nicht minder als den gewöhnlichsten Grundsätzen der Moral Hohn spricht. In dem von dem letzten zu Minneapolis tagenden republikanischen Nationalkonvent aufgestellten Parteiprogramm heißt es zur Begründung des jetzigen Schutzzollsystems, die Einfuhrzölle seien dadurch geboten, daß der Unterschied zwischen den europäischen und amerikanischen Arbeitslöhnen ausgeglichen werden müsse. Nun wußte aber Niemand besser, als die Verfasser dieses Programms, daß hohe Arbeitslöhne und hohe Kosten der zur Herstellung eines bestimmten Fabrikats nöthigen Arbeit keineswegs gleichbedeutend sind (wie besonders der treffliche Deutsch-Amerikaner Jakob Schönhof durch die genauesten und zuverlässigsten statistischen Zusammenstellungen gezeigt hat) und daß in den meisten Fällen die Transportkosten der europäischen Waaren mehr als ausreichen, um den Unterschied zwischen den in Europa und Amerika auf die Arbeit entfallenden Produktionskosten zu decken. Aber selbst zugegeben, daß Arbeiterlöhne und Arbeitskosten gleichbedeutend seien: Niemand wußte besser, als sie, daß in fast allen Fällen die Zollsätze des McKinley-Tarifs, sowohl wie die der früheren republikanischen Hochschutztabellen höher sind — in nicht wenigen Fällen doppelt und dreifach so hoch — als die vollen Beträge der für die Herstellung der betreffenden Fabrikate gezahlten Arbeitslöhne, so daß von einer Ausgleichung von *Unterschieden* zwischen den hier und dort gezahlten Arbeitslöhnen nicht die Rede sein kann.

Eine der merkwürdigsten Blüten der republikanischen Schutzzollliteratur und zugleich einer der schlagendsten Belege für die Achtung, welche die jetzigen Vertreter der Partei des Anstands, der Tugend und Intelligenz dem Fassungsvermögen des Volks entgegenbringen, ist ein in der Septembernummer 1891 der in New-York herausgegebenen Monatsschrift „The Forum" veröffentlichter Artikel: „The Political Issues of 1892". Seit vielen Jahren ist es das stete Bestreben der republikanischen Führer gewesen, in den Parteikämpfen die Tariffrage im Hintergrunde zu halten, und durch allerlei Winkelzüge dafür zu sorgen, daß diese Frage bei den Kongreßwahlen und besonders in den Präsidentenwahlkämpfen nicht zum „issue" gemacht werde. Diesem Bestreben Vorschub zu leisten, ist der unverkennbare Zweck des erwähnten Artikels, der ein republikanisches Kongreßmitglied aus Massachusetts, Henry Cabot Lodge, zum Verfasser hat. Nach der Darstellung dieses Gelehrten (eines Zöglings von Harvard College, der von seinen Parteigenossen in den Neu-England-Staaten allgemein als der „Scholar in Politics" angestaunt wird) ist die Schutzzollfrage viel zu unbedeutend, als daß es sich für die frommen, chevaleresken, gesinnungstüchtigen, für die ewigen Menschenrechte schwärmenden Patrioten der Vereinigten Staaten der Mühe lohnte, sie bei Gelegenheit der nationalen Wahlen als Parteifrage zu behandeln. „Der Tarif," sagt Herr Lodge (a. a. O. Seite 100), „ist eine ökonomische, eine Säckelfrage — eine Frage, was sich am Besten zahlt. Diese Frage ist in keinem Sinn eine moralische Frage und kann nie zu einer solchen werden, obschon es einen gewissen „Cant" gibt, in dem sie von einigen Vertretern der Manchester Schule zu einer solchen erhoben wird." *)

*) Der Vorsicht wegen ist es vielleicht rathsam, die Worte dieses jüngsten Sprößlings aus dem Geschlecht des Autolykos im Original hierher zu setzen: „The tariff is an economic, a pocket question — a question as to what will pay best. It is in no sense a moral

Eine Säckelfrage also! Was wohl der gelehrte Herr sagen wird, wenn er demnächst einen Taschendieb ertappt, der die Hand in seinem Säckel hat, und ihn also apostrophirt: „Lieber Freund, beruhigen Sie sich; es handelt sich hier um nichts Wichtiges — in keinem Sinne um eine moralische Frage — es ist nur eine Säckelfrage!?" Und was er wohl gesagt haben würde, wenn er vor etwas mehr als hundert Jahren Zeuge gewesen wäre eines Vorgangs, der sich in der Hauptstadt seines Staats abspielte, wo seine Vorfahren eine Schiffsladung Thee ins Meer warfen, weil sie sich durch die Auflage einer ungerechten Einfuhrsteuer in ihrem Rechte verletzt fühlten? Ohne Zweifel hätte er den damaligen Rebellen zugerufen: „Ereifert euch nicht; es handelt sich ja nicht um eine moralische Frage, sondern nur um eine Säckelfrage, wegen der es sich nicht ziemt, einen so großen Skandal zu verführen. Es wird zwar Leute geben, wie der Professor Summer von Yale, die in späterer Zeit drucken lassen: „Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg war eine Empörung gegen ungerechte Steuer"; *) aber das ist Cant, von dem sich kein anständiger und wohlerzogener Mensch beirren lassen kann.

Eine Säckelfrage fürwahr! Und diese Frage ist so unbedeutend, daß es sich nur darum handelt, ob die Leute, die Herrn Lodge und seine Gesinnungsgenossen in den Kongreß schicken, auch in Zukunft, wie während des letzten Vierteljahrhunderts, mit Hülfe des Kongresses den Arbeitern und Gewerbetreibenden des Landes Steuern auferlegen sollen, deren Ertrag nicht in die Kasse des Landes fließt, sondern in ihre Privatsäckel, und die im Ganzen nur sehr wenig mehr betragen, als die Summe der Steuern, welche von der Bundesregierung und

---

question, and can never be made one, although there is a certain cant to that effect which is often employed by some followers of the Manchester school."

*) „The war of American Independence was a revolt against unjust taxation." Lectures on Hist. of Protection p. 17.

den Regierungen der einzelnen Staaten für öffentliche Zwecke erhoben werden; und ob nebenbei in unserm republikanischen Lande die Regierungsgewalt von denen geübt werden soll, die sie sich kaufen können!

Wie die republikanischen Gelehrten und Philosophen solchermaßen für die Ausbildung der Intelligenz des amerikanischen Volkes sorgen, so sind sie auch in ähnlicher Weise die besonderen und auserwählten Behüter der öffentlichen Moral. Vor etwas mehr als einem Jahr erschien in einem östlichen Blatt eine (wenn ich nicht irre den letzten Censusberichten entnommene) Tabelle, die zu dem durch die schutzzöllnerischen Schifffahrtsgesetze und die Schutzzölle überhaupt herbeigeführten Ruin unserer Handelsflotte einen sehr anschaulichen Beleg lieferte. Als Erwiderung darauf brachte eine Pennsylvanische Zeitschrift eine Abhandlung, worin die Thatsache dieses Ruins offen zugestanden, zu ihrer Rechtfertigung aber gesagt wurde, die Zerstörung der amerikanischen Schifffahrt bedeute zwar für die Rheder einen erheblichen Verlust, aber für diesen Verlust werde das amerikanische Volk mehr als entschädigt durch einen unberechenbaren moralischen Gewinn. Es sei nämlich allbekannt, daß Matrosen, und Seeleute überhaupt, in der Regel einen sehr unsittlichen Lebenswandel führen, und es müsse daher dem republikanischen Kongreß als hohes Verdienst angerechnet werden, eine große Anzahl amerikanischer Bürger einem so demoralisirenden Beruf entfremdet und sie auf Industriegebiete gedrängt zu haben, die für die Aufrechterhaltung der christlichen Moral die höchstmöglichen Garantien bieten!

Wie eifrig die Führer der Schutzzollpartei bemüht sind, die Freiheit und Reinheit der öffentlichen Wahlen — die großen Grundbedingungen des Fortbestandes unserer republikanischen Regierungsform — in ihrer unabläßigen Obhut zu halten, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, des Nähern darauf einzugehen. Kaum war der jetzige Präsident in Folge der Operationen Dudley's in seinem Staate mit den „blocks of five"

und des Schachers mit den Beutepolitikern im Staat New-York in's weiße Haus eingezogen, als er auch den Kongreß in seiner Botschaft ermahnte, die nöthigen Gesetze zu erlassen, damit das Votum jedes stimmberechtigten Bürgers „frei abgegeben und ehrlich gezählt werde". Der Kongreß nahm sich diese Mahnung sofort zu Herzen und formulirte (wenn ich nicht irre, führte dabei Herr Lodge die Feder) das sog. Force-Bill-Projekt, welches zu Debatten führte, in denen die Lippen der republikanischen Redner überströmten von Wehklagen über die Entrechtung der Neger im Süden, d. h. darüber, daß die Neger ihre Stimmen jetzt nicht mehr abgeben unter dem Kommando von Leuten, wie Moses in Süd-Karolina und Kellogg in Louisiana, sondern unter dem Einfluß der wirklichen Einwohner und Bodenbesitzer in den betreffenden Staaten. Und diese republikanischen Redner waren dieselben Leute, die im Jahre 1876 durch Vermittelung der Herren Wells, Anderson, Kenner und Casenave in Louisiana und ähnlicher Tugendwächter in Florida (deren Leistungen später von dem Reformator Hayes auf das Prompteste mit einträglichen Aemtern honorirt wurden) die Wahlresultate dermaßen korrigirten (wenn es gestattet ist, der bekannten Phrase „corriger la fortune" einen Ausdruck zu entlehnen), daß Tilden, der scharfsichtige und energische Widersacher der schutzzöllnerischen Gaunerei und der Korruption in seiner eigenen Partei, wie in der Partei seiner Gegner, hinaus- und Hayes hereingezählt wurde. Und das waren dieselben Leute, die eben zu der Zeit, in der sie sich im Kongreß für freie und ehrliche Wahlen ereiferten, im nahen Staate Connecticut den mit entschiedener Majorität erwählten demokratischen Gouverneur durch allerlei Rabulistenkniffe daran verhinderten, sein Amt anzutreten und so seinen republikanischen Vorgänger lange über seine gesetzliche Dienstzeit hinaus im Amt erhielten.

Natürlich ist an den republikanisch-schutzzöllnerischen Bübereien das darin zur Darstellung kommende Pharisäerthum fast noch widerwärtiger als das verbrecherische Treiben. Vor einigen

Jahren fand sich ein hervorragender republikanischer Senator bemüßigt, offen zu erklären, er sei des Geredes über politische Ehrlichkeit herzlich müde; im Parteikämpfen haben die Gesetze der gewöhnlichen Moral, die zehn Gebote und die „goldene Regel" ebenso wenig Geltung, wie in internationalen Kriegen, in denen Korruption, Bestechung und Hinterlist jedweder Art auf beiden Seiten zu den erlaubten Mitteln der Kriegsführung gerechnet werden, da es sich ja einfach darum handle, zu siegen, gleichviel mit welchen Kriegslisten und Manövern. Diese brutale Aeußerung war selbst vielen der Genossen dieses Vertreters der Partei der unveräußerlichen Menschenrechte zu stark, und es entstand darob ein großes Geschrei. In der That ist die damals laut werdende Entrüstung sehr erklärlich, wenn man sich erinnert, daß in politischen Kämpfen es sich darum handelt, zu entscheiden, in wessen Hände die Geschicke des Landes auf Jahre hinaus gelegt werden sollen. Wenn die Passagiere eines Schiffes auf hoher See — ich erlaube mir, das alte, allerdings sehr abgenutzte, von Motley verspottete, aber hier völlig zutreffende Bild des „ship of state" noch einmal in Erinnerung zu bringen — darauf angewiesen wären, einen Steuermann zu wählen, von dessen Tüchtigkeit es abhinge, ob das Schiff glücklich in den Hafen gelangen oder mit Mann und Maus untergehen solle, so würde eine Wahlphilosophie, wie die des Senators Jones, schwerlich viel Anklang finden.

Allein das Empörende in der eben angeführten Erklärung des republikanischen Häuptlings lag weniger in ihrer cynischen Form, als in ihrem Inhalt. Es wurde darin nur unverholen ausgesprochen, was seit Jahren die notorische Praxis der Leute gewesen war, die sich gleich nach Beendigung des Bürgerkriegs der republikanischen Partei bemächtigt hatten. Und diese Leute hatten nicht den mindesten Grund, sich darüber zu entsetzen, daß ihr nordwestliches enfant terrible ihren eigenen Gedanken zu einem etwas derben Ausdruck verholfen und zu ihrem offenkundigen Treiben einen entsprechenden Kommentar geliefert hatte.

Für den aufmerksamen Beobachter des Verlaufs der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten giebt es nichts Entmuthigenderes, als den Erfolg, mit dem die Industrieritter und Spekulanten während des letzten Vierteljahrhunderts das Volk der Vereinigten Staaten über den wahren Charakter ihrer Unternehmungen getäuscht haben. Aber es wäre vollständig zum Verzweifeln, wenn die Ereignisse der letzten viertehalb Jahre, seit der erneuerten Herrschaft der republikanischen Partei und dem Amtsantritt des Präsidenten Harrison, nicht wenigstens einem Theil der ehrlichen Mitglieder dieser Partei die Augen geöffnet hätten.

Während der Verwaltung Cleveland's hatten sich die Einnahmen der Bundesregierung in Folge der damaligen hohen Einfuhrzölle dermaßen gesteigert, daß sie zuletzt einen jährlichen Ueberschuß von fast hundert Millionen über die Ausgaben lieferten, und Cleveland hatte sich veranlaßt gefunden, den Kongreß auf die Gefahren einer progressiven Anhäufung der Steuerprodukte im Bundesschatz aufmerksam zu machen. Nun war aber das ganze Schutzzollsystem unter dem Vorwand der Nothwendigkeit hoher Zolleinnahmen zur Bestreitung der enormen Ausgaben der Regierung eingeführt worden, und die Republikaner hatten wiederholt in ihren Programmen versprochen, die Einfuhrzölle zu ermäßigen und eventuell abzuschaffen, sobald es sich zeigen sollte, daß diese Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden sei. Wären sie in diesem Versprechen ehrlich gewesen, so hätten sie sofort, gleich am Beginn ihrer neuen Allmacht, in allen Zweigen der Regierung eine solche Ermäßigung vornehmen müssen. Das lag aber durchaus nicht in den Absichten der Schutzzöllner, die den Sieg Harrison's mit schwerem Gelde erkauft hatten. Sie begriffen, daß es außer der Ermäßigung der Zölle noch ein anderes, wirksameres Mittel zur Verringerung der Zolleinnahmen gäbe, und zwar eine Erhöhung der Zölle in dem Maße, daß die Einfuhr von außen auf ein Minimum reduzirt werde. So kam denn das McKinley-Gesetz mit seinen

bisher unerhörten Zollsätzen und den sie begleitenden Verfügungen betreffs der Einfuhr ausländischer Waaren, die darauf berechnet waren, dem Importhandel alle nur möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Natürlich mußte dabei die alte Maske, unter der die Schutzzöllnerei bis dahin betrieben worden war, fallen; es wurde jetzt offen proklamirt, bei den Einfuhrzöllen sei der Schutz der heimischen Industrie die Hauptsache und die dem Bundesschutz daraus erwachsenden Revenüen seien nur Nebensache!

Dabei fiel aber zugleich noch eine andere Maske. Bisher hatte man die Behauptung aufgestellt, die Aufhebung der auswärtigen Konkurrenz werde zu einer Konkurrenz zwischen den rasch aufblühenden Fabrikinstituten im Inlande führen, die einer übermäßigen Steigerung der Preise Schranken setzen müsse. Kaum war aber das neue Zollgesetz in Kraft getreten — kaum war die auswärtige Konkurrenz beseitigt — so sannen die „geschützten" Fabrikbesitzer auf Mittel, sich auch die innere Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Sie schufen die „Trusts", die gleich im ersten Jahre wie Pilze aus der Erde schossen, und die vor Ende des Jahres 1891 so zahlreich und mächtig geworden waren, daß mehr als zwei Drittel des ganzen in den Fabriken, Bergwerken, Mühlen, Brennereien und sonstigen Anstalten zur Produktion der Lebensbedürfnisse des Volks angelegten Betriebskapitals unter ihrer Botschaft standen.

Dann kam aber noch etwas Anderes zum Vorschein. Es fiel eine dritte Maske: die des amerikanischen Patriotismus. Zu den wirksamsten Phrasen, womit man das Volk im Interesse der schutzzöllnerischen Räuber bethört hatte, gehörte auch die, man müsse durch die Schöpfung einer großen heimischen Industrie dafür sorgen, daß Amerika nicht von Engländern und andern Europäern ausgesogen werde. Nun stellte es sich aber heraus, daß eine beträchtliche Anzahl der Trusts nicht von amerikanischen, sondern von englischen Kapitalisten organisirt worden war, wie z. B. die verschiedenen Stahl-Trusts, die

Bessemer Steel Association, die Merchants' Steel Association, verschiedene Stahl-Trusts in Illinois und Ohio, und eine Menge anderer — darunter auch, was besonders in Anbetracht der von McKinley und seinen Jüngern auf der Rednerbühne betriebenen Blechfabrikation lehrreich ist — das Zinnsyndikat in Californien. Außerdem wurde zu vielen weiteren Trusts, wie zu dem großen Paper Trust, dem Flour Mill Trust, dem Rubber Boot and Shoe Trust u. s. w., der größere Theil des Kapitals von Engländern geliefert. Während die schutzzöllnerischen Redner das Volk begeisterten mit dem Ruf: „Amerika und seine Industrie für Amerikaner", wurden in aller Stille die Früchte amerikanischer Arbeit und Betriebsamkeit europäischen Kapitalisten in die Hände geliefert, und die wirklich einheimische naturgemäße amerikanische Industrie wurde zerstört zu Gunsten auswärtiger Monopolisten, die sich zum größten Theil nicht einmal herbeiließen, wie Carnegie und Andere, sich pro forma als Amerikaner naturalisiren zu lassen! Und die englischen Gebieter auf den Feldern unserer Gewerbsthätigkeit werden über das Volk der Vereinigten Staaten eine viel wirksamere Herrschaft üben, als einst ihre Vorfahren über die Kolonisten in Massachusetts und Virginien! Wenn es diesmal wieder gelingt, die amerikanischen Stimmgeber im Interesse der Schutzzöllnerei in blocks of five aufzukaufen, so wird es nicht lange dauern, ehe die Fäden der amerikanischen Regierung zusammenlaufen, nicht im weißen Hause in Washington, sondern in irgend einem dunkeln Gebäude in Lombard- oder Downing-Street in London. *)

*) Um die durch die Enthüllungen über die Trusts hervorgerufene Aufregung zu beschwichtigen, hat man eine Anzahl Anti-Trust-Gesetze erlassen, mit denen von den republikanischen Häuptlingen große Parade gemacht wird. Wer aber mit dem amerikanischen Rechtswesen einigermaßen vertraut ist, weiß sehr gut, daß alle diese Gesetze in hundertfacher Weise umgangen werden können. Außerdem — selbst wenn die von einem Bundesrichter bereits geäußerten Bedenken Betreffs der Verfassungsmäßigkeit solcher Gesetze unbegründet wären — würde man die Zahl der Gerichtshöfe und Gerichtsbeamten wenigstens verzehnfachen

Uebrigens erfährt das Volk der Vereinigten Staaten bei dieser Gelegenheit nicht zum ersten Male, daß der ihm aus den hohen Einfuhrzöllen erwachsende „Schutz" sich in sein Gegentheil verkehrt. Schon seit vielen Jahren ist es eine allbekannte Thatsache, daß viele amerikanische Fabrikanten ihre Produkte in Europa um ein Drittel billiger verkaufen als in Amerika, aus dem einfachen Grunde, weil sie drüben der allgemeinen Konkurrenz unterliegen, von der sie zu Hause geschützt sind. Wunderbare patriotische Fürsorge der amerikanischen Regierung, die es so einzurichten weiß, daß ein amerikanischer Bürger das unschätzbare Vorrecht genießt, für die Erzeugnisse seines eigenen Landes ein Drittel mehr zu zahlen, als ein Ausländer jenseits des Ozeans!

Wie sich von selbst versteht, ist der Erlaß des McKinley-Gesetzes keineswegs die einzige bedeutsame Leistung der schutzzöllnerischen Vorsehung während der neuen Aera Harrison. Es genügte ihr nicht, die Einnahmen zu verringern — sie war auch darauf bedacht, die Ausgaben zu vergrößern. Zu diesem Behuf wurde u. A. ein neues Pensionsgesetz erlassen, welches die Zahl der Pensionäre um mehr als eine halbe Million vermehrte, und das ohnehin schon enorme jährliche Pensionsbudget auf mehr als hundertunddreißig Millionen hinauftrieb, so daß, wie ein ausgezeichneter General der Unionsarmee mit Recht bemerkt, das Volk der Vereinigten Staaten im Verhältniß zu seiner Bevölkerung für seine kleine Armee, seine unbedeutende Seemacht und seine Pensionen mehr Geld ausgiebt, als Frankreich und das deutsche Reich zusammengenommen für ihre enormen stehenden Heere, ihre Seemacht und ihre Pensionäre! Und unser Pensionsgesetz wurde nicht erlassen auf Betrieb und im Interesse derer, die im Krieg für die Erhaltung der Union ihre Glieder oder ihre Gesundheit eingebüßt hatten, sondern auf Betrieb und im Interesse einer Horde hungriger Pensionsagenten und —

müssen, um den schon bestehenden Trusts in wirksamer Weise den Prozeß zu machen.

Schutzzöllner, denen es darum zu thun war, für die Ausbeutung des Volks durch die Monopolisten einen dauernden Vorwand zu haben!

Das obenerwähnte letzte Pensionsgesetz hat — auch abgesehen von den Motiven, die seinem Erlaß zu Grunde lagen — für mich noch etwas besonders Empörendes. Während der früheren Präsidentenwahlkämpfe wurden viele Republikaner, die besonders durch die in den republikanischen Reihen um sich greifende Korruption stutzig geworden waren, immer wieder in ihre Partei zurückgescheucht durch die Behauptung, es sei die Absicht der Demokraten, im Fall sie zur Herrschaft gelangten, auch den „Rebellen" Pensionen zu bewilligen. Diese Behauptung war von vornherein eine freche Erfindung; zum Ruhme der Südländer muß gesagt werden, daß auf ihrer Seite nie die Forderung einer solchen Maßregel laut geworden ist. Sie betrachteten es nach Beendigung des Kriegs als unvermeidliche und selbstverständliche Folge ihrer Niederlage, für ihre Invaliden und die Wittwen und Waisen ihrer Gefallenen selbst sorgen zu müssen. Allein Angesichts der Maßregeln, mit deren Hülfe die jetzigen Häupter der republikanischen Partei (die, falls sie zur Zeit des Ausbruchs des Kriegs im Süden gewohnt hätten, sicherlich nicht auf Seite der Union gestanden wären) den Sieg des Nordens jetzt noch auszubeuten suchen, ist es an der Zeit, zu erklären, daß die große Mehrzahl der Soldaten, die während des Bürgerkriegs auf südlicher Seite kämpften, von demselben Bewußtsein der patriotischen Pflicht geleitet wurden, von dem unsere Kämpfer für die Union beseelt waren. Sie stritten, wie sie glaubten, für ihr Vaterland, ihren Staat und ihren eigenen Herd, und die Frage nach dem eigentlichen Ursprung des Kriegs und seine möglichen oder nothwendigen Folgen kam ihnen so wenig in den Sinn, wie sie unseren Freiwilligen im Feldzug gegen Mexiko in den Sinn kam, von denen Viele bekanntlich nur die Losung kannten: „Unser Land, sei es im Recht oder im Unrecht!" Es scheint mir daher im höchsten

Grade schmachvoll, noch jetzt — mehr als ein Vierteljahrhundert nach dem Ende des Kriegs — nachdem man dem Süden die Fürsorge für die invaliden Ueberlebenden seiner eigenen Armeen und außerdem seinen Theil der Steuern, die zur Aufbringung der an die Unionssoldaten zu zahlenden Pensionen erhoben worden sind, aufgebürdet hat, nachträglich noch die Last dieser Steuern in frevelhafter Weise zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß die nördlichen Republikaner ihre Allmacht in Washington seit mehr als zwanzig Jahren dazu benutzt haben, dem armen, durch den Bürgerkrieg fast an den Rand des Untergangs gebrachten ackerbautreibenden Volk des Südens durch ihre Schutzzölle zum Zweck der Bereicherung der nördlichen Fabrikherren das Mark aus den Knochen zu saugen. *)

Die Schutzzollfrage ist in den Vereinigten Staaten längst keine ökonomische mehr. Es handelt sich nicht mehr darum, ob unser Land sich durch die Beschränkung seines Verkehrs mit dem Auslande — durch die Verringerung seiner Einfuhr und

*) Soeben kommt mir ein Brief des republikanischen Abgotts Blaine zu Gesicht, worin dieser, um das Volk des Nordens zur Aufrechterhaltung des Schutzzollsystems anzufeuern, daran erinnert, daß auch die südliche Nullifikationsbewegung in einem Protest gegen die schutzzöllnerische Politik des Nordens seinen Ursprung gehabt habe — daß somit von jeher Rebellion und Opposition gegen den Schutzzoll gleichbedeutend gewesen sei. Ob es wohl möglich wäre, solchen Leuten begreiflich zu machen, daß die Südländer mit ihrem Protest gegen eine Politik, die eine Hälfte der Union zum Vortheil der andern besteuerte, vollständig im Rechte waren, und sich nur irrten in der Weise, in der sie ihre Opposition zur Geltung zu bringen suchten? Dabei ist jedoch zu bemerken, daß Calhoun und seine Genossen sich ihre Stellung selbst durch mehrfache Befürwortung früherer schutzzöllnerischer Maßregeln verdorben hatten. — Bekanntlich spielte die Erinnerung an das zu Anfang der dreißiger Jahre am Süden begangene Unrecht auch in der Aufregung der Südländer zur Zeit der Inauguration Lincoln's ihre Rolle, und trug nicht wenig dazu bei, die Leidenschaften des Antagonismus zwischen dem Norden und dem Süden bis zur Kriegswuth zu steigern.

die unvermeidlich dadurch bedingte Verminderung seiner Ausfuhr — bereichern könne, sondern darum, ob unsere demokratische Republik nicht nur in ihrer äußeren Form, sondern auch in ihrem inneren Wesen fortbestehen, oder Mächten anheim fallen soll, die unablässig an dem Werk ihrer Zerstörung arbeiten werden. Die Schutzzöllner wissen, daß es nur drei Hauptmittel gibt, ihre Herrschaft über das Land zu einer dauernden zu machen, nämerstens eine Verbindung mit allen andern Freibeutern, welche die öffentlichen Regierungsgewalten ihren Zwecken dienstbar zu machen streben; zweitens die vollständige Verwirrung der Volksintelligenz, und drittens, die progressive Demoralisation der Stimmgeber mit Hülfe der Maschinen- und Beutepolitiker, so daß für sie eine neue Art von Binnenmarkt geschaffen wird — ein Stimmenmarkt, von dem sie die zu ihren Zwecken nöthigen Majoritäten eben so beziehen können, wie das zu ihren Fabrikoperationen nöthige Rohmaterial. — In Bezug auf das erste dieser Mittel wäre eine Geschichte der Verbindung der Schutzzöllnerei mit dem Greenback- und späteren Silberschwindel sehr lehrreich, würde aber hier zu weit führen. Jedermann erinnert sich des Rufs zur Zeit der Herrschaft des Greenbackwahns: „Wir brauchen ein eigenes amerikanisches Tauschmittel so gut wie eine eigene amerikanische Industrie" — eines Rufs, der bei denen, die es auf eine Zerstörung des Verkehrs mit dem Ausland abgesehen hatten, sehr natürlich war. Mit der Zeit fanden jedoch selbst diejenigen Leute, die auf der Einlösbarkeit aller öffentlichen wie aller Privat-Obligationen in Greenbacks bestanden und den Präsidenten Grant veranlaßt hatten, sogar die Integrität des obersten Bundesgerichts anzutasten (durch die Ernennung von zwei neuen Richtern zum Zweck der Umstoßung der bekannten Entscheidung, wonach der Kongreß kein Recht hat, bestehende Obligationen durch Legal-Tender Gesetze zu entwerthen), ein Haar darin. Sie sahen sich bedroht von der Gefahr, daß auch ihre eigenen Reichthümer — die Früchte ihrer Manipulationen — in ihren Händen zu Löschpapier oder Asche würden,

und bekehrten sich allmählich zu dem Glauben an ein „gesundes Tauschmittel" (a sound currency). Aehnlich ging es später mit der Silberpolitik; sogar der Senator Sherman ist jetzt der Ansicht, daß das nach ihm benannte und von ihm befürwortete Gesetz vom Jahre 1890 widerrufen werden sollte. Hier ist zu bemerken, daß die Schutzzöllnerei, der Greenbackwahn und das Silberunwesen stammverwandt sind und alle in derselben Quelle ihren Ursprung haben — in der Lehre nämlich, daß es in der Macht des Kongresses steht, die natürlichen Gesetze der Produktion und des Verkehrs aufzuheben und durch künstliche zu ersetzen — daß also der Kongreß zum Besten des Volks durch legislative Erlasse die Früchte der Arbeit vermehren und Löschpapier oder entwerthetes Silber in Tauschmittel von bleibendem Werth verwandeln könne. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo man allgemein einsehen wird (was ich schon im Jahre 1876 in meinem dritten Brief über die politische Sachlage*) angedeutet habe), die wahre Lösung der Währungsfrage bestehe darin, daß der Kongreß sich darauf beschränke, Geld zu prägen, d. h. den Metallstücken Zeichen ihres Gewichts und Feingehalts aufzudrücken, und es dann den Kontrahenten selbst überlasse, in ihren Kontrakten vorzusehen, in welcher Münze die dadurch geschaffenen Obligationen einlösbar sein sollen — mit der Verfügung etwa, daß, im Fall eine solche Bestimmung nicht getroffen ist, die Wahl des Zahlungsmittels dem Empfänger anheimgestellt werden soll.

Ueber die Verwirrung der Volksintelligenz kann hier nur gesagt werden, daß sie nicht nur sehr weit gediehen, sondern in mehrfacher Beziehung sogar über die Intentionen der Schutzzöllner hinausgegangen ist und zu verschiedenen wundersamen Projekten geführt hat, die darauf abzielen, die Politik der gesetzgeberischen Kontrolle über die Produktionsverhältnisse auch auf die Landwirtschaft auszudehnen. Am interessantesten ist hier

*) Siehe dieses Buch, Seite 402.

die Forderung der Volkspartei, wonach der Kongreß, welcher den Besitzern der Silberminen ihre Produkte abkauft, den Bauern auch die Erzeugnisse des Ackerbaus abnehmen, zu dem Zweck große Waarenlager errichten und den Vertrieb des aufgespeicherten Korns, Weizens, Hafer u. s. w., zu einem durch das Gesetz zu bestimmenden Minimalpreise durch geeignete Beamte besorgen lassen soll — eine Zumuthung, gegen welche die Silberleute und Protektionisten sicherlich nichts Stichhaltiges einwenden können.

Auch über die progressive Demoralisation des Volks ist es kaum nöthig, ein weiteres Wort zu verlieren. Daß es im Interesse der Schutzzöllner liegt, die Maschinen- und Beutepolitik auf alle Weise zu fördern, liegt auf der Hand. Nicht nur entledigt man sich mit ihrer Hülfe der Nothwendigkeit, gewissen Leuten, die immer vom Gemeinwohl sprechen und wissen wollen, was bei den schutzzöllnerischen Maßregeln für das ganze Land, für die Konsumenten u. s. w., herauskomme, Rede zu stehen, sondern es ist auch bequemer, die Stimmtruppen auf dem Stimmenmarkt nicht blos in „blocks of five", sondern in Abtheilungen von ein paar Tausend vorzufinden; und für solche Abtheilungen sorgen eben die Beutepolitiker.

Außer den im Vorstehenden flüchtig berührten Gefahren gibt es indeß noch eine andere, größere, von den protektionistischen Lehrern und Praktikern heraufbeschworene oder wenigstens auf's Aeußerste gesteigerte Gefahr, von der nicht nur der Bestand unserer Republik, sondern die Grundlagen der modernen Zivilisation bedroht werden: die sozialistischen und kommunistischen Bewegungen unter den arbeitenden Massen. Nach der Lehre der Protektionisten ist es Aufgabe und Pflicht des Staats, durch seine Gesetzgebung das Gesetz des Angebots und der Nachfrage und die übrigen natürlichen Gesetze der Produktion und des Verkehrs aufzuheben und die Bedingungen der Produktion künstlich so zu regeln, daß die in den verschiedenen Industriezweigen angelegten Kapitalien — gleichviel, ob die natürlichen Bedin-

gungen zu einem erfolgreichen Betrieb dieser Industriezweige vorhanden sind, oder nicht — sich rentiren. Daß der dabei vorgeschobene Vorwand, die zu dem Zweck geforderten Maßregeln kämen auch den Arbeitern zu Gute, durchaus trügerisch und nichtig ist, wissen die Arbeiter sehr gut aus der Erfahrung. So ziehen denn diese in ihrem Interesse aus der protektionistischen Lehre die logischen Konsequenzen. Da der Staat sie nicht schützt, so schreiten sie zur Organisation eigener Genossenschaften, die nun ihrerseits das Gesetz des Angebots und der Nachfrage und die sonstigen Gesetze der freien Arbeit und Produktion in ihrer Anwendung auf die Arbeiter selbst ebenfalls aufheben, und den Arbeitgebern vorschreiben, welche Arbeiter sie anstellen, welche Löhne sie zahlen, wie viele Stunden täglicher Arbeit sie verlangen, welche Maschinen sie gebrauchen sollen u. s. w. Diese Genossenschaften gestalten sich mit der Zeit zu einem vollständigen Staat im Staat und führen naturgemäß zu Konflikten mit der gesetzlichen Ordnung, wie wir sie diesen Sommer in Homestead und anderen Orten erlebt haben.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Arbeiterorganisationen, vom Standpunkt des Protektionismus aus betrachtet, in ihrem Recht sind. Wenn der Staat in die natürlichen Produktionsverhältnisse im Interesse der Kapitalisten eingreift, so kann der Arbeiter mit Recht fordern, daß er dafür durch entsprechende Eingriffe in diese Verhältnisse in seinem Interesse entschädigt werde. Aber vom Standpunkt der Grundvoraussetzungen der amerikanischen Freiheit sind sie natürlich, ebensowohl wie die Protektionisten, im Unrecht,

Es ist hier der Ort nicht, des Weiteren auseinanderzusetzen, wie der Protektionismus unabweisbar zum Sozialismus, oder vielmehr zum Kommunismus führe. Eben so wenig kann hier im Einzelnen gezeigt werden, daß die Lehren des konsequenten Sozialismus wie die des inkonsequenten Protektionismus auf durchaus falschen Prämissen beruhen — daß dauernde und gedeihliche soziale Einrichtungen nicht künstlich konstruirt, sondern

auf dem Wege der natürlichen, allmählichen Entwickelung zur Gestaltung kommen können, daß die Möglichkeit alles wirklichen Fortschritts auf der Erweiterung des Spielraums der individuellen Freiheit beruht und nicht auf der Einführung eines maschinenmäßigen Zwangs, daß ohne die Dazwischenkunft verderblicher Gesetzgebung jede Entdeckung auf dem Gebiete der Wissenschaft und jede Erfindung auf dem Felde der Technik dem Arbeiter in höherem Maße zu Gute kommt, als dem Kapitalisten, weil sie den Werth und die Bedeutung der Früchte früherer Arbeit — also des Kapitals — herabsetzt und den Werth und die Bedeutung aller zukünftigen Arbeit steigert, daß somit die wahre Lösung der sog. Arbeiterfrage darin besteht, die Privilegien des Kapitals zu zerstören, ohne seine legitimen Rechte zu beeinträchtigen, und in solcher Weise für die freie Machtentfaltung der Arbeit den Boden zu ebnen. Niemand hat ein größeres Interesse an der Aufrechterhaltung der individuellen Freiheit auf allen Gebieten des politischen und sozialen Lebens, als der Arbeiter!

Es hat nach meinem Ermessen noch nie eine nationale Wahl in den Vereinigten Staaten gegeben, in der so viel auf dem Spiel stand, wie in der diesjährigen Präsidentenwahl. Es giebt nicht wenige Menschen auf beiden Seiten des atlantischen Meeres, die an dem Sieg des Guten und Rechten in unserm Lande verzweifeln und der Ansicht sind, daß bei uns, wie Karl Hillebrand sich ausdrückt*) „der Staat sammt und sonders den Schwindlern und Unsaubern ausgeliefert worden ist." Allein ich theile diese Stimmung nicht; meine Blicke wenden sich voll Zuversicht zu dem stillen und ernsten Mann, der offenbar von einem großen Theil unseres Volks als eine Verkörperung des öffentlichen Gewissens verehrt wird, und dessen Wahl mir durch dieselben Mächte verbürgt zu sein scheint, die schon vor mehreren Monaten seine Ernennung in Chicago außer Zweifel stellten.

*) Wälsches und Deutsches, Seite 108.

411318

LG
S7825r

Stallo, John Bernard
Reden, Abhandlungen und Briefe.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

A. BRUDERHAUSEN
15 West